n.V.

2° OS 184 (1/1
~~919~~ n.V.
A 133

Zur Bibliothek d. k. Gewerbsschule
Straubing.
~~B. 6.~~

4. 24

MITTELALTERLICHE KUNSTDENKMALE.

ERSTER BAND.

Mittelalterliche Kunstdenkmale des Oesterreichischen Kaiserstaates.

Herausgegeben von Dr. Gustav Heider, Professor Rud. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser.

Stuttgart 1856. Verlag von Ebner & Seubert.

Mittelalterliche Kunstdenkmale des Oesterreichischen Kaiserstaates.

Herausgegeben von Dr. Gustav Heider, Professor Rud. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser.

Stuttgart 1856. Verlag von Ebner & Seubert.

MITTELALTERLICHE

KUNSTDENKMALE

DES

ÖSTERREICHISCHEN KAISERSTAATES.

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. GUSTAV HEIDER, PROFESSOR RUD. v. EITELBERGER UND ARCHITECTEN J. HIESER.

ERSTER BAND.

Mit 36 Tafeln in Stahlstich oder Farbendruck und 108 in den Text gedruckten Holzschnitten.

STUTTGART.

VERLAG VON EBNER & SEUBERT.

1858.

135778 034

Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Staatl. Bibliothek Passau

[illegible]

[illegible]

dem Kaiser von Oesterreich

Franz Joseph I.

ehrerbietigst gewidmet

von den Herausgebern

Seiner

K. K. Apost. Majestaet

dem Kaiser von Oesterreich

Franz Joseph I.

allerunterthänigst gewidmet

von den Herausgebern.

Vorwort.

Die mittelalterlichen Denkmale des österreichischen Kaiserstaates bieten von mehr als Einem Gesichtspunkte ein Schauspiel der eigenthümlichsten Art. Sie sind hervorgegangen aus den verschiedensten Kulturzuständen unter Völkern von verschiedenen Sprachen, unter dem Einflusse der mannigfaltigsten historischen Ereignisse. Sie begleiten die Geschichte der Kronländer des österreichischen Kaiserstaates von den frühesten Zeiten an bis auf unsere Tage. Aus fast allen Epochen des christlichen Alterthums und des Mittelalters finden sich im österreichischen Kaiserstaate Werke von nicht geringer Bedeutung. Es dürfte kaum eine Stilrichtung der mittelalterlichen Kunst geben, die nicht in ihnen ihre Vertretung fände. Selbst aus jenen Zeiten, wo die Völker des romanisch-germanischen Mittelalters jene Kunstsprache noch nicht ausgebildet hatten, welche gegenwärtig die Sprache der gesammten christlichen Welt geworden ist, besitzt der österreichische Kaiserstaat zahlreiche und interessante Ueberreste. Welch' herrliche Monumente sind nicht aus den Epochen des romanischen und gothischen Stils in den einzelnen Kronländern; wie glänzend ist der Einfluss von Byzanz, Ravenna und dem Oriente her in Venedig und auf dem Küstenstriche des Adriatischen Meeres vertreten!

Sämmtliche Monumente des österreichischen Kaiserstaates scheiden sich nach zwei Hauptrichtungen. Ein Theil derselben gehört der Kunst Italiens an, der andere fast ausschliesslich der deutschen Kunst. Der Einfluss der byzantinisch-ravenatischen Richtung ist mit Ausnahme der genannten Küstenstriche eine zwar interessante, aber höchst vereinzelte Erscheinung in den übrigen Kronländern; die Kunst Italiens und des deutschen Reiches war zu selbstständig, als dass die absterbende Kunst des Orientes anders als stossweise auf den Westen und Süden Europa's Einfluss nehmen konnte. Je kräftiger, je eigenthümlicher die Kunst der romanisch-germanischen Völker wurde, desto mehr trat der Einfluss des Orientes in den Hintergrund. Die neue Zeit, die Zeit der christlich-mittelalterlichen Bildung, siegte vollständig über die letzten Ueberreste antiken Kunstlebens, das sich verkümmert und mühsam in den letzten Zeiten des byzantinischen Volks- und Staatslebens erhalten hat.

Die Kunstdenkmale der neuerstandenen Völker des Mittelalters, welche die weiten Räume des österreichischen Kaiserstaates einschliessen, sind aber nur sehr wenig bekannt. Nur in sehr kleinen Kreisen kennt man die Schätze, die sich fast in allen Kronländern der österreichischen Monarchie finden. Die Denkmale des österreichischen Italiens, welches selbst im Mittelalter lange Zeit mit dem deutschen Reiche im engsten Verbande stand, bieten in ihren Kunstformen zu nicht geringem Theile den Uebergang zwischen der Kunst Mittelitaliens, des Südens und des germanischen Nordens. Schon desswegen mussten sie in diesem Werke ihre Vertretung finden, wenn auch nicht ihre hohe künstlerische Bedeutung und der Umstand für die Aufnahme in dasselbe sprechen würde, dass sie mit Ausnahme einiger Monumente, die an den grossen Kunststrassen der Reisenden liegen, dem nicht deutschen Publikum nur sehr wenig bekannt sind.

Die Unterzeichneten hoffen, dass diese Monumente ein nicht geringeres Interesse haben werden, als jene, die ihrer Stilrichtung und ihren Kunstformen nach an und für sich dem deutschen Publikum näher liegen.

Bei der Herausgabe der Monumente selbst werden sich dieselben an keine bestimmte chronologische Ordnung noch an eine Reihenfolge nach Kronländern halten. Bei dem gegenwärtigen Stande der archäologischen

und Kunstforschungen in Oesterreich wäre eine solche kaum einzuhalten. Dagegen wird am Schlusse dieses Werkes eine doppelte Uebersicht beigegeben werden, eine chronologische und eine zweite nach den einzelnen Kronländern, denen Denkmale entnommen sind.

Bei der Wahl letzterer selbst haben sich die Herausgeber von keinen anderen Rücksichten leiten lassen, als jenen, welche zugleich im Interesse der Kunst und ihrer Geschichte einerseits und dem des Publikums andererseits liegen. Es werden nur solche veröffentlicht werden, die entweder bisher ganz und gar unbekannt blieben, oder nur ungenügend vorgeführt wurden. Niemand dürfte Gefahr laufen, Dinge in die Hand zu bekommen, die zu den bereits bekannten gehören.

Die Zeichnungen werden unmittelbar nach den Denkmalen selbst aufgenommen. Es ist dafür Sorge getragen worden, dass die Darstellungen selbst so genau als möglich werden, ohne jene Zuthaten, die so häufig die Denkmale des Mittelalters nicht in dem Zustande erscheinen lassen, in dem sie sich befinden, sondern in jenem, in welchen sie der zeichnende Künstler versetzt wünscht.

Das Unternehmen wendet sich nicht an das gelehrte, sondern an das kunstliebende und Künstler-Publikum, der erklärende Text macht daher nicht Anspruch auf neue Forschungen und archäologische Untersuchungen, sondern auf genaue Beschreibung des Monumentes, einfache und deutliche Erklärung der Kunstbeilagen. Es wird aber die Aufmerksamkeit der Herausgeber besonders darauf gerichtet sein, dass jene Resultate, welche als Frucht von Forschungen in das Gebiet gewonnener Thatsachen übergegangen sind, für den Text vollständig benützt werden. Da aber eine Reihe der bedeutendsten Quellenforscher des Kaiserstaates den Unternehmern sich angeschlossen hat, deren Namen an den betreffenden Orten zu nennen, den Unterfertigten eine angenehme Pflicht ist: so dürfte der Text selbst nach mehr als Einer Seite hin zur Bereicherung der Kunstgeschichte beitragen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Bauten, welche gegeben werden, vorzugsweise kirchliche Bauten sind. Es werden sich ihnen jene Denkmäler dekorativer oder plastischer Art anschliessen, die sich in denselben befinden oder mit denselben in Verbindung stehen. Diese Werke von meist kleineren Dimensionen durften nicht übergangen werden, da dieselben für den Künstler und für den Priester in unseren Tagen als Ueberreste einer Zeit ehrwürdig sind, wo das kirchliche und das künstlerische Leben Hand in Hand gingen. Diese sind daher für Künstler und Kunstfreunde nicht minder wichtig wie die Bauten selbst, nicht blos als Gegenstände der Bewunderung ihrem Kunstwerthe nach, sondern auch ein Vorbild für alle Jene, denen die Pflege der kirchlichen Kunst in unsern Tagen Lebensaufgabe geworden ist.

Jeder, der nur einigermaassen mit den Mitteln vertraut ist, welche ein Unternehmen verlangt, das in so weiten Kreisen, auf so grossem geographischen Gebiete meist ganz unbekannte Werke zu veröffentlichen unternimmt, wird begreifen, dass das Zustandekommen desselben nur unter grossen Opfern von Seite sowohl des Verlegers als der Herausgeber möglich war. Würde nicht von denselben die Ueberzeugung getheilt werden, dass mit einem Werke der Art den Bedürfnissen der Kunst, den Wünschen der Kunstfreunde nicht blos Oesterreichs, sondern auch des gesammten Deutschlands entsprochen würde, sie hätten sich zu demselben nicht entschlossen. Jeden Wink Einsichtiger berücksichtigend, werden sie ihr Ziel, Oesterreichs Schätze nach Einer bis jetzt wenig gewürdigten Seite in weiteren Kreisen bekannt zu machen, mit Ausdauer verfolgen und Alles aufbieten, hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückzubleiben.

Schliesslich halten sie sich verpflichtet, die freundliche Unterstützung anzuerkennen, die ihnen von Kunst- und Fachgenossen zu Theil ward, insbesondere aber dankend der Begünstigungen bei den Vorarbeiten dieses Werkes zu erwähnen, welche den Herausgebern die hohen Ministerien des Innern, des Handels und der öffentlichen Bauten, insbesondere aber das Ministerium des Kultus und Unterrichtes angedeihen liessen.

Wien, im März 1856.

Dr. G. Heider.
Prof. R. v. Eitelberger.
Architekt J. Hieser.

I. HEILIGENKREUTZ.

(Erzherzogthum Oesterreich. Viertel unter dem Wienerwald.)

A. Historische Einleitung

von

Joseph Feil.

1. Andeutungen über die Eigenthümlichkeiten der Satzungen des Cistercienser-Ordens in Bezug auf Bau und Einrichtung der Klöster und Kirchen dieses Ordens.

Indem diese Darstellungen kirchlicher Baudenkmale im österreichischen Kaiserstaate mit der Schilderung des ältesten Cisterzienser-Klosters in demselben die Reihe eröffnen, scheint es geboten, einige Andeutungen über die Eigenthümlichkeiten im Bau und in der Einrichtung der Klöster und Gotteshäuser dieses Ordens, mit Benutzung einer, für archäologische Forschungen in diesem engeren Bereiche bis nun noch viel zu wenig beachteten Quelle, nämlich der Ordensregeln und Beschlüsse der Generalcapitel, vorauszuschicken. Auch dürfte das Interesse an diesen ehrwürdigen Bauüberresten verflossener Jahrhunderte erhöht werden, wenn dieselben nicht als blosser Stoff der Kunstbetrachtung aufgefasst, sondern mit dem Leben in Verbindung gebracht werden, welches einst in diesen ernsten Hallen waltete.

Das Mönchwesen beruht nach seiner moralischen Grundlage auf dem Gegensatze zwischen Welt und Gott, nämlich auf der Annahme eines gänzlichen Verderbnisses der gesellschaftlichen Zustände, dem der Drang nach lauterer Durchgeistigung nur durch die Flucht in die Einsamkeit entgehen könne; dazu gesellte sich noch die, vorerst im Oriente eingewurzelte Idee, dass frühere Vergehungen nur durch freiwillige Lossagung von allen Lebensfreuden und dem Verkehr mit Menschen vor Gott gesühnt werden können. So verbreitete sich der Grundgedanke des alten Anachoretenlebens auch auf den christlichen Cultus und über das gesammte Abendland. Die einsam Büssenden waren jedoch häufig erhöhten Gefahren für das geistige Leben ausgesetzt, wenn der erste Eindruck eines erschütternden Unglücksfalles oder die Bitterkeit der Reue über Begangenes allmälig abgeschwächt, der erste Eifer nicht selten übertriebener Kasteiungen einem Wechsel der Gemüthsstimmung gewichen war. Es konnte nicht fehlen, dass sie, welche in ihrer Einsamkeit jeder geistigen Belehrung und Leitung ermangelten, von Zweifeln gepeinigt wurden, welchen sie nichts entgegenzusetzen wussten und in einzelnen Fällen einer inneren Haltlosigkeit zum Opfer fielen, welche sie bis zur Zerstörung einer ihnen zur Last gewordenen Existenz führte.

Die Gründung von Klöstern [1] suchte nun diesen Gefahren durch die Vereinigung der ursprünglich einsam lebenden Mönche in eine geistliche Gemeinschaft, unter strenger Abschliessung von der Welt (Clausur) und durch ein, bestimmten Regeln untergeordnetes Leben zu begegnen. Die Aufgabe, der Gründer der abendländischen Mönchsklöster zu werden, war dem, nachmals heilig gesprochenen Benedict (geb. um 480 zu Nursia in Umbrien, † 21. März 543) vorbehalten, dessen um 515 entworfene Ordensregel, in dem von ihm 529 gestifteten Mönchskloster Monte-Cassino zuerst eingeführt, allen im IX—XI. Jahrhundert entstandenen mönchischen Vereinigungen als frommer Leitstern gottgeweihten Wandels diente, und zu der sich namentlich der Cistercienserorden bekannte. [2]

Wir fassen daher die Ordensregel des h. Benedict [3] insoweit ins Auge, als deren unveräusserlicher christlich-frommer Kern, bei allen Aenderungen im Unwesentlichen, fortan die feste Basis der fortbauenden Beschlüsse der Generalcapitel dieses Ordens blieb.

Benedict suchte durch den Geist strenger Zucht und Ordnung dem verderblichen Treiben der verwilderten Mönche durch die Aufstellung seiner Regel (c. 1.) entgenzuwirken. Liebe zu Gott und dem Nächsten stellte er als das oberste Gebot auf; strenge Selbstverläugnung zur Bezähmung der sinnlichen Regungen als erste Pflicht des Mönches (c. 4.). Als wirksamstes Mittel sie zu erfüllen erkannte er strenge Abschliessung von der Welt, äusserste Enthaltsamkeit in allen, von der menschlichen Natur nicht völlig abzutrennenden irdischen Genüssen; ein ausschliesslich gottesdienstlichen Uebungen, erbaulicher Lectüre und körperlicher Arbeit (dem Feldbau und Handwerk) gewidmetes Leben (c. 48.). Die Früchte der Arbeit, namentlich des Kunstgewerbes, seien nur für den Bedarf des Hauses und zum Absatze um einen billigeren, als den für Laien gewöhnlichen Preis bestimmt (c. 57.). An der Spitze der klösterlichen Gemeinde stehe ein, aus der Mitte der Brüder gewählter, also von deren Vertrauen getragener Abt, als Stellvertreter Christi, dem unbedingt gehorcht werden müsse. Der Abt dagegen habe die Strenge der durch die Regel gebotenen Zucht durch Liebe und Barmherzigkeit zu mildern, Strafen nur zur Ausrottung von Lastern mit Vorsicht und Maass anzuwenden, so dass er mehr geliebt als gefürchtet werde (c. 2.). Die Aufnahme in ein Kloster sei nicht leicht zu machen, da nur Wenigen die zu einem echt canonischen Leben erforderliche moralische Stärke zu Theil geworden. Desshalb wurde dem neu Eintretenden (*novitio*) ein Probejahr (*noviciatus*) zugestanden, um sich und seine Seelenstärke gegenüber den strengen Forderungen der Ordensregel zu erproben. Wenn er bei seinem Beschlusse beharrte, musste er das Gelübde ablegen und schriftlich bekräftigen: für Lebensdauer sich der Regel nie mehr zu entziehen (welche Verpflichtung vor Benedict nicht bekannt war), völlige Sinnesänderung, Gehorsam vor Gott und seinen Heiligen, bei sonstiger Verdammniss, für immer zu bewahren. Darauf erfolgte die feierliche Einkleidung in der Kirche. Alles, was der so in die Klostergemeinschaft Eintretende eigenthümlich besass, musste dann den Armen oder dem Kloster dargebracht werden (c. 58.). — Diess der Ursprung der Ordensgelübde (Profess) des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit.

Als die wesentlichsten Tugenden des Mönches wurden gottesfürchtige Demuth mit gänzlicher Willensverläugnung, unbedingtem Gehorsam und Vertrauen zum Abte; stete Schweigsamkeit mit nur seltenem Gebrauch der Sprache zu bündiger Beantwortung gestellter Fragen, Vermeidung des Lachens und eine selbst in Gang und Haltung auszudrückende Demuth als Verhaltungsregeln vorgezeichnet (c. 5—7.).

Wir beschränken uns auf diese wenigen allgemeinen, doch den moralischen Kern umfassenden Andeutungen, und gehen zur Gründung des Cistercienserordens und zur Hinweisung auf die in demselben aufgestellten besonderen Satzungen über.

Dieser Orden verdankt seinen Ursprung dem frommen Eifer des h. Robert, ersten Abtes des Klosters zu Molesme (*Molismum*), der 1098 [4] in reformatorischer Richtung gegen die zu Molesme eingerissene Verderbtheit, in einem unwirthlichen, nur mit Dornen und Gehölze bewachsenen, durch ein Flüsschen bewässerten Thale von Citaux (*Cistercium*), für 20 Mönche das erste Cistercienser-Kloster (ursprünglich *Neukloster*, *Novum-Monasterium* genannt) gründete, und auf Befehl des P. Urban II. 1099 [5] nach Mosleme zurückberufen, die weitere Pflege der neuen Pflanzung seinem Schüler Alberich als zweitem Abte überliess, der die Regel des h. Benedict in ihrer ursprünglichen strengen Geltung einführte. Der dritte Abt Stephan setzte unter Zustimmung der zusammenberufenen Brüder 1108 — 1109 einige mit der Regel des heil.

Benedict im Einklange stehende Bestimmungen fest, [6] welche, vorerst nur für das Kloster zu Citaux bestimmt, öfter mit der um 11 Jahre späteren und bereits auf die Verbreitung des Ordens absehenden s. g. *Charta charitatis* verwechselt wurden. [7] Von den archäologischen Beziehungen des Statuts von 1108 werden wir später Gebrauch machen.

Stephan stiftete noch vier Cistercienser-Klöster, 1113 La Ferte (*Ferinitas*) im Sprengel von Chalons, 1114 Pontigny (*Pontigniacum*) in jenem von Auxerre, 1115 Clairvaux (*Clara-Vallis*) und Morimond (*Morimundum*) beide im Sprengel von Langres, deren Vorsteher als jene der vier ersten Tochter-Klöster zum Mutter-Stifte Citaux den später gegründeten Cistercienser-Abteien gegenüber (nämlich 1118: Pruly, La Cour-Dieu, Trois-Fontaines und Bonnevaux; 1119: Bouras, Fontenai, Cadorin und Mazan) einen gewissen Vorrang behaupteten. Bei solcher Ausbreitung des Ordens war Stephan darauf bedacht, alle diese einzelnen Ordenshäuser, zu gleichartiger Disciplin und strenger Aufrechthaltung der Ordensregel, durch ein gemeinsames Band der Observanz zu vereinigen, und dieses Bestreben liegt der sogenannten Charte der christlichen Liebe (*charta charitatis*) zu Grunde, welche Stephan nach sorglichen Berathungen mit den Aebten und Brüdern der erwähnten Klöster und mit deren Zustimmung zu Stande gebracht und der päpstlichen Genehmigung unterzogen hat, welche Satzungen (*capitula et constitutiones*) Papst Calixt II, unterm 23. December 1119 auch wirklich für immerwährende Zeiten bestätigte. [8] Diese Charte der Liebe [9] ist nun das Grundgesetz des Cistercienser-Ordens (*fundamentum ordinis*), auf welches bei den Beschlüssen der Generalcapitel zu Citaux fortan hingewiesen wurde. [10]

Den culturgeschichtlichen Inhalt dieses Statuts den nachstehenden Andeutungen vorbehaltend, soll hier nur auf jene allgemeineren Bestimmungen hingewiesen werden, die sich auf die Regelung des Ordens in seiner weiteren Ausdehnung beziehen. Vor allem wurde die unveränderte Aufrechthaltung der Ordensregel des hl. Benedict, wie sie zu Citaux beobachtet wird, ohne neue Auslegung vorgeschrieben, und keinem Ordensgliede irgend eine Ausnahme zugestanden. Alle Aebte des Ordens sollen sich alljährlich in Citaux zum Generalcapitel einfinden, von dessen Berathungen und Beschlüssen die Sorge für das Seelenheil, für strenge Beobachtung der heiligen Regel und der Ordensstatuten, für Förderung des Friedens, der Liebe und Einigkeit abhängig war. In einer dieser Richtungen nachlässige Aebte sollen durch einen andern Abt liebreich aufgerufen (proclamiert), ihre Schuld bekennen und Busse thun. Auf dem Generalcapitel hat jeder Abt zu erscheinen, und nur Krankheit oder allzuweite Entfernung seines Standortes von Citaux, vorläufig angezeigt, kann als Entschuldigungsgrund gelten; wer ausserdem wegbleibt, hat im nächsten Jahre bei seinem Erscheinen die Schuld zu bekennen und gebührende Strafe zu gewärtigen. Der Abt von Citaux konnte die in einem andern Cistercienserkloster wahrgenommenen Abweichungen von der Regel oder den Ordenssatzungen abstellen, Neuerungen jedoch nur mit Zustimmung des Localabtes und seiner Brüder vornehmen. Jeder Abt der fünf älteren Klöster (also jener zu Citaux, Laferte, Pontigny, Clairvaux und Morimond) hat entweder selbst, oder durch einen anderen Abt alljährlich die von ihm gestifteten Töchter-Abteien wenigstens einmal zu visitiren, sowie dieses hinwieder durch die ersten vier Aebte (nämlich Laferte, Pontigny, Clairvaux und Morimond) in Bezug auf die Abtei Citaux zu geschehen habe. Bei dem Zusammentreffen der Aebte mehrerer, einander nicht durch die Grade der Filiation unterworfenen Abteien in einem Ordenskloster, gebühre dem Abte des ältesten dieser Klöster der Vorrang. Der eine neue Abtei stiftet, behauptet über letztere stets die Superiorität. Wenn ein Abt stirbt, hat für die Dauer der Erledigung der Vaterabt (*major abbas*; nach der Filiation der Abteien zu verstehen), die Obsicht zu pflegen, einen bestimmten Tag zur Vornahme der neuen Wahl auszusetzen, welche durch alle Brüder des verwaisten Klosters und die einzuberufenden Aebte der diesem affilirten Klöster aus ihrer Mitte nach Vernehmung des Rathes und Wunsches des Vaterabtes zu geschehen hatte, wobei die Wahl von Brüdern eines andern Ordens unbedingt ausgeschlossen war. Ferner wird der besondere Vorgang bei der Wahl eines Abtes vom Mutterkloster zu Citaux (*quia mater est omnium nostrarum domuum*) vorgeschrieben, und es werden die Bedingungen zur Entsetzung eines Abtes, seiner Bestrafung u. s. w. geregelt. Dieses Grundgesetz des Cistercienser-Ordens enthält also die Bestimmungen der Organisation des Ordens und handelt nur von den persönlichen Rechten und Pflichten, ohne sächliche Anordnungen in Bezug auf den Bau oder die Einrichtung der Klöster und Kirchen des Ordens zu berühren. [11] Für die diesen Zeilen vorgesetzte Aufgabe dürfte die hier gegebene kurze Uebersicht der Ent-

stehung und ersten Entwickelung der Regel und Statuten des Cistercienser-Ordens genügen. Eine reichere Fülle archäologischen Stoffes bieten einzelne Bestimmungen der Beschlüsse der Generalcapitel. [12] In Bezug auf dieselben bemerken wir, dass die Behauptung irrig ist, sie seien wohl anfangs alle Jahre, später aber regelmässig alle drei Jahre abgehalten worden. [13] Gewiss ist nur, dass für die einzelnen Aebte der Cistercienserklöster, zumal nach der späteren weiten Ausbreitung des Ordens die strenge Erfüllung des Besuches der alljährlichen Generalversammlungen wegen der grossen Entfernung ihres Standortes von Citaux, zumal in bewegten und durch kriegerische Vorgänge gestörten Zeitläufen mit sehr grossen Mühesaalen und Gefahren verbunden war, so dass die späteren laxeren Observanzen in dieser Richtung aus leicht erklärlichen Gründen eintreten mussten.

Gründung eines Klosters.

Oertlichkeit. Schon Benedicts Ordensregel setzte fest, dass ein Kloster wo möglich so gebaut werden solle, dass es alles für den nöthigen Unterhalt Erforderliche, nämlich Wasser, Mühle, Garten, Bäckerei und Werkstätten für die Handarbeiten innerhalb seiner Mauern umschliesse, damit die Mönche nicht genöthigt seien, den Bereich des Klosters zu überschreiten (515, c. 66). Der Benedictiner-Mönch Hildemar, welcher im IX. Jahrhundert lebte und jene Regel commentierte, setzte nebstdem insbesondere fest, dass wenn ein Kloster gestiftet werden soll, sich vorerst behufs der hiezu ausersehenen Oertlichkeit von Seite des Landesherrn oder anderer weltlicher Grossen, sowie von Seite des Bischofes der Zustimmung zu versichern sei, dass aber solche Klöster entfernt vom Sitze weltlicher und geistlicher Höfe anzulegen seien, ferner müsse das Kloster, bevor es von den Mönchen bezogen wird, vom Stifter mit dem zur Deckung des Unterhaltes und der Bekleidung der Religiösen erforderlichen Einkommen ausgestattet sein. [14]

Diese Satzungen fanden im Cistercienser-Orden anfangs äusserst strenge Anwendung, ja der dritte Abt zu Anievaux, Fastred, wies in offenbar übertriebener Askese darauf hin, dass die ersten Klöster absichtlich in sumpfigen, abschüssigen Thälern erbaut wurden, damit die Mönche, öfter erkrankend, stets den Tod vor Augen haben, um nie sorgenlos zu leben. [15]

Schon in den ersten Cistercer-Statuten vom Jahr 1101 [16] wurde bestimmt, dass bei der Errichtung einer neuen Abtei dem Beispiele des hl. Benedict gefolgt werde, der die Klöster stets an Orten gründete, die dem Verkehre der Menschen entrückt waren, also nie in Städten, Schlössern oder Dörfern. Ebenso wurde jene Anordnung Benedicts festgehalten, welche die Zahl der Brüder für jedes neu errichtete Kloster auf zwölf unter dem Abte als dreizehnten beschränkt hatte; [17] ohne Zweifel, da der Abt als Stellvertreter Christi bei der Klostergemeinde galt (515, c. 2), zugleich eine symbolische Anspielung auf Christus mit seinen zwölf Aposteln. Diese Zahl wurde auf späteren Generalcapiteln als das Minimum einer Klosterbrüderschaft bezeichnet, um längerhin als solche bestehen zu können (1189, $_3$; 1275, $_4$; 1276, $_1$).

Wenn die zur Errichtung eines neuen Klosters bestimmte Oertlichkeit ausersehen war, so musste schon nach einem Gesetze des Kaiser Justinian (535—565, *novella 51*) der Bischof, in dessen Sprengel jene lag, vorerst um die Zustimmung zur Errichtung des Klosters angegangen werden (M. 869). [18] Dieser begab sich dann an Ort und Stelle, wo ein Kreutz, das Zeichen der Erlösung, an dem Platze des künftigen Hauptaltares der Kirche aufgerichtet wurde; hier erhob er die Hände zum Himmel und weihte den Ort mit einem brünstigen Gebete Gott, worauf der erste Grundstein für den so dem Schutze und Seegen des Höchsten empfohlenen Aufbau gelegt wurde. [19]

Was die Bauanlage und den Umfang der Klöster mit ihren Bethkirchleins anbelangt, so hielten sich die ältesten Mönche streng an die äussersten Grenzen des unausweichlichen Bedürfnisses und an den Grundsatz der grössten Einfachheit in Bauwerk und Einrichtung (M. 223—226). Die Regel des hl. Benedict (c. 7) unterstützte diesen Grundsatz durch die Hinstellung der Forderung, dass der Mönch durch Einhaltung der äussersten Genügsamkeit einen der ersten Grade seiner Demuth bekunde, die sofort in allen Beziehungen auf das strengste einzuhalten sei. Der Cistercienser-Orden, die Armuth als Nährmutter seines Bestandes an die Spitze stellend (1205, $_1$), folgte zu Anfang strenge diesem Gebot, und prägte den Stempel desselben auch in

der kümmerlichen Form bei der Ausstattung seiner Bauwerke aus. Durch diesen Grundsatz und das Gebot der strengsten Clausur für die Mönche selbst, sowie durch die anfangs zusammen auf dreizehn bestimmte Anzahl derselben, waren denn auch schon überhaupt die Anlage und der Umfang der einzelnen Bestandtheile des ältesten Klosters bedingt, welches in Bezug auf den Cistercienser-Orden das den Karthäusern als Regel vorgezeichnete Zellen-System zu Anfang völlig ausschloss.

Diese Bestandtheile waren zumeist in folgenden Richtungen angelegt. Den nördlichen Theil beherrschte die Kirche in solcher Art, dass der den Hochaltar umschliessende Theil nach Osten hin gerichtet war. An der entgegengesetzten, westlichen Seite der Kirche war der Eingang in dieselbe. Das Dormitorium, und unterhalb demselben das Kapitelhaus, lagen gegen Osten. Nächst der Klosterpforte, gegen West, lag die Fremdenstube (cella hospitum), damit die Ankömmlinge nicht Anlass hätten, die inneren Klosterräume zu betreten. Gegen Süden hin war das Refectorium und unterhalb demselben die Küche angebracht, beide so weit als möglich vom Kirchengebäude, namentlich vom Chor entfernt. Das Novizen- und das Krankenhaus waren gleichsam ein zweites Kloster, von den oben genannten Räumlichkeiten abgeschieden.

Kirche.

Durch den nach den ältesten Satzungen allenthalben auszuprägenden Stempel der Armuth überhaupt, insbesondere aber durch den Umstand, dass die Kirche des Klosters ursprünglich nur für die gottesdienstlichen Verrichtungen, für die beschränkte Anzahl der Klosterleute selbst, mit Ausschluss des Volkes bestimmt, und den Mönchen die Seelsorge in Bezug auf die ausserhalb dem Kloster wohnenden Laien nicht zugestanden war, so dass durch den Abt oder einen Mönch z. B. die Taufe eines Kindes nur bei dringender Todesgefahr und wenn kein Pfarr-Priester herbeigeholt werden konnte, vorgenommen werden durfte, durch diese Verhältnisse war schon im allgemeinen die grösste Einfachheit in der Anlage und Ausstattung der Kirchengebäude bedingt.

Die Kirche sollte schon nach der Ordensregel (515, c. 52) bloss ein Bethhaus (daher auch meist nur *oratorium*,[20] seltener *ecclesia*[21] oder *basilica* genannt) sein und zu keinem andern Gebrauche dienen. Die Klosterbrüder sollten nach der Beendigung des Gottesdienstes die Kirche stets in grösster Stille verlassen, damit jene nicht gestört werden, die auch noch später daselbst beten wollten. Der Besuch der Kirchen war in der Regel Laien nicht gestattet, am wenigsten dem weiblichen Geschlechte. Die Ueberschreitung dieses öfters eingeschärften Verbotes wurde stets strenge am Abt und Convent bestraft (1192, $_{20}$; 1193, $_{6}$; auch M. 155—156), und zwar nicht bloss wenn Weiber die Kirche, sondern auch nur das Kloster selbst, wenn es neu erbaut war (1194, $_{22}$), betreten hatten, wovon nur zur Zeit der Einweihung einer neuen Klosterkirche durch neun Tage eine Ausnahme gestattet war (1157, $_{10}$). Ausserdem war der Zutritt auf das strengste untersagt, und so lange Frauen im Kloster sich aufhielten, durfte kein Gottesdienst gehalten, mussten die Altäre abgeräumt werden. Der Abt, mit dessen Zustimmung dieses geschehen, wurde seiner Würde entsetzt, der Mönch, der es ohne Wissen des Abtes vermittelte, ausgestossen (1193, $_{6}$).[22]

Wenn also die Bethkirchleins des Cistercienser-Ordens ursprünglich nur für die beschränktere Anzahl der Klostergemeinde und für den seltenen Besuch geistlicher Gäste bestimmt waren, so ergibt sich schon dadurch der geringere Umfang der hiefür gewidmeten Räumlichkeit. Die Ausstattung des Bauwerkes und der inneren Kirche war schon nach der Ordensregel auf die schmuckloseste Einfachheit beschränkt, und dieses Gebot durch viele Capitelbeschlüsse eingeschärft.

In dem zum täglichen und nächtlichen Gottesdienst bestimmten Gebäude sei alles entfernt, was gegen die grundsätzliche Armuth des Ordens, an Hoffart oder Ueberfluss gemahnen könnte, daher alle goldenen und silbernen Kreutze zu beseitigen und durch bemalte hölzerne zu ersetzen seien. In der Kirche hänge nur ein eiserner Candelaber. Ausserdem dürfen nur kupferne oder eiserne Weihrauchfässer, nur Messkleider u. s. w. aus Baumwollen- Leinenstoff oder Tuch ohne Gold und Silber gebraucht werden; nur leinene Messhemden und Krägen (amictus); nur silberne und wenn möglich vergoldete Kelche; Stolen und Manipeln nur von Tuch ohne Gold und Silber, Altartücher nur aus Leinwand ohne Malerei, die zur Bedienung des Altares

bestimmten Trinkgeschirre ohne Gold und Silber; kein Mantel, Pluvial (cappa), keine Dalmatik oder Tunik sollen zur Anwendung kommen (1109).[23]

Diese Grundregeln der Mutterabtei Citaux wurden auch in den Tochterklöstern aufrecht erhalten, auf den Generalcapiteln bei vielen Anlässen in Erinnerung gebracht und bei besonderen Vorkommnissen folgerichtig ausgelegt und modificirt. Wir wollen diese besonderen Bestimmungen zunächst der Zeitfolge nach in Uebersicht bringen und sodann zu allgemeineren Folgerungen übergehen.

Vor Allem soll vorangeschickt werden, dass im Cistercienser-Orden die Verehrung der hl. Gottes-Mutter eine bei vielen Anlässen überwiegend hervorgehobene Richtung des Cultus der frommen Klosterbrüder bildete (1157_{18}; 1184_{8}; 1244_{10} u. s. w.), und dass alle Kirchen des Cistercienser-Ordens zu Ehren der hl. Maria, als Schutzfrau des Ordens, eingeweiht werden mussten.[24]

Das Gepräge der Schmucklosigkeit in der Bauanlage, worin für alle Klöster und Kirchen des Ordens strenge Gleichförmigkeit eingehalten werden musste (1192, $_{14}$, $_{16}$), war durch besondere Satzungen näher bestimmt.

Dass auch der architektonische Schmuck vermieden war und die Wände des Kirchengebäudes soviel als möglich kahl gelassen werden mussten, ist schon aus dem ganzen Geiste der Ordensregeln und Statuten abzuleiten. Insbesondere war aber schon 1134[25] festgesetzt, dass an allen Bauwerken jedes Ueberflüssige vermieden werden solle, daher Gemälde und Sculpturen mit Ausnahme eines grossen Salvator-Bildes, und ein bunter Estrich völlig ausgeschlossen bleiben. (1213, $_1$, 1231_4). Das Stein- und Mauerwerk musste kahl sein, nur ausnahmsweise mochten die Thürme der Kirchen[26] geweisset werden (1157, $_{12}$). Steinerne Glockenthürme waren strenge untersagt (1157, $_{16}$) und es wurde nur später ($1274,_{25}$) für einen besonderen Fall über die Vorstellung, dass die Errichtung eines hölzernen Thürmchens bei der Heftigkeit häufiger Windanfälle gefahrdrohend sei, ausnahmsweise erlaubt, dass in einer Abtei ein steinernes Glockenthürmchen aufgesetzt werde, welches jedoch in der Grösse und Gestaltung von der ordensgemässen Einfachheit nicht abweichen durfte (1274, $_{25}$). Gestattet jedoch war der Gebrauch kleiner Glocken, das Gewicht derselben durfte 500 Pfunde nicht überschreiten (1157, $_{21}$). Die Ordensstatuten setzten zugleich fest, die Glocken seien so zu machen, dass sie nur von einem nie zugleich von zweien angeschlagen werden (*Campanae Ordinis nostri ita fiant, ut unus tantum pulset eas, et nunquam duo simul.* (*M. 608*)[27]. Die Zeichen zu den verschiedenen gottesdienstlichen Verrichtungen wurden vor dem allgemeineren Gebrauche der Glocken auch durch Hörnerruf, durch Schläge auf Holztafeln und durch menschliche Laute (z. B. Absingen des Alleluja) gegeben. (M. 608). Wenn es in einem General-Capitel-Statut vom Jahr 1186 ($_{10}$) heisst: *Si tabula pulsetur pro aliquo decedente*, so möchte daraus gefolgert werden können, dass bei den Cisterciensern wenigstens für gewisse Kundgebungen der Schlag auf Tafeln noch damals gebräuchlich war. Es finden sich Beispiele, dass in Klöstern mit dem Schlage eines Hämmerleins auf eine Holztafel insbesondere dann das Zeichen gegeben wurde, wenn zu den Matutinen geweckt wurde, wenn ein Mönch in den letzten Zügen lag, bei dem Breve für die Verstorbenen, wenn das Capitel zusammenberufen, wenn zur Arbeit gegangen wurde u. s. w.[28]. In den Cistercienser-Statuten war aber insbesondere festgesetzt, dass in dem Augenblicke, wo beim Messopfer die hl. Hostie emporgehoben wurde, dieses durch Glockenschlag verkündet werde (1152, $_{21}$). Also mochten bei ihnen wohl beide Zeichen, nur in der Anwendung auf verschiedene Gelegenheiten neben einander gebraucht worden sein. Dass schon bei der ältesten Anlage der Cistercienser-Kirche der Chor besonders unterschieden werden musste und dass der Bestand eines solchen stets vorausgesetzt wurde, geht aus vielfachen einzelnen Statuten bestimmt hervor (z. B. 1152, $_{13}$). Im Chore, wo einzelne Gebete stehend, andere sitzend gesungen wurden, mussten für die Mönche einfache Bänke angebracht sein (515, c. 9. M. 268—269).

Dass der Hochaltar gegen Osten hin liegen und dessen Stelle schon bei dem Ausstecken der Maasse für den Bau eines neuen Klosters zuerst bestimmt werden musste, ist bereits erwähnt worden. Dieser Standort war heilig zu halten. Wurde der Altartisch von dieser Stelle entfernt, so musste die Kirche neu eingeweiht werden (1192, $_{21}$). Dass aber in einer solchen Kirche mehrere Altäre zulässig waren, geht nicht nur schon aus der Unterscheidung des Hauptaltares als solchen hervor, sondern wird nach einzelnen Statuten insbesondere vorausgesetzt.

Wie überhaupt auffallend gefärbte Tücher nicht gebraucht werden durften (1181, $_{11}$), so war es insbesondere auch verboten, seidene oder bordirte Altartücher (*mappae limbatae*) zu gebrauchen (1134, c. 10; 1199, $_3$).

Wie erwähnt, waren Sculpturen und Gemälde sowohl in den Kirchen mit Ausnahme eines Salvatorbildes, als auch in andern Klosterräumlichkeiten als die frommen Betrachtungen und die Würde frommer Disciplin störend, untersagt. Dagegen durften bemalte hölzerne Kreutze gebraucht werden (1134, c. 19), weil auch Christus der Herr auf einem solchen verschieden ist (1108, $_{51}$). Kreutze mit Gold durften später nur in solcher Grösse zugelassen werden, dass sie bei der Procession noch bequem getragen werden konnten; ausserdem mussten sie auf einen Altar gestellt werden.

Die Fenstergläser mussten weiss, ohne Kreutzen und unbemalt sein (*vitreae albae fiant, et sine crucibus et picturis.* 1134, c. 82). Das Verbot scheint aber nicht allenthalben genau beachtet worden zu sein; denn schon das Generalcapitel vom Jahre 1182 ($_{11}$) befahl, dass innerhalb zweier Jahre alle Glasgemälde (*vitreae picturae*) zu entfernen seien. Eine ausdehnende Interpretation, welche das Verbot bloss auf die bunten Glasmalereien beziehen mochte, scheint es erklärlich zu machen, dass in Cistercienserklöstern, wie z. B. zu Heiligenkreutz in Oesterreich ältere Glastafeln verwendet wurden, die wohl weiss, aber doch mit schwarzer oder grauer ornamentaler Zier bemalt waren.

Bilder und Wandgemälde waren, wie erwähnt (1334, $_{19}$), als der alten Ehrbarkeit der Ordensdisciplin zuwiderlaufend, verpönt. Dieses Verbot wurde in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts noch öfter eingeschärft (1204, $_{11}$; 1231, $_{4}$; 1242, $_{23}$). So durften namentlich auch keine Wappenschilde in den Kirchen aufgehangen werden (1203, $_{4}$).

Wenn es überhaupt im Geiste der Ordensregel lag, dass alle Räumlichkeiten des Klosters, sobald das Zeichen zur Complete gegeben war, zur Nachtzeit beleuchtet seien, so war dieses auch in Bezug auf die Kirche der Fall; und nur sehr arme Klöster mochten die Kirchenlaterne im Dormitorium verwenden (M. 352—4). Auf dem General-Capitel vom Jahr 1152 ($_{5}$) wurde es freigestellt, dass, wo es sein könne, in der Kirche sowohl bei Tag als zur Nacht eine Lampe brenne; deren mehrere zu beleuchten, wurde als hoffärtig bezeichnet (*vanitatem aliquatenus redolere videtur* (1196, $_{2}$).

Begräbnisse in der Kirche durften anfänglich nur Königen, Königinnen und Bischöfen gestattet werden. Im Capitelhause, der Begräbnisstätte der Aebte, mochten jene dann beerdiget werden, wenn sie es wünschten (1152, $_{8}$; 1180, $_{5}$). Ausserdem durften nur die Stifter eines Klosters innerhalb demselben, jedoch keineswegs in der Kirche oder im Capitelhause beerdigt werden, und nur ausnahmsweise solche, welche auf dem Weg erkrankt und in diesem Zustande ins Kloster aufgenommen, darin gestorben waren, und auch nur dann, wenn zugleich das Begräbniss ohne grosses Aufsehen oder ohne grosse Gefahr nicht verweigert werden konnte. Diese Nöthigung musste aber im nächsten General-Capitel dargelegt werden (1157, $_{63}$; 1198, $_{17}$; 1219, $_{15}$). Ein Abt, welcher eine Frau in seiner Kirche beerdiget hatte, wurde hart bestraft (1193, $_{10}$). Das General-Capitel vom Jahr 1194 verordnete, dass die Grabsteine in den Cistercienserklöstern ganz eben, das ist ohne erhobene Sculpturen u. dgl. in den Boden gefügt werden, damit sich die Darübergehenden nicht daran stossen (*coaequentur terrae, ne sint offendiculo transeuntium*; 1194, $_{8}$). Daher ohne Zweifel die im weiteren Umfange beobachtete Sitte, die Inschriften, Wappen u. s. w. auf Grabsteinen vertieft einzugraben. Um die Mönche stets an den Ernst des Todes zu erinnern, musste in den ältesten Zeiten entweder in der Kirche oder im Kloster ein offenes Grab an die Hinfälligkeit dieses Daseins mahnen (M. 139).

Orgeln und Musikchore waren in den Cistercienserkirchen vor dem vierzehnten Jahrhundert nicht zu finden. Nur in gemeinschaftlichem, ungekünsteltem Gesange wurden die Psalmen u. s. w. abgesungen (M. 326—7).

Ganz den Satzungen des Ordens entsprechend, war auch die äusserste Einfachheit in den Kirchengeräthen geboten, wie bereits oben angedeutet, und dieses Gebot öfter erneuert; dasselbe war auch in Bezug auf Messgewänder und den übrigen Ornat für gottesdienstliche Verrichtungen vorgezeichnet (1134, c. 10. 1185, $_{20}$ u. s. w.).

In Bezug auf die Abhaltung des Gottesdienstes wird bemerkt, dass dieser, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, für welche besondere Anordnungen bestanden, regelmässig zu sieben verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht (*horae diurnae* genannt) stattfand, deren Vertheilung sich nach der Verschiedenheit der Tageslänge in den einzelnen Jahreszeiten richtete. Man unterschied die Matutine, die Prima, Tertia, Sexta, Nona, die Vesper und das Complete (*completorii tempus*). Die Festsetzung der Zeit für diese einzelnen Andachtsstunden war auch in den einzelnen Klöstern nicht gleich (M. 243).

Opferstöcke oder Sammelbüchsen bestanden nicht, sie wären übrigens in den Kirchen, schon wegen des seltenen Besuches derselben durch die, der Regel nach gänzlich davon ausgeschlossenen Laien nutzlos gewesen. Aber auch dort, wo solche am Eingange einzelner Abteien angebracht waren (*trunci* oder *gazophilacia* genannt) mussten dieselben zu Folge Capitelbeschlusses vom Jahr 1204 (3) als eine Art unschicklicher Bettelei entfernt werden.

Klostergebäude.

Kreutzgang. Ohne dass es durch ältere Kloster-Regeln oder Statuten ausdrücklich geboten erscheint, finden wir gleichwohl in den meisten älteren Klöstern, und namentlich in allen österreichischen Cistercienserklöstern einen sogenannten Kreutzgang (*ambitus, porticus circuitus*, mittelhochdeutsch *Krincegane*), so genannt, weil in diesen den Unbilden der Witterung nicht ausgesetzten Räumen eine gewisse Art von Beth- und Bittgängen unter Vortragung des Kreutzes stattgefunden haben. [29] Nur darf bei der dem Cistercienser-Orden gebotenen Prunklosigkeit in allen gottesdienstlichen Verrichtungen, und bei dem Ausschlusse des Volkes von den Klostermauern hierbei nicht auf das Gepränge öffentlicher Processionsfeierlichkeiten gedacht werden. Den Cisterciensern war bloss vorgeschrieben, dass bei den in gehöriger Ordnung vorzunehmenden Processionen vor dem Kreutze zwei weissgekleidete Mönche mit Wachslichtern voranschreiten sollten (1226, 1). Diese Kreutzgänge wurden so construirt, dass ein Hallengang in vier gleichlangen Absätzen einen viereckigen, meist zu einem Gärtchen benützten Raum umschloss, welchem zugekehrt sich breitere fensterartige Räume mit Bogenstellungen und Rosenfüllungen öffneten, welche Fensterräume, ursprünglich frei, bald zum Schutze des Bauwerkes selbst und der den Kreutzgang betretenden Mönche gegen die empfindlichen Einwirkungen der Elemente mit Glas ausgefüllt wurden.

Die eine dieser vier Seiten schliesst sich dem Langhause der Kirche an, mit welcher eine Thüre die Verbindung herstellt. Der Kreutzgang stand nach anderen Seiten mit den inneren Klostertheilen in Verbindung, so dass die Mönche aus diesen durch den Kreutzgang in die Kirche gelangen konnten. Die einzelnen dieser vier Hallen des Kreutzganges hatten ihre besondere Bestimmung. So wurden in einer der vier Langseiten täglich die bestimmten Capitel aus den Kirchenvätern u. s. w., und nach bestimmter Vertheilung der einzelnen Abschnitte die Ordensregel des hl. Benedict wenigstens viermal des Jahres (M. 571—3; 874), von den versammelten Brüdern vor dem Abendgebete gelesen, [30]) daher dieser Gang auch öfter der Lesegang (lectio) genannt wurde. [31] In einer andern dieser Hallen wurden von den Klosterbrüdern am Donnerstag in der Charwoche (*Coena Domini*) den Armen die Füsse gewaschen. Im Kreutzgange herumwandelnd, erbauten sich die Mönche durch Lesung frommer Bücher, wie ihnen dies für die nicht dem Gottesdienste und der Arbeit gewidmeten Stunden geboten war (515, c. 4); hier war später auch der Begräbnissort der verstorbenen Klosterbrüder, überhaupt aber wurden in diesen Hallen auch häufig feierliche Umgänge mit Gesang und Vortragung des Hochwürdigsten gehalten. [32] Wenn nun auch kein Ordensstatut die Anlage eines Kreutzganges, zumal in bestimmter Form als wesentlichen Bestandtheil einer Cistercienser-Abtei bezeichnet, oder überhaupt in Bezug auf die Art der Verwendung desselben zu gewissen frommen oder häuslichen Verrichtungen etwas Näheres bestimmt, so finden wir gleichwohl dessen Errichtung in diesen Klöstern schon in frühester Zeit, und da kein Beschluss eines Generalcapitels dagegen Einsprache erhob, so muss die Anlage desselben, als dem Geiste des Ordens entsprechend, angenommen werden. [33]

Ein Brunnenhaus, nämlich eine an den der Mitte einer Seite des Kreutzganges angebaute Halle mit einem fortan sprudelnden Wasserquell, finden wir in den drei ältesten Cistercienser-Abteien des Erzherzogthums Oesterreich, nämlich zu Heiligenkreutz, Zwetl und Lilienfeld. Sie sind durchaus erst später zugebaut worden; so das Brunnenhaus mit der Wasserleitung und dem steinernen Wasserbecken zu Zwetl erst um 1327; [34] jenes zu Lilienfeld mit seinem bleiernen Wasserbecken um die Mitte des XV. Jahrhunderts. [35]

Das Wasser, welches sich in diesen Brunnenhäusern in die übereinanderstehenden Becken ergoss, und diesen Hallen durch das stete Rauschen des abfliessenden Gewässers einen eigenthümlichen Reiz gewährt, diente den Klosterbrüdern als der gewöhnliche Trank, zumal beim Speisen im nahen Refectorium. Nirgends zeigt sich auch nur im entferntesten eine Vorrichtung, dass diese Brunnen etwa zur Reinigung der Wäsche verwendet wurden, was schon mit der Würde des Ortes, an dem sie angebracht wurden, unvereinbar

erschien. Die Anlage solcher Brunnenhäuser mochte, als mit der Ordensregel des hl. Benedict im Einklang stehend, von den Generalcapiteln nicht beanstandet worden sein, denn jene bestimmt (c. 66): ein Kloster sei womöglich so anzulegen, dass alles Nöthige, namentlich auch Wasser, innerhalb des Klosters sich befinde, damit die Mönche nicht genöthigt seien, desshalb die Klostermauern zu überschreiten (*vagandi foras*).

Der Kreutzgang, wo ein solcher bestand, stellte, wie erwähnt, die Verbindung der Kirche mit den übrigen Räumlichkeiten des eigentlichen Klosters her.

Das Capitelhaus (*Capitulum*, *Capitolum* auch *domus capituli* [36] genannt), meistens an eine, und zwar an der der Kirche entgegengesetzten Seite des Kreutzganges angebaut, war derjenige Ort, wo zunächst der Abt vor den versammelten Brüdern, welche sofort das Capitel bildeten, die wichtigeren Disciplinar- und andere Angelegenheiten des Klosters, soferne diesen die Kenntnissnahme derselben nöthig oder ein Beschluss von deren Zustimmung abhängig war, verhandelte. Hier wurden auch bestimmte feierliche Handlungen, namentlich die Abtenwahl, [37] vorgenommen, und hier war auch die, gewissen ausgezeichneten Persönlichkeiten zugestandene Ruhestätte.

Schon die Ordensregel des hl. Benedict bestimmt (c. 3), dass wenn im Kloster irgend etwas Wichtiges zu verhandeln sei, der Abt dies den zusammenberufenen Brüdern zu eröffnen, ihren in gebührender Demuth vorgebrachten Rath zu vernehmen, und hierüber nach seiner Einsicht, im Geiste der Ordensregel zu entscheiden habe. Als von der vorläufigen Zustimmung der Brüder abhängig, wurden Beschlüsse in mehrfachen Angelegenheiten bezeichnet, z. B. bei Entäusserung von Klostergütern, Zulassung zum Profess bei Verpfändungen, Anlehen, Aufnahme in die Confraternität u. s. w. (M. 94—5). In geringfügigeren Angelegenheiten mochte sich aber der Abt nur des Rathes der älteren Brüder bedienen (c. 3). Wenn das Capitel zusammenberufen wurde, ward durch ein Glöcklein oder eine Klappe das Zeichen gegeben (M. 93). Im Capitelhause sassen die Brüder zur Winterszeit nach der Beendigung des nächtlichen Gottesdienstes beim Lampenschein zu erbaulichen Lectionen versammelt (M. 253). Das Capitelhaus war endlich auch der Ort, wo die Brüder und Conversen wöchentlich einmal (1232, 5) einem älteren Spiritual, und wenigstens 2—3mal des Jahres dem Abte (1233, $_2$) ihre Sünden bekannten (M. 603—604; 158, $_{31}$). Hier wurden später auch die Leichen der verstorbenen Klosterbrüder bis zur Beerdigung beigesetzt, was früher in der Kirche geschehen musste (1207: $_4$; 1242, $_7$); hier wurden endlich auch die Novizen eingekleidet und dann zur Ablegung der Profess aufgenommen; [38] die letztere selbst hatte in der Kirche stattzufinden (515, c. 58. M. 756 ff.). Uebrigens befand sich im Capitelhause stets ein Altar und zwar öfter in einem capellenartigen Ausschussbaue. Hier wurde auch in späteren Zeiten zu Ostern das heilige Grab errichtet und vor demselben Tag und Nacht hindurch gebetet. Seitdem Papst Benedict IV. den bereits üblich gewordenen Eintritt der Frauen in die Kreutzgänge strenge untersagte (1742), wurde diese Feierlichkeit in die Kirche übertragen. [39]

Das Schlafhaus (*dormitorium*, [40] und nach diesem Worte auch *Dormentur*, [41]) war überhaupt der in den Klöstern zur nächtlichen Ruhe bestimmte Ort; bei den Cisterciensern und allen der Regel des hl. Benedict unterworfenen Abteien aber, wo das den Carthäusern eigenthümliche Zellensystem ursprünglich nicht zugestanden war, der sämmtlichen Klosterbrüdern sammt dem Abte gemeinschaftliche Schlafsaal. Die dem Schlafe gewidmete Zeit war eine sehr beschränkte. Nach der Beendigung des nächtlichen Gottesdienstes durften die Brüder nicht mehr schlafen; sie waren dann, wie erwähnt, zur Winterszeit im Capitelhause versammelt, um nach Belieben sich durch die Lesung frommer Schriften zu erbauen; der Habit musste aber geordnet sein, so dass es sichtbar wurde, wenn einer der Mönche etwa wieder einschlief, im Sommer konnten sie auch andere Klosterräume zu gleicher Erbauung betreten, jedoch nur in Gemeinschaft, nicht vereinzelt (M. 253). Es ist bereits besprochen worden, wie schon bei der Gründung der Mutterabtei Citaux, die ersten Mönche die alten Ordensregeln in aller Strenge beobachtend, alle Bettvorhänge verschmähend, zum einfachen Strohlager zurückkehrten. [42] Ueberhaupt schrieb die Regel des hl. Benedict (c. 22) vor, dass jeder der Mönche ein besonderes Bett (Lagerstätte) habe, welches so einfach als möglich, und dessen Beistellung für jeden eine Sorge des Abtes sei. Wenn es nur immer möglich ist, sollen alle Brüder an einem gemeinschaftlichen Orte schlafen; nur wenn deren zu viele waren, so sollen sie zu zehn oder zwanzig abgetheilt, unter der Aufsicht eines Seniors in zwei oder nach Bedarf mehreren Schlafzimmern untergebracht werden. Im Schlafsaale sollte die ganze Nacht hindurch eine Ampel brennen. Die Brüder

sollen bekleidet mit dem ledernen (cingulum) oder dem Strickgürtel (funis) umgeben zu Bette liegen und, um Beschädigungen zu verhüten, ihre kleinen Messer [43] (cultelli) nicht neben sich liegen haben. In dieser Lage hatten sie bereit zu sein, um auf das gegebene Zeichen rasch zum nächtlichen Gottesdienste aufstehen zu können. Die jüngeren Mönche durften nicht von den älteren abgesondert liegen, sondern ihre Lagerstätten waren zwischen jenen der älteren aufzustellen. Wer das Zeichen im Schlafe überhörte, mochte von einem andern sanft geweckt werden.

Das Dormitorium bildete also einen der wesentlichen Bestandtheile eines Klosters, vor dessen Ausführung ein Kloster nicht bezogen werden durfte (1234, c. 12). Nicht nur die Klosterbrüder, mit Ausnahme der Kranken und jener, welche eben bestimmte Dienste zu verrichten hatten, sondern auch der Abt mussten ursprünglich im gemeinschaftlichen Dormitorium schlafen, und zwar nahm des Abtes Bett die mittlere Stelle ein, zumeist an der Mauer; er war auch zunächst berufen, das Zeichen zum Aufstehen zu geben, wenn die Stunde des nächtlichen Gottesdienstes herangerückt war. Das Dormitorium und der Eingang zu demselben musste die ganze Nacht hindurch erleuchtet sein. Wie erwähnt, durfte in armen Klöstern die Kirchenlampe zur Erleuchtung des Dormitoriums dahin übertragen werden. Wenn der Schlafsaal einen grösseren Umfang hatte, und eine einzige Ampel nicht hinreichendes Licht verbreitete, so mochten deren auch mehrere angezündet werden, damit jeder Einzelne nach der Lage seines Bettes genau unterschieden werde. Abwechselnd hatte stets einer der Brüder die Nachtwache im Schlafsaale zu halten (M. 334—357). Geistliche Gäste schliefen ebenfalls im gemeinschaftlichen Dormitorium (M. 801).

Die Unterlage des einzelnen Bettes durfte nur Stroh sein; auf Pölstern zu liegen war selbst nur auf Reisen im äussersten Nothfalle ausnahmsweise gestattet (1185, 17). Die Dormitorien mussten übrigens in in allen Cisterzienserklöstern nach einerlei gewohnter Form gebaut werden. Ein Abt, welcher hierin Abweichungen zuliess, wurde schwer bestraft und musste selbes innerhalb dreier Jahre, jener Bauweise gemäss, umbauen lassen, widrigenfalls nach Ablauf dieses Termins nie und nimmer Jemand dort schlafen durfte. Als Papst Benedict XII. sogleich beim Antritte des Pontificats unter anderen durchgreifenden Maassregeln auch die allmälig von der alten Strenge abgewichenen Mönchsorden durch Zurückführung auf ihre heilsamen Ordensregeln diesen gemäss reformirte, und den jungen Mönchen insbesondere die Gelegenheit zum Besuche der Universitäten erleichterte, bemerkte er in der an den Cistercienser-Orden unterm 12. Juli 1334 erlassenen Bulle insbesondere, dass er mit Missliében vernommen habe, wie gegen die Satzungen, welche den Mönchen ein gemeinschaftliches Dormitorium vorzeichnen, in einigen Klöstern unter verschiedenen Vorwänden besondere Kammern ausser dem Krankenhause der Mönche, ja im Dormitorium selbst eingebaute Zellen als Schlafstätte benützt werden. Er erneuerte demnach das Verbot, in abgesonderten Kammern zu schlafen. In den Dormitorien durfte sofort keine Zelle mehr erbaut, und die bereits errichteten mussten binnen drei Monaten niedergerissen werden. Doch mögen die Prioren und Subprioren mit Zustimmung des Abtes innerhalb des Schlafhauses eine Zelle haben. [44] Diese Bestimmung wurde auf dem Generalcapitel vom Jahr 1439 (12, IX.) mit dem Beisatze erneuert, dass kein Ordensmann auf Flaumenpolstern oder Leintüchern schlafen dürfe, und dass die den Prioren und Subprioren gestatteten besonderen Kammern fürderhin nicht durch Thüren und Riegel den Eintritt ausschliessen. Die Schlafsäle durften nicht geheizt werden und die in einigen derselben eingeführten Oefen mussten noch zu Folge Beschlusses des Generalcapitels vom Jahr 1482 (3) abgetragen werden. Dass übrigens in den Dormitorien der Cistercienser zugleich kleinere Capellen angebracht wurden, wie dies anderwärts geschah (*in dormitorio absida in orientali parte mirifice constructa, in ea altere etc.* M. 870), darüber findet sich keine sichere Bestimmung. Ein kleiner Altar mochte dort immerhin angebracht sein, zur Erbauung bei den stillen Nachtgebeten der Mönche, die dort ihre Schlafstätten hatten.

Der gemeinschaftliche Speise-Saal war gleich dem Dormitorium ein wesentlicher Bestandtheil eines Klosters. Er wurde *Refectorium* [45] genannt. Jener Mönch, dem die Sorge für dieses Gemach und den Tisch zustand, hiess refectuarius. [46]

Wie durch die Ordensregel alles, was Sinnenlust erregt, auf das äusserste Bedürfniss angewiesen, und in allem den Mönchen gleichartige Gemeinschaftlichkeit vorgezeichnet war, so erstreckte sich dieses Gebot insbesondere auch auf den Genuss der Nahrungsmittel und auf die Einrichtung und Bestellung des gemeinschaftlichen Tisches. Zweimal des Tages zu speisen, nämlich zu Mittag und etwas weniges des Abends, war

durch die Regel des hl. Benedict zugestanden (cap. 39). Dieses Gebot wurde bei den Cisterciensern so strenge aufrecht erhalten, dass Jünglinge in einem Alter, wo der dreimalige Genuss von Speisen in einem Tage gewissermassen Bedürfniss war, nicht in das Kloster aufgenommen werden durften, und Aebte, die dieses gethan, strenge bestraft wurden; wesshalb das 18. Lebensjahr zum Eintritte in die Klostergemeinschaft vorgezeichnet war (1157, $_{28}$; u. s. w.).

Die Ordensregel zeichnete vor, dass zur täglichen Nahrung Mittags nur zwei gekochte Speisen (pulmenta) aufgesetzt werden; zwei desswegen, damit wenn der Eine wegen Magenschwäche die eine Speise nicht vertragen konnte, er sich von der anderen sättigen möge. Sind aber Baum- oder Hülsenfrüchte vorhanden, so können solche als drittes Gerücht hingestellt werden. Ein Pfund Brod des Tages wurde als genügend erkannt, so dass, wenn in einem Kloster auch zu Abend gespeiset wurde, der Speisemeister (*Cellerarius*) den dritten Theil jenes Pfundes Brod dem Nachtessen vorbehalten soll. Wenn die Brüder von zu schwerer Arbeit in Anspruch genommen waren, so mochte der Abt nach Bedarf in den Speisen ein weiteres Zugeständniss machen, doch so, dass sich nie Unmässigkeit einschleiche. Knaben sollen überhaupt ein geringeres Ausmaass an Speisen erhalten, als die Aelteren. Vom Genusse des Fleisches vierfüssiger Thiere soll sich gänzlich enthalten werden; davon waren nur sehr Gebrechliche und schwer Erkrankte ausgenommen (515, c. 39). In der Regel sollte auch zu Tisch nur Wasser getrunken werden. Der hl. Benedict liess aber in seiner Regel die milde Rücksicht walten, dass bei der Verschiedenartigkeit der körperlichen Beschaffenheit und Bedürfnisse des Einzelnen in Bezug auf das Maass der Nahrung nur schwer eine strenge Regel vorgezeichnet werden könne. So habe er wohl gelesen, dass den Mönchen der Genuss des Weines unbedingt untersagt sei; weil aber schon die Mönche seiner Zeit, wie er ausdrücklich bemerkt, hierzu nicht überredet werden konnten, so gestattete er den Genuss eines geringen Maasses Weines, nämlich einer sogenannten *hemina*[47]; auch hierbei mochte der Abt die Bedürfnisse schwerer Arbeiten, den Einfluss allzugrosser Sommerhitze durch das Zugeständniss eines etwas Mehreren berücksichtigen, doch nie zur vollen Sättigung. Ist ein Kloster dürftig oder liegt es in einer weinarmen Gegend, so dass nicht einmal eine hemina dargereicht werden könne, so sollen die Mönche desshalb nicht murren (515, c. 40). In Abteien, wo Bier oder Wein getrunken und zwei Speisen dargereicht wurden, musste der Wein alle Freitage bis zu Ostern den Armen ausgefolgt werden (1195, $_{4}$). Die Stunde für das Mittag- und Abendessen war nach der Ordensregel je nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten ungleich (c. 41). Der Abt, welcher entweder mit einem Glöcklein oder mit Klopfen oder dem Schlag mit dem Messer auf den Tisch den Beginn des Mahles bezeichnete, musste stets an der gemeinschaftlichen Tafel im Refectorium speisen[48]. Der Gebrauch von Gold- und Silbergeschirren war den Aebten untersagt (1250, $_{4}$). Während der Essenszeit, wo nach wöchentlichem Wechsel stets einer der Brüder vorlesen musste, war das grösste Stillschweigen geboten (515, c. 38; 1152, $_{3}$).

In Beziehung auf die Art und Menge der Speisen hielten sich die Cistercienser länger hin strenge an die Ordensregel und nährten sich nur von zweierlei Gemüsen, die übrigens anfangs schlecht zubereitet waren (M. 507) und öfters sogar bloss in gekochten Buchenblättern bestanden, während das Brod aus gemalener Gerste, Hirse oder Wicken gebacken war (M. 511). Der Wein durfte nicht früher aufgesetzt werden, bevor er entsprechend mit Wasser gemischt war (1194, $_{12}$). Bei solcher Frugalität konnte die natürliche menschliche Regung nach zeitweiser besserer Nahrung nicht völlig unterdrückt werden. Es war daher gestattet, dass nach weisem Ermessen des Abtes, zumal wenn eine angesehene Persönlichkeit geistlichen Standes, z. B. ein Bischof, ein Abt als Gast anwesend war (1157, $_{50}$; 1183, $_{17}$; 1187, $_{8}$), zeitweise ein sogenanntes Frohmahl[49] (*pictantia, pittantia*) stattfinde, wobei über jene zwei Gerüchte ein drittes aufgesetzt werden konnte, welches in Eiern oder einer Milchspeise, in Butter, Käse oder Fischen bestand, ausnahmsweise vielleicht auch in Geflügel, da die Ordensregel nur den Genuss des Fleisches von vierfüssigen Thieren verbot (M. 511, 530—2). Fische namentlich genossen die Cistercienser schon in den ältesten Zeiten und solche wurden (1486 ($_{2}$) den regelmässigen Speisen zugezählt; daher denn die vielen Schenkungen von Fischwassern, die Darbringung von Fischen, namentlich der einst beliebten Hausen an Cistercienser-Abteien. Das schon durch die Ordensregel eingeführte Verbot des Fleischgenusses, mit Ausnahme von Erkrankungen, wurde von den Generalcapiteln für Aebte, Mönche und Laienbrüder (conversi) insbesondere eingeschärft (1157, $_{14}$); doch war kaum eine Bestimmung der Ordensregel schwerer aufrecht zu erhalten, als eben jene des Fleichverbotes. Papst Gregor IX.

hatte in der Bulle vom 23. Jänner 1234, selbst wenn Fürsten ein Cistercienserkloster besuchten (1194, $_{26}$), deren Bewirthung mit Fleischspeisen ausdrücklich untersagt, und Papst Urban II. unterm 6. Mai 1262, dieses Verbot auch auf den Besuch päpstlicher Legate ausgedehnt. Papst Benedict XII. schärfte in der erwähnten Bulle vom 12. Juli 1334 zwar das Fleischverbot nachdrücklich unter schweren Strafen ein, musste gleichwohl schon das Zugeständniss machen, dass der Abt oder sein Stellvertreter aus standhältigen Gründen einem oder dem anderen Mönche, selbst wenn er nicht eigentlich krank war, den Genuss des Fleisches gestatten möge; doch musste er sich hiezu in die Krankenstube verfügen, und das Fleisch auch in der Krankenküche zubereitet werden; ausnahmsweise durfte der Abt einzelnen Mönchen dieses auch in seiner eigenen Kammer gestatten[50]. Das Generalcapitel vom Jahr 1439 ($_{12}$), welches bereits gebieten musste, dass keine Ordensperson durch seinen Abt zum Genusse des Fleisches gezwungen werden könne, gestand bereits zu, dass auch nicht schwer Erkrankte ausnahmsweise Fleisch essen durften, und zwar entweder im gemeinschaftlichen Refectorium, oder auf der Krankenstube, oder in der Kammer des Abtes. Die Wiedereinführung, nach Umständen der Aufbau gemeinschaftlicher Refectorien, sowohl im eigentlichen Kloster als im Infirmitorium musste damals schon insbesondere mit der Vorschrift verordnet werden, dass in demselben wenigstens in vier Tagen der Woche die Brüder versammelt speisen sollen, insbesondere wurde damals vorgeschrieben, dass das Zugeständniss des Fleischgenusses in der Art zu beschränken sei, dass mindestens zwei Brüder, wenn das Kloster deren wenigstens zwanzig hat, an jedem Tage im Refectorium die Abstinenz davon bewahren. Endlich nachdem es durch Kriege und andere Verwüstungen dahin gekommen war, dass einzelne Klöster in Ermanglung von Feldfrüchten zum Genusse des Fleisches gezwungen waren, wurde von Papst Sixtus V. mit Bulle vom 13. December 1475 den Generalcapiteln und dem Abt von Citaux die Ermächtigung ertheilt, in dieser Beziehung weiter gehende Zugeständnisse zu machen, ohne dadurch im Gewissen beschwert zu werden[51]. Das Generalcapitel vom Jahr 1481 stellte diese Zugeständnisse der Klugheit und dem Gewissen der einzelnen Aebte, Kloster-Visitatoren und Reformatoren anheim; doch musste an gebotenen Festtagen sich dessen jedenfalls enthalten werden.

Die Bedienung der Tafel wurde, wenn vier Mönche nach wöchentlichem Wechsel mit dem Geschäfte des Kochens betraut waren, von je zwei derselben unter Leitung des Speisemeisters (*cellerarius*) besorgt, welcher letztere den Köchen die zu verkochenden Nahrungsstoffe vorbereitete, Salz u. s. w. ausfolgte und dafür sorgen musste, dass, bevor das Tischzeichen gegeben wurde, beide Gerüchte auf der Tafel standen. Verschieden von diesem war der Speisesaal-Meister (*refectoriarius*), der nach Bedarf unter Beihilfe anderer Mönche, die Tafel decken, Löffel und Messer hinlegen, Brod und Wein nach dem gebührenden Maasse hinstellen musste. (M. 444, 446).

In kälteren Himmelsstrichen bestand und besteht noch in den meisten Cistercienserklöstern ein eigenes Winter- und Sommer-Refectorium.

Die allgemeine Klosterküche zu unterscheiden von der besonderen Küche des Abtes für die Gäste (515, c. 53; 1152, $_{11}$) musste begreiflicher Weise dem Refectorium möglichst nahe, jedoch, wie früher bemerkt, von der Kirche soviel als möglich entfernt untergebracht sein. Der gesammte Küchendienst musste in Gemässheit der Ordensregel (515, c. 35) unter wöchentlichem Wechsel von den Brüdern versehen werden, wovon nur Krankheit oder die Verwendung für anderweitige, dem Kloster nützliche Beschäftigungen eine Ausnahme begründete. Schwächliche Mönche sollten hierbei von den anderen unterstützt werden. Wenn der wöchentliche Küchendienst beendet war, so musste des Samstags die Küche wohl gesäubert, Fuss- und Handtücher gewaschen und das Küchengeschirr wohlgesäubert dem Speisemeister übergeben, dem für den nächsten Wochendienst Eintretenden sowie der ganzen Versammlung aber von dem Austretenden die Füsse gewaschen werden. Ein Küchenwöchner mochte über das regelmässige Speisemaass noch etwas Wein und Brod geniessen, musste aber an Sonn- und Festtagen bis zur Beendigung der Messe nüchtern bleiben, übrigens vor dem Antritte des Wochendienstes die übrigen Brüder fussfällig bitten, für ihn zu beten. Weltliche Diener durften anfangs bei den Cisterciensern durchaus nicht im Küchendienst verwendet werden (1189, $_{27}$; 1195, $_{8}$); doch wurden später (1237, $_{2}$), solche dann zugelassen, wenn in einem Kloster nicht mehr als acht Conversen vorhanden waren.

Welche Bestandtheile ausserdem ein Kloster noch innerhalb seiner Clausur umfasste, ergibt sich aus beiläufigen Statutenbestimmungen und fliesst theilweisse aus der Natur einzelner besonderer Verpflichtungen.

Ein besonderes Zimmer des Abtes (*camera* später *domus abbatis*) muss schon nach der Art und dem Umfange seiner besonderen Obliegenheiten angenommen werden. Der Bestand eines solchen wird auch durch mehrere Bestimmungen der Generalcapitel insbesondere vorausgesetzt (1439). Nach altem Ordensgebrauch wurde die Prälatur nächst der inneren Klosterpforte angebracht [52]. Eine solche bestand zu Zwetl bereits am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. [53] Das Abtenzimmer war jedenfalls sehr einfach eingerichtet, da dem Abte nicht einmal gestattet war, bei dem Besuche der Generalcapitel einen Koffer mit sich zu führen (1213, $_1$).

Eine Wärmestube war in rauheren Zonen zur Winterszeit ein unumgängliches Bedürfniss. In Cistercienserklöstern lag das Heitzgeschäft dem Krankenwärter (*infirmarius*) ob (M. 450).

Besondere Schreibstuben, (*scriptoria*), innerhalb welcher die grösste Stille beobachtet werden musste, waren zum Abschreiben der zum Ordensgebrauch dienlichen geistlichen Bücher und zu anderen nothwendigen Aufzeichnungen, Ausfertigungen von Urkunden u. s. w. bestimmt. Gemalte Buchstaben (zierliche Initiale) durften nicht angewendet werden, sondern die schriftlichen Ausfertigungen (*litterae*) mussten durchaus einfarbig sein (1134, c. 82, 87). Wenn ein Mönch Verse (*rithmos*) machte, wurde er zur Strafe in ein anderes Ordenshaus versetzt (1199, $_4$). Der Mönch, welcher in einer Schreibestube beschäftiget war, durfte zur Zeit des Gottesdienstes, oder in Stunden, wo den Brüdern der Aufenthalt in anderen Klosterräumlichkeiten geboten war, im Schreibzimmer nicht verweilen (1278, $_{11}$); auch durfte der Prior als solcher keine besondere Schreibstube haben (1223,$_8$).

Ein Archiv, und zwar an einer feuerfesten Stelle (M. 417), wo die Urschriften der vom Kloster ausgefertigten Urkunden und die an dasselbe gelangten Briefschaften, namentlich die Privilegien des Ordens und des bezüglichen Klosters insbesondere aufbewahrt wurden, musste bald nöthig erscheinen. Die Aebte waren, bei Androhung ihrer Absetzung im Unterlassungsfalle, verpflichtet, ein Copialbuch anzulegen, welches Abschriften der päpstlichen Privilegien zu enthalten hatte (1444, $_6$).

Ein eigenes Bibliothekszimmer (*armarium* genannt. M. 417) mochte erst später nöthig werden; denn ursprünglich waren nur ein Missale, die Ordensregel, das Buch der Gebräuche, ein Psalter, Epistolare, Hymnar, das Buch der Collecten, das Antiphonar, ein Gradual und ein Kalender als unumgänglich nöthige Ausstattung eines Klosters mit Büchern vorgeschrieben (1134, c. 3, 12). Später finden wir, Zeuge der Bulle des Papst Pius II. vom 31. Juli 1459, die Schlüssel zum Archiv und zur Bibliothek dem *Cellerarius* anvertraut. [54] Wie alles im Orden, so musste auch der Einband der Bücher äusserst einfach sein. Selbst die zum kirchlichen Gebrauche dienenden durften keine mit Gold oder Silber verzierten Einbände oder Schliessen haben (1134, c. 13).

Eine Kleiderstube zur Aufbewahrung der Leibes- und Fussbekleidung musste schon nach der Ordensregel der Obsorge eines verlässlichen Bruders anvertraut werden (515, c. 32); der damit betraute hiess *Cammerarius* oder *Vestiarius*. Die Art der Kleidungsstücke und Wäsche war durch die Ordensregel (c. 55) genau bezeichnet (M. 416—7).

Eine der traurigsten Bestandtheile des Klosters war wohl der Kerker als Strafort für unverbesserliche Ausschweifung, Widerspenstigkeit, wiederholtem Diebstahl, für Excommunicirte u. s. w. (M. 111, 130 u. s. f.) Im Cistercienserorden war insbesondere für wiederholten Diebstahl die Kerkerstrafe eingesetzt (M. 432). Sie scheint aber erst zur Zeit des Verfalls der alten Disciplin ausgedehnter eingeführt worden zu sein (1460, $_9$). Papst Pius V. verordnete mit Bulle vom 25. Februar 1570, dass in jenen Cistercienserklöstern, wo sie nicht schon bestehen, sogleich Kerker (*ad correctionem monachorum*) errichtet werden. [55]

Das Krankenhaus der Mönche und Laienbrüder (*infirmaria*, auch *infirmitorium*), nicht zu verwechseln [56] mit dem Laienspital (*hospital*) (1206, $_{20}$) musste, wie erwähnt, an einer abgelegeneren Stelle des Klosters angelegt, und, im kleineren Maassstabe mit den wesentlichsten Bestandtheilen eines solchen versehen, gewissermassen ein Kloster im Kleinen bilden. Die Ordensregel (515, c. 36) schreibt vor allem und über alles die liebreichste Sorgfalt der Klosterbrüder für die erkrankten Mitbrüder, dem Abt aber die grösste Auf-

merksamkeit vor, dass hierin nichts vernachlässigt werde. Die Kranken mögen stets eingedenk sein, dass ihnen aus Liebe zu Gott gedient werde, wesshalb sie in ihren Forderungen sich auf das Nothwendige beschränken wollen. Die ihnen dienen, sollen es mit Geduld thun, wodurch sie ihr Verdienst erhöhen. Die Kranken müssen in einer abgesonderten Stube untergebracht und der Obsorge eines gottesfürchtigen, emsigen und unverdrossenen Bruders (*infirmarius, magister infirmorum*) überwiesen sein. Den Kranken durfte nach Bedürfniss auch Fleisch zur Nahrung und Stärkung dargereicht werden; jedoch nur einmal des Tages (1189, $_{21}$) und nie an einem Sabath, ausser äusserst schwer Erkrankten mit besonderer Bewilligung des Abtes (1185, $_{3}$). So lange sie aber Fleisch genossen, durften sie das hl. Abendmahl nicht empfangen (M. 467). Es wurde bereits erwähnt, dass später auch nicht eigentlich Kranke, ausnahmsweise im Siechhaus Fleisch essen durften (1157, $_{14}$). Die angewendeten Heilmittel waren nach dem damaligen Stande der Arzneikunde schon an sich sehr einfach, wurden aber in Bezug auf Mönche in den ältesten Zeiten fast gar nicht angewendet, da der asketische Grundsatz galt: quo infirmior eo fortior für Werke der christlichen Tugend. Der wirksamste Einfluss zur Wiedergenesung wurde der göttlichen Gnade anheim gestellt und der natürliche Verlauf der Krankheit abgewartet (M. 461—5). Doch wurden schon in den ältesten Cistercienser-Statuten der Arzneikunde verständige Mönche (*medici monachi*) erwähnt, denen aber nicht gestattet war (*pro medicinae operae*) ausserhalb dem Kloster zu übernachten (1157, $_{46}$). Auf der Krankenstube musste das grösste Stillschweigen herrschen; nur Worte des Trostes und Mittheilung über den Zustand und die Bedürfnisse des Kranken sollten es unterbrechen. — Im Siechhaus musste sich eine eigene Küche und ein besonderes Speisezimmer befinden, und dieses schon wegen des, im Allgemeinen der Ordensregel widerstreitenden, Genusses von Fleischspeisen (Bulle von 1334; 1439, $_{12}$, V.).

Da die kranken Mönche, soweit es ihnen ihr Zustand gestattete, alle täglichen gottesdienstlichen Stunden im Gebete mitzufeiern hatten (1194 $_{1}$), so wurde nächst der Krankenstube sehr bald eine besondere Capelle, und zwar häufig in so naher Verbindung angebaut, dass die Siechen in ihren Betten mitbeten und mitsingen konnten (M. 467—8). Dies der Ursprung der in den meisten Cistercienserklöstern vorfindigen besonderen Spitalkirchen. Diese Siechenhäuser wurden später beim allmälig einbrechenden Verfall der alten Ordensdisciplin dahin missbraucht, dass sich einzelne Mönche hier besondere Zellen wählten, in denen sie assen und schliefen, nebstdem aber die übrigen Klosterceremonien vernachlässigten. Gegen diese abscheulichen Missbräuche eiferte das Generalcapitel vom Jahr 1460 ($_{9}$) mit gerechter Entrüstung.

Auch eine Badstube befand sich im Siechenhaus. Die Ordensregel (c. 36) gestattete den Kranken den Gebrauch von Bädern, so oft es ihr Zustand nöthig machte. Gesunden, zumal sehr jungen Mönchen, sollte aber nur selten zu baden erlaubt sein; denn man besorgte die Unverträglichkeit der Wirkungen der Bäder mit der gebotenen Enthaltsamkeit in allen sinnlichen Genüssen und insbesondere mit der auferlegten Mässigkeit im Genusse der Nahrung (M. 474—5). Anfangs durfte nur zweimal des Jahres gebadet werden; später alle Monate, wenn nicht aus Gesundheitsrücksichten ein öfterer Gebrauch des Bades nöthig war (1439, $_{12}$, VII).

Das Novizenhaus bildete, gleich dem Siechenhaus, ein Kloster im Kleinen, mit besonderem Speise-, Wasch- und Schlafzimmer und mit besonderer Küche (M. 746—7). Schon die Ordensregel, welche, wie erwähnt, das Noviziat für die künftig in den Orden Eintretenden näher regelte (c. 58), erwähnt der *cella novitiorum* ausdrücklich. Als auch hierin später eine laxere Observanz Platz griff und die Novizen allmälig den Professen gleich behandelt wurden, gestattete endlich Papst Eugen IV. mit Bulle vom 10. November 1437, ohne auf die strenge Trennung des gewöhnlichen Aufenthaltes der Novizen von jenem der Mönche selbst zu bestehen, den Novizen und Laienbrüdern (Conversi), mit den Professen in demselben Dormitorium, doch nicht in besonderen Zellen, zu schlafen; und in demselben Refectorium, jedoch abgesondert von den Professen, zu speisen. [57]

Das Pfortengebäude bildete den einzigen Eingang in das eigentliche Kloster. Nächstan befand sich, wie erwähnt, die Wohnung des Abtes. Die Ordensregel schrieb vor (c. 66), dass als Pförtner (*ostiarius*) ein erfahrener älterer Mönch aufgestellt werde, dessen Alter ihn vor dem Gelüste sichere, die Pforte zu übertreten, und der auf Anfragen entsprechend zu antworten wisse. Er musste eine eigene Zelle nächst der Pforte haben und stets anwesend sein. Sobald irgend Jemand seine Anwesenheit durch Klopfen, oder ein Armer durch Rufen verkündete, habe der Pförtner mit einem *Deo gratias* zu erwiedern und den Segen zu ertheilen,

sodann mit bescheidener Gottesfurcht und liebevoll Antwort zu geben. Wenn es nöthig ist, dürfte dem älteren Pförtner auch ein jüngerer Bruder beigesellt werden. Eingelassen durfte jemand nur dann werden, wenn der Abt oder sein Stellvertreter die Bewilligung hiezu ertheilt hatte. Nächst der Pforte musste ein kleines Fenster angebracht sein, um Ankömmlinge erblicken zu können. Der Pförtner theilte den Armen, welche vorübergingen, Brod und Almosen mit, ohne jedoch dabei viele Worte zu gebrauchen. Ihm lag auch die Obsorge für die Gäste, dann für die Thiere ob. Wenn zum Complete geläutet wurde, sperrte er das Thor zu und übergab den Schlüssel dem Abte (M. 858—864). Da den Ordensbrüdern der Austritt aus dem Kloster nur in Ausnahmsfällen vom Abte gestattet werden durfte, so lag dem Pförtner ob, einen solchen ohne besondere Bewilligung zu verwehren. Der Mönch ausserhalb des Klosters wurde einer verwesenden Leiche ausserhalb des Grabes verglichen (M. 127). Wenn ein Mönch im Auftrage oder mit Bewilligung des Abtes den Klosterraum überschritt, musste er sich der Fürbitte der Brüder empfehlen, die bei dem letzten Gebete in der Kirche des Abwesenden insbesondere gedenken mussten. Die Zurückkehrenden mussten am Tage der Heimkehr zu allen canonischen Stunden, auf den Kirchenboden hingestreckt, die Fürbitte der übrigen erflehen, dass nichts, was er auf dem Wege gesehen oder erfahren, einen störenden Eindruck in ihm zurücklasse. Was er ausserhalb gesehen oder gehört, durfte er Niemanden mittheilen (515 c. 67. M. 875—9).

Die Gaststube (*cella vel domus hospitum*), schon durch die Ordensregel vorgeschrieben und mit den nöthigen Betten und einer besondern Küche (c. 53) zur Aufnahme vorüberkommender Gäste ausgestattet, befand sich nächst der Klosterpforte; Bischöfe und Ordensbrüder anderer Häuser theilten Tisch und Bett mit den Mönchen im Kloster selbst. Man unterschied öfter eine innere und eine äussere Klosterpforte [58] und im Raum zwischen beiden lag das Gastgebäude mit einem besonderen Dormitorium, Refectorium, nicht selten auch mit einer besonderen Capelle (M. 675, 745, 868). Die *cella hospitum* wurde denn auch im Cistercienser-Orden als ein wesentlicher Bestandtheil des Klosters betrachtet (1134, $_{12}$).

Die Ordensregel schloss von gastlicher Aufnahme eigentlich niemanden aus. Besondere Bestimmungen stellten aber Ausnahmen fest, so in Bezug auf Häretiker, bösgesinnte Menschen (hommes malitiosi), und Frauen. Wenn auch die Gebräuche der Cistercienser die Hospitalität auf das weibliche Geschlecht nicht ausdrücklich ausdehnten, so ist doch von Klöstern anderer Ordensregeln bekannt, dass dem weiblichen Geschlechte, wenigstens ausnahmsweise, ausserhalb der Clausur die zeitweilige Aufnahme nicht versagt wurde (M. 670—3).

Der Empfang fremder Gäste sollte nach der Ordensregel (c. 53) mit geziemender Ehrerbietung und aufrichtiger Liebesbezeugung geschehen. Nachdem der Gast vom Prior oder von den Brüdern mit dem Kusse des Friedens empfangen war, sollte er vorerst in die Kirche geführt und ihm von dem begleitenden Bruder zur Erbauung aus dem Worte Gottes vorgelesen werden. Wenn nicht eben ein kirchlicher Fasttag war, durfte zu seinen Gunsten früher als sonst gespeiset werden. Der Abt soll dem Gast das Handwasser darreichen und ihm mit Beihilfe sämmtlicher Brüder die Füsse waschen. Da das Ansehen der Reichen ihnen ohnehin Ehrerbietung verschafft, so möge die grösste Sorgfalt bei der Aufnahme und Verpflegung dem Armen und Fremden zugewendet werden. Die Besorgung der besonderen Gastküche soll zwei oder mehreren Brüdern, die Sorge für das Gastzimmer einem dritten Bruder anvertraut werden, der den Gästen wohl leutselig und gottesfürchtig zu begegnen, mit ihnen aber keine Gespräche zu führen, sondern nach Beendigung seiner Verrichtungen fortzugehen und zu bemerken habe, dass dem Mönche nicht erlaubt sei, mit Fremden zu sprechen (515. c. 53). Nur wenn die Anzahl der Gäste sehr gross war, durften sie ausnahmsweise auch von weltlichen Dienern betreut werden (1152, $_{15}$). Der Abt sollte jederzeit mit den Gästen und Reisenden speisen (c. 56). Fremde Mönche aus entfernten Landen durften im Kloster in der Eigenschaft als Gäste behalten werden, wenn sie sich ohne ungewöhnliche Forderungen mit dem eingeführten Klosterleben zufrieden stellten (515. c. 61).

Auch eine besondere Krankenstube für Gäste (*hospitale*) war in den meisten Cistercienser-Klöstern vorhanden. Sie befand sich, wie das Gasthaus selbst, meistens ausserhalb der strengen Kloster-Clausur. Affemia, Gemahlin Hademars von Chunring, verlegte nach dem Tode ihres Gemahls († 1217) das von diesem erbaute Hospital an die äussere Pforte des Klosters, damit sie leichteren Zutritt hatte, um die Armen und Kranken persönlich trösten und pflegen zu können. [59] Aussätzigen (*leprosis*) durfte aber selbst nicht in der Nähe des Ordenshauses bleibender Aufenthalt gestattet werden (1204, $_{3}$). Die kranken Armen im Kloster-

Hospital durften zufolge Bulle des P. Nicolaus IV. vom 1. März 1290 durch taugliche Klostermönche mit den h. Sterbesacramenten versehen werden. [60]

Die Viehställe waren ebenfalls in der Nähe der Pforte und zwar ausserhalb dem Kloster angebracht und, wie bemerkt, die Sorge für die Thiere dem Pförtner anvertraut. Indem festgesetzt war, dass die Lebensmittel der Mönche durch die Arbeit ihrer Hände, durch Bodencultur und Thierzucht beigestellt werden sollen, durften nur nützliche Hausthiere, nicht aber seltenere zur blossen Ostentation, wie Hirsche, Kraniche, Pfauen u. dgl. (1134, $_{5}$, $_{20}$; 1206, $_{19}$, $_{20}$), nach den ältesten Gewohnheiten selbst nicht Thiere weiblichen Geschlechtes gehalten werden (M. 155). Doch scheint dieses letztere Verbot bei den Cisterciensern auf Kühe nicht ausgedehnt worden zu sein, da ihnen der Genuss der Milch nicht verwehrt war (1157, $_{58}$). Alte Ochsen (*crociones*) durften zur Gewinnung des Leders gekauft (1157, $_{38}$), hinwieder musste die gewonnene Schafwolle verkauft werden (1157, $_{4}$, $_{19}$). Hunde, der Sicherheit wegen, und Pferde für Reisen, namentlich zu den Generalcapiteln, durften zur eigenen Benützung (1157, $_{57}$) doch in beschränkter Zahl gehalten werden (1134). Das Pferdegeschirr sollte den Werth von 20 Pfunden nicht übersteigen (1231, $_{4}$). Die Viehzucht wurde meist auf Wirthschaftshöfen durch Laienbrüder (conversi) betrieben (1134, $_{5}$, $_{20}$).

Eine Mühle und ein Backhaus (*pistrinum*) für die Bedürfnisse des Klosters sollten bei jedem bestehen (515, $_{66}$). Bei den Cisterciensern durfte in der Regel an einem Sonntage nicht Brod gebacken (M. 651) und vom Kloster keine anderweitige Mühle angenommen und betrieben werden (1157, $_{36}$, $_{59}$). Von Mühlen durfte als an Feld- und Gartenfrüchten ein Zehent gegeben werden; die mit dem Mahlen in Klostermühlen beschäftigten Weltlichen durften von Bischöfen nicht excommunicirt werden. [61] Das Mahlen und Backen stand in der Regel Laiendienern zu (M. 864—5).

Werkstätten zur Ausübung gewisser nützlicher Fertigkeiten durften einem Kloster ebensowenig fehlen, da den Brüdern derartige Arbeiten erlaubt, nach Umständen geboten waren. Doch mussten diese Arbeiten in solcher Nähe vorgenommen werden, dass die Zeichen zu den gottesdienstlichen Stunden nicht überhört wurden, und es durften die Erzeugnisse an Weltliche nicht abgeliefert werden (1157, $_{29}$, $_{47}$).

Der Klostergarten, ein wesentlicher Bestandtheil (515, c. 66), musste innerhalb der Klostermauern liegen, da er von den Mönchen gepflegt wurde. Er diente zur erlaubten Lust und zum Anbau nutzbarer Gewächse, zur Gewinnung von Samen. Ein Bruder hatte meistens die besondere Obsorge über den Garten (*hortulanus*), und unterstand hierin dem Cellerarius (M. 412, 864).

Eine Klosterschänke (*taberna*) zum Verkauf des Weines war anfänglich strenge untersagt; erst später, den Zeitverhältnissen sich fügend, gestatteten die Generalcapitel solche, jedoch nur ausserhalb der Klöster und der Wirthschaftshöfe (1182, $_{6}$; 1183, $_{14}$; 1193, $_{19}$).

Eine besondere Begräbnissstätte (*coemeterium*, auch *cimeterium*) bestand für jene, die nicht innerhalb der Kirche, des Kreutzganges oder Capitelhauses des Klosters selbst begraben werden durften, daher namentlich für die im Kloster verstorbenen Gäste und Taglöhner, für die verstorbenen Laienbrüder, endlich für jene zwei Freunde oder Familiäre des Klosters, welchen sammt ihren Gattinnen ausnahmsweise eine Grabstätte zugestanden werden durfte (1134, $_{27}$). Anfangs befand sich der den Ordensbrüdern gemeinschaftliche Ort der Ruhe ausserhalb dem Kloster in einem umschlossenen und geweihten, meist mit einer Grabcapelle besetzten freien Raume; später wurde er innerhalb der Klostermauern in den vom Kreutzgang umfangenen Raum, noch später in den Kreutzgang selbst versetzt. [62]

Anmerkungen.

[1] *κλαιςρον*, *claustrum*, von claudere, *κλειω*, abschliessen; *κοινοβιον*, *coenobium*, anfangs im Gegensatze zu *μοναςήριον*, *monasterium*, welches letztere, nach dem Zeugnisse des nachmaligen Mönches Cassianus, † 440 n. Chr., auch die Wohnstätte eines einzelnen Mönches bezeichnen konnte, welche Unterscheidung sich aber schon im IX. Jahrh. verwischt hatte. — [2] Yepes: *Chronicon gen. ord. S. Benedicti*, aus dem Spanischen ins Lateinische übertragen und vermehrt durch Thom. Weiss, Cöln 1648. I, 486; vgl. mit Jaffé: *Regesta Rom. Pontif.* p. 114. — [3] Abgedruckt wie schon früher durch O. Wion 1595 zu Venedig, sowie durch die Bursfelder Congregation 1610 zu Paris in Henriquez: *Regula, constitutiones et privilegia ordinis Cisterc.* Antwerpen 1630, p. 9—34; in Holsten: *Codex Regularum monast. et canonic.*, ed. M. Brocke, I (1759, Augsb.) 113—135; u. s. w. vortrefflich nach den, im Urtexte mitgetheilten einzelnen Capiteln erläutert und kritisch ausgeführt durch den gelehrten Benedictiner zu St. Maure Edm. Martene in dessen: *Commentarius in regulam S. Benedicti litteralis, moralis, historicus.* Paris 1690, Fol. In deutscher Sprache erschien z. B. 1753 zu Augsb. auch des de Rance: *Auslegung der Regul des Heil. Benedicti* u. a. m. Umfassendere kirchengeschichtl. Werke haben auch die Ordensregel des h. Benedict umständlicher behandelt, z. B. Neander II B. 562—565; Gfrörer 956—963; auch Helyot: *Gesch. d. Kloster- und Ritterorden.* V. 9 f. — [4] Pertz *M. G. SS.* IV, 21; IX, 553, 679. Pistor *SS. Rer. Germ.* I (1731) p. 1147. Menken *SS. R. Germ.* I, 172. — [5] Jaffé l. c. 476. — [6] Pertz, M. G. SS. VI, 464. Der Inhalt dieser Satzungen ist zu ersehen bei Manrique: *Cisterciensium seu verius Ecclesiasticorum Annales* I (1642) 51; in der 1739—1742 erschienenen sogenannten deutschen Uebersetzung dieses Werkes durch Bon. Hiltprandt, I, 24 und bei Helyot a. a. O. V, 403. — [7] So z. B. bei Henriquez, *Regula. Constitutiones et Privilegia ordinis Cist.* Antw. 1630, wo, ungeachtet des, augenfällig auf eine spätere Zeit hinweisenden Inhaltes, die p. 35 — 38 abgedruckte charta charitatis irrig dem J. 1107 zugewiesen wird. Indessen scheint es fast, dass auch frühere, d. i. dem Jahr 1119 vorausgegangene Statuten für das Kloster Citaux *carta caritatis* genannt wurden; denn auf dem Gen. Capitel v. Jahr 1275 wurde (n. 4) unter anderem angeführt, dass die *carta caritatis* die Bestimmung enthalte, in jeder Abtei müssen ausser dem Abte noch 12 Mönche sein, wovon in den Satzungen der eigentlich sogenannten carta caritatis v. Jahr 1119 nirgends die Rede ist. — [8] S. die Citate der Abdrucke bei Jaffé l. c. p. 532. Ausserdem aber auch gedruckt bei Baronius XII, 172—173. — [9] Abgedruckt bei Henriquez l. c. 35 — 38 in 5 Hauptstücke abgetheilt irrig ins Jahr 1107 versetzt, und bei Manrique l. c. I, 109 — 111 in 30 Abschnitten, bei Hiltprand I, 51 — 53; vergl. auch Helyot l. c. V, 480 mit einem kurzen Auszuge nach Henriquez; und Ducange-Henschel *Gloss.* II, 312. Bei Martene et Durand Thes. IV, 1211—1216 ist auch eine *Carta Caritatis Calesiensis congreg. ord.-S. Benedicti* von 1148 mitgetheilt, deren Bestimmungen aber von jenen des Cist. Ordens wesentlich verschieden sind. — [10] Martene u. Durand l. c. IV, 1296, 1317, 1333, 1480. — [11] Auf diesen Umstand muss insbesondere desswegen hingewiesen werden, weil in einzelnen archäologischen Werken, z. B. bei M. Viollet-Le-Duc: *Dictionnaire resonné de l'architecture française du XI —XVI. siecle* (Paris 1854) p. 269 — 270 sich in Bezug auf frühere und spätere Ordenssatzungen irrig auf 1119 (die *charta caritatis*) berufen wird. — [12] Da die wichtigsten Quellen der Grundgesetze und Statuten des Cisterzienser-Ordens bereits in den vorstehenden Andeutungen berufen wurden, so dürfte weiterhin zumeist die einfache Berufung des Jahres, aus dem das Statut datirt, genügen, um leicht die wahre Quelle aufzufinden. Die von 1134 herwärts laufenden Jahreszahlen beziehen sich auf das Jahr des Generalcapitels, durch dessen Beschluss die bezügliche Bestimmung festgestellt oder erneuert wurde, die weiterhin beigefügte kleinere Zahl aber auf den Numer des Statuts, unter welchen es in den verfügbaren Sammlungen dieser Capitelbeschlüsse der Reihe nach aufgeführt ist. — [13] Die bisher vollständigste Sammlung der Beschlüsse dieser Generalversammlung ist in Martene und Durand *Thesaur. anecd.* p. 1243 — 1646, und darnach, jedoch nur bis zum Jahre 1199 reichend, bei Holsten l. c. II, 395—425 abgedruckt. Auf diese Sammlungen also beziehen sich die unten folgenden kürzeren Berufungen. Es ist nicht zu zweifeln, dass zumal in der ersten Zeit alle Jahre eine solche Generalversammlung stattfand, und die bei Martene und Durand für jene Zeit wahrnehmbaren Lücken nur durch den seither eingetretenen Verlust der bezüglichen Aufschreibungen erklärt werden müssen. In diesem vortrefflichen Werke sind die Statuten der G. Capitel, und zwar jene vor 1134 in einem Abschnitte; dann die der Jahre 1180—1282, 1289—1306, 1318, 1321—1323, 1330, 1387, 1389, 1390, 1392—1397, 1399—1413, 1416—1419, 1421—1423, 1425—1427, 1430—1435, 1437—1467, 1469—1477, 1481—1487, 1489—1494, 1502, 1508, 1510, 1511, 1516—1518, 1522—1525, 1527, 1529, 1531, 1533, 1535, 1540, 1546 und 1547 enthalten, woraus hervorgeht, dass wenigstens bis 1547 ein regelmässiger dreijähriger Turnus durchaus nicht bestand. Uebersichtliche Darstellungen der Entwickelung des Einflusses und der allmäligen Reform des Cisterzienserordens enthalten z. B. Helyot a. a. O. V, 396—426; Neander a. a. O. V a, 485—498; Aschbach's *Kirchen-Lexicon* (4 Bde. Frankf. 1846) I; Henrion's: *Allg. Gesch. der Mönchsorden*, verm. von Fehr (2 Bde. Tüb. 1845) 1; Ersch und Gruber: *Allg. Encyklopädie der Wissensch. und Künste*, XVII, 311—318 (von Fink); Hurter: *Gesch. P. Innocenz III.* (4 Bde. 1841—43), IV, 164 f.; Wetzer und Welte: *Kirchen-Lexicon* (11 Bde. Freib. 1847—1854, mit Ergänz.-Bd.) II, 549—555 (von Fehr); Dubois: Gesch. der Abtei Morimond. 2. Aufl. Aus dem Französischen übers. v. Dr. K. Münster. 1855. — [14] Martene: Comm. in reg. S. Bened. 866—869. Manrique l. c. I, 272. — [15] A. a. O. 463. — [16] Manrique l. c. I, 24. — [17] Martene: Comm. in reg. S. Bened. 50—51. — [18] So berufen wir kurz das

öfter als Quelle benützte treffliche Werk: Martene: *Commentarius in Regulam S. P. Benedicti.* Paris 1690. Kl. Fol. — [19] Eine gleichzeitige Quelle schildert den Vorgang bei der Gründung des Klosters Corvei in Sachsen. Abt Adalbert mit seinem Bruder Walo und einigen Mönchen betraten am 8. Juli 822 den Ort, wo das Kloster errichtet wurde, beschauten und beginge̊n ringsum die Gegend, und nachdem sie sich über Wahl des Ortes geeinigt, warfen sie sich zum Gebete nieder, sangen Psalmen und sprachen die Litanei. Darauf zogen sie die Linien, trieben Pflöcke in die Erde, und begannen die Massen vorerst für die Kirche, dann für die Wohnstätten der Brüder zu legen, und schritten sofort ans Werk, nachdem sie den Bischof gebeten hatten, dass er kommen, den Ort einweihen, an der Stelle des Altares ein Kreutz aufpflanzen und gestatten wolle, dass der Ort Corbeia genannt werde. Dass sich dieser Vorgang stätig blieb, beweiset noch das spätere Beispiel des, 1147 zur Zeit als sich Papst Eugen III. zu Citaux aufhielt, in den Cistercienser-Orden übergetretenen Stephan, früheren Stifters und Abten des Klosters Abazine in Frankreich, von dem bekannt ist, dass er bei der Gründung jedes neuen Klosters in dieser Weise vorging. — [20] *Ευκτήριον*; v. Ducange-Henschel *Gloss.* IV, 722, a. — [21] Welche nämlich dem Besuche des Volkes, Männern und Frauen geöffnet war, daher auch *εκκλεσία καθολικα* genannt. Ibid. III, 3; IV, 722, b. — [22] Der Abt von Pontigny, welcher gegen die Ordensregel der Königin von Frankreich mit weiblicher Begleitung den Eintritt in sein Kloster gestattete, und zuliess, dass sie einer Besprechung im Capitel und einer Procession im Kloster beiwohnte, und zur Erholung von den Reisestrapazen durch zwei Nächte in der Krankenstube blieb, wurde nur auf eindringliche Fürbitten mehrerer Bischöfe milder behandelt und mit der zeitweisen Suspendirung und anderen leichteren Strafen, wie Fasten mit Wasser und Brod bestraft (1205, 1; M. 156). Auch das Statut für das Kloster Citaux vom J. 1109 setzte fest, dass es einem Herzoge oder anderen weltlichen Grossen niemals gestattet werde, in einer Klosterkirche Hof zu halten, wie es früher bei feierlichen Gelegenheiten der Fall gewesen. — [23] Manrique l. c. I, 51. — [24] Manrique l. c. (1098) 10; (1099) 14; (1103) 37; (1134) 274. Martene: *Comm. in reg. S. Ben.* 868. u. a. O. — [25] Manrique l. c. I. — [26] *Portae vel ostia ecclesiae albo colore qui voluerit potuerit colorare.* — [27] Ohne Zweifel in Folge dieses Statuts wurde in den Cistercienser-Abteien der Gebrauch befolgt, und ist zu Hohenfurt und Ossegg in Böhmen noch in Anwendung, dass, wie bei den noch jetzt gebräuchlichen Feuerzeichen in den Städten, beim Läuten der Schwengel stets nur einmal anschlägt, nicht im vollen Schwange wechselnd beide Seiten der Glockenrunde berühre. — [28] Mehreres hierüber bei Ducange-Henschel Gloss. VI, 480. Pertz: M. G. SS. IX, 790, 35. — [29] S. die Glossarien: Ducange-Henschel I, 222; II, 361; V, 364. Frisch I. 176. Haltans 216. Scherz-Oberlin 829—830. Benecke-Müller I, 237; vrgl. auch Schilter III, 190 1. Mon. boic. XIII, 339; Pertz M. G. SS. XI, 283, 53; 284, 5. Ueber Processionen insbesondere: Augusti: *Handbuch der christl. Archäol.* III (1837) 322—353. — [30] Link: *Ann. Clarevall.* I, 262. Frast: *Stift. Buch von Zwetl* 66. Hanthaler: *Fasti Campil.* I, 16. — [31] *Mon. boica* IX, 107. — [32] Hanthaler l. c Schramb: *Chron. Mell.* — [33] Bekannt ist es, dass in der Cistercienser-Abtei Zwetl in Nied.-Oest. eine Seite des Kreutzganges, nämlich die der Kirche zunächst entlang laufende, der erwähnte Lese-Gang *(paries in lectione)*, mit dem Gepräge grösserer Einfachheit im Baustyle, der älteste Theil des Kreutzganges ist, und dass die übrigen drei Seiten desselben, durch deren Anbau dieser erst die ein Viereck umschliessende Anlage erhielt, erst später, nämlich zwischen 1205—1217 zugebaut wurden. Denn Abt Ebro von Zwetl (1273—1304) bemerkt in seinem Stiftungsbuche, dass dieses durch den frommen Hadmar von Chunring († 1217) unter dem Abte Marquard (1205—1227) geschehen ist. Der Kreutzgang zu Lilienfeld in Nied.-Oest. wird der Zeit des ersten Baues des dortigen Klosters und der Kirche, also gleichfalls dem Anfange des XIII. Jahrh. zugeschrieben (Hanthaler l. c. I, 15). — [34] *Kirchl. Top.* v. Oest. XVI, 47, 189. — [35] Hanthaler l. c. I, 16. *Kirchl. Top.* v. Oe. VI, 300. — [36] Ducange-Henschel: *Gloss.* II, 148, 150—151. — [37] Martene et Durande: Thes. anecdot. I, 609—610. — [38] Hanthaler l. c. I, 16. — [39] Hanthaler l. c. I, 16. — [40] Ducange-Henschel II, 928—929. — [41] WB von Frisch I, 202, d; Scherz-Oberlin 849; Schmeller I, 396. — [42] Pertz M. G. SS. VI, 464. — [43] Jene zum gewöhnlichen Gebrauche dienenden Schwerter u. dgl. durften Mönche nie tragen; denn *Dei ecclesia non habet gladium nisi spiritualem.* (Martene et Durand: *Thes. anecd.* I, 131); *Omnes qui acceperint gladium gladio peribunt* (Matth. 26, 32). *Qui gladio percusserit, gladio peribit* (Petr.). — [44] Henriquez: *Regula etc.* p. 100—101. — [45] Mehreres bei Ducange-Henschel *Gloss.* V, 650—651. — [46] Das lateinische Wort *refectorium* im obigen engeren Sinne wurde bei den Deutschen im gemeinen Sprachgebrauche auch in *Refender, Refenter, Refentar, Rebenter, Rebender, Rebbinter, Revent, Refat,* ja sogar in ein völlig wurzelverläugnendes *Rebedir, Rebenthal, Rebenthier, Robenter, Remptorei, Referent* und *Refental* verunstaltet. — [47] Matene: *Comment. in Reg. S. Benedicti* lieferte S. 535—546 eine kritische Abhandlung über die Maasshaltigkeit einer *hemina.* Vergl. auch Ducange-Henschel: *Gloss.* III, 643—44. Soviel dürfte mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, dass eine *hemina* das Maass eines Seitels, was wir jetzt darunter verstehen, kaum überschritten hat. — [48] Mart. et Durand: *Thes. anecd.* I, 609. — [49] Keiblinger: *Mölk* I, 383 übersetzt so das Wort pictantia oder pittantia; über welches letztere bei Manrique l. c. I, 274; Ducange-Henschel V, 246—47, 271—72; mit brauchbaren Belegstellen, aber ohne sichere Erklärung. — [50] Henriquez: *Reg.* 61, 71, 100. — [51] Henriquez: *Reg.* 159—161. — [52] Frast l. c. 66. — [53] Frast l. c. 66. — [54] Henriquez: *Reg.* 140, b. — [55] Henriquez: *Reg.* 219. — [56] Keiblinger: *Mölk* I, 306. Frast l. c. 66. Ducange-Henschel III, 825. Ueber *hospitale* etc. ebenda 702—4, jedoch das hospitale in *domo hospitum* nicht scharf genug hervorhebend. — [57] Henriquez: *Reg.* 273, a. — [58] Frast l. c. 66. Link I, 272. — [59] Frast l. c. 66. Link I, 272. — [60] Henriquez: *Reg.* 81—82. — [61] Päpstliche Bullen vom 28. April 1245 und 11. Mai 1262, bei Henriquez: *Reg.* 64, 73. — [62] Martene: *De antiquis monachorum ritibus.* 817—823.

2. Gründungsgeschichte der Abtei Heiligenkreutz.

Literatur.

Bei der Anführung der auf die Geschichte und Beschreibung dieser Abtei bezüglichen Schriften wird sich lediglich auf Schilderungen selbstständigen Inhaltes und auf die eigentlichen Quellenwerke beschränkt. Dieselben werden im nachstehenden geschichtlichen Abrisse nach den, hier der Reihenfolge nach den einzelnen Werken oder Abhandlungen vorangesetzten lateinischen Buchstaben, und wo in einer solchen Hauptrubrik mehrere Aufsätze enthalten sind, auch nach den, den letzteren beigefügten griechischen Lettern berufen. Die weiterhin beigefügte römische Zahl bezeichnet den bezüglichen Band, die arabische die Seitenzahl. Wo hier ohnehin nur ein besonderer Band eines grösseren Werkes angeführt ist, wird nur die Zahl der Seite insbesondere berufen. — Uebrigens gelten auch für diesen zweiten Abschnitt die im ersten (S. 1 — 20) gebrauchten Abkürzungen zur Berufung. — So weiset ein c (caput) mit beigefügter arabischer Zahl auf das berufene einzelne Capitel der Regel des h. Benedict, ein M mit beigefügter Seitenzahl auf Martene's vortrefflichen Commentar zu dieser Regel (s. oben S. 19, Anm. n. 3) hin. — 1134 mit beigefügtem c und weiterer kleinerer Zahl bezieht sich auf die einzelnen Abschnitte des durch Raymond, dritten Abt zu Cisteaux, zusammengetragenen *Liber institutionum Cap. Gen. ordinis Cisterciensis*, welches, die wesentlichsten Beschlüsse des Generalcapitels bis 1134 umfassend, bei Manrique (s. oben, S. 19, n. 6) I, 272—282 abgedruckt, bei Hiltprant (ebenda) aber I, 150 — der Kürze halber! — weggelassen ist. — Die Beschlüsse des Generalcapitels zu Cisteaux (mit Beziehung auf die oben S. 19, n. 13 erwähnten Abdrücke) werden auch hier in der S. 19, n. 12 angedeuteten Weise berufen. Wo jedoch aus Martene und Durande's: *Thesaurus novus anecdotorum* nicht die Beschlüsse des Cistercienser Generalcapitels, sondern anderweitige Beweisstellen berufen werden, geschieht dieses durch: M. D. mit beigefügter Band- und Seitenzahl.

a. Brusch (Caspar Bruschius; geb. 1518; meuchlings ermordet auf einer wissenschaftlichen Reise nächst Windsheim in der Oberpfalz 20. Nov. 1557): *S. CRUCIS Coenobium Cist. inst. in Austria* 1552; in dessen: *Centuria II. Monasteriorum Germaniae*, herausgegeben (α) 1692 durch Nessel: *Supplementum Bruschianum*, und darnach (β) durch Kuen: *Collectio Scriptorum rerum hist. mon. eccles.* (6 Bde. 1755—1768, Ulm. Fol.) II. (1756) 71—166; Heiligenkreutz insbesondere 152—4 mit der Reihenfolge der Aebte und drei lateinischen Inschriften unter Angabe der Verfasser.

b. Jongelinus: *Notitia abbatiarum ordinis Cistert. p. orbem univ.* (X Bücher, je besonders pagin. 1640. Cöln. Fol., IV.) *Fundationes Monast. Aust. Stir. Carin. Carn.* etc.) 4—20: Gesch. u. Beschreib. des Klosters Heiligenkreutz insbesondere vom J. 1638; Grabschriften (11—13) und 4 Urkunden in extenso (jene unter z, n. 1, 3, 56 u. 64 abgedruckten). (α) Zunächst dessen Angaben benützend, hat Hansiz: *Germania Sacra* I, 300, die Gründungsgeschichte von Heiligenkreutz gegeben.

c. Pez. Hieron. *Scriptores Rerum Austriac.* III (I Leip. 1721; II ebend. 1725; beide auch Wien 1743; III Regensburg 1745) mit mehreren auf die Geschichte von Heiligenkreutz bezüglichen Chroniken, darunter insbes. I, 724—7 frat. Nic. Vischel de S. Cruce Forts. d. österr. Chron. v. Palt. Vatzo (1302—1310); vgl. c. I, 706 mit *u*, 732 und Visch: *Bibl. et Chron. script. ord. Cist.* 1656. — (α) Hieher gehört auch die nicht selbständige *Chronica Australis* in Freher-Struve *SS. R. Germ.* I, 429—469; in Verbindung mit (β) Böhmer *Fontes Rer. Germ.* I, 271—450, und (γ) Voigt, *Geschichte Preussens.* II, 553—9.

d. Pez, Bernh. *Codex dipl. hist. epist.* (VI Bd. des *Thesaur. anecd.*) in III Theilen; Augsb. 1729 mit vielen durch Ph. Hueber aus dem Heiligenkreutzer Archiv mitgetheilten Urkunden von 1136—1400 (s. im Index das Schlagwort: (*S.*) *Crucis*).

e. Herrgott, Heer und Gerbert: *Monum. Domus Aug. Austriacae* (Wien, Breisgau, St. Blasien 1750—1772. Fol. mit K. K.) (α) I. *De Sigillis* m. H. Friedrich d. Streitbaren Grabdenkmal zu Heiligenkreutz, 67, tab. XIII; 202—247 Urk. aus u. für Heiligenkreutz 1136—1479; (β γ) II, a. b. *Numotheca.* — (δ ε) III, a. b. *Pinacotheca;* a, VI über die Architektur der Kirche zu Heiligenkreutz; a, XVI—XVIII, b. tab. III, Glasgemälde im Brunnenhaus zu Heiligenkreutz. — (η, ζ) IV, a. b. *Taphographia* a, 36—64; b. tab. VI. Fürstengräber im Capitelhaus zu Heiligenkreutz.

f. Weiskern: *Topographie v. Niederösterreich*, 1768 (Wien, 1769—1770 III Thle.) I, 250—254.

g. Wendt v. Wendtenthal u. Marian Fidler: *Geschichte der österr. klösterl. u. weltl. Klerisey*, IV Thle. in 9 Bdn. Wien, 1780—1788. 8.) VIII (1787) zunächst nach *b*, da vom Stifte kein Bericht eingelangt.

h. Rauch: *Rerum Austriac. Scriptores* (α) III Bde. Wien, 1793—4. Fol. mit auf Heiligenkreutz bezüglichen Chroniken; (β) IV. *Rerum Aust. histor. ab. a. Chr. 1454—67*, aus anderer Handschr. 1739 mitgeth. in Senkenberg: *Selecta juris et hist.* V, 1—346.

i. Schultes: *Die Prälatur zum heiligen Kreuze* in dessen *Ausflügen nach dem Schneeberg in N. Oestr.* (α) 1802, 21—27; (β) 1807, I, 41—51; (γ) zumeist darnach, was Sartori: *N. Reise durch Oest.* u. s. w. (1811) I, 34—40 über Heiligenkreutz vorbringt.

k. (Widemann und Fischl) (α) *Maler. Streifzüge durch die interess. Gegenden um Wien* (Wien 1805—8); 4 Bde. 8 m. K. K. II, 184—198. — Die Angaben in (β) Gaheis: *Wanderungen und Spazierfahrten in den Gegenden um Wien* (Wien, 1801—8, 9 Bde. mit K. K.) IX, 225—248, beruhen zumeist auf *k, a.*

l. Köpp v. Felsenthal (Gebrüder): *Die Cisterzienser Abtei Heiligen Kreuz;* in deren: *Hist. mal. Darstellungen von Oesterr.* (Wien 1814—24, II Bde. Querfol. mit K. K.) I, 93—98 nach dem Bericht des Stiftsarchivars Theod. Kraft.

m. Primisser: *Reise-Nachrichten über Denkm. der Kunst u. d. Alterthums in den österr. Abteyen u. in einig. and. Kirchen Oest's. u. Kärnth.* in Hormayr's *Archiv.* 1821, 391, 403, 427; (α) 438—9 Heiligenkreutz; 469; (β) 471, 483 Lilienfeld; 531, 543; (γ) Zwetl 555, 567; — 1822, 105, 142, 158, 222, 361, 476, 494, 549, 574; — (δ) Hiervon auch ein in s. wenigen Exemplaren aufgelegter besonderer Abdruck mit Lith. nach Handzeichnungen von Primisser; — (ε) Unter dem Titel: *Kunst u. Alterthum in Oesterr. durch A.*

Primisser u. *J. Fr. v. Hormayr*, mit einigen histor. Zusätzen des Letzteren wieder abgedruckt in Hormayr's *Taschenb.* 1848, 280 — 393.

n. Weidmann: *Wiens Umgebungen. Hist. mal. geschildert* (Wien, 1823—5, 10 Bdchn.) I, 99—150.

o. Koll: *Stift und Pfarre Heiligenkreutz;* in der *Kirchl. Topographie v. Oesterr.* (Wien 1819—1840; 18 Bde. 8. m. K. K.) IV, (1824) 175—237. Bisher die umständlichste geschichtl. Darstellung der Abtei. — Angezeigt in den Wiener *Jahrb. d. Lit.* 32, 25—28. — Koll's Angaben hat Schweikhardt in s. *Darst. v. Oest. u. d. Ens, V. U. W. W.* II, 173—189 in seiner Weise ausgebeutet.

p. Scheiger lieferte in Hormayr's *Archiv*, 1826, 23, und in seinen *Andeut zu Ausfl. im V. U. W. W.* (1828) 95—98 beachtenswerthe Fingerzeige über einige sonst nirgends besprochene Einzelheiten.

q. Koll: *Das Stift Heiligenkreutz in Oest. V. U. W. W. mit den dazu gehör. Pfarr. u. Besitz, s. d. vereinigten Stifte St. Gotthard in Ung.* Wien, 1834, m. 5 Abbild.; gleich *r.* Gelegenheitsschrift zur 7ten Secular-Feier der Gründung des Stiftes.

r. Koll: *Chronicon breve monasterior. ord. Cist. ad S. Crucem in Aust. et ad S. Gotth. in Ung. Adj. serie omnium* (?) *nobil. benefact. ibid. sepult. una cum catalogo religiosor. omn. ab a. 1534*, Wien 1834.

s. Keiblinger hat *q* und *r* kritisch beleuchtet und vielfach berichtiget in Kaltenbäck's *Oestr. Zeitschr. f. Gesch. u. Staatskunde*, 1835, 51—72.

t. Feil: *Heiligenkreutz.* Gesch. u. Beschr. in Schmidl: *Wiens Umgeb. auf 20 St. im Umkr.* III (1839) 335—377; 679—685. Besprochen (α) von Melly in Kaltenbäck's *Zeitschr.* 1837, Bl. f. L. u. K. 385—390. — (β) Ein *Nachwort* von Koll ebend. 397—402. — Gegen beide *t*, 679—685.

u. Pertz: *Monumenta Germaniae historica*, — *Scriptores* IX (1854); unter den (479—483) durch Wattenbach herausgeg. *Annales Austriae*, insbesondere drei *continuat. sancrucenses* zu den *annales Gotw.* (I, 626—8, 1225—1233; II, 637—646, 1234—1266; III, 732—5, 1302—1310) nebst anderen auf Heiligenkreutz bezüglichen Chroniken.

v. Weis: *Urkundenbuch des Stiftes Heiligenkreutz* in den: *Fontes Rer. Austr.* 2 Abth. IX (1. Bd. 1856; 1136—1299; Forts. bis 1400 wird im 2. Bd. folgen). — (α) Von den Urkunden im Heiligenkreutz-Archiv sind bereits veröffentlicht, ausser jenen in *b, d* und *e* (α), durch Sava (*v*, n. 20, 33, 69; in Chmel. *Oestr. Geschichtsforscher*, II, 483—5, 496—7, und eine vom 24. Juli 1394 in Kaltenb. *Zeitschr.* 1837, 330; dann durch Weis selbst *v*, n. 127, 149, 162, 241, 304, 305 in Chmel. *Notiz. Bl.* 1846, 67—70. — (β) Einzelne Urkunden auf Heiligenkreutz bezüglich sind bereits in anderen Werken veröffentlicht, so namentlich jene auf N. Sulz Bezug nehmende vom 24. Juni 1203 in Hormayr's *Archiv* 1828, 69 und Mon. Boic. 28, b, 267. Mehrere andere bei Katona, Fejer u. s. w. — (γ) Lichnowsky: *Geschichte des Hauses Habsburg* (Wien, 1836—1844, 8 Bde.) enthält in den Regesten den wesentlichen Inhalt von mehreren noch ungedruckten Urkunden im k. k. g. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, die sich auf Heiligenkreutz beziehen, z. B. I, 783; II, 8, 487; III, 761, 853; V, 1480 u. s. w. Sie werden hier nach der Bandzahl und dem Regesten-Numer berufen. — (δ) Baumann: *Volunt. Imp. consort. int. Frid. Aust. et Lud. Bav.* Leipz. 1735, enthält im Testamente K. Friedrichs vom 24. Jänner 1327, S. 29—30 eine auf Heiligenkreutz Bezug nehmende Stelle.

w. Ueber einzelne Abschnitte der Gesch. v. Heiligenkreutz: (α) Blumenberger: *Konrad, der Sohn des östr. M. G. Leopold des Frommen* u. s. w. in den Wien. *Jahrb. d. Lit.* 87 (1839), A. Bl. 34—44, worin die bish. Annahme, dass Konrad 1141—8 Abt zu Heiligenkreutz gewesen, gründlich widerlegt, und die Unächtheit der sog. Chronik Ortilo's (durch Hanthaler nicht nur veröffentlicht, sondern höchst wahrscheinlich auch fabriciert) nachgewiesen wird, welche in Chmel's *Handschr. d. K. K. Hofbiblioth.* II, 656—7 bestimmt als ein modernes Fabricat des 18. Jahrh. erklärt, damit also einem Theile der Gründungsgeschichte von Heiligenkreutz, wie sie bisher erzählt wurde, der Boden völlig entzogen wurde. — (β) Herrgott: *Bericht über die öster. Grabmähler des Klost. Heiligenkreutz, Cist. Ordens in U. Oest. ddto 9. Mai 1739. Nebst einig. Anm. v. Fr. Th. Kraft, Prof. ad S. Cr. ddto 30. Nov. 1801*, mitg. durch Koll in Kaltenb. *Zeitschr.* 1837, 242—276. — Bezüglich auf die Grabmäler zu Heiligenkreutz für jene Familienglieder des Babenberger Hauses, von denen erwiesen ist, dass sie ursprünglich zu Klosterneuburg begraben wurden, gehört hierher auch (γ) *Codex traditionum eccl. coll. Claustro neob.*, hg. v. M. Fischer in den *Fontes Rer. Austr.* 2. Abth. IV, und — (δ) *das Klosterneub. Todtenbuch*, hg. v. Zeibig im *Archiv f. K. öst. G. Q.* VII, 269—307. — (ε) Biogr. des Abtes Ulrich II. v. Heiligenkreutz, 1558—85 in Bergmann's *Medaillen* II, 24—29. — (ζ) Ueber den Aufenthalt K. Leopolds I. und des Bibliothecars Lambek zu Heiligenkreutz am 18. u. 20. Aug. 1665 in Lambecii: *Diarium s. itineris Cellensis* (a) Wien 1666, 206—214, (b) Hamburg 1710, 65—8, werden zugleich einige Merkwürdigkeiten des Stiftes besprochen. — (η) Ueber Abt Gerhard Weichselberger 1705—1728, Penkert, Fr.: *Klagrede über den Todfall H. Gerardi Abbtens zum heil. Kreutz*, Wien, 1728, Fol. — (ϑ) Ueber der Künstler Giuliani, Altomonte und Donner Aufenthalt und Wirken zu Heiligenkreutz: Schlager, *G. R. Donner, ein Beitrag zur östr. Kunstgesch.* (Wien, 1848, 12) 5—11, 115—8, 124—7. — (ι) Frast: *Predigt am Gedächtnissfeste an die östr. Regenten aus dem Stamme der Babenberger, geh. zu Heiligenkreutz, am 28. Nov. 1846.* (Wien, Beck, 1846; 18 S.)

x. Ueber die Handschriften zu Heiligenkreutz ausser *c* I, 706, *i* (α) 22—4, (β) 43—5; *o*, 224; *q*, 51; t. 375—6; t (β) 598; w (ζ) (a), 208—213, (b) 66—7, (α) Gerbert: *Codex epist. Rud. I.* (St. Blas. 1772, Fol. pag. 1. s. f.) — (β) Wiener *Jahrb. d. Lit.* 24, A. Bl. 40—1; 64, 104; (γ) *Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Gesch.-Kunde*, III, 566—7; VI, 182—4; X, 427, 434, 594—600.

y. Ueber die Töchterabteien von Heiligenkreutz; über alle *b.* — I. **Zwetl,** *g*, VIII, 7—18; *l*, II, 199—204; *m*, (γ); *u*, 538, 541, 649, 684, 689; (α) Link: *Ann. Austr. Clara-Vallens.* Wien, 1723—5; II Bde. Fol. bis 1645; Frast: o, XVI, 1—944; 342—354 (β); Reimchronik: Hormayr, *Archiv*, 1818, 249; *Taschenb.* 1842, 17—26; (γ) Urk. u. gesch. Notiz. *Archiv f. Kunde östr. Gesch.-Quellen.* II, 361—427; (δ) *Stift.-Buch*, in: *Fontes Rer. Austr.* 2. Abth. III. — II. **Baumgartenberg,** a, β, 138—140, *g*, VII, 177—184; (ε) Kurz: *Beitr. z. Gesch. d. L. Oest. o. d. E.* III, 367—433; (ζ) Pritz: *Gesch. d. aufgelösten Cist. Klost. Baumg.* im *Arch. f. K. öst. G. Q.* XII, 1—62. — III. **Cicador** (Czykádor) (η) Heimb. *Notit. Abbat. S. Gotth.* Wien 1764; (ϑ) Koller: *Hist. Episc. Quinqueeccl.* Pressburg 1782—96; IV. T.; (ι) Fessler: *Gesch. d. Ung.* II, 316, 886; VIII, 385; (κ) *Schemat. cleri dioec. Quinqueeccl.* v.

Abbatiae titulares. — IV. **Marienberg**, *o*, XIII, 211—22; *v*, I, 293, 295, 307, 312, 316; *y*, η, ϑ, ι, II, 320, VIII, 385, $\varkappa$, λ. — V. **Lilienfeld,** *f.* I, 359—366; *g*, VIII, 290—3; *l.* I, 139—142; *m* (β); Becziczka, *o*, VI, 1—312; *w* (α, ξ); — (λ) Hanthaler, *Fasti Campilil*, Linz; 1747—54, 2 Bde. Fol. bis 1499; (μ) Desselben *Recensus dipl. geneal. Campil.* (2 Bde. Fol. Wien 1819—20), I, 92—122. — VI. **Goldenkron,** *u*, 193, 537, 645, (ν) Dolliner: *Cod, epist. Ottoc.* 72—75. — (ξ) *Origo, progressus et eversio monast. ord. Cist. in reg. Bohemiae*, Wien, 1767, 4. (o) Sommer: *Böhmen* (Prag 1833—49. XVI Bde.) IX, 271—2. — VII. **Neuberg**, c, β, 402-3, 434-5; e, ζ, 160,—6, η, tab. XIII; g, VI, 45—8; Chronik 1326-96, *u*, 669—677; *v*, (γ) III, 165, 751, 756, 778, 792, 850, 926, 933, 942, 1002, 1202, 1312, 1330, 1350, 1391, 1653; IV, 1047, 1144, 1450, 1453; V. 390, 1685, 1736, 2065, 2082, 2814, 3763, 3712; VII, Reg. S. 229, n. 893 b. VIII, 185, 245, 1428, 2028. Chmel: *Gesch. K. Fried. IV. u. Max I.*, I, 96—8, 330—2. (π) Caesar: *Ann. Styriae*, II, 449, 574—6, 911-3; III, 166, 168, 171, 175, etc.; dessen *St. u. K. Gesch. v. Steierm.* V, 248—252, 429, VI. 355. (ϱ) Monographien in Vogel: *Spec. bibl. Germ. Austr.* I, 153—4. (σ) Schmutz: *Hist. Top. Lex. v. Steyerm.* III, 11—14; (τ) Scheiger in Hormayr's *Tasch.* 1828, 165—193; (υ) Göth: *Steiermark*, I, 333—7; (φ) Heider in den *Mitth. der k. k. Centr. Com. z. E. u. E, d. Baudenkm.* 1856, 3—8, m. K. K.

z. Abbildungen in: e, k, l, m (δ), o, q, y (φ); dann von Vischer, 1672; Kleiner, 1720, Federzeichnung zu Heiligenkreutz; Zeichn. v. F. B. Werner, Stich v. J. G. Merz, c. 1730, in dem Werke: *Provincia Germ. ord. Servorum B. M. V.*; Janscha und Ziegler, c. 1790; Stirnseite der Stiftskirche, von Haweleg 1839, (Feil: *Wiener Zeitung* 1840, 26. März); Chr. Wilder, Ansichten und Einzelnheiten, radiert und Handzeichnungen (im Besitze des Dr v. Karajan in Wien) 1821—7; Alte Glasfenster, gez. v. Camesina (im Besitz des n. ö. Gewerbvereins), 7 Blätter gestochen (selten; ein Exemplar in der kk. Hofbibl. in Wien) u. s. w.

Als die kampfbewährten Grenzgrafen aus dem Babenberger Fürstenhause zum Schutze des Reiches an dessen verwundbarster Stelle, der Ostmarke, Deutschlands Pforte gegen Osten hin am grossen Verkehrszuge der Völker-verbindenden Donau, durch eines deutschen Kaisers Wort 1156 zu Herzogen erhoben wurden, da hatten sie, bis dahin noch ohne eigentliche Hoheitsrechte und ohne Anspruch ihres Hauses auf Behauptung dieser Würde, das Land schon geistig sich erobert durch die überwältigende Macht des Christenthums, durch strenge Gerechtigkeit und sittenmildernde Cultur. So war denn unverletzte Treue zum Oberhaupt des Reiches der feste Boden, auf dem, in Gottesfurcht und mit Gerechtigkeit, mit heller Einsicht in den zeitgemässen Stand und Bedarf gepflegt, die neue schöne Pflanzung segensreich gedieh. Kirchen und Klöster waren die Keimstätten allmäliger Sittlichung, feste Städte und weise Gesetze die mächtigsten Grundpfeiler echten Bürgersinns zu staatlicher Festigung, — sie alle dann der schöne Nachlass jener Babenberger, eines andern edlen Stammes segensreiches Erbstück.

So die mächtige Eisenburg, das stromgebietende Melk am Donaustrande, des Feindes langehin nicht zu bezwingender Felsenhorst, erstürmt vom siegreichen Markgrafen Leopold I. (984), ward Residenz und Erbgruft seines Hauses, endlich (1089) Kloster unter Benedicts frommer Regel, durch eben jenen Markgrafen Leopold III., der weiter ostwärts an demselben Strome zu Neuenburg ein zweites Kloster gründete (1106).

Zwei seiner Söhne, fromm und gelehrt, widmeten ihr Leben dem Priesterstande, späterhin hellleuchtende Kirchenfürsten: Otto, Bischof von Freisingen, zugleich Historiograph († 1158), und Konrad, Passau's Bischof (1164—8).

Jener Otto, (c. 1122) ein Jüngling noch zum Propst zu Klosterneuburg eingesetzt, besuchte, um sich für die früh erlangte Würde durch wissenschaftliche Ausbildung tüchtiger zu machen, mit Unterstützung seines Vaters und Benützung der Präbende seines Stiftes die berühmte Schule zu Paris. Nach Abschluss seiner Studien auf der Heimkehr traf er eines Abends mit fünfzehn seiner Collegen, alle später zu hohen kirchlichen Würden gelangt, in der eben neu gegründeten Cistercienser-Abtei zu Morimond ein, um da zu übernachten. Von dem frommen Wandel der Mönche erbaut, von der Weihe des Ortes durchdrungen, ward der Entschluss zur raschen That, und mit allen seinen frommen Gefährten trat Otto als Mönch ins Stift (*c.* I, 44; *u*, 610—11). Bald zum Abt von Morimond (1131), nach sieben Jahren zum Bischof von Freisingen erhoben, hatte er durch dringendes Anliegen endlich seinen Vater, Markgrafen Leopold III., bestimmt, den Brüdern aus dem frommen Orden von Citeaux auch in Oesterreich eine stille Stätte gottgeweihten Wandels einzuräumen. Zur Gründung dieses Klosters ward ein von Bergen umschlossenes Waldthal am Sattelbach, im Hügelgelände des sogenannten Wiener Waldes ausersehen, vier Stunden südlich vom damals eben aufkeimenden Wien abgelegen, und alle Bedingungen in sich vereinigend, die Benedicts fromme Regel zur Stiftung eines Klosters vorgezeichnet (s. S. 6). Otto hatte Brüder seines Stiftes Morimond, ohne Zweifel zwölf (1134, c. 12), mit ihrem künftigen Abte Gottschalk I. an der Spitze, dahin entsendet, die den Ort auch

für die neue Pflanzung wohlgeeignet finden mochten. Gleichzeitige Quellen (*u*, 613, 679) weisen den Beginn der neuen Stiftung dem Jahre 1135 zu. [1]

In der ersten Hälfte des Jahres 1136 fertigte Markgraf Leopold III. auf Bitten seines Sohnes Otto und mit Zustimmung seiner Gemahlin Agnes, sowie der Söhne Albert, Heinrich, Liupold und Ernst, die Stiftungsurkunde für das von ihm zu Sattelbach gegründete Cistercienserkloster aus, welches er zu Ehren des siegreichsten Zeichens der Erlösung Heiligenkreutz genannt wissen wollte, wobei er die neue Pflanzung mit den schon versammelten und ihnen sich noch weiterhin beigesellenden Brüdern Gott und der seligsten Jungfrau Maria widmete. Mit dem Stiftsbriefe schenkte er der neuen Abtei das ganze dem Stifter als Allod zuständige (*nostro juri pertinentem*) weite Gebiet mit allen bereits bebauten oder noch urbar zu machenden Aeckern, Wiesen, Weiden, Gewässern, Wäldern im Umkreise des Ortes Sattelbach, dessen Umfang genau abgegrenzt [2] wurde (*b*, IV, 18; *d*, I, 318; *e* (*a*) 210; *v*, I, 1).

Noch in demselben Jahre bezeugte Bischof Reginmar von Passau, in dessen Sprengel Heiligenkreutz gelegen, dass er die neue Abtei auf Bitten ihres Stifters, über anderweits erhaltene Entschädigung, von allem bischöflichen Zehent befreit habe. Papst Innocenz II. endlich sicherte der Abtei zu Heiligenkreutz (*sancte ac uiuifice* [3] *Crucis*) mit Bulle vom 26. Feb. 1139 Schutz und Schirm zu für allen Besitz, [4] der ihr, mit päpstlicher Zustimmung, durch die Mildthätigkeit der Könige, Fürsten und anderer frommen Gläubigen aus rechtmässigem Titel gebührt und noch weiterhin zufallen wird. Die Erhebung des Zehenten von Wein- und Ackergründen, die durch der Klosterbrüder Hände oder doch auf Kosten der Abtei bebaut würden u. s. w., sei kraft päpstlichen Ansehens jedermann unbedingt untersagt. Der Diöcesan-Bischof (*si tamen catholicus fuerit*) weihe die Altäre und Kirchen der Mönche ein, und ertheile den, bleibend in den Orden Eintretenden die höheren Weihen. Die Wahl des Klostervorstandes sei den Brüdern überlassen (*v*, 3—4).

So von Seite des weltlichen und des kirchlichen Oberhauptes geschützt, entwickelte die neue Pflanzstätte allmälig die Keime und Blüthen segensreichen Wirkens, und die in ihrer Brüderschaft bald ansehnlich vermehrte Abtei Heiligenkreutz war schon 1138 in der Lage, das zweite Cistercienserstift in Niederösterreich, das von Hadmar von Kuefarn gegründete Zwetl im Waldviertel (*in nordica sylva*) mit Mönchen aus ihrer Mitte zu colonisieren. So bildete denn dieses Stift die erste Tochterabtei von Heiligenkreutz, welches seine Filiation allmälig auf sieben Töchterabteien ausdehnte, die nach der Organisation des Cistercienser-Ordens (s. S. 5) in allen inneren, auf die Ordensregel und späteren Disciplinarstatuten bezüglichen Angelegenheiten zunächst dem Mutterstifte, ausserdem aber der Stammabtei zu Citeaux unterstanden, und in diesem Sinne vom bischöflichen Einflusse exemt gewesen sind. Diese weiteren Filialstifte von Heiligenkreutz waren, der Zeitfolge ihrer Gründung nach gerechnet, folgende. — Baumgartenberg (*Pongartinberch, mons pomarius*), im Mühlkreise Oberösterreichs 1142 von Otto v. Machland gestiftet, 1784 aufgelassen. — Cicador (*Czykador, Zikador*) in Ungarn, von unbekannten Gründern in demselben Jahre in der Fünfkirchener Diöcese gestiftet, in Folge der unglückseligen Ereignisse nach der Unglücksschlacht bei Mohácz (1526) zu Grunde gegangen. [5] Marienberg, ebenfalls in Ungarn, (*Mons Mariae, Bors monostra, Klastrom*), eine halbe Meile nördlich von Güns, 1195 vom Grafen Dominik Bann gestiftet, unter gleichen Verhältnissen mit Cikadŏr zu Grunde gegangen, war die vierte Tochter-Abtei von Heiligenkreutz. [6] — 1206 wurde der Stiftsbrief für das fünfte Tochter-

[1] Welches nunmehr als das Jahr der Gründung der Abtei zu Heiligenkreutz zu gelten hat, seitdem Ortilo, worauf sich die bisherige Annahme des Jahres 1134 hiefür stützte, von der kritischen Forschung verworfen ist (*w*, *α*). Die noch bestimmter eingehende Angabe einer sonst stichhältigen Quelle, welche den 18. März 1135 als Tag der ersten Stiftung nennt (*u*, 679), wollen wir indessen für diese Tagesbestimmung nicht so unbedenklich gelten lassen, da eine zweite gleich[illegible] Chronik (*u*, 613) denselben Tag des J. 1135 für ein anderes Ereigniss ansetzt, durch dessen Auslassung am ersteren Orte w[illegible]erhin das Datum des 18. März mochte einer ungehörigen Stelle beigerückt worden sein. — [2] Die in dieser Urkunde enthaltene genaue Benennung der einzelnen Oertlichkeiten ist für die ältere Topographie um so belangreicher, als sich jener Grenzzug mit Benützung unserer besten Detailcharten, bei der fast durchaus stätig gebliebenen Benennung der einzelnen Höhen, Thäler, Gräben und Bäche noch jetzt, nach mehr als vollen sieben Jahrhunderten, mit Sicherheit verfolgen lässt — [3] Mhd. *lëbendec*, zsgzgn *lemptig*, *lempig*. W. B. Benecke-Müller I, 956; Schmeller II, 412. Daher die Abtei später, z. B. 1396 auch *zum lembtigen Chreutz* genannt wurde. Schlager: *Wiener Skizzen*, V, 429—431. — [4] Als solche Besitzungen werden die Meiereien (*Grangia*) zu Sattelbach (zwei), Preinsfeld (*Brumgesvelde*), Falkenfeld (*Volchenvelde*), Trumau und Tallern genannt. — [5] Noch heutzutage zeigen sich unfern dem Dorfe Cziko die kärglichen Ueberreste des einstigen Klostergebäudes, und das andächtige Volk wallfahrtet noch immer zu den aufstrebenden Mauerresten der einstigen Stiftskirche (*y*, *ϰ*). Die Generalcapitel der Jahre 1195 (27), 1274 (19), 1275 (18) und 1411 (5) enthalten mehrere auf dieses Stift sich beziehende Anordnungen. — [6] Im heutigen Dorfe Klastrom (Kloster), wo die Abtei einst

Stift, Lilienfeld an der Pilgerstrasse nach Mariazell, durch seinen Gründer, den frommen Oesterreicher-Herzog Leopold VI., ausgefertigt. Das Stift, schon 1473 von der Mutterabtei Heiligenkreutz losgetrennt und unmittelbar dem Erzstifte Citeaux untergeordnet, wenn auch zeitweilig (März 1789—April 1790) bereits aufgehoben gewesen, blüht noch heute. — In das vom Böhmerkönig Přemysl Otakar II., in Folge eines Gelübdes zur Erinnerung an seinen Siegestag vom 13. Juli 1260 gegen die Ungarn, 1263 gegründete Cistercienserkloster Goldenkron (*ad s. spineam coronam*) in Böhmen (Budweiser Kreis) wurde auf dringendes Anliegen des königlichen Stifters unterm 6. April 1263 die erste Colonie von Mönchen aus der Mutterabtei Heiligenkreutz entsendet.[1] 1785 traf das Kloster Goldenkron das Loos der Aufhebung. — Die siebente und letzte Tochterabtei von Heiligenkreutz war das, von Herzog Otto, zubenannt der Fröhliche, König Albrecht's I. Sohn, in Obersteier im stillen Mürzthale 1327 gestiftete Abtei Neuberg, seine und seiner Familie Begräbnissstätte; 1785 aufgelassen (*y*).

Und allenthalben, wo Benedicts heilige Ordensregel neue Wurzel schlug, wirkte das Beispiel der frommen Klostergemeinde segensreich auf die Sittlichung der Umwohner, und fort und fort in immer weiteren Kreisen, gleichen Schrittes mit gedeihlicher Urbarmachung des Bodens rings um die einzelnen Klöster des Ordens von Citeaux. Darum war es nach der damaligen Stufe der Cultur auch nur förderlich, als durch fromme Stiftungen allmälig mehr Gelände in den Besitz, und damit unter die lichtenden und pflegenden Hände der frommen Mönche gelangte, die, wie ihr Leben nur frommer Erbauung und nutzbarer Arbeit gewidmet war, eben auch der Sittlichung und Cultur immer ausgedehntere Strecken gewannen. So finden wir in der päpstlichen Bulle vom 26. Feb. 1139 nebst Weingärten schon die erwähnten sechs Maierhöfe unter den Besitzungen der neuen Abtei aufgeführt (*v*, 4), denen laut Bullen vom 7. Sept. 1185 und 3. April 1187 auch jene zu Münchendorf, Siegenfeld und Sulz beigesellt erscheinen (*v*, 13, 20), in jener vom 31. Jänner 1210 aber nebstdem schon den Maierhof des Königs von Ungarn (später Königshofen), in dem früher von den Bissenern bewohnten Gebiete, sowie mehrfache anderweitige Besitzungen der Abtei[2] erwähnt werden (*v*, 42). Beweise, mit welchem Erfolge die arbeitsamen Hände der Brüder die Bodencultur förderten, liegen mehrfach sogar urkundlich erwiesen vor. So wird 1187 ausdrücklich erwähnt, dass die Mönche den früheren Wirthschaftshof (*grangia*) in Münchendorf zu grösserer Nutzbarmachung in ein Dorf umgewandelt hatten, in welches sie, nach der Entfernung der früher bebauenden Laienbrüder (*conversi*), fremde Colonen eingeführt hatten, über welche mit Zugeständniss des Herzogs alle Gerichtsbarkeit ausschliesslich den Mönchen zu Heiligenkreutz eingeräumt wurde (*v*, 17, vgl. *v*, *γ*, III, Reg. 761). Herzog Leopold V. († 1194) schenkte der Abtei ein Wäldchen[3] am Sattelbach mit der Bestimmung, solches in eine Wiese umzuwandeln (*v*, 33). Hierbei kam es den Mönchen wohl zu statten, dass die, dem Cistercienser-Orden überhaupt durch päpstliche Begünstigung zugestandene Befreiung von allem Zehente, der Abtei Heiligenkreutz durch besondere Bullen, wie namentlich durch die oben erwähnten von 1139, 1185, 1187, sowie vom 9. Sept. 1185 u. s. w. insbesondere zugesichert worden war. Wie exclusiv der Orden wegen seiner grundsätzlichen Armuth damals, unter allerdings noch wiegenhafter Auffassung der (den Babenbergern erst seit 1156 zuerkannten) Landeshoheitsrechte, dem Landesherrn gegenüberstand, bezeugt die erwähnte Bulle v. J. 1187, wo unter mehreren anderen wichtigen und bezeichnenden Bestimmungen den Mönchen, sowohl dem Bischofe als dem Landesfürsten gegenüber, förmlich ein passives Widerstandsrecht zugestanden wurde, indem es heisst, dass, wenn je ein Bischof von den Aebten dieses Ordens ausser dem schuldigen Gehorsam, oder die Landesfürsten gegen die dem Orden durch päpstliche Begünstigung zugestandenen Freiheiten irgend etwas verlangen sollten,[4] den Aebten durch päpstliches

stand, befand sich in späterer Zeit eine Administration des Cistercienserstiftes Lilienfeld, welches noch heutzutage Patron der dortigen, 1716 erbauten Pfarrkirche in der Raaber Diöcese ist (*y*, *κ*).

[1] Ueber Vorstellung K. Otakars (*y*, *ν*) und, nach seinem Falle, seiner königl. Witwe, wurde dieses Kloster zu Folge des Beschlusses des G. Capitels v. J. 1281 (20) der Mutterabtei Heiligenkreutz entzogen, und dem Cistercienser Stifte Plass in Böhmen untergeordnet; nachdem jedoch die kriegerischen Verläufe, die diese Verfügung bedingt hatten, beigelegt waren, wurde Goldenkron, zu Folge päpstlicher Bulle vom 7. Juli 1400 (*d*, III, 122) wieder der ursprünglichen Mutterabtei Heiligenkreutz überwiesen. — [2] Zu Münchendorf, Sulz, Niedersulz, Baumgarten, Wetzelsdorf, Haslau, Haderichsdorf, Wolfkers, Gschwendt, Reinoldsdorf, Suncendorf, Steifingen und zu St. Peter. — [3] Als Herz. Leopold V. der Abtei 31. Mai 1188 einen weiteren Waldantheil schenkte, in dem er sich das Jagdrecht vorbehalten haben mochte, setzte er doch als ausdrückliche Bedingung fest, dass der Wald nicht ausgerodet, und dort weder Viehställe errichtet, noch Bienenstöcke aufgestellt werden (*v*, 24). — [4] Als die Klöster durch fromme Stiftungen

Ansehen das Recht gewahrt sei, das Verlangte geradezu zu verweigern, damit durch solchen Anlass der Orden, welcher bisher frei dastehe, nicht von irdischer Dienstbarkeit umstrickt werde; — *ne ordo, qui hactenus liber exstitit, humane servitutis laqueo alligetur. v,* 21).

Aber eben zumeist dem frommen Sinne und der mildthätigen Gnade des Landesfürsten und seines Hauses verdankte die Abtei Heiligenkreutz, nebst ansehnlicher Ausstattung mit hinreichendem Gelände aus dem Allodialgute der damaligen Markgrafen, fortan reiche Zuflüsse an Grundbesitzthum und wirksamen Schutz gegen jedweden Widersacher. Schon der fromme Stifter, Markgraf Leopold, hatte seinem erstgebornen Sohne Adalbert († 1137) die Schirmvogtei über alle Klöster in Oesterreich übertragen (*h*, I, 53; *u*, 610). Sie blieb im Hause erblich, doch nicht immer dem Erstgebornen übertragen; denn Leopold VI, seit 1195 Herzog von Steiermark, erklärt 9. Dec. 1147, also zur Zeit, wo sein älterer Bruder Friedrich I. († 1198) noch Herzog von Oesterreich gewesen, dass er (*hereditario iure*) Schirmvogt der Abtei (hier *ecclesia* genannt) Heiligenkreutz sei (*v*. 30); noch 11. Nov. 1216 entschied er als Vogt (*nos pro debito nostro patronatus*) den langjährigen Zehentstreit zwischen den Klöstern Heiligenkreutz und Melk bezüglich der Weingärten zu Traiskirchen und Medling (*v*. 49). Auch der Böhmerkönig Otakar II., als Herzog von Oesterreich, erklärte unterm 7. Aug. 1251 ausdrücklich, dass alle Klöster des Cistercienserordens in seinem Ländergebiete ausser ihm keinen anderen Schirmvogt anerkennen dürfen (*y*, *ε*, 427), gleichwie schon Kaiser Friedrich II. 1227 die damals in Oesterreich bestandenen vier Cistercienserklöster in seinen besonderen Schutz und Schirm aufgenommen und sie von jeder anderen Vogtei frei erklärt hatte (*v*. 67). Die von ihm bestätigten Rechte und Freiheiten der Abtei wurden auch von den Königen und Herzogen des Habsburgischen Regentenhauses anerkannt und bestätigt, so von König Rudolf I., 24. Jänn. 1286 (*v*. 248), von den Herzogen Albrecht I., 24. Dec. 1286 (*v*. 252), Albrecht II., 1348, Rudolf IV., 1. April 1362, Wilhelm und Albrecht, 5. Sept. 1396, Albrecht V., 19. Juni 1424, Albrecht VI., 9. Juni 1460, K. Friedrich III., 6. Juli 1467 (*e*, *α*, 229—33, 242—3) u. s. w. Auch die Urkunde v. 4. Juli 1305 liefert einen Beweis herzoglichen Vertrauens (*y*, *μ*, I, 209).

Mit Schenkungen von Grundbesitzthum an das Kloster Heiligenkreutz wetteiferten schon die Söhne des frommen Stifters; so gab demselben Leopold IV., seit 1139 Herzog von Baiern † 1141, Trumau und Tallern,[1] und Heinrich II. (zubenannt Jasormirgott, *qui et diutius omnibus* (filiis m. Liupoldi) *vixit, et a patre minus diligebatur*; *u*, 610), 1156 erster Herzog von Oesterreich († 1177), das Gut Münchendorf 1150 (*v*, 6). Derselbe schenkte mit Zustimmung seiner Gemahlin Theodora und seiner Söhne Liupold und Heinrich 1176 der Abtei Heiligenkreutz das Dorf S i g e n f e l d (*Sigenvelde*), Herzog Liupold V., als Erbe nach seinem Vater Heinrich II., mit Zustimmung seines Bruders Heinrich und seiner Mutter Theodora, 1177 einen Wald nächst Heiligenkreutz, dessen Grenzbezeichnung, im Zusammenhange mit der oben zum Jahr 1136 erwähnten und der 1188 erfolgten Schenkung eines weiteren Waldantheiles (*v*, 23—5) für die ältere Topographie jener Gegend von anziehendem Belange ist (*v*, 7—10). Herzog Heinrich der ältere Medling schenkte der Abtei das ihm zustehende Bergrecht von sieben Weingärten, gelegen am Wartberg (*ad locum urteil. v*, 12). Dagegen überliess die Abtei 1232 ihm auf Lebensdauer ihre alte Besitzung zu Sulz (*quorum ab antiquo fuit possessio*), wo sie namentlich schon 1185 einen Maierhof hatte (*v*, 13). Nach dem Ableben seines Vaters masste sich jedoch Heinrich I. von Medling diesen Nutzgenuss gegen den Willen der Abtei (*fratres quamvis inuiti concederunt*) ebenfalls für Lebenszeit an (*v*, 79). Herzog Leopold V. sprach 31. Mai 1188 der Abtei den unverletzbaren Wiederbesitz des ihr durch einen Ministerialen ungerecht entzogenen Gutes R o h r e c k (*Roreh*, in demselben Jahre auch *Roneh* genannt, *v*, 34, heutzutage Rohrberg, *o*, 273) zu (*v*, 25), und schenkte derselben, nicht aber dem Stifte Göttweig, wie es in einer älteren Chronik (*u*, 612) irrig heisst, die Dörfer N i e d e r s u l z, welches er von den Grafen Sighart und Heinrich von Schala geerbt hatte (*v*, 33; *v*, *β*), und B a u m g a r t e n V. U. M. B.

allmälig zu reicherem Besitzthum gelangt waren, sahen sich die Landesfürsten in Zeiten allgemeiner Landesbedrängnisse genöthigt, kraft ihrer Hoheitsrechte auch die Klöster durch die Auflage von Steuern, als theilweisen Entgelt für den ihnen gewährten kräftigen Schutz, in Anspruch zu nehmen. Indessen war darüber beim Clerus stets grosse Missstimmung entstanden, und K. Rudolph I., der in unausweichlicher Lage von diesem Mittel Gebrauch machen musste, war 1280 genöthiget (*religiosos sibi complacendo*), sobald als möglich Entschädigung zu leisten. (C h m e l. *Handschr. d. kk. Hofbibl.* II, 30.)

[1] Nach unverbürgten Angaben sollen die Schenkungen von Trumau und Tallern 1138 und 1141 stattgefunden haben (o, 309, 146, 245, q, 212, 220, 208). Die päpstliche Bulle vom 26. Febr. 1139 bezeugt jedoch, dass die Abtei damals in beiden Orten Wirthschaftshöfe besass (*v*, 4).

mit einer später zu erwähnenden besonderen Widmung, welche Schenkung seines Vaters († 1194) Herzog Friedrich I., zubenannt der Katholische, 23. April 1196 bestätigte (*v*, 28). Niedersulz besitzt das Stift noch gegenwärtig, Baumgarten wurde unter Abt Robert (1733—1755) verkauft. Als Herzog Friedrich I. auf seiner Rückkehr von Jerusalem erkrankt dem Tode nahe war († 16. April 1198), schenkte er der Abtei Heiligenkreutz, wo er begraben zu werden wünschte, das Dorf Wetzelsdorf (*villam Wecilndorf*) V. U. M. B. Sein Bruder, Herzog Leopold VI., setzte diese Schenkung 25. März 1203 in Vollzug, und Papst Innocenz II. bestätigte sie mit jener von Niedersulz und Baumgarten 26. Febr. 1207 (*v*, 31, 36). Derselbe Herzog Leopold sichert dem Stifte Heiligenkreutz 1227 den, 1222 vor sich gegangenen Ankauf eines weiteren Gutes zu Wetzelsdorf (*v*, 66). Auch die Könige von Ungarn, und zwar schon Bela III. († 1196), zeigten sich als grossmüthige Wohlthäter der Abtei Heiligenkreutz. So schenkte ihr 1203 König Emerich, Bela's Sohn, unter genauer Bezeichnung der Grenzen jenes Gut unferne von Eisenburg, [1] das früher von den Bissennern bewohnt war, [2] sowie König Andreas II. 1217 das ebenfalls früher von den Bissennern bewohnte Gut Leginthon (v. 50, 53; *terram quandam nomine Leginthov*), auch Neu-Aigen, heutzutage Münchhofen (*q*, 256) genannt, dessen Colonen 1222 (*v*, 63) und 1229 (*v*, 71) die Steuerfreiheit zugesichert wurde, welche Schenkungen Bela IV. 1230 bestätigte. [3] Viele in Oesterreich begüterte Adelige eiferten dem frommen Beispiele ihres herzoglichen Hauses in Vergabungen von Grundstücken und Gülten nach, so dass die Abtei allmälig zu ausgedehnteren Besitzungen gelangt war, und vom Generalcapitel im J. 1235 (14), als es gegen den Abt von Heiligenkreutz, weil er einem zur Prälatenwürde erhobenen Mönche seiner Abtei kein neues Kleid gab und daher ein unfreundliches Benehmen an den Tag legte (*exstitit inhumanus nec voluit honorare*), eine Strafe verhängte, mit Recht als ein reiches Stift (*domus abundans*) bezeichnet werden konnte. Auch in Ungarn bekundeten einzelne Grundbesitzer den milden Sinn ihrer árpádischen Könige für das Stift Heiligenkreutz. So erhielt die Abtei 1239 (*v*, 101) von zwei Brüdern, Maurius und Konrad, das Dorf Weiden (*Sassun*) am Neusiedlersee (*Ferteuseu*; *v*, 102). — Wir übergehen sofort die übrigen Besitzerwerbungen des Stiftes, worüber das Urkundenbuch desselben (*v*.) nunmehr quellensichere Daten liefert, und schliessen die hierauf bezüglichen Andeutungen mit der Bemerkung, dass die Abtei Heiligenkreutz von ihren Gütern, 1578—1579 die damalige Veste und das Pfarrlehen G a d e n, wo sie schon seit 1536 Besitzansprüche erworben hatte (*q*, 781), 1652 Sparbach und 1686 Schloss Wildeck (*o*. 213, 276) angekauft hat. Im Jahr 1734 trat endlich auch die Vereinigung des 1183 gestifteten und vorerst mit Mönchen der Abtei Trois-Fontaines in Frankreich besetzten Cistercienserklosters St. Gotthard in Ungarn mit Heiligenkreutz ein, nachdem es von 1448—1732 dem Stifte Rein in Steiermark als Tochterabtei zugewiesen war (*q*, 277, 285, 305, 399).

Die Abtei Heiligenkreutz wurde aber schon in den ersten Zeiten ihres Bestandes durch die Werkthätigkeit frommen Sinnes nicht nur mit nutzbringenden oder doch culturfähigen Grundstücken und Oertlichkeiten, sondern auch mit Gegenständen höherer Bedeutung ausgestattet.

Herzog Leopold V., 1182 von Jerusalem zurückgekehrt, hatte ein Stück des heiligen Kreutzes in der Länge einer Mannes-Hand (*ad mensuram virilis manus*) mitgebracht und der Abtei Heiligenkreutz verehrt (*u*, 617, 732). Es wurde jedoch bereits (S. 24) angeführt, dass die Abtei am Sattelbach schon laut des Stiftbriefes v. J. 1136 (*ob victoriosissimum nostre saluationis signum*) z u m h e i l i g e n K r e u t z genannt werden sollte (*v*, 1), daher sie diese Benennung nicht, wie öfter angeführt wurde, erst seit dem Empfange der eben erwähnten hl. Reliquie erhalten hat. Ludwig der IX., der Heilige, König von Frankreich, ohne Zweifel nach der Genesung von der schweren Krankheit, die ihn 1243 befallen hatte, und 1244 eben mit den Rüstungen zu dem in jener Bedrängniss gelobten Kreuzzuge beschäftigt, hatte dem österreichischen Herzoge Friedrich II. einen Theil der Dornenkrone Christi (*particula corone dominice*) übersendet, die dieser dem Stifte Heiligenkreutz übergab. Papst Innocenz IV. sprach 11. März 1245 allen jenen einen Ablass zu

[1] Königshofen (*q*, 228), *curia regis* (*v*, 75, 93), 1210 *Grangia* (Meierhof) *regis Ungariae* genannt (*v*, 42). — [2] Eine noch unter Herzog Zoltan († 947) aus der heutigen kleinen Walachei in die Gegend am Neusiedlersee angesiedelte Colonie der alten Petschenegen, welche, freie Krieger unter einem eigenen Anführer, als gewandte Bogenschützen im Vortrabe des ungarischen Heeres verwendet, sich allmälig magyarisiert hatten (v. 35). — [3] Den Waldaufsehern seiner Burgen Wieselburg und Oedenburg bezeigte der König in Folge ihrer ungerechten Beeinträchtigungen der Abtei in jenen Gebieten seinen Unwillen darüber (*uobis magis quam illis indignatus um*), dass sie solches nicht nur geschehen liessen, sondern sogar selbst zu jenen Vorgängen theilweise Hand geboten hatten, und trug ihnen nunmehr standhaften Schutz auf (*v*, 77). Die obigen Schenkungen der ungarischen Könige wurden auch vom österreichischen Herzog Albrecht I. 28. Dec. 1291 anerkannt (*v*. *γ*, II, Reg. 8).

die am Jahrestage der Uebertragung dieser Reliquie nach Heiligenkreutz diese Abtei andächtig besuchen würden (*v*, 109). Wenn nicht diese ganze Reliquie, doch wenigstens einen Theil, etwa einen einzelnen Dorn derselben, scheint König Otakar der von ihm 1263 gegründeten und wahrscheinlich desshalb *ad sanctam spineam coronam* genannten (*u*, 645) Cistercienserabtei Goldenkron in Böhmen zugewendet zu haben.

Den Aebten des Cistercienserordens war, wie bereits erwähnt (S. 5, 19 n. 13), der Besuch der, in der Stammabtei des Ordens zu Citeaux in Frankreich anfangs alljährlich, später mit Unterbrechungen abgehaltenen Versammlungen zum Generalcapitel strenge auferlegt, und es wurde auch von Aebten weit entlegener Ordenshäuser nicht leicht eine Entschuldigung des unterlassenen Besuches als genügend angenommen. [1] Diese Reisen mochten nun die Aebte zugleich dazu benützt haben, einzelne Kostbarkeiten, namentlich Reliquien in ihre Klöster mitzubringen, wie sich dieses vom Zwetler Abte Bohuslaus (1248—1258) insbesondere aufgezeichnet findet, der nebst vielen Reliquien in kostbarer Fassung insbesondere auch ein elfenbeinernes Marienbild (Statuete oder Hautrelief) aus dem nördlichen Frankreich mitgebracht hatte, welches dann an den Marienfesttagen auf dem Hochaltare aufgestellt zu werden pflegte, sowie die Reliquien in ihrer Fassung (*inclusiones aut monstrantiae reliquiarum*) in der Höhlung der Altarsteine aufbewahrt und auf eigenen, nächst den Altären an der Wand aufgehangenen Tafeln verzeichnet wurden (*y*, *δ*, 137—142). Dieser gewiss von mehreren Cistercienseräbten befolgte Vorgang macht es nun erklärlich, dass sich namentlich auch in österreichischen Klöstern dieses Ordens Stein- und Elfenbeinschnitte augenfällig altfranzösischen Ursprunges zum Theile noch jetzt vorfinden. Dagegen sind ältere Gemälde daselbst um so seltener, als noch spätere Generalcapitelbeschlüsse heftig gegen die Aufstellung gemalter Altarbilder eiferten, so namentlich jenes vom Jahre 1240 (12), welches auf das Gerücht, dass auf den Altären bemalte Tafeln aufgestellt wurden (*clamosa insinuatio de curiositate tabularum, quae altaribus ordinis superponuntur*), befahl, dass dieselben (*tabulae depictae diversis coloribus*) entweder sogleich entfernt, oder mit weisser Farbe überstrichen werden sollen (*albo colore colorentur*). Da aber eine auf den Altar gestellte weissbestrichene flache Tafel wohl keinen erbaulichen Anblick gewähren konnte, so mochten unter diesen bemalten Tafeln wohl Holzschnitzwerke (Basreliefs) gemeint sein? Die Abtei Heiligenkreutz erhielt aber auch aus anderen Händen derartige, nach den Ordensstatuten zulässige Gegenstände zu frommer Erbauung. So vermachte ihr namentlich 28. Aug. 1268 Heinrich von Seefeld auf den Fall seines Ablebens nebst einem sogenannten Plenarbuch, in welchem jedoch das Evangelienbuch fehlte, auch ein aus Elfenbein gearbeitetes grösseres Marienbild (*maiorem ymaginem gloriose virginis Marie eboream*), das sich damals noch in der Kirche zu Seefeld befand (*v*, 168).

Die besondere Vorliebe der einzelnen Sprossen des Babenberger Fürstenhauses für Heiligenkreutz ist aber nicht nur durch eine ununterbrochene Reihe grossmüthiger Schenkungen und anderweitiger Begünstigungen, sondern durch den bestimmten Ausdruck eben dieser Verehrung und insbesondere auch dadurch bekundet, dass viele Glieder dieses, durch Frömmigkeit nicht minder als durch Thatkraft ausgezeichneten Regentenhauses, mit Einschluss des letzten Mannessprossen zu Heiligenkreutz die Grabstätte wählten, und das Heil ihrer Seelen dem Gebete der frommen Brüderschaft empfahlen. So bekennt Leopold IV., des frommen Markgrafen Leopold III. († 1136) Sohn im Stiftsbriefe für das Cistercienserstift Baumgartenberg v. J. 1141 ausdrücklich (*y*, *ε*, 383), dass er den ersten Abt von Heiligenkreutz, Gottschalk, gleich einem zweiten Vater liebe (*quem loco patris amplectimur*). Im Capitelhause dieser Abtei wurde er († 18. Oct. 1114) auch zur Ruhe bestattet (*u*, 610). Herzog Leopold VI. bekannte 1197, die Abtei vor allem zu lieben und zu begünstigen (*per omnia fovere et amplecti; v, 30*). Als Herzog Leopold V. in Folge eines Sturzes vom Pferde einen Beinbruch erlitt, und bei dem Eintritte der Kennzeichen des Brandes amputiert werden musste, liess er sich in Mönchstracht hüllen und rief in todesschmerzlicher Sehnsucht aus: möchte es mir doch gegönnt sein, in diesem Zustande der Verstümmlung die fromme Gemeinde von Heiligenkreutz zu hüten! — Kurz darauf, am letzten Tage des Jahres 1194 verschieden, wurden wenigstens seine sterblichen Reste dahin übertragen (*u*, 612).

[1] So wurde der Abt von Zwetl auf dem G. Capitel von 1190 (31), weil er auf Veranlassung des Herzogs, der damals eben zum grossen Kreuzzuge rüstete, nicht erschien (*quem dux Austriae retinuit*), unnachsichtig durch sechs Tage mit der Strafe für leichte Schuld unter Wasser und Brod belegt, und ihm standhältige Entschuldigung seines Ausbleibens auf dem G. Capitel des nächsten Jahres aufgetragen. Ebendamals (30) wurde auch dem Abte von Heiligenkreutz insbesondere eingeschärft, beim G. Capitel zu erscheinen, wenn es ihm nur immer möglich sei, im gegentheiligen Falle aber gebührende Anzeige dahin zu machen.

Als sein Bruder, Herzog Friedrich I. († 16. April 1198) auf der Rückkehr vom gelobten Lande der Abtei Heiligenkreutz die bereits erwähnte Schenkung des Gutes Wetzelsdorf machte, bekannte er (*v*, 31) ausdrücklich seine stete fromme Vorliebe für die dortigen Klosterbrüder, deren Gebete er Leib und Seele empfahl, und in deren Mitte er zu ruhen wünschte; welcher Wunsch ihm auch erfüllt wurde (*u*, 612).

Nebst den eben genannten Herzogen Leopold IV. († 1141), Leopold V. († 1194) und dessen Bruder Friedrich I. († 1198) ruhen, zeuge der Inschriften auf den noch vorhandenen Grabsteinen (e, *η*; t, 365—8; w, *β*) und älterer Chroniken, im Capitelhause zu Heiligenkreutz auch folgende Sprossen des Babenbergischen Herzogshauses: Heinrich der ältere von Medling († 1223) mit seiner Gemahlin Reiza (1177—82) (*u*, 732) und sein Sohn Heinrich der jüngere von Medling († c. 1233), Heinrich der Grausame († 1228) und dessen Bruder Friedrich II., der letzte Mannessprosse seines Hauses, † 1246 (e, *α*). Ulrich von Liechtenstein (bei Lachmann 530) beklagt dessen Tod aus tiefer Seele und schliesst:

Er wart von schulden vil gekleit,
ze dem heilegen Kriutz wart er geleit,
bestatet wol nâch fürsten sit.

Noch finden sich aber in demselben Capitelhause auch die Grabsteine folgender dem Babenbergerstamme entsprossenen oder doch verschwägerten Persönlichkeiten; so Gertrudens von Braunschweig, Herzog Friedrichs II. erster Gemahlin († 1226). Auf demselben Grabstein im inneren Raume (e, *η*, 54), wahrscheinlich erst später dort eingegraben, liest man: **VI. KAL. MAR. O**(biit) **RICHARDIS. LANDGRAVIA De WALTERSDORF.** Sie wird von späteren Chronisten für Heinrichs des Grausamen (*apposuit se patri suo . . . matrem satis contumeliose eiiciens . . vite patris sui multimodis insidiatus est*; u, 626) Gemahlin gehalten, doch wird diese, eine Schwester Ludwigs Landgrafen von Thüringen, mit der er sich im November (*u*, 636) 1225 (*u*, 603, 624) zu Nürnberg vermählt hatte, in einer Chronik Agnes genannt (*u*, 507:); irrig ist es aber jedenfalls, in der hier gemeinten Richardis, und der, laut des Todtenbuches von Klosterneuburg dort begrabenen *Rihkardis comitissa de Waltersdorf. VI. Kal. Mart.* (w, *δ*, 277) zwei verschiedene Persönlichkeiten unterscheiden zu wollen (*o*, 248—9).

Auch der Grabstein für zwei Söhne des Markgrafen Leopold, Albert (1107—37) und Ernst, (1115—42?) findet sich zu Heiligenkreutz (e, *η*, 51). Eine gleichzeitige Chronik bemerkt aber ausdrücklich, dass Albert im Capitelhause zu Klosterneuburg beerdigt wurde, während in derselben Chronik Ernst als zu Heiligenkreutz begraben erwähnt wird (*u*, 610). Vielleicht wurden die Gebeine Alberts, der zu einer Zeit starb, wo zum Bau der Abtei Heiligenkreutz eben der Anfang gemacht war, erst nach dem um 5 Jahre späteren Ableben seines Bruders Ernst, oder wahrscheinlich die irdischen Ueberreste beider, etwa zugleich mit jenen Reiza's, von Klosterneuburg nach Heiligenkreutz übertragen (*s*. 55—6). Ferner ruhen im Capitelhause zu Heiligenkreutz (e, *η*, 47) zwei Enkel König Rudolphs I. aus dem Hause Habsburg, nämlich Rudolph und Heinrich, Söhne Katharinens, Tochter Rudolphs I., im Sept. 1276 mit Herzog Otto III. von Niederbaiern vermählt (*u*, 729). Zu Wien geboren, starben hier beide 1280 im zartesten Jugendalter (*u*, 810). Bernhard II., Herzog von Kärnten, stiftete mit dem Bekenntnisse seiner besonderen Vorliebe für Heiligenkreutz vor allen andern Klöstern, da es von seinen Vorfahren gegründet sei (*ibique plures ex nostro genere requiescant*), 12. Jänn. 1249 ein ewiges Licht im Capitelhause zu Heiligenkreutz über den Gräbern seiner Vorfahren [1] (*v*, 116—8).

Dass auch die österreichischen Regenten aus dem Habsburgischen Hause für das Kloster Heiligenkreutz eine besondere Vorliebe, und wegen der dort begrabenen Leichen ihrer Vorfahren in der Regierung aus dem Hause Babenberg edle Achtung hegten, dafür zeugt neben vielem andern insbesondere die Urkunde Herzog Friedrichs des Schönen (Neustadt 15. Dec. 1311), kraft deren er der Abtei das Patronatsrecht über die Kirche zu Alland verleiht, indem er ausdrücklich bemerkt, dass er diesem Stifte, *ubi praeclari quondam Duces Austriae nostri antecessores elegerunt ecclesiasticam sepulturam . . . inter ceteras terrarum nostrarum ecclesias et pia loca reuerentiae et deuocionis zelum gerimus specialem.* (*v*, II).

Es wurde bereits nachgewiesen (oben S. 9), dass nach älteren Beschlüssen der Generalcapitel des Cistercienserordens wohl die Stifter eines Klosters in diesem begraben werden durften (*Ad sepeliendum non nisi*

[1] Die Stiftung wurde von Bernhards Sohne, Ulrich, Herzog von Kärnten, 12. April 1257 (*v*, 135) bestätiget. Die Verwandtschaft Bernhards mit dem Babenberger Herzogshause beruht darauf, dass Agnes, Heinrichs II., zubenannt *Jasomirgott*, erstgeborne Tochter, vorerst (1167—1173) mit K. Stephan III. von Ungarn vermählt, sich zum zweiten Male mit Hermann I., Herzog von Kärnten, aus dem Hause Sponheim († 1181), vermählte, dessen zweitgeborner Sohn eben jener Bernhard II. († 1256) war.

fundatores recipiantur; 1157, $_{63}$), im Capitelhause zunächst nur die Aebte, ausserdem aber in diesem auch Könige, Königinnen, Bischöfe und Erzbischöfe (denen das Begräbniss eigentlich in der Klosterkirche gestattet war, 1152, $_{8}$) wenn sie es ausdrücklich wünschten (*si maluerint* 1180, $_{5}$). Da wir aber zu Heiligenkreutz Familienglieder des herzoglichen, nicht königlichen, Regentenhauses im Capitelhause beerdigt finden, wo vor den versammelten Brüdern täglich aus dem Todtenbuche die Namen der Stifter und Wohlthäter verlesen und für sie gebetet wurde, (w, *β*, 243), so dürfte daraus gefolgert werden, dass die ursprünglich nur Königen und Königinnen zugestandene Begünstigung auf Landesfürsten überhaupt ausgedehnt wurde, worüber jedoch in den Beschlüssen der Generalcapitel keine bestimmte Satzung enthalten ist.

Bei diesen Andeutungen über die alten Babenberger Grabstätten zu Heiligenkreutz möge eines, theilweise zugleich auf dieses Kloster Bezug nehmenden rührenden Zuges aus dem Leben des letzten Mannessprossen dieses Fürstenhauses gedacht werden. Herzog Friedrich II. hatte an seinem Hofe zwei Jünglinge (Albert von Zelking und Hermann von Wolkersdorf; c, *α*. 458) erzogen, die er, dem die Vaterfreuden nicht gegönnt waren, mit der zärtlichsten Liebe umfing. Da geschah es, dass beide 1240 in einem Treffen lebensgefährlich verwundet wurden. Als selbst die Aerzte bereits die Hoffnung auf deren Wiedergenesung aufgegeben hatten, und beide dem Tode nahe lagen, da erfasste den, von vielen gehassten, doch von noch mehreren geliebten Herzog die tiefste Bekümmerniss, und in Thränen beschwor er den Clerus in seinem Herzogthum um brünstige Gebete für die Wiedergenesung der beiden Jünglinge. Er selbst aber gelobte, zu Heiligenkreutz eine G r a b c a p e l l e (*carnarium*) zu bauen, ausserdem mit starker Macht gegen die heidnischen Preussen zu ziehen, allenthalben Gerechtigkeit zu üben und widerrechtlich an sich gebrachtes rückzuerstatten. Und sein Flehen wurde erhört; die Jünglinge [1] genasen (*quod ipse* (dux) *pro magno miraculo habuit, deinde valde largam elemosinam multis largitus est*; c, 460—1; *u*, 641). Seinen gelobten Preussenzug unternahm er aber wirklich, wenn auch nicht mit glücklichem Erfolge (c, *γ*). Dagegen ist nicht bekannt, ob der Herzog, der schon zwei Jahre später unvorhergesehenem Tode erlag, jene Grabcapelle zu Heiligenkreutz wirklich noch ausführen liess. Indessen findet sich später wirklich ein Frauenaltar auf dem *Charner* zu Heiligenkreutz urkundlich erwähnt. Der Abt und Convent dieses Klosters gelobten nämlich 12. Mai 1397, dem Herzog Albrecht IV. *ihrem Stifter*, (so im weiteren Sinne des Wortes genannt) für ewige Zeiten auf dem gedachten Frauenaltar wöchentlich drei Messen und an jedem Frauentage feierlichen Gottesdienst abzuhalten (v, *γ*, V. Reg. 165).

Da die Generalcapitel mit unbefangener Strenge auch gegen die österreichischen Cistercienserabteien vorgingen, wenn hiezu ein Anlass geboten war, wie denn z. B. auf der Capitelversammlung im Jahr 1230 (13) der Abt von Lilienfeld unnachsichtig bestraft wurde, weil er der Herzogin von Oesterreich den Besuch seiner Abtei nicht verwehrt hatte [2], so soll nun noch darauf hingewiesen werden, wie einzelne Satzungen der Ordensstatuten auf Heiligenkreutz insbesondere Anwendung fanden, oder im Laufe der Zeiten allmälig mildernde Aenderung erfuhren.

Die dem Orden zugestandene Berechtigung, die Stifter (*fundatores*) im Kloster zu begraben (1157, $_{63}$), wurde aber, wie sich zeigt, nicht blos auf die Stifter des Klosters selbst, sondern überhaupt auf jene angewendet, die zu Gunsten des Klosters eine milde Stiftung, zumal in der Absicht, hier eine Grabstätte zu erhalten, gemacht hatten. [3]. In Bezug auf die Abtei Heiligenkreutz kommen solche Grabstiftungen adeliger und bürgerlicher Persönlichkeiten, die sie noch zu ihren Lebzeiten gemacht, vielfach vor. [4]

[1] Wenn einer dieser Jünglinge wirklich ein Zelkinger war, so ist vielleicht bezeichnend, dass noch jetzt der Grabstein Stephan's *miles de Czelking* (nicht Ciciling; *o*, 234; *q*, 41) †. 1429, 31. Dec. in der Stiftskirche zu Heiligenkreutz vorhanden ist. — [2] Dass angesehene Frauen in anständiger Begleitung (*nobilibus mulieribus cum honesta mulierum societate*) einmal des Jahres ein Cistercienser-Kloster besuchen durften, später viermal des Jahres, wurde erst durch die päpstlichen Bullen vom 11. Mai 1264 u. 20. März 1265 (M. D. II, 80, 113) zugestanden. — [3] Wofür auch der Beschluss des G. Capitels vom J. 1205 (4), zu sprechen scheint. — [4] So von Heinrich von Brunn, 1. Sept. 1233, mit der ausdrücklichen Bedingung, dass, wo er immer sterbe, sein Körper, wenn sich dessen sonst Niemand annehmen sollte, auf Kosten des Convents zum Begräbnisse in das Kloster Heiligenkreutz zu überbringen sei (*v*. 81—2); so von Heinrich von Seefeld, 24. Juni 1246 und 1257 (*v*. *III*, 138); auch vom Bürger Calhoch zu Bruck, 1275 (*v*. 196), dessen eigenthümlich abgefasste Grabschrift noch dermal an der Aussenseite der Stiftskirche erhalten ist (*t*., 354—5); so von Pilgrim, Paltrams Sohn, in Wien, 1. Sept. 1294, dessen Leichnam von den Brüdern zu Heiligenkreutz auf deren Kosten dahin übertragen und in das Grab seiner bereits früher verstorbenen H a u s f r a u bestattet werden sollte, wenn er (Pilgrim) innerhalb dem Lande sterben würde; so endlich auch von Ortneid von Schweinbart, 23. Mai 1308, gegen dem, dass sein Leichnam von den Brüdern zu Heiligenkreutz dahin zur Bestattung übergeführt werde, wenn er innerhalb des Landes

Mit Ausnahme der schon statutenmässig zur Beerdigung in bestimmten inneren Räumlichkeiten des Klosters zugelassenen Ueberreste höher gestellter Persönlichkeiten, wurden aber in älteren Zeiten die Laien, von denen hiefür besondere Stiftungen gemacht und diese vom Kloster angenommen waren, in dem gemeinschaftlichen Friedhofe der Klosterbrüder (letzterer in Urkunden von den Laien meistens *herren* genannt), auf welchem sich der 1397 (v, γ, V, Reg. 165) erwähnte *Charner* mit dem Frauenaltar befand, zur Erde bestattet. So gab Dietmar Seyer von Olecht (Alland) 29. Sept. 1323 dem Siechhaus (*der herren sichhaus*) des Stiftes Heiligenkreutz einen Weingarten gegen dem, dass wo er immer sterben würde, der Siechmeister die Pflicht habe, seinen Leichnam unentgeltlich in das Kloster zu führen und zu bestatten *in der herren Freythof nach des Ordens gewonheit.* Hiernach dürfte wohl gefolgert werden, dass viele der Laiengrabsteine, erst nach der Auflassung des älteren besonderen Friedhofes, in die Kirche und in den Kreutzgang übertragen wurden. Es muss dieses Umstandes hier insbesondere desswegen gedacht werden, damit nicht aus dem Vorkommen älterer Grabsteine an solcher Oertlichkeit entweder auf eine zu frühzeitige Abweichung von den Ordenssatzungen oder auf eine etwa daraus abzuleitende frühere Zeit der Erbauung jener Gebäudetheile gefolgert werde, in denen sich solche Denkmäler vorfanden. Schon das G. Capitel vom J. 1367 gestattete übrigens dem Heiligenkreutzer Abte ausnahmsweise, dass *mulieres et femine Magnatorum et potentum in exequiis funerum suorum ipsum Monasterium ingredi valeant libere et inpune.* (*v*, II; s. auch S. 30, Anm. 2).

Der schon oben (S. 25—6) erwähnten ursprünglichen Steuerfreiheit des Klosters wurde auch durch mehrfache Begünstigung der Landesherren, namentlich von den Herzogen von Oesterreich, die von K. Friedrich II. 1237 bestätigte Befreiung von der Entrichtung der Mauth- und Zollgebühren für die zu ihrem eigenen Hausbedarf gehörigen Lebensmittel (*v*, 97) beigesellt; so für die steierische Grenzlinie 9. Dec. 1197 (*v*, 30), so beim Salzbezug aus Salzburg, für den Donauverkehr 1219, 1236, 1244 (*v*, 56, 92, 107) u. s. w.

Dass auch die Abtei Heiligenkreutz an dem Gebote grundsätzlicher Armuth (*paupertas, sancti ordinis Cisterciensis nutrix* heisst es noch im Generalcapitelbeschluss v. J. 1205) anfangs strenge hielt, ist durch mehrfache milde Gaben zur Deckung der nöthigsten Lebensbedürfnisse der Klosterbrüder erwiesen; so gestatteten ihnen mehrere Könige von Ungarn aus dem árpádischen Hause (*v*, 54, 75), sowie die Erzbischöfe von Salzburg 1219, 1230 (*v*, 55, 73) u. s. w. den unentgeltlichen Bezug einer gewissen jährlichen Menge Salzes aus ihren Salinen; Herzog Friedrich I. schenkte ihnen, 23. April 1196, die Dörfer N. Sulz und Baumgarten, damit an die Brüder zweimal der Woche Wein und besseres als das gewöhnliche Brod, guter Schweigkäs, an den vier Marientagen Fische, und für den ganzen Advent Oel verabreicht, sowie von ihnen an der Klosterpforte den Armen 300 Brode und was sie sonst von den obigen Nahrungsmitteln erübrigten, ausgefolgt werden können (*v*, 28—9). Auch einzelne Adelige eiferten solchem Beispiele nach; so gab Hugo von Eigen 1210 der Abtei gewisse Gülten zu Ulrichskirchen zur Stiftung eines Jahrestages, und damit den Brüdern einmal des Jahres gute Fische, Weissbrod und Wein aufgetischt werden (*v*, 46). Eine ähnliche Stiftung wurde 1. Sept. 1294 von Pilgrim, Paltrams Sohn, in Wien gemacht, damit in der Kreuzwoche dreimal jedem der Brüder ein Stück Fisch, Semmelbrod (*semelein brod*) und besserer Wein aufgesetzt werde (*v*, 272). König Bela III. von Ungarn hatte dem Convent schon früher (1230, *v*, 76) zugesichert, dass ihm jährlich 200 Hausenfische (*husones, qui vocantur Wizahal*) aus der königlichen Kammer ausgefolgt werden.

Dem Abt und Convent Heiligenkreutz wurde schon von K. Otakar als Herzog von Oesterreich 18. März 1265 (?) der, mit den Ministerialen des Landes gemeinsame, privilegierte Gerichtsstand zuerkannt; sie unterstanden nämlich in allen Besitzklagen fürder nicht mehr dem Landrichter, sondern der Hofschranne (*Hoftaiding*). Dieser Gerichtshof blieb ihnen auch unter den Landesfürsten aus dem Habsburgischen Hause zuerkannt, wie dieses aus einer Entscheidung unter Herzog Albert I., 9. Mai 1283, in Betreff der Ausübung der

in vier rasten (also ungefähr auf 4 Stationen oder 8 Meilen im Umkreise vom Kloster Heiligenkreutz) sterben sollte (*v*, II). Im Kreutzgange zu Heiligenkreutz findet sich noch jetzt der Grabstein Dietrichs von Lichtenstein † c. 1205 (*t*, 363); Hartneid von Lichtenstein machte 1277 eine Stiftung, um zu Heiligenkreutz neben seinen Vorfahren begraben zu werden (*v*, 314). Auch Grabsteine von Frauen finden sich im Kreutzgange zu Heiligenkreutz; so jener Pertha's von Rohr, † c. 1276, und der Eusal (*uxor C. Avis*) † 25. Nov. 1338. Frauen, mit Ausnahme von Königinnen, durften (S. 9) in der Klosterkirche auf keinen Fall begraben werden, anfangs wohl kaum innerhalb der Clausur des Klosters, wie das Beispiel der am 31. Mai 1221 verstorbenen Gisla von Valchenberg, vorerst Witwe nach Hadmar von Chunring, Sohnes des als zweiten Stifter von Zwetl gerühmten Albero, beweisen dürfte, welche nicht im Kloster Zwetl selbst, sondern nächst dem Eingange in dasselbe an der Seite des Leseganges beerdiget wurde (*sepulta est intra ianuam zwetlensis monasterii in lectione monachorum*; y, α, I, 276—7; δ, 169).

Gerichtsbarkeit des Klosters hervorgeht (*v*, 164, 232; *v*, *γ*, I, Reg. 783). 1279 fällt zwar der Landrichter, doch nur weil er anstatt des Königs zu Gericht sass, und *per legalem sentenciam nobilium* einen Spruch zu Gunsten von Heiligenkreutz (*v*, 218). Personalklagen hingegen wurden vor dem geistlichen Forum ausgetragen, wie der Fall beweiset, wo die Abtei Heiligenkreutz 18. Juni 1277, nachdem einige ihrer Conversen den Hartlieb von Gschwendt und seinen gleichnamigen Sohn (*enormi euentu*) geblendet hatten (*exoculauerunt*), über Vermittlung des Abtes von Zwetl Entschädigung geleistet hatten (*v*, 208).

Für die Aufnahme von Laien in die Fraternität und in die Genossenschaft des Klosters durch den Kuss des Friedens finden wir schon früh Belegstellen. So beurkundet Heinrich von Seefeld seine Aufnahme unterm 24. Juni 1246 (*v*, 111). Ein bezeichnender Fall ist der des Albero von Leiss, der unter dem Eindrucke einer schweren Krankheit 1247 nicht nur seine Habe der Abtei zusicherte, sondern selbst ins Kloster aufgenommen zu werden verlangte (*infirmitate graui correptus se et omnia sua contulit monasterio*). Allein kaum genesen und durch 14 Wochen in die Klostergemeinschaft aufgenommen, war er zu schwach, seinem Gelöbniss treu zu bleiben; er konnte dem Drange zum Rücktritt in die Welt nicht widerstehen und verliess das Kloster, das ihm das Seinige wieder frei zur Verfügung stellte, dem er aber hinwieder durch die Vergabung eines Grundbesitzthums Genugthuung zu leisten vermeinte (*v*, 114, 142).

Von dem Verbote gegen die Ausübung der Seelsorge durch die Mönche (s. S. 7) wurde durch P. Gregor IX., 12. Febr. 1235, zu Gunsten der dienstlichen Klosterangehörigen (*hominum ad uestrum seruitium commorantium*) eine beschränkte Ausnahme für die Spendung der h. Sterbsacramente gemacht (*v*, 89). Das Patronat über die Pfarre Niedersulz hatte das Stift Heiligenkreutz schon 1203 durch den Passauer Bischof unter nachträglicher päpstlicher Bestätigung vom 9. Jänner 1227 erlangt (*v*, 33, 63, 65). Doch war den Cistercienser-Mönchen zu Folge Generalcapitelbeschlusses v. J. 1234 (1) ausdrücklich verboten, Pfarrkirchen zu übernehmen (*regere vel in eis deservire*), die Seelsorge dort auszuüben, oder überhaupt an solchen länger zu verweilen.[1] Heiligenkreutz, bis dahin der Pfarre Alland unterstanden, wurde erst 1643 zu einer eigenen Pfarre erhoben (*q*, 119).

Den erst 1182 unter Beschränkungen zugestandenen Weinausschank (s. S. 18) hat das Stift Heiligenkreutz, wie das derartige Zugeständniss für seinen, schon 1240 von der herzoglichen Gerichtsbarkeit befreiten (*v*, 103) Stifthof zu Wiener-Neustadt vom 3. Juni 1285 beweiset, bereits seit alten Zeiten im Wiener Stiftshofe ausgeübt (*v*, 242).

Von dem 1157 ausgesprochenen Verbote, nebst der Klostermühle, Mühlen an anderen Orten zu besitzen (s. S. 18), finden wir in Bezug auf Heiligenkreutz schon früh Ausnahmen. 1209 überliess das Stift Heiligenkreutz seine Mühle zu Schwadorf an den Passauer Bischof für ein anderes Gut (*v*, 40). 1261 hatte das Stift eine Mühle zu Tribuswinkel (*v*, 151), 1270 die sog. Holzmühle zu Rosenau unfern Zwetl (*v*, 174), 1287 eine Mühle zu Wienersdorf (*v*, 254) an sich gebracht. Durch letztwillige Anordnung erhielt die Abtei eine Mühle nächst dem Steinhof 1226 (*v*, 220), durch Vergleich 1285 jene zu Wülfleinsdorf (*v*, 240), 1297 als Pfand von Wichard von Arnstein, bis zur Tilgung der Begräbnisskosten für seinen zu Heiligenkreutz bestatteten Vater, die sog. Mittermühle am Fusse des Schlosses Arnstein (*v*, 284); u. s. w.

Wenn die ältere, keineswegs *altgothische*, Inschrift auf dem grossen Kreutzpartikel (*1336 hanc crucem . . . Wvlfingus abbas . . . comparavit*, t, 371), die Annahme zulässt, dass das Kreutz damals in Silber gefasst wurde *q*, 48), so liegt dieser Auszierung keineswegs ein, angeblich vom Generalcapitel 1280 gemachtes Zugeständniss zur Abweichung von der ursprünglichen statutgemässen Einfachheit der Kirchenzierden zu Grunde (*o*, 200), welcher Capitelbeschluss gar nicht besteht, sondern die S. 9 erwähnte Satzung von 1157 (15).

Einzelne Vergabungen an die Abtei sind für die Culturgeschichte insbesondere bezeichnend. Haug, Pfarrer zu Traiskirchen, legierte dem Kloster Heiligenkreutz 24. Febr. 1321 einen Weingarten, damit der Pitanzmeister (S. oben S. 13) *davon geben sol aynem ieglichen Prvder von der Sammvnge dvrich daz Jare so er zwai ayer hat das dritte dar zv*, und alljährlich am schwarzen Sonntag (*Judica*) jedem Bruder 2 Stück Fische des Morgens und einen des Nachts, und *ayn Semeln* und einen besseren als den gewöhnlichen Wein (*phrvent-*

[1] Bezeichnend in dieser Beziehung ist noch der Beschluss des G. Capitels v. J. 1410 gegen den *abusum destabilem miserorum quorundam monachorum, qui quadam cupidine damnabili excitati, propriorum monasteriorum et sui ordinis servitium relinquentes ad mundi et hominum mundanorum servitium, cui renunciaverunt, sicut canis ad vomitum revertentes, curie et parochiis saecularibus derserviunt, et efficiuntur curatorum servi et quo ad hoc dioecesanorum subjecti curiis, quin in propriis monasteriis omnimodo libertate gauderent.*

wein). So gab auch ein Wiener Bürger, Marchart der Metsieder, 24. Juni 1332 an das Pitantzamt zu Heiligenkreutz eine gewisse Gülte, damit der Pitanzmeister dem Knecht *der da phligt* (pflegt) *der warmen lauge vnd des warmen wazzers vnd umb des chalten wazzers so die herren ir haupte twachen wellent* (ihre Köpfe waschen wollen) und jedem Knechte *der der warmen lavge alle tag taeglichen phligte den herren zv den henden*, hiervon einen gewissen Betrag gebe, und davon zugleich die Kosten bestreite, um das dazu gehörige Becken (*Assach*) alljährlich auszubessern. Eine Hafnerstochter zu Traiskirchen schenkte, 3. Mai 1356, der Abtei einen von ihrer Mutter ererbten Weingarten zu Gumpoltskirchen, damit der Schuhmacher im Kloster alle Jahre zwischen Ostern und Pfingsten den beiden Jungen und Laienbrüdern des Klosters ein Paar neue Schuhe mache und ihnen, so oft es nöthig ist, die Schuhe flicke. Kunigunde, Witwe nach Hans von Reichenstayn (nicht Rauhenstein), Hofmeisterin der österreichischen Herzogin Beatrix von Nürnberg, Gemahlin H. Albrechts III. (verm. 1375, † 1414), legierte der Abtei, 1. Sept. 1382, gewisse Gülten zu einem Jahrtage (*Selgrêt*), damit an demselben zugleich alljährlich jedem Herren am Conventtisch 3 Stück Fische und *ein Seml* im Werthe eines Wiener Pfennigs und statt des gewöhnlichen (*pfrünt-*) Weines *des pesten weins, so si in irm cheller habent*, vorgesetzt werde. Was hiernach von dem jährlichen Gefälle dieser Stiftung erübriget, soll dem Prior *vmb grabs* (grau, [1] nicht: grob) *gewand geben, vnd das tailn vnder die herren gemainchleich also daz aynem alsuil geuall als dem andern alsuer es geraichen* (also: zu gleichen Theilen vertheilen, so lange es ausreicht). Nach ihrem und ihrer nächsten Verwandten Ableben sollen sie jenem, der den vom Kloster in Bezug auf jene Jahrstag-Stiftung ausgefolgten Brief vorzeigen wird, alle Jahre *zween gefillzt schuch geben, so si die gewondlich andern herren von irm Chloster geben* (*o*, 199; *q*, 97—98; *v*, II).

Ungeachtet vieler milden Spenden, welche der Abtei durch fromme Vermächtnisse und Schenkungen zu Theil geworden, gerieth sie doch in der Folge öfter in bittere Nothlagen (s. S. 40). Abt Albert, von dem aufgezeichnet ist, dass er 1414 aus Hunger und Kummer (*vel fame vel moerore*) starb, vermochte zu Ende seines Lebens den Stiftsbrüdern nicht einmal hinreichende Nahrung und Kleidung zu geben (*o*, 201).

Wie z. B. in Betreff des ursprünglichen Fleischverbotes (oben S. 14) nachgewiesen wurde, so mussten in der Folge einzelne Satzungen der, zunächst für Monte-Cassino (s. S. 4), also für die heisse italienische Zone berechneten und überhaupt der Wiegenzeit der Cultur-Entwickelung entstammenden Ordensregel des hl. Benedict, unter anderen Himmelsstrichen und unter dem nicht zurückzuhaltenden Einflusse der Fortschritte intellectueler Entwicklung, allmälig Aenderungen erfahren. Wenn z. B. die Ordensregel (c. 48) den Mönchen nach dem kargen Mittagsmahle, also um Mittag, zweistündiges Schlafen in ihren Betten vorschrieb, und die Cistercienser schon früh insoweit hiervon abwichen, dass die Mönche zur Mittagszeit nicht immer eben in ihren Betten schlafen mussten (M. 615), so konnte es nicht fehlen, dass diese Schlafenszeit, als für kältere Himmelsstriche völlig unpassend, in Klöstern solcher Zonen alsbald abgestellt wurde, wie denn überhaupt in Betreff der Festsetzung der Stunden für die durch die Ordensregel gebotenen besonderen Beschäftigungen schon früh nach der Ungleichheit der Jahreszeiten in den verschiedenen Himmelsstrichen Abweichungen eingetreten waren (M. 612 u. s. w.).

Wenn ferner der Mönch, nach dem Gelübde der gänzlichen Armuth, ursprünglich (515, c. 33) nicht einmal ein Buch und Schreibmateriale (*neque codicem, neque tabulas, neque graphium*, letzteres noch auf den damaligen Gebrauch sehr unvollkommenen Schreibmaterials, nämlich der Wachstafeln zum Schreiben mit dem Griffel, hindeutend) eigenthümlich besitzen durfte, obgleich der Abt dafür zu sorgen hatte, dass jeder Mönch (mit Ausschluss der Knaben, bevor sie das 15. Lebensjahr erreicht hatten und noch nicht Novizen waren; 1134, M. 641) mit Schreibgeräthe aus den Klostermitteln versehen werde (515, c. 55); wenn ferner die Bibliothek des Klosters ursprünglich nur auf so viele Bände berechnet war, dass diese von den einzelnen Mönchen zur Fastenzeit alle (*omnes singulos codices per ordinem ex integro*) durchlesen werden sollten (515, c. 48), so mussten hierin folgerichtig ausdehnende Interpretationen eintreten, sobald der Cistercienserorden, den hohen Werth

[1] Das erwähnte graue Tuch für die Mönche bezieht sich auf deren graue Kleidung, die sie statt der sonst eingeführten weissen dann trugen, wenn sie in Geschäften ausserhalb dem Kloster erschienen; daher die Cistercienser, welche sich schon ursprünglich grau kleideten (M. D. V, 1546) auch die grauen Mönche (*monachi grisci*, u, 548, 610, 706) zum Unterschiede von den schwarzen Mönchen (u, 693, 701), den sog. Benedictinern, genannt wurden. So wird z. B. im Testamente der Königin Elisabeth v. J. 1328 die Cistercienserabtei Wilhering ausdrücklich ein *grabes Closter* (d, III, 13) genannt. (Vergl. auch S. 39, Anm. 1.)

wissenschaftlicher Ausbildung für gründliche Frömmigkeit im ganzen Umfange erkennend (*cum insipientia mentis stultitiam simul et errorem pariat e contrario scientia ab omnibus approbatur*), in den grösseren Klöstern besondere theologische und andere Facultätsstudien (*studium non solum theologiae, verum etiam in qualibet alia facultate*) einführte (1281, $_9$), und die hierauf abzielenden Bestimmungen, nach dem Grundsatze, dass die Pflege der Wissenschaft dem Orden den heilsamsten Schatz bereite (*de divitiis salutis sapientiae et scientiae thesaurus ordinis repleatur*), öfter erneuerte (1300, $_2$; 1405, $_{1-1}$). Diess musste insbesondere der Fall sein, seitdem durch Papst Benedict XII, 1334 (s. S. 12) den Mönchen der Besuch der Universitäten zur gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung auf jede mögliche Weise zugänglich gemacht worden war. Darum finden wir denn auch, dass selbst von der obersten kirchlichen Autorität, den römischen Päpsten als Stellvertretern Christi, von der ursprünglichen Strenge der Ordensregel allmälig weitergehende Abweichungen zugestanden wurden, unter den nicht zurückzuhaltenden Einflüssen geänderter Zeitverhältnisse und aufstrebender wissenschaftlicher Bildung. Wenn z. B., gegen die ursprünglich grundsätzliche Armuth der Cistercienserklöster, unter P. Johann XXII., von Avignon aus, 10. April 1328, allen jenen, die solchen Abteien auch Gold und Silber (*aurum, argentum, vestimenta aut aliqua alia charitativa subsidia*) legiert oder geschenkt hatten, ein Ablass zugestanden wurde (*d,* III, 15), so stellt sich überzeugend heraus, wie unberechtigt eine rasche Aburtheilung der dermaligen Einrichtung der Klöster bei bloss übersichtigem Vergleiche zu den ursprünglichen Satzungen wäre. Die unsterblichen Werke der Congregation zu St. Maure und St. Blasien lieferten ebenschon aus der Zeit des einbrechenden Verfalles des Mönchwesens den überzeugenden Beweis, wie die gründliche Pflege theologischer und historischer Wissenschaften mit den strengen Forderungen mönchischer Frömmigkeit nicht nur wohl vereinbar, sondern in der That fast allein geeignet war, eben dem gänzlichen Verfalle der Ordensdisciplin zeitgemäss am wirksamsten zu steuern. Fängt doch selbst eine, solche Zugeständnisse zur Abweichung von der alten Strenge der Ordensregel machende päpstliche Bulle mit den beachtenswerthen Worten an: *Tempore emperantes.* — —

3. Baugeschichte der Abtei Heiligenkreutz.

Wie erwähnt, hat der, später in die Zahl der Heiligen versetzte österreichische Markgraf Leopold III. im Jahre 1135 die ersten Cisterciensermönche in das von ihm gestiftete Kloster Heiligenkreutz berufen. Die Einweihung des Platzes am Sattelbach, wo sich das Kloster erheben sollte, wurde ohne Zweifel durch den damaligen Passauer Bischof Reginmar und zwar, wie es heisst (*b, α*), am 11. Septbr. 1135 in Gegenwart des Stifters, Markgraf Leopold, vorgenommen. [1] 1136 wurde der Stiftsbrief für die neue Pflanzung ausgefertigt. Leider war es aber dem frommen Markgrafen nicht gegönnt, seine Stiftung am Zeitpunkte der erwünschten Vollendung zu erblicken. Schon am 15. Nov. 1136, also kurz nach der Ausfertigung des Stiftsbriefes, war seine, durch vielfache fromme Werke bethätigte Sehnsucht nach dem besseren Leben in Erfüllung gegangen.

Es ist aus einer, noch dem XII. Jahrhunderte entstammenden Quelle erwiesen, dass er den Bau der neuen Stiftung noch begonnen (*cepit fundare*; *u, 611*), die Ausführung desselben aber, zu deren Behufe er ringsum Grundstücke und Dörfer geschenkt, nicht mehr erlebt hatte. [2] Des frommen Stifters Sohn, Heinrich, zubenannt Jasomirgott, seit 1156 der erste Herzog von Oesterreich († 1172), führte den Bau des Klosters bis zum grössten Theile aus (*in edificio pro maiore parte iuuit edificare*; *u,* 610). Unter seinem Sohne und Nachfolger, Herzog Leopold V. († 1194) war endlich der erste Bau des Klosters und der Kirche zu Stande gebracht worden. Die feierliche Einweihung des Klosters selbst wurde am 31. Jänn. 1187, einem Sonnabend, durch

[1] Erwiesen ist allerdings (*d,* I, 316), dass der gedachte Bischof in diesem Monate in Oesterreich war, da am 29. Sept. 1135 in seiner Gegenwart die Einweihung der Kirche in dem ebenfalls von Mg. Leopold gestifteten Klosterneuburg vorgenommen wurde, und zwar durch den Erzbischof Konrad von Salzburg, dann die Bischöfe Reginmar von Passau, als Diöcesan, und Roman von Gurk. Vielleicht waren nebst der markgräflichen Familie alle drei Kirchenfürsten auch bei der Einweihung der Oertlichkeit fürs künftige Kloster Heiligenkreutz zugegen, welcher feierliche Act ohne Zweifel in der (S. 6 und 20, n. 19) angedeuteten Weise vorgenommen wurde, wovon wir noch 1327 bei der Stiftung der Abtei Neuberg bestimmte Andeutung finden (*u,* 668—9). — [2] *Secundum claustrum apud Sanctam Crucem griseis monachis satis ut apparet magnificum* (in marchia sua instituit), *neutrum tamen morte preventus in aedificiis consummare potuit; ad perficiendum vero predia et villas utrinque longissime tradidit* (*u,* 610).

den Cardinal und päpstlichen Legaten Theobald, Bischof von Ostia und Velletri im Kirchenstaat vorgenommen, zur frömmsten Erbauung des zusammenberufenen Clerus und des zahlreich herbeigeströmten Volkes beiderlei Geschlechts (u, 618, 633), dem, wie erwähnt, stets zur Zeit der Einweihung einer neuen Klosterkirche ausnahmsweise durch neun Tage, doch ohne geringste Verlängerung dieser Frist (1194, $_{33}$), der Eintritt in dieselbe gestattet war (1157, $_{10}$). Derselbe Cardinallegat hat auch in der, sofort im Aufbau bereis vollendeten Klosterkirche am 1. Febr. den St. Michaelsaltar, am 28. Febr. die dem hl. Kreutze und dem hl. Mauritius gewidmeten Altäre eingeweiht (*u*, 618, 633). Da, wie S. 8 erwähnt, alle Kirchen des Cistercienserordens zu Ehren der hl. Maria eingeweiht werden mussten (1134, c. 21; *u*, 706), so versteht es sich von selbst, dass dieses damals auch in Bezug auf die Stiftskirche zu Heiligenkreutz stattfand; daher die Abtei selbst schon in den päpstlichen Bullen von 1185 und 1187 ausdrücklich *monasterium Sancte Marie de Sancta Cruce* genannt wurde (*v*, 13, 19).

Wenn einerseits die Ausführung des ersten Baues des Klosters ein volles halbes Jahrhundert in Anspruch nahm (1135—1187), und die Gebäudetheile in Gemässheit der Ordensstatuten ohnehin allenthalben grundsätzlich das Gepräge der Armuth an sich tragen sollten (S. 8), wenn dagegen zahlreiche Beweise grossmüthiger Unterstützungen von Seite der diesem Stifte mit besonderer Vorliebe zugethanen Landesfürsten, sowie vieler reicher Adeligen und Grundbesitzer vorliegen, welche zureichende Mittel zur Ausführung des Klosterbaues dargeboten haben mochten, so dürften wohl anderweitige ungünstige Verhältnisse der früheren Vollendung des Baues hindernd entgegengewirkt haben. Schauplatz kriegerischer Ereignisse, die wohl damals jenseits der Donau stattfanden, war die Gegend von Heiligenkreutz in jenem Zeitabschnitte nicht. Näher liegt die Vermuthung (*c*, 188), dass die 1159—1180 stattgefundene Spaltung in der Ansübung der obersten Kirchengewalt auch auf diesen Klosterbau hemmenden Einfluss ausgeübt haben mochte.

Von den damals vollendeten Gebäudetheilen dürfte, nach dem Baustyl zu urtheilen, dermal nur mehr das Langhaus der Stiftskirche übrig sein. Wenn auch ausdrücklich erwähnt ist, dass schon der 1141 verstorbene Herzog Leopold im Capitelhause zu Heiligenkreutz begraben wurde (*sepultus est in capitulo*) und daraus schnellweg gefolgert werden wollte, dass das Capitelhaus in seiner heutigen Gestalt schon damals vollendet war, so darf nicht übersehen werden, dass die bezügliche Aufschreibung erst dem XIV. Jahrhunderte entstammt (*u*, 732). Mochten immerhin die Babenberger Fürsten schon ursprünglich im Capitelhause zu Heiligenkreutz begraben worden sein, so konnte darunter wohl kaum die dermalige, den Stempel einer jüngeren Zeit tragende Capitelhalle verstanden sein. Es muss hiebei zugleich in Erinnerung gebracht werden, dass die Gebeine mehrerer Persönlichkeiten, ursprünglich nicht in Heiligenkreutz begraben (s. oben S. 29), sondern erst später von Klosterneuburg hieher übertragen wurden (*s*, 55—6). Der Zustand der hier beigesetzten Gebeine, wie er 1739 bei der Lichtung dieser Grüfte erhoben, und wobei eine genaue Uebereinstimmung mit den Inschriften auf den darüber befindlichen Grabsteinen nicht erkannt wurde (e, η; w, β), spricht immerhin für die Annahme eines späteren Umbaues der älteren Capitelhalle, etwa zur Zeit, wo dahin (S. 29) 1249 ein ewiges Licht gestiftet wurde. Wenn übrigens nachgewiesen wurde (S. 24), dass schon 1135 der Abt und die ersten Mönche für Heiligenkreutz an Ort und Stelle eingetroffen waren, und das Klostergebäude erst 1187 vollendet wurde, so muss nach den Ordensstatuten doch angenommen werden, dass die, nach der Ordensregel zum Bestande eines Klosters als wesentlich bezeichneten Gebäudetheile, nämlich ein Betkirchlein, Schlafhaus, Refectorium, Gaststube und Pförtnerwohnung, wenn auch vorläufig noch in einem nothdürftigen Stande, nämlich vorerst etwa nur als ein aus Holz gezimmertes Klösterlein (*ligneum monasteriolum*) mit Strohdächern (M. D. III, 1314, *domunculae stramineae*), wie dies bei der Gründung solcher Klöster fast allenthalben der Fall gewesen (y, δ, 31), ausgeführt und gehörig ausgestattet waren. Nach den ältesten Ordenssatzungen (1134, c. 12; 1399, $_{\iota}$) durfte nämlich, wie erwähnt, ein Kloster von den Mönchen gar nicht bezogen werden, bevor jene, zur Beobachtung der Vorschriften der Ordensregel unentbehrlichen Bestandtheile ausgeführt waren. Zu Ende des XII. Jahrhunderts stiftete Wichard von Zebing für die Kirche zu Heiligenkreutz ein ewiges Licht vor dem Altare, der seit 1187 dem hl. Kreutze geweiht war (*v*, 26), Heinrich von Seefeld aber 28. Aug. 1268 ein solches vor dem der sel. Jungfrau Margaretha errichteten Altare (*v*, 168); demnach waren schon damals zum mindesten vier Altäre in der Kirche vorhanden. Durch die kriegerischen Vorgänge zur Zeit des letzten Babenbergers, und noch mehr zur Zeit des unheilvollen Zwischenreiches nach dem Aussterben des Babenbergischen Mannesstammes mit dem

in Heiligenkreutz zur endlichen Ruhe bestatteten kriegerischen Herzog Friedrich II. († 1246) war das Stift selbst insbesondere den häufigen Einfällen der Ungarn und der damals noch heidnischen [1] Cumanen ausgesetzt. Die ersten Verwüstungen hatten aber die Besitzungen (1237—41; *u*, 302—7) der Abtei, zumal die am andern Donauufer gelegenen, erlitten (*u*, 137). König Otakar, dieses [2] mit werkthätigem Mitgefühl anerkennend, war bemüht, dem Stifte soviel als möglich Abhilfe zu gewähren.

Dieser Zeitabschnitt mochte daher wenig geeignet sein, dem Stifte die Vornahme grösserer Baulichkeiten zu ermöglichen; vielmehr dürften unter diesen schweren Heimsuchungen auch die Stiftgebäude, insbesondere die Kirche zu Heiligenkreutz empfindliche Beschädigungen erlitten haben, wie etwa aus der baldigen Vornahme von Erneuerungsbauten gefolgert werden darf. Bei der Wiederkehr geordneter staatlicher Zustände zur Zeit des ersten österreichischen Herzogs aus dem Habsburgischen Hause, Albrecht's I., konnte das Stift nämlich wieder darangehen, neue Bauten auszuführen, entweder an der Stelle zu Grunde gegangener älterer, oder überhaupt den seither günstiger gestalteten Verhältnissen der Abtei nicht mehr angemessener Gebäudetheile. Schon unterm 10. Nov. 1288 finden wir in einem Ablassbriefe des Salzburger Erzbischofs Rudolph auf neue Bauten im Kloster Heiligenkreutz, insbesondere auch auf den Bau eines neuen Chores daselbst hingewiesen, indem jenen ein Ablass zugesichert wurde, *qui in die consecrationis monasterii et noui chori sancte crucis . . . conuenerint* (*v*, 256). In dem von mehreren Erzbischöfen und Bischöfen unterm 23. August 1290 der Abtei Heiligenkreutz zugestandenen Ablassbriefe wird ein Bussenachlass insbesondere jenen zugesichert, die dem Kloster (*monasterio*) bei seinen Baulichkeiten (*pro sua fabrica vel structura*), dann zur Beleuchtung, für Kirchengeräthe und andere Nothdurften, insbesondere aber beim gegenwärtigen Baue des neuen Chores, den die Mönche durch Almosenbeisteuer von Seite der Christgläubigen auszuführen (*in nouum opus intendunt erexere*) beabsichtigen, werkthätige Hilfe leisten (*v*, 264). Endlich im Jahre 1295 war der Bau dieses neuen Chores, und wie aus den obigen Quellen vielleicht gefolgert werden darf, auch anderer Gebäudetheile des Klosters zu Stande gebracht. Die feierliche Einweihung desselben, sowie der darin befindlichen Altäre und der neu erbauten Spitalkirche wurde am zweiten Sonntage nach Ostern, am 17. April (also nicht am Neujahrstage; *o*, 197; *q*, 96) desselben Jahres durch die Bischöfe von Passau und Seckau vorgenommen. Nach Zulass der Ordensstatuten war auch bei diesem Anlasse für die Dauer der Einweihungswoche der Besuch des Klosters in allen seinen Theilen (*per omnes officinas claustri*) sowohl Männern als Frauen gestattet, und der Zudrang der gläubigen Menge zu dieser Festlichkeit so gross, dass nicht nur das ganze Kloster, sondern auch die Wälder im Umkreise einer halben Meile mit Menschen überfüllt waren. Leider herrschte eben zu jener Zeit die Kälte unter Schneegestöber und Regengüssen mit solcher Heftigkeit, dass bei dieser Gelegenheit mehrere, die der fromme Drang dahingeführt, umgekommen sind. Die Ueberschwemmungen dieses Jahres, unter denen auch das Wienflüsschen derart ausgetreten war, dass die Kranken im Spitale vor dem Kärntnerthor in ihren Betten schwammen und kaum sich zu retten vermochten, hatten auch den Sattelbach dergestalt angeschwemmt, dass das ganze Kloster im Wasser stand, welches von der Bücherei (*libraria*) bis zu den Stufen der Kirche hinanreichte (*c*, I, 722—3; *u*, 718).

Wenn sich wirklich in einer alten Handschrift des Stiftsarchives (*q*, 43) vom Abte Siegfried (nicht Sieghardt), welcher 12. März 1259 erwählt, 6. Oct. 1261 starb, angemerkt findet, dass er die Kirchenfenster anfertigen liess (*vitra in ecclesia posuit*), so dürfen bei den daraus zu machenden Folgerungen die scharfen Beschlüsse der Generalcapitel von 1134 und 1182 (s. S. 9) gegen die Glasmalereien nicht ausser Acht gelassen werden. Ueber die Vornahme einer späteren Erweiterung des 1295 vollendeten neuen Chores finden sich keine urkundlichen Belege. Wenn aus dem damaligen Baustyl desselben auf einen solchen neuerlichen Umbau gefolgert werden muss, so könnte hiebei vergleichsweise die urkundlich erwiesene Zeit des Baues des, noch jetzt bestehenden Chores der Zwetler Stiftskirche zum Anhaltspuncte dienen, welcher (ebenfalls *novus chorus* genannt) 1343—1348 ausgeführt wurde (*y*, *a*, I, 723—743). Meister Johann soll diesen Bau zu Zwetl geleitet, ein in der Stadt Zwetl ansässiger Meister Michel die Glasschildereien ausgeführt haben (*o*, XVI, 50—51).

Wie zahlreiche Beweisstellen darthun, wurden Ablassbriefe zu Gunsten von Kirchen und Klöstern insbe-

[1] Daher auch *Pagani* genannt, bis sie endlich zum christlichen Glauben bekehrt waren, was um 1370 geschehen. — [2] 1255: *ecclesia s. crucis, quae ab Hungaris et Paganis grauius et frequentius est vastata*; 1262: *cernentes ecclesiam s. cr. frequenti incursu Ungarorum et Chumanorum pre ceteris cenobiis periculosius laborare* (v, 126, 154).

sondere dann zugestanden, wenn daselbst ein grösserer Bau vorzunehmen war. Es stellt sich dies als ein nach den Kirchensatzungen erlaubtes und bei dem allenthalben sich kundgebenden mildthätigen Sinne der Christgläubigen gewiss auch wirksames Mittel dar, um diese zu milden Beiträgen für solche Baulichkeiten zu veranlassen, wenn ihnen dafür ein Nachlass an der zeitlichen Busse für begangene Sünden von der hiezu ermächtigten kirchlichen Autorität zugesichert wurde. So möchte denn auch noch aus ein paar späteren Ablassbriefen für das Stift Heiligenkreutz gefolgert werden können, dass im Kloster selbst noch weitere Baulichkeiten nöthig waren und durch milde Beisteuern ausgeführt werden konnten. So finden wir von mehreren Erzbischöfen und Bischöfen, von Rom aus, März 1298, einen Ablass allen jenen zugesichert, welche die St. Nicolauskirche zu Heiligenkreutz an gewissen Jahrestagen, zumal am Tage der Einweihung derselben, mit Andacht besuchen,[1] oder wie immer aus ihrer Habe zur Erneuerung, zum Baue, zur Beleuchtung und anderweitigen Ausschmückung dieser Kirche durch Schenkungen oder Legate beigetragen haben würden (*v*, 287). Noch finden wir einen solchen Ablass von einem Erzbischof und neun Bischöfen, aus Avignon, 10. April 1325 zu Gunsten jener, die an gewissen Festtagen entweder des Gebetes wegen oder gelegenheitlich einer Reise das Kloster zu Heiligenkreutz besuchen (*ad monasterium causa deuotionis, orationis aut peregrinationis accesserint*), sowie jener, die zum Bau (*ad fabricam*), zur Beleuchtung u. s. w. Gold, Silber, Kleidung oder anderes dem Kloster Nöthige darbringen würden (*d*, III, 15). Wenn nun auch die Formeln, unter denen solche Indulgenzen abgefasst wurden, dem grössten Theile ihres Inhaltes nach ziemlich stätig sind, so findet sich doch in sehr vielen derselben irgend ein Beisatz, der auch auf die bestimmte Richtung hindeutet, wofür der fromme Sinn der Gläubigen eben werkthätig in Anspruch genommen werden wollte; und so bieten derartige Documente für baugeschichtliche Nachweisungen nicht selten den einzigen sicheren Haltpunct. Gleiche Bedeutung haben einzelne Stellen in älteren Testamenten. So kommt in jenem der hartgeprüften Herzogin und Königin Elisabeth von Arragonien, Friedrichs des Schönen Gemahlin, vom 24. April 1328, insbesondere ein Vermächtniss von fünf Pfunden, eine nach den damaligen Werthverhältnissen nicht unerhebliche Summe, zu Gunsten der Abtei Heiligenkreutz vor; das Geld sollte auf einmal ausgefolgt werden an jenem Tage, wo man dort das Todtenamt (*Piuild*) für sie feiern wird (*d*, III, 13). Da hier, nicht wie für viele andere Klöster in diesem Testamente ein jährlicher Bezug legiert, sondern die Ausfolgung eines grösseren Betrages auf einmal angeordnet wurde, so könnte dieses immerhin den Fingerzeig bieten, dass damals die Nothwendigkeit vorhanden war, das Kloster bei irgend einer grösseren Bauunternehmung zu unterstützen. Fast könnte die urkundliche Bezeichnung des, überhaupt frommen und insbesondere mönchfreundlichen (*c*, II, 385, 825) Herzogs Albrecht IV., 12. Mai 1397, als ein Stifter von Heiligenkreutz (S. 30), etwa auch auf dessen werkthätige Betheiligung an solchen späteren Baulichkeiten bezogen werden.

Fassen wir das Ergebniss dieser Auslese aus den, für die eigentliche Baugeschichte unserer Abtei leider nur spärlich fliessenden Quellen zusammen, so möchte sich für den ältesten Klosterbau Folgendes mit ziemlicher Sicherheit herausstellen.

Markgraf Leopold III. (der Heilige, † 1136) hatte den Bau des eigentlichen Klosters noch begonnen und sein Sohn Heinrich (Jasomirgott) bis zum grösseren Theile ausgeführt. Unter dessen Sohne Leopold V. wurde 1187 das damals bereits vollendete Kloster eingeweiht, und auch die Einweihung von vier Altären in der Abteikirche vorgenommen, deren Bau also zu jener Zeit gleichfalls bereits ausgeführt sein musste.[2]

[1] Was also, da Laien in der Regel vom Besuche der Abteikirche selbst ausgeschlossen waren, auf eine ausserhalb der Clausur zu errichtende Laienkirche hindeutet. — [2] Gegenüber den gleichzeitigen Quellen, aus denen sich dieses Ergebniss herausstellt, dürfte eine, erst dem Ende des XIII. oder dem Anfange des XIV. Jahrhunderts (*u*, 608) entstammende Angabe, dass der Bau des Klosters erst unter Abt Heinrich I. angefangen wurde (*monast. s. Cr. ab abbate Heinrico inchoatum*; c, I, 575; u, 610) wohl kaum entscheidend sein. Hienach müsste der Klosterbau erst nach dem Ableben des MG. Leopold III, (†. 1136) begonnen haben, da aus gleichzeitigen Quellen der erste Abt Gottschalk für die Zeit von 1136—1141 nachgewiesen werden kann (*v*, 3, 4; *y*, ε, 382), Heinrich aber, nach dem Entfallen Konrads aus der Reihe der Stiftsäbte (w, α), der bisher constatierte zweite Abt, erst 1158 (*d*, I, 383, die Aechtheit dieser Urkunde gegenüber *Mon. boic.* 29, b, 438, vorausgesetzt) und noch 1185 urkundlich genannt wird (*v*, 7, 12, 13). Wie überhaupt die bisherigen Angaben über die Zeit des Antrittes und Ablebens der Aebte von Heiligenkreutz (*o*, 227—8; *q*, 139—141) schärferer Kritik nicht durchaus Probe halten, so ist es insbesondere noch nicht erwiesen, dass Abt Gottschalk 1141 starb, gewiss aber irrig hingestellt, dass Konrad, des MG. Leopolds Sohn (angeblich 1141—1148) Abt zu Heiligenkreutz gewesen, und Abt Heinrich als dessen unmittelbarer Nachfolger, 1185 gestorben sei. Auch auf die Unzuverlässigkeit der bisherigen Angaben über die spätere Abtenreihe wurde von bewährter Seite (*s*, 56) bereits vor Jahren hingewiesen (auch *t*. 362), und es könnten wider die bisherigen Angaben noch weiterhin zahlreiche Gegenbeweise vorgebracht werden.

Das Kloster wurde, wie gezeigt, schon in einer noch dem XII. Jahrhunderte angehörigen Aufzeichnung als grossartig ausgeführt (*satis ut apparet magnificum*) bezeichnet. Für den Zeitraum von beiläufig 1246—1280 ist eine Reihe harter Bedrängnisse der Abtei unter den Rückwirkungen allgemeiner trüberer Ereignisse nachgewiesen, die K. Otakar, unter zahlreichen anderweitigen Beweisen seiner nicht in Abrede zu stellenden landesväterlichen Fürsorge während der Dauer seiner Regentschaft in Oesterreich, wohl eben nur zu lindern vermochte. Zu jener Zeit also mochten im Kloster Heiligenkreutz wohl schwerlich grössere Baulichkeiten vorgenommen worden sein. Dagegen finden sich von 1288 ab, sichere Hinweisungen auf solche, und zwar sowohl in Bezug auf das Kloster selbst als auch auf den 1295 eingeweihten neuen Chor. Bei der Ueberschwemmung desselben Jahres wird bereits der Bibliothek (*libraria*) insbesondere erwähnt. Für dasselbe Jahr ist fernerhin erwiesen, dass der am 23. Mai 1295 verstorbene herzogliche Protonotar und Canoniker Gottfried im Capitelhause (*in capitulo*) zu Heiligenkreutz begraben wurde (*u*, 718), in welches, wie erwähnt, 1248 bereits ein ewiges Licht gestiftet wurde. Wenn es das Gepräge des Baustyls gestattet, so mag angenommen werden, dass das heutige Capitelhaus, gleich dem alten Dormitorium, vor 1246 ausgeführt, wohl kaum aber schon bei der 1187 vorgenommenen Einweihung des Klosters vollendet waren, wie sich aus dem Vergleiche des Baustyles dieses Capitelhauses mit jenem zu Zwetl, das nur von einer Mittelsäule mit einem grossen romanischen Knauf getragen wird, wie aus der Beschaffenheit der hier befindlichen Gräber ergibt (S. 35). Dermal findet sich im Capitelhause weder Gottfrieds Grabdenkmal, noch irgend eines der älteren Stiftsäbte, die statutengemäss (1180, $_5$; 1218, $_{16}$) hier beerdigt werden mussten. Das, über das ältere der noch vorhandenen beiden Dormitorien gebaute obere Dormitorium, welches erst in der Folge, bei der Vermehrung der Klosterbrüder, nöthig werden mochte (S. 11), wie dieses schon durch die Ordensregel (c. 22) für einen solchen Fall insbesondere gestattet war, gehört offenbar einer späteren Zeit an.

Vergleichsweise wird bemerkt, dass das Dormitorium zu Zwetl wohl gewiss 1138—1159 mit dem ersten Bau des Klosters ausgeführt worden sein dürfte (*y*, *δ*, 31—56), da später der Errichtung desselben nirgends mehr insbesondere gedacht wird. Da der aus der Heiligenkreutzer Bruderschaft postulierte Abt des Tochterklosters Baumgartenberg, Johann Walter I. (1272—1275), das Dormitorium im letzteren Kloster erbaute (*y*, *ζ*, 24), so dürfte insbesondere aus der letzteren Anführung wohl gefolgert werden dürfen, dass damals das (untere) Dormitorium in der Mutterabtei Heiligenkreutz gewiss bereits vollendet war.

Der Kreutzgang zu Heiligenkreutz, mit Ausnahme des erst später zugebauten Brunnenhauses, [1] dürfte zur Zeit der Einweihung 1295 wohl gewiss schon vollendet gewesen sein. Eine Vergleichung der Bauformen desselben mit jenen am Kreutzgange zu Zwetl, (s. S. 20, n. 33) zu Anfang des XIII. Jahrhunderts vollendet, und an dem, ziemlich gleicher Entstehungszeit zugeschriebenen Kreutzgange zu Lilienfeld, endlich an dem, urkundlich erwiesen sammt der Stiftskirche noch 1343 eben im Bau begriffenen (*v*, *γ*, III, Reg. 1350) Kreutzgange zu Neuberg, wird dem baukundigen Blicke sichere Anhaltspuncte bieten. Soweit das Gepräge des Baustyles dafür spricht, könnte nach dem angedeuteten geschichtlichen Verlaufe die Erbauung des Heiligenkreutzer Kreutzganges, wie erwähnt, immerhin noch vor 1246 angenommen werden.

Aus dem Inhalte des erwähnten Ablassbriefes vom J. 1298 muss gefolgert werden, dass die dort genannte Nicolauskirche eine Laienkirche war. Nach unverbürgten Nachrichten soll sie 1278 und zwar vom Pfarrer Otto zu Russbach [2] erbaut, und dieser nach seinem Ableben 1314 dort begraben worden sein (*o*, 197, 230; *q*, 25, 95—6). Im Widerspruche mit den eigenen Angaben (*q*, 25, 74) wird diese Kirche auch als der h. Maria geweiht angeführt. 1643 wurde diese Kirche zur Pfarrkirche erhoben (*q*, 74), 1786 entweiht und 1799—1800 gänzlich abgetragen (*o*, 236; *q*, 25). Nordwestlich vom Maierhofe des Stiftes gelegen, zeigte dieselbe oberhalb der Kirchenthüre an der Stirnseite ein grosses Rundfenster und in der Mitte der Giebelmauer, der ein kleines Thürmchen aufsass, ein längliches Fenster. Am Langhause zwischen sechs Strebepfeilern waren fünf grössere Fenster mit Spitzbogen-Schluss; so auf der Abbildung des Stifts von c. 1730 (*z*). Die Kirche war durchaus von Quadersteinen erbaut (*egregie constructum*; b, 5).

Ein Siechhaus für die Mönche und Laienbrüder (*domus infirmorum, infirmitorium*; s. S. 15—16) dürfte sicher schon mit dem ursprünglichen Bau des 1187 eingeweihten Klosters ausgeführt worden sein.

[1] Das steinerne Wasserbecken im Zwetler Kreutzgange soll um 1327 ausgeführt worden sein (o, XVI, 47, 139). Derartige im Kreutzgange angebaute Hallen werden in einigen deutschen Klöstern auch *tonsura* genannt. — [2] Anderweitigen Angaben zu Folge wäre aber Meister Otto der römischen Königin Elisabeth (1300 — † 1307) Pfarrer zu Gross-Russbach gewesen (o, XI, 147).

Herzog Heinrich von Medling schenkte der Abtei Heiligenkreutz (1195—1223) drei Lehen zu Wolfpassing zur besseren Ausstattung des am Nöthigsten Mangel leidenden Siechhauses (*videns domum infirmorum penuriosam et habitantes in ea alimentis et solaciis necessariis carere et pene inopia frangi*; *v*, 27—8; *v*, *α*, II, 483). K. Friedrich der Schöne legierte in seinem Testamente vom 24. Jänner 1327 dem *Sichaus* zu Heiligenkreutz den sehr namhaften Betrag von 200 Pfund, damit man *den siechen ir phrunde pezzer* (*v*, *δ*). Zum Unterschiede vom Laienspital (*hospitale*) wird es in Urkunden des Stiftes Heiligenkreutz (29. Sept. 1323, 7. April 1324 u. s. w.) *der herren sichhaus* und der dortige Pfleger Siechmeister (*magister infirmorum*) genannt. Die zu diesem Siechhaus gehörige Capelle (*capella infirmorum*) wurde, wie erwähnt, 17. April 1295 eingeweiht (*u*, 718), also gewiss nicht erst 1300 durch Herzog Albrecht I. erbaut (*q*, 44). Herbort von Salzburg stiftete eine ewige Messe in dieses Siechhaus, welche, nach der stiftlichen Ausfertigung hierüber vom 6. Jänner 1330, alle Tage, nach wöchentlichem Wechsel in der Reihe sämmtlicher Ordenspriester dieses Klosters, gelesen, dem dieselbe abhaltenden Mönche aber an jedem Tag ein grösseres als das gewöhnliche Ausmass an Wein (*ein chopf wein*), geröstetes Weissbrod (*weiz herten prot*), zwei Eier und ein Gericht von Fischen im Werthe von 2 Pfen. aufgesetzt werden. Ursprünglich Erasmus-Capelle genannt und mehrmals durch Brand zerstört, wurde diese an das Siechhaus unmittelbar anstossende Capelle 1519 (*o*, 206) durchgreifend wiederhergestellt und zu Ehren des h. Bernhard eingeweiht. 1691 soll abermals ein Umbau dieser Capelle stattgefunden haben (*q*, 42, 44—5). Ulrich von Pergau († 20. Feb. 1341) wurde in dieser Capelle begraben (*y*, *α*, I, 74).

Auch ein L a i e n - K r a n k e n h a u s (*hospitale*; S. 17—8), ausserhalb der strengen Clausur des Klosters, wurde zu Heiligenkreutz schon am Ausgange des XII. Jahrhunderts von Heinrich dem älteren von Zebing und Wichard von Zebing sammt seiner Gattin Juta auf eigene Kosten gestiftet für jene erkrankten Laien, die Gottes Fügung dahin geführt haben würde, mit ausdrücklicher Ausschliessung der Brüder und Familiaren des Klosters (*v*, 27, 79). Heinrich von Zebing bedachte diese Stiftung seines Vaters wie im Leben so auch noch auf seinem Sterbebette (*v*, 74—5); P. Gregor IX. nahm sie, 29. Mai 1232, in seinen besonderen Schutz (*v*, 78—9).

Und somit wären jene Daten so ziemlich erschöpft, die zur Aufhellung der ältesten Baugeschichte dieser Abtei bisher ans Licht getreten sind. — Bald traf die Abtei auch mehrfaches Missgeschick; bei einer 1340 plötzlich eingetretenen Ueberschwemmung gingen nebst anderem auch viele Bücher des Klosters zu Grunde (*u*, 672), und die 1349 grassierende Pest raffte in diesem Kloster allein 53 Religiosen dahin (*u*, 676).

Einen Beweis, dass in der Heiligenkreutzer Kirche ausser den 1187 und 1268 genannten vier Altären in der Folge noch mehrere errichtet wurden, liefert der Umstand, dass Heinrich von Walse 2. Febr. 1361 eine ewige Messe zum St. Philipps- und Jacobs-Altare daselbst stiftete.

Wie vermöglich die Abtei zu jener Zeit gewesen, erhellt daraus, dass es 1408, zur Zeit der Verschwörung einiger österreichischer Barone gegen die Landherren und den Clerus in Oesterreich, einen Schaden im Belaufe von mehr als 5000 Talenten erleiden konnte (*u*, 697—8). Durch die Kriege zu Zeiten Herzog Leopolds IV. († 1411) und durch einige Missjahre, welche insbesondere dem Erträgnisse der Weingärten sehr nachtheilig waren, wurde das Kloster in eine Schuldenlast gestürzt, welche den Abt und Convent zu einer dringenden Bitte an Herzog Albrecht IV. um Abhilfe veranlassten; 15. August 1414 (*v*, *γ*, V. Reg. 1480). Durch den 1467 von der Pest dahingerafften Landräuber Umersbacher, der stets unverholen seine communistischen Absichten auf geistliches Besitzthum erklärte (*Die Munich vnd phaffen hieten viel phennig. Sie misten mit Im tailen*), wurde, nebst vielen anderen an geistlichen Leuten verübten Räubereien, insbesondere das Kloster Heiligenkreutz in grässlicher Art mitgenommen (*gar grösleich verderibt*; h, *β*, 177—8). 1462 entstand im Kloster Heiligenkreutz durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters eine Feuersbrunst, die nebst dem Glockenthürmchen einen grossen Theil der Stiftsgebäude einäscherte (*o*, 208); ein Ereigniss, das ohne Zweifel mehrfache Wiederherstellungen an den Klostergebäuden nöthig machte. [1]

[1] Das Generalcapitel von 1469 ($_2$), ältere Gewohnheiten (M. D. V, 1645) und frühere Satzungen von 1271 ($_1$) aufhebend, wonach die grauen Cucullen mit Ausnahme der Zeit der Chorgebete (*quia commodius potuerint procurari*) gestattet waren, schrieb ausdrücklich vor, dass die Cistercienser Mönche, in deren Kleidung, zumal in den deutschen Klöstern, sich eine Verschiedenartigkeit der Farbe eingeschlichen hat, von nun an, dem allgemeinen Gebrauche nach, nur weisse und schwarze Kleidung, aber unter keiner Bedingung mehr g r a u e tragen dürfen. Zu Vermeidung der leichten Verunreinigung mögen sie vom Mittagsmahle an durchaus schwarz gekleidet sein. Aus dieser Bestimmung darf also keineswegs auf einen besonderen Nothstand der Abtei Heiligenkreutz insbesondere gefolgert,

Bei Gelegenheit der grässlichen Verwüstungen des Landes zur Zeit des ersten Türkeneinfalles 1529 flüchteten sich der Abt und die Mönche aus dem Kloster; die Leiche des allein zurückgebliebenen Laienbruders wurde jämmerlich verstümmelt im Kreutzgange gefunden, als die flüchtigen Klosterbewohner wieder zurückgekehrt waren. Das Kirchendach und die Klostergebäude wurden von den Türken eingeäschert (*α*, *β* und *o*, 206). Die Vorgänge in Folge der Glaubensspaltung hatten auch diese Abtei dergestalt herabgebracht, dass nicht nur zur Deckung der Schulden ein grosser Theil der Klosterbesitzungen veräussert werden musste, sondern dass 1548 sogar nur mehr 2 Priester, der Prior und Kämmerer, nebst einem Laienbruder und zwei Novizen im Kloster anwesend waren (o, 207). So dürftig war das Kloster zu jener Zeit, dass der Abt genöthigt war, 1555, für ein Anlehen von 50 fl. seine goldene Kette zu versetzen. Die kluge Oekonomie des Abtes Ulrich II. (1558—1585) vermochte nur mit der grössten Anstrengung den drohenden Verfall des Klosters hintanzuhalten, und auf einigen Stiftsgütern geringfügigere Bauherstellungen vornehmen zu lassen (w, *ε*). An die Ausführung wichtigerer Bauten im Stifte selbst konnte wohl zu jener Zeit nicht gedacht werden, und es darf sogar angenommen werden, dass auch die durch den Türkeneinfall verursachten Beschädigungen am Kirchen- und Stiftsgebäude eben nur nothdürftig wieder gutgemacht wurden. — Kaum aber war dem Stifte ein ruhigeres Loos zu Theil, als neue Drangsale über dasselbe hereinbrachen. Nicht nur dass seine Besitzungen, zumal die jenseits der Donau gelegenen, zur Zeit des Ausbruches des dreissigjährigen Krieges namhaften Schaden erlitten, so traf das Stift selbst ein empfindlicher Unglücksfall. Angeblich durch einen Blitzstrahl (*o*, 210) gerieth nämlich das Klostergebäude am 8. Sept. 1627 in Brand. Die Kirche mit dem Glockenthürmchen, in dem sich drei grössere Glocken befanden, der Kreutzgang und der grösste Theil des Klostergebäudes waren in Flammen gerathen und davon soviel eingeäschert, als vom verheerenden Elemente verzehrt werden konnte. Es wurde sogleich Hand an die Wiederherstellung gelegt und schon 1638 stand das ganze Stiftsgebäude sammt einem neuen Zubau (*novo quoddam aedifivio adjecto*) mit Ziegeln eingedeckt wieder in vollkommenem Stande da. Insbesondere wurde bei Gelegenheit dieser Bauführungen auch das, mit dem neuen Baue nicht in Einklang zu bringende, in Form einer Capelle (*per modum sacelli*) erbaute alte Refectorium aus Quadersteinen (*ab antiquo lapidibus quadratis constructum*) 1633 abgebrochen und ein neues im schöneren Style mit lichten räumlichen Fenstern aufgebaut, mit Gemälden ausgeschmückt, einem Ofen und stets fliessendem Wasserlaufe versehen. Auch der grosse viereckige Glockenthurm wurde damals statt des 1627 abgebrannten hölzernen Glockenthürmchens von Quadersteinen erbaut (*q*, 40), wahrscheinlich aber erst nach 1658.[1] vollendet. Der am 14. Juli 1638 abgebrannte Maierhof vor dem Stiftsgebäude wurde kurz darauf wiederhergestellt, erhielt aber erst nach einem neuerlichen Brande (1712) im J. 1714 seine dermalige Gestalt (*s*, 60). 1650 wurde der (nach seinem Erbauer, dem Stiftskämmerer Franz Eiserer; *q*, 30) sogenannte Franzensthurm auf der Höhe des Hügels im heutigen Stiftsgarten erbaut; angeblich bloss zum Vergnügen der Stiftsgeistlichen, wahrscheinlicher aber als eine Art Wartthurm, zu welcher Annahme seine Lage und seine ursprüngliche bedeutendere Höhe berechtigt.

Die Ausführung dieser Bauten hatte aber das Stift mit einer grossen Schuldenlast bebürdet, wozu sich noch die erheblichen Beitragsleistungen für die Kriegsrüstungen zur Zeit des Schwedeneinfalles 1645 gesellten. Kaum hatte sich die Abtei in ihren Geldkräften wieder soweit erholt, um einige nöthige Baulichkeiten in der Kirche, wie das Oratorium, die Sacristei, ausführen, und bereits begonnene, wie den hohen Glockenthurm vollenden zu können, als mit dem zweiten Türkeneinfalle 1683 über das Kloster neuerdings Verderben hereinbrach. Die Kirche und das Stiftsgebäude brannten abermals lichterloh auf, und selbst in den Ruhestätten der Hingeschiedenen wühlte des Feindes unersättliche Gier nach verborgenen Schätzen. Kaum nach einem Decennium war aber das Nöthigste bereits wieder in brauchbarem Stande hergestellt (*o*, *q*) und nun konnte auch an gefälligere Ausschmückung gedacht werden. Abt Marian schloss zu Ende des Jahres 1694 mit den Wiener bürgerlichen Bildhauern Benedict Sundermayer, der den architectonischen Theil, und

und diesem Beschlusse eine Vorstellung des (erst 1470 erwählten) Abtes Georg IV. von Heiligenkreutz unterstellt werden (*o*, 304); das Kloster, zu jener Zeit 37 Mönche, 2 Laienbrüder und einen Novizen umfassend, besass vielmehr eben damals nicht unbeträchtliche Silbervorräthe (*o*, 204). — [1] Vischer's Abbildung des Stiftes vom J. 1672 zeigt ihn bereits in seiner dermaligen Gestalt. Auffallender Weise scheint er auf dem sonst richtig gezeichneten Bilde des Stiftes von c. 1730 (*z*). nahezu der Stirnseite angebracht. Vielleicht war damals eben ein Umbau desselben projectiert, und wurde bei dieser Zeichnung der, später nicht zu Stande gekommenen Ausführung vorgegriffen? — Die Blechdachung des Thurmes wurde 1726 ausgeführt.

Johann Giulliani, der alles Figuralische (insbesondere *wass blosz oder Nackhendt* daran) auszuführen hatte, einen Vertrag zur Errichtung eines neuen Haupt- (Chor-) Altares und von zwei Seitenaltären in der Kirche (w, ϑ.). Die Ausführung scheint sich aber längerhin verschoben zu haben, wenn der Hauptaltar wirklich erst 1729 oder 1730 (*o*, 214; *q*, 41) eingeweiht wurde. Vollendet dürfte er aber wahrscheinlich schon früher gewesen sein, da Rottmayer, der das Altarbild hierzu gemalt, bereits 1727 gestorben war. Giulliani wurde 1711 vertragsmässig für Lebensdauer als Familiaris des Klosters aufgenommen, gegen dem, dass ihm das Kloster Wohnung, Kost, Kleidung, Arzeneien und die übrigen Lebensbedürfnisse versicherte, er sich dagegen verbindlich machte, seine Kunst ausschliesslich dem Kloster zu widmen und seine Erzeugnisse unentgeltlich zu liefern (w, ϑ, 124—6). Daher denn die Erklärung, dass Heiligenkreutz von der Hand dieses Künstlers eine grössere Anzahl beachtenswerther Schnitzwerke besitzt. Hier starb er auch, nachdem er durch 34 Jahre in der Klosterfamiliarität gelebt, am 5. Sept. 1744; in der Stiftskirche befindet sich sein Grabstein (*n*, 133) Noch vor seinem Eintritte in die Familiarität, mit den Arbeiten für die gedachten Altäre beschäftiget, hatte er um 1705 einen, am 25. Mai 1692 zu Esslingen im Marchfeld (keineswegs aber, wie bisher angenommen, im nahen Dörfchen Preinsfeld) geborenen Knaben in die Lehre aufgenommen, dessen angeborenes Kunsttalent sich unter solcher Leitung rasch entwickelte, — er war der, durch seine correcten Leistungen noch jetzt berühmte Künstler Raphael Donner († 15. Febr. 1741). Vielleicht war Raphaels (nach dem Taufbuche Georg) Vater, Peter Donner, ein Zimmermann, der bis 1689 in dem benachbarten Dorfe Alland wohnte, damals mit den Zimmermannsarbeiten im Stifte Heiligenkreutz beschäftigt, wo er noch aus früher Zeit her bekannt sein mochte, und hatte sein aufstrebendes Söhnlein mit sich genommen, von dem sich aufgezeichnet findet, dass er im Stifte auf alle Weise der Kerzenabfälle zum Possieren und der zinnernen Krugdeckel zum Gravieren habhaft zu werden trachtete (w, ϑ, 126—7). Nebstdem scheint auch der Laienbruder des Stiftes, Caspar Schrezenmayer, der 1736 die Chorstühle in der Stiftskirche verfertigte, aus Giulliani's Schule hervorgegangen zu sein. Auch der tüchtige Historienmaler Martin Altomonte, eigentlich Hohenberg, 8. Mai 1657 zu Neapel (etwa Neustadt, *Neapolis?* n, 132) geboren, 14. Sept. 1745 angeblich zu Linz gestorben,[1] ruht in der Stiftskirche zu Heiligenkreutz und wird in seiner Grabschrift, gleich Giulliani, Klosterfamiliar genannt (*hic familiaris*; n, 132).

Abt Marian (1693—1705) liess das dermalige Bibliotheksgebäude und das sog. Neugebäude für die Kranken neu aufführen, den Glockenthurm erneuern und die grosse Orgel errichten. Die Koruzzeneinfälle 1701—1704 hatten das Kloster wohl arg bedroht aber nicht geschädiget. Abt Gerhard (1705—1728), der die sammt dem Stiftsmaierhofe durch einen Brand eingeäscherte, frühere Laien-, damals bereits Pfarrkirche sammt dem Maierhofe wiederherstellte, liess auch 1720 das, den C-Accord schnarrende Hornwerk oberhalb dem inneren Stiftseingange, sowie die Armencapelle im Kreutzgange errichten. (w, η). Sein Nachfolger richtete die Rüstkammer, die Gemäldegallerie, dann das Kunst- und Naturaliencabinet ein, liess das Wohngebäude für die weltlichen Stiftbeamten im Vorraume des Klosters 1731 (*q*, 11) oder 1746 (*s*, 52), den Kreutzberg[2] auf dem nahen Hügel anlegen, und 1736 die grosse Dreifaltigkeitssäule in der Mitte des inneren Stiftshofes errichten zur dankbaren Erinnerung an die dem Kloster zu Theil gewordenen Schonung zur Zeit der Pest im Jahr 1713, der nur ein einziger Stiftsgeistlicher, Alexander Standhartner, erlag (*c*, *q*).

Späterhin wurden sowohl in der Kirche als an einzelnen Theilen des Stiftsgebäudes manche wohl nöthige aber nicht immer glücklich ausgefallene Restaurationen vorgenommen. Erst die neueste Zeit bekundet auch hier den endlich wiedererwachten besseren Sinn, bei solchen Umstaltungen soviel als möglich wieder die Rücksichten für die Ursprünglichkeit der Gebäudetheile und des Zierwerkes walten zu lassen.

[1] Wenn er wirklich 1720 nach Linz übersiedelte und dort starb, so mochte er wohl nicht in so bindender Weise, wie Giulliani, in diese Familiarität eingetreten sein. Die noch jetzt im Stifte vorhandenen Gemälde von seiner Hand deuten immerhin auf einen längeren Aufenthalt desselben im Stifte hin. Wenn er das im Sommerrefectorium befindliche grosse Bild wirklich in seinem 83sten Lebensjahre, also 1740 malte, so scheint dieser Umstand doch für die Annahme zu sprechen, dass er den Rest seines Lebens nicht zu Linz, sondern hier verlebte. — [2] Auf dem *z*. erwähnten Bilde von c. 1730 zeigt sich bereits die Capelle auf der Spitze des Kreutz- oder Calvarienberges, die 1739 ausgeführte Dreifaltigkeitssäule aber noch nicht.

B. Beschreibung des Stiftes

von

Dr. G. Heider.

Von der ursprünglichen Klosteranlage, deren Bestandtheile in der vorausgeschickten geschichtlichen Untersuchung dargelegt wurden, sind die Stiftskirche, der Kreutzgang, das Brunnenhaus, das Kapitelhaus, die beiden Dormitorien und endlich die Bernhardscapelle entweder völlig unverändert oder mit geringen Umgestaltungen auf uns gekommen.

Kirche.

Die Kirche gehört zwei Bauperioden an, und zwar ist das Lang- und Querschiff im rein romanischen Style, der Chor hingegen im gothischen Style erbaut. Letzterer ist ein Erweiterungsbau der ursprünglichen Kirche.

Im Grundrisse ist das Langhaus (Taf. I. a) durch je zehn Pfeiler in drei Schiffe getheilt. An das Langhaus fügt sich das Querschiff an (Taf. I. b), in welches alle drei Schiffe münden. Das Langschiff ist vollkommen regelmässig aus zehn Quadraten in der Weise gebildet, dass den halben Raum derselben das Mittelschiff, die andere Hälfte die beiden Seitenschiffe einnehmen. Letztere haben demnach die halbe Breite des Mittelschiffes, wie sie auch die halbe Höhe desselben besitzen. Das Mittelschiff (Taf. III. A) ist von den beiden Seitenschiffen durch Pfeilerarkaden getrennt. Die Pfeiler sind viereckig, ohne Vorlage von Halbsäulen, Lisennen oder Ecksäulchen nach der Seite des Mittelschiffes, und zwar sind fünf derselben, welche den Gewölben des Mittelschiffes zur Stütze dienen, stärker gebildet, während die zwischen ihnen stehenden, auf die Construction der Gewölbe der Seitenschiffe Bezug nehmenden Pfeiler etwas schwächer sind. Die auf diesen Pfeilerarkaden ruhende Scheidewand entbehrt jedes dekorativen Schmuckes. Die Hauptpfeiler des Mittelschiffes sind nicht, wie diess bei derlei Anlagen zur Belebung der Flächen und zur Charakterisirung dieser Hauptpfeiler häufig vorkommt, durch Blendbogen verbunden. In beträchtlicher Höhe über diesen Hauptpfeilern erscheinen an der Scheidewand die Gurtenträger der Gewölbe, aus einem Halbpfeiler gebildet, dem sich an jeder Seite eine Säule anlehnt, die entweder auf dem consolenartigen Träger des Halbpfeilers aufsteht (*Fig. 1*) oder sich in eigenthümlicher Weise um den ganzen Halbpfeiler herumlegt (*Fig. 2*). Letzterer wie auch die beiden Säulen haben Kapitäle mit Laubwerk oder dem dem Romanismus eigenthümlichen Schmucke geschwungener Linien. Ueber dem Kapitäle sitzt die gegliederte Deckplatte. Von Halbpfeiler zu Halbpfeiler erhebt sich nach der Breite des Mittelschiffes eine vier Schuh breite Gurte im Rundbogen. Zwischen je zwei dieser Quergurten ist das ebenfalls von zwei Schuh breiten Gurten getragene Kreutzgewölbe eingelegt. Diese Kreutzgurten sitzen auf den kleinen Säulen der Halbpfeiler auf. An derselben Wandfläche ist je einer dieser Gurtträger mit dem anderen durch einen Blendbogen verbunden, unter dessen Scheitelpunkte das halbrund umschlossene Fenster sich befindet, deren je fünf auf jeder Scheidewand des Mittelschiffes angebracht sind. Diese Fenster entbehren durchaus jedes Schmuckes durch Gliederung der Schrägen

u. s. w., nur jene drei Fenster der Façade, welche den Raum des Mittelschiffes charakterisiren, zeigen auch im Inneren die an der Aussenseite angebrachte Gliederung durch die Säulenstellung und den darüber gelegten Rundstab.

Fig. 1.

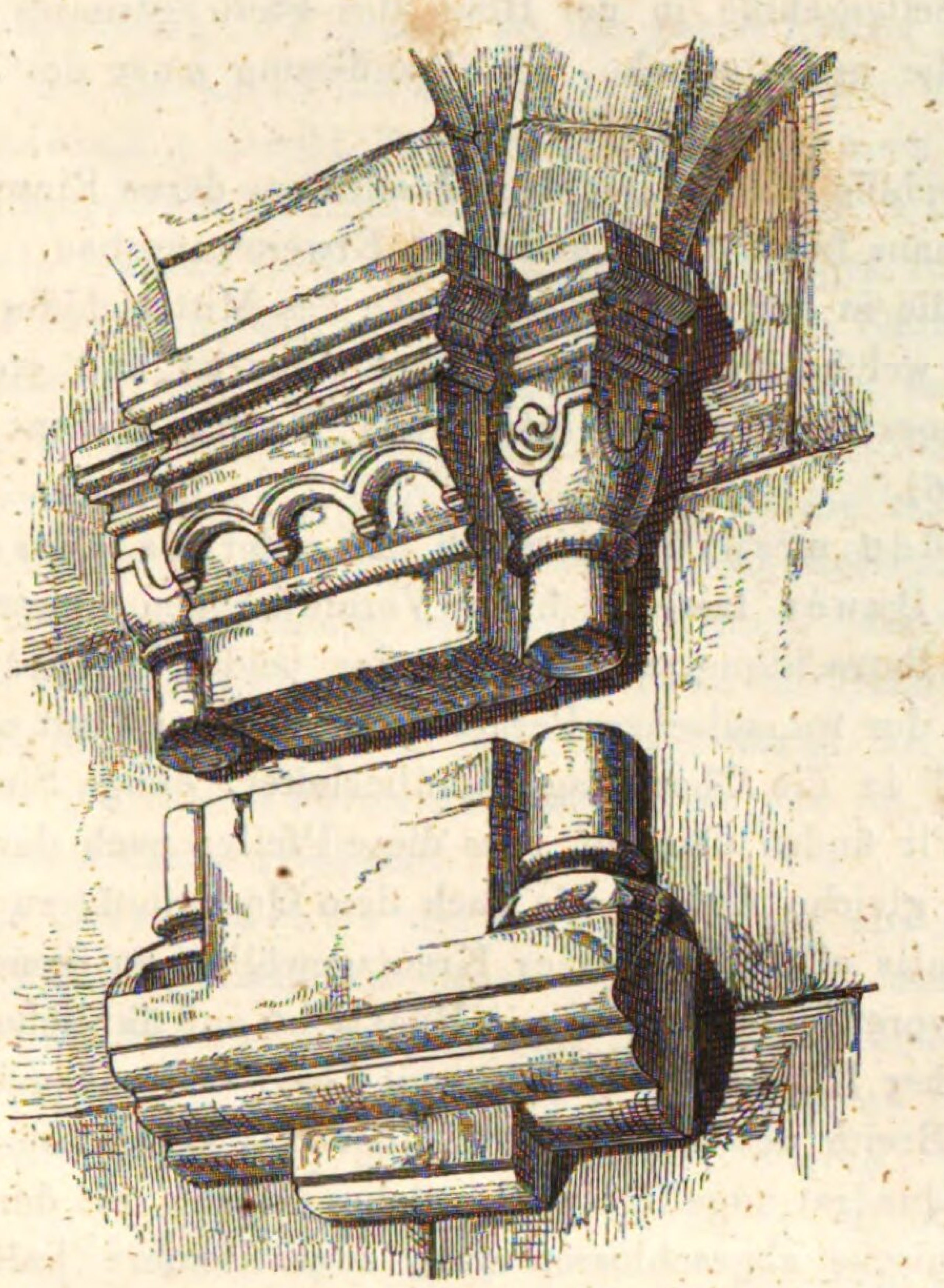
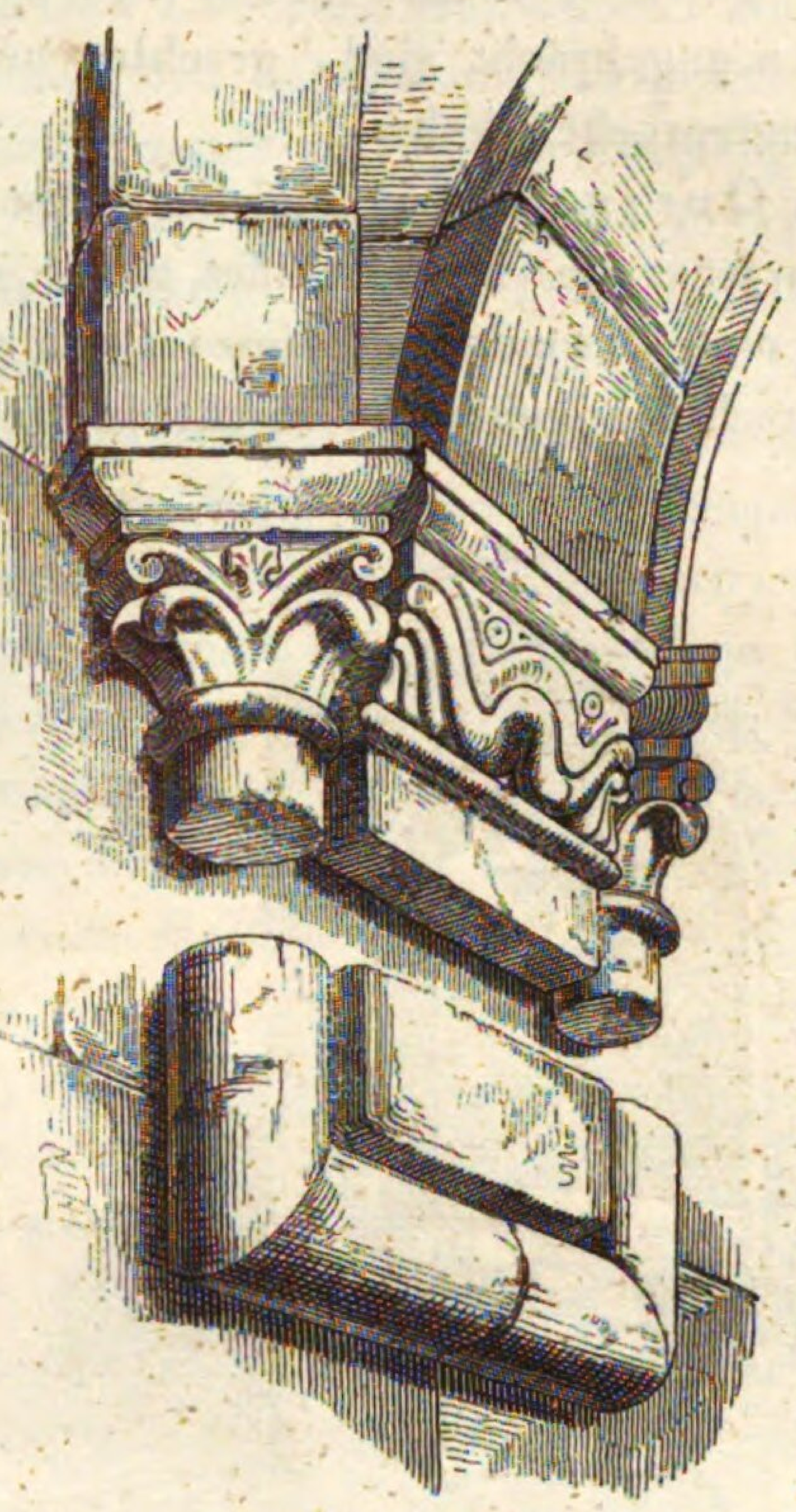


Fig. 2.



Die beiden Seitenschiffe sind entsprechend den zehn Pfeilern des Mittelschiffes in zehn Quadrate getheilt. Jedem Pfeiler ist nach dieser Seite ein schmälerer Halbpfeiler vorgelegt, welcher als Gurte im

Fig. 3.

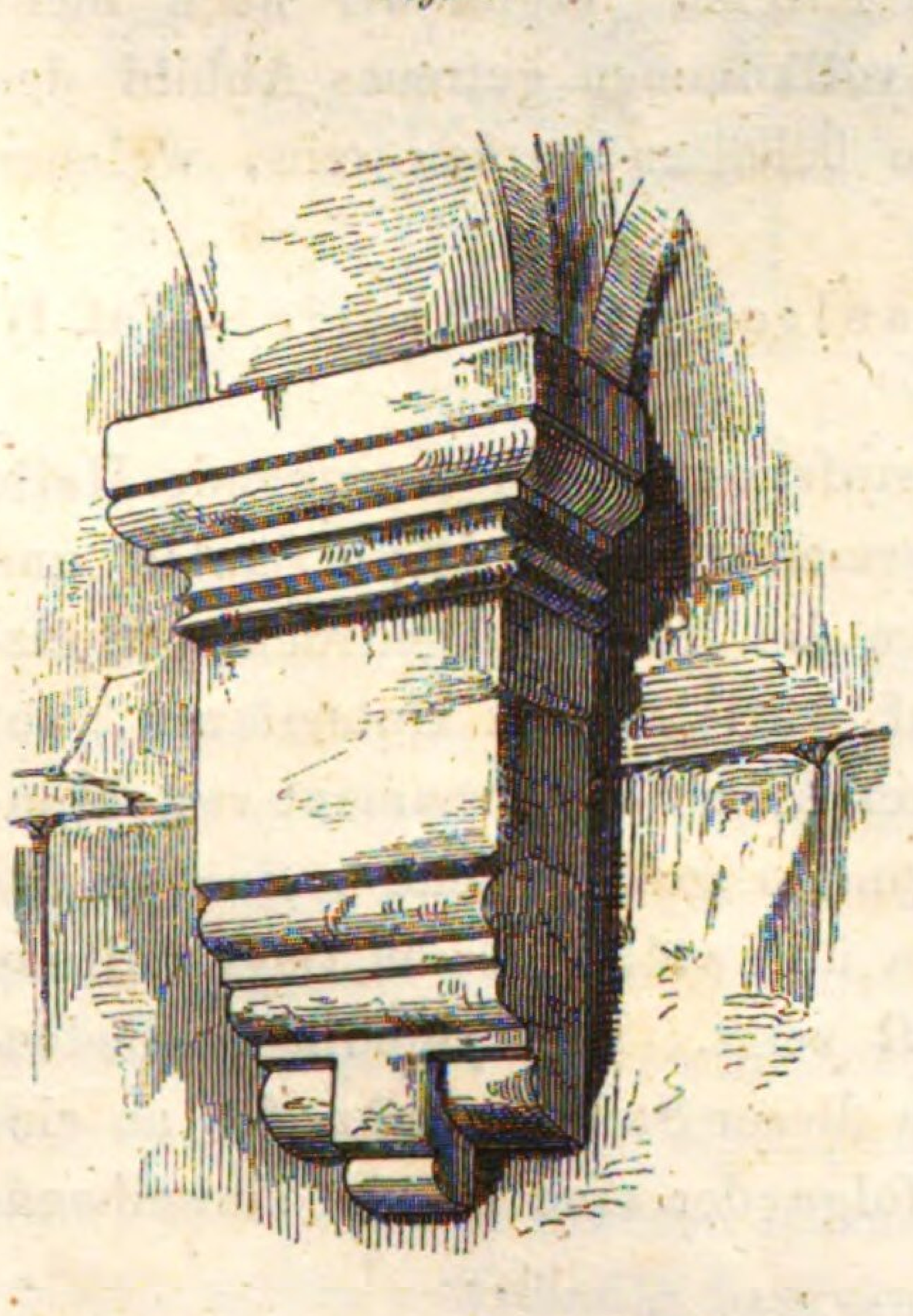


Fig. 4.

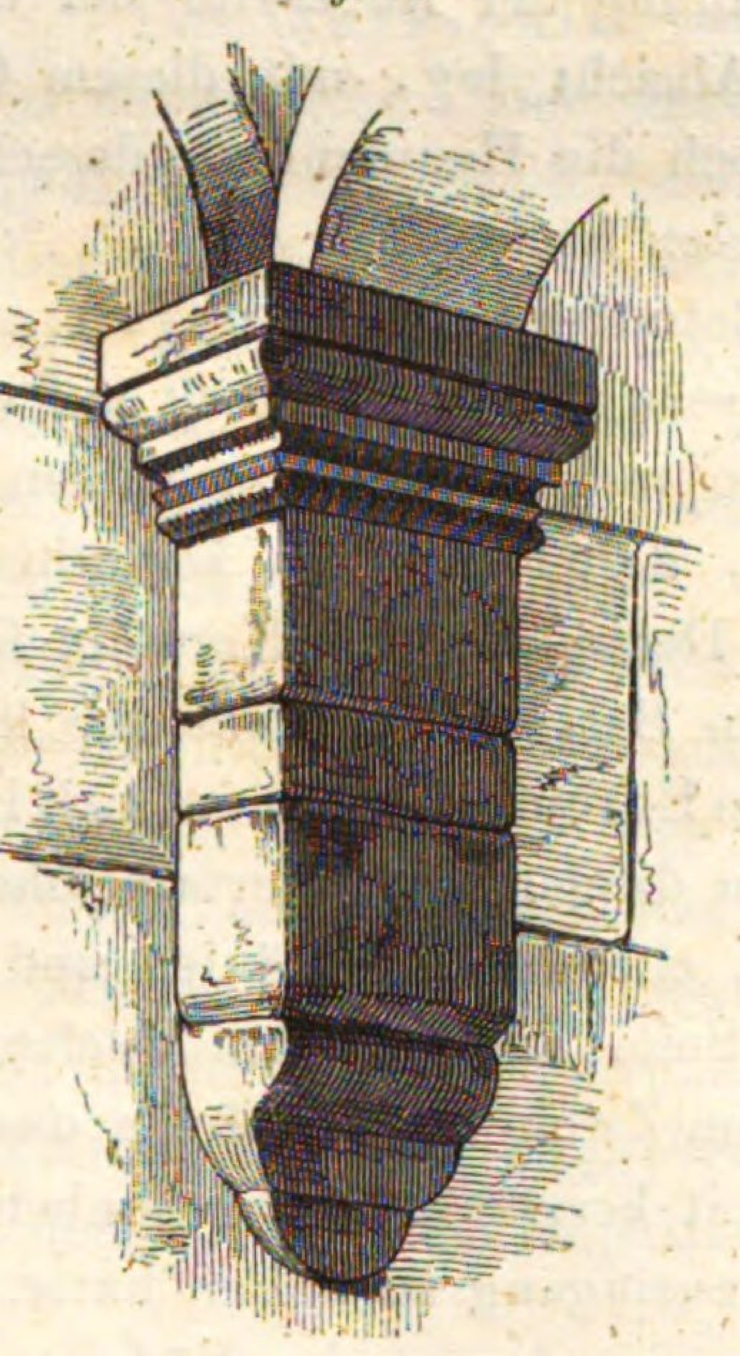
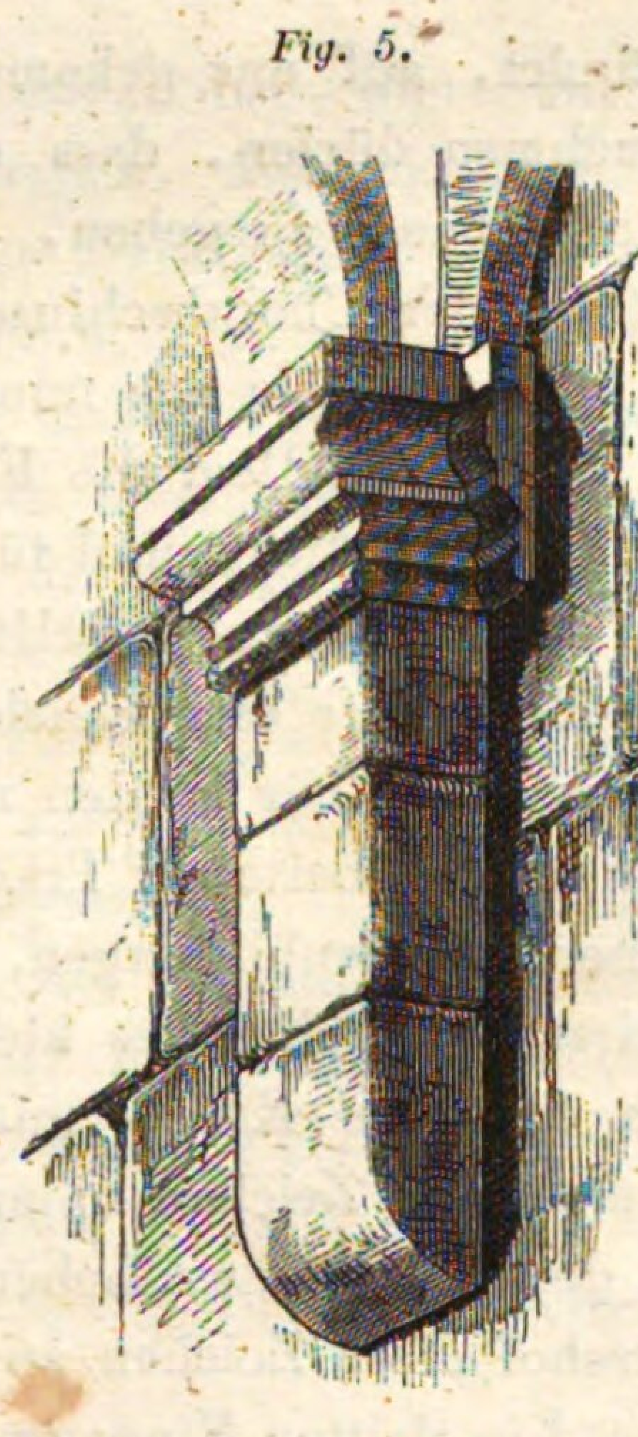


Fig. 5.



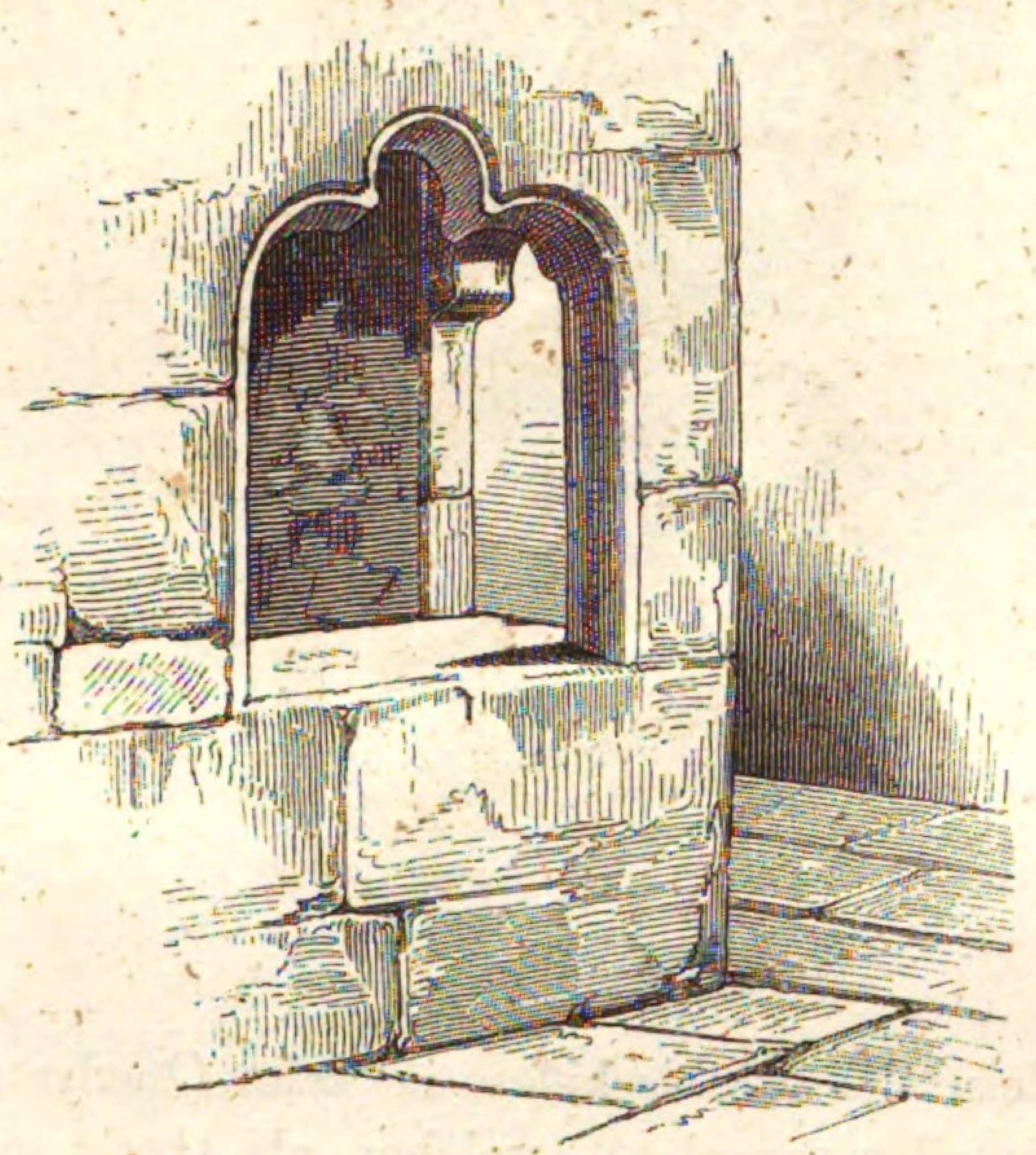
Rundbogen auf die Fensterwandseite hinübergeleitet wird und daselbst auf einem Träger aufsitzt, dessen Abkröpfung verschiedenartig gelöst ist (*Fig. 3, 4, 5*). Je zwei dieser Träger sind gleich jenen des Mittel-

schiffes durch einen Blendbogen verbunden. Zwischen je zwei der Quergurten ist ein kleines kuppelartiges Gewölbe eingesetzt, nur die beiden letzten Räume links und rechts gegen das Querschiff zu sind mit einem Kreutzgewölbe überdeckt, in welchem Grate bemerkbar sind. Ob diese Einwölbung der beiden Seitenschiffe von dem ursprünglichen Kirchenbaue herrühre, lässt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, wohl aber dürfte aus dem Umstande, dass neben den Halbpfeilern der Seitenschiffe in der Höhe des Pfeilergesimses kleine Ecksäulen angebracht sind, geschlossen werden, dass die ursprüngliche Gewölbauflösung jener des Mittelschiffes entsprochen habe.

Das Querschiff in gleicher Höhe mit dem Mittelschiffe besteht aus drei Quadraten, deren Einwölbung durchaus jener des Mittelschiffes gleich ist. Darüber hinaus beginnt der gothische Erweiterungsbau.

Als eine Besonderheit dieses Raumes erwähnen wir die in der rechten Wandecke des Mittelschiffes gegen das Querschiff angebrachte nischenartige Maueröffnung, welche im Kleebogen geschlossen ist und etwa zur Aufnahme eines Gefässes mit geweihtem Wasser gedient haben mochte (*Fig. 6*).

Fig. 6.



Ueber den ursprünglichen Abschluss dieses romanischen Baues lassen sich nur Vermuthungen aussprechen, die aber bei Betrachtung der Anlage der beiden Pfeiler, welche noch aus der romanischen Periode stammen, und mit welchen das Querschiff in die Choranlage hinüberleitet, einige Sicherheit gewinnen. Wir finden nämlich, dass diese Pfeiler nach der Chorseite hin eine gleiche Anlage wie nach dem Querschiffe zu haben, daher gleichfalls als Träger eines Kreutzgewölbes zu dienen hatten. Dieses vorausgesetzt, und mit Rücksicht auf ähnliche Anlagen romanischer Kirchenbauten, ist mit Gewissheit anzunehmen, dass in der Breite des Mittelschiffes über das Querschiff hinaus ein weiteres Quadrat angefügt war, welches sodann mit der halbrunden Chornische abgeschlossen war; zwei kleinere halbrunde Absiden dürften in der Richtung und Breite der Seitenschiffe auch die Kreutzesarme nach Osten zu abgeschlossen haben. Für diese Anlage spricht die auf einem Glasgemälde des 13ten Jahrhunderts, welches gegenwärtig im Brunnenhause des Kreutzganges sich befindet, auf uns gekommene Abbildung der Rückseite der ursprünglichen Kirche. Wenn wir auch nicht annehmen dürfen, dass es in der Absicht lag, mit diesem Gemälde ein vollkommen getreues Abbild des Kirchenbaues zu geben, so muss doch die Hauptanlage desselben im Auge behalten worden sein, welcher zufolge der Chorabschluss drei Absiden hatte.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der Aussenseite des romanischen Bautheiles (Taf. I), so zieht vor Allem die Façade unsere Aufmerksamkeit auf sich.

In das Mittelschiff führt das Hauptportal, eine von Aussen nach Innen stufenweise sich verengende Halle mit in die Ecken gestellten Säulen, deren Kapitäle korinthisirende Blattformen zeigen. Diese Säulen und die Eckpfeiler setzen sich über der Deckplatte der Kapitäle fort und wölben die Halle im gedrückten Spitzbogen ein. Die Säulen mit attischen Basen stehen auf der linken Seite auf würfelartigen Untersätzen, auf der rechten Seite auf Tragsteinen. Im Bogenfelde befindet sich in halberhabener Arbeit ein Ornament verschlungener Pflanzenbildungen. Links von diesem Hauptportale sehen wir ein nunmehr geschlossenes, einst in das Seitenschiff führendes kleines Portal, ebenfalls mit Säulen und im Spitzbogen überwölbt, dessen Bogenfüllung ein doppeltes Kreutz mit den zur Seite angebrachten Buchstaben *A* und *Ω* zeigt. Die symbolische Bedeutung dieser Zeichen unterliegt keinem Zweifel, sie mahnen uns vielmehr, an dieser Stelle angebracht, an eine in dem kirchlichen Leben der Vorzeit herrschende Gewohnheit, welcher zufolge der eine Kirche einweihende Bischof diese Zeichen an den Kircheneingang zu setzen hatte.

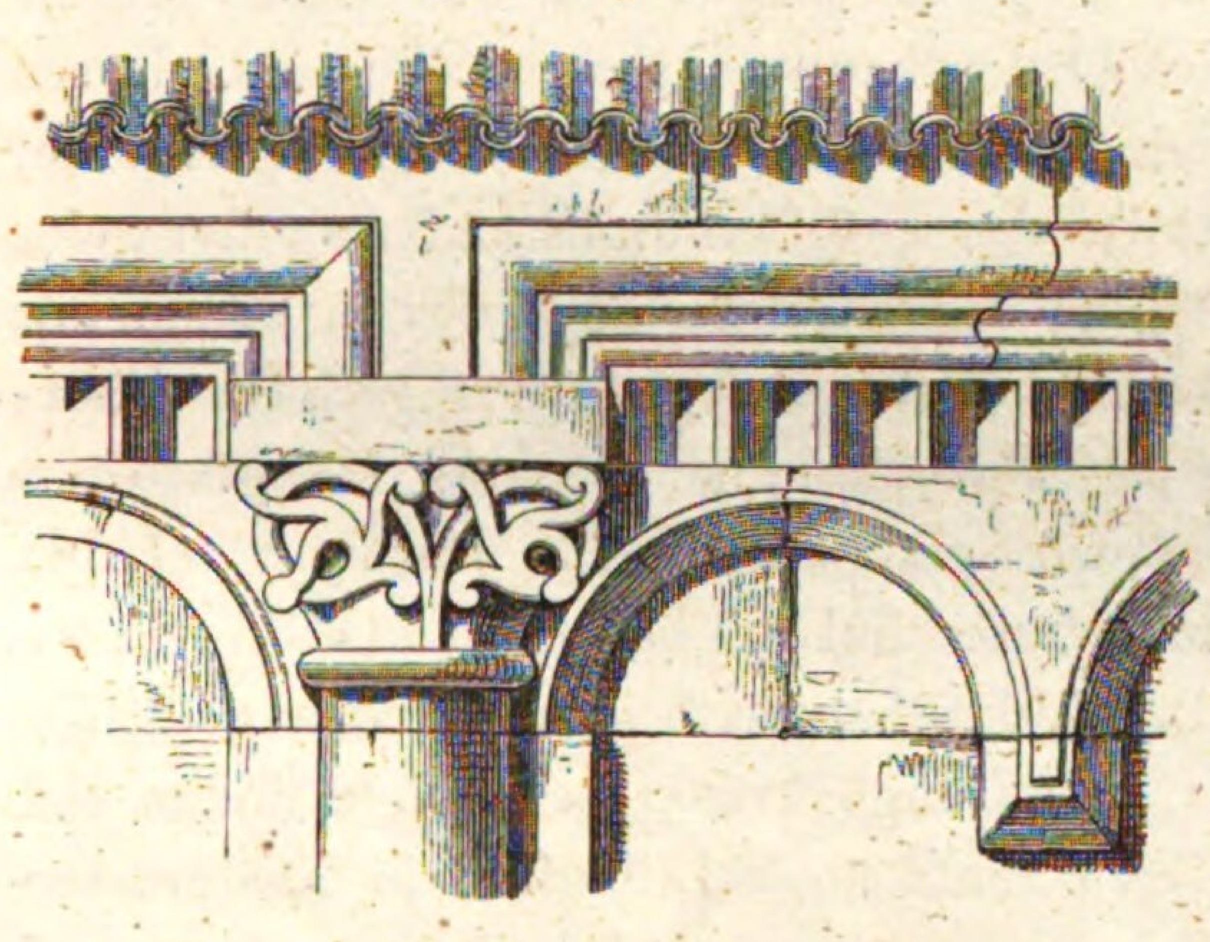
Ein dritter Eingang zur Kirche war der an der Südseite angebrachte, nunmehr aber durch den Zubau des Conventgebäudes abgeschlossene Seiteneingang. Er mündete gleich zu Anfang des Seitenschiffes in dasselbe. Noch ist seine äussere Architektur von den unteren Räumen des erwähnten Gebäudes aus zu

erblicken — ein Rundportal mit je einer Säule, ganz gleich jenem Portale, welches von dem Kreutzgange aus in die Kirche führt.

An der Façade erblicken wir die drei schon erwähnten Rundbogenfenster des Mittelschiffes und je eines für die Seitenschiffe. Nur erstere sind reicher gegliedert, letztere hier, wie auch an den Seitenfaçaden, einfach eingeschrägt. Umrahmt ist die ganze Fläche der Vorderseite durch Lissenen, Halbsäulen, Rundbogenfriese; der Giebel ist ausserdem noch durch den über letztere befindlichen Zahnschnitt ausgezeichnet. In der Anordnung sowohl dieses Schmuckes, wie auch in der Stellung der Portale und in der Formengliederung des Hauptportals herrscht eine bemerkenswerthe Unregelmässigkeit, so dass sich die Façade in zwei völlig ungleiche Hälften theilt. So ist, um nur Einiges zu erwähnen, auf der rechten Seite die Trennung des Mittelschiffes von dem Seitenschiffe durch eine hohe Säule äusserlich angedeutet, auf der linken Seite fehlt diese Anordnung, und nur die längs der Bedachung des Seitenschiffes in Rundbogen aufsteigende Lissene senkt sich an dieser Stelle nieder, um dann in Uebereinstimmung mit der rechten Seite wieder aufzusteigen. Weitere Verschiedenheiten treffen wir in den an die beiden Ecken des Baues gestellten Wandpfeilern, wie auch in den beiden zu Eingang des Hauptportals stehenden Säulen, welche sowohl in ihrer Höhe wie auch der Dicke des Säulenstammes sich unterscheiden. Diese Unregelmässigkeiten können wohl nicht ein Spiel des blossen Zufalles sein, noch weniger reicht die Meinung Jener aus, welche darin die Spuren einer noch unbeholfenen Bauweise erkennen wollen; es erübrigt nur, anzunehmen, dass mit Vorbedacht ein reicherer Wechsel der untergeordneten Formen angestrebt worden sei, durch welchen jedoch die Gesammtwirkung nicht wesentlich beeinträchtigt erscheint.

Die Seitenfaçade des Langschiffes entspricht der inneren Anordnung, und zwar ist durch Halbsäulen die Wandfläche des Mittelschiffes in fünf, des Seitenschiffes in zehn Abtheilungen gesondert, innerhalb welcher die Fenster sich befinden. Nur das südliche Seitenschiff, an welches die eine Seite des Kreutzganges angebaut ist, entbehrt der Fenster. Die oberste Bekrönung bildet das Gesims, darunter der Zahnschnitt und Rundbogenfries. Die Kapitäle der oberen Säulen zeigen überhängende Blätter, jene der unteren eigenthümlich verschlungene Pflanzenbildungen, wenig erhoben gearbeitet. Erwähnenswerth ist der Umstand, dass das Gesims sowohl an dem Mittelschiffe als an den Seitenschiffen nicht in gerader Linie über das ihm zur Stütze dienende Kapitäl fortläuft, sondern sich zu den beiden Seiten im rechten Winkel auf dasselbe absetzt (*Fig.* 7).

Fig. 7.



Das Querschiff hat an der West-, Nord- und Südseite je ein Fenster. Der dekorative Schmuck, welcher nunmehr zum grösseren Theile beseitigt ist, war ursprünglich jenem des Langschiffes gleich, ausserdem erhoben sich an der Nord- wie an der Südseite Giebel, welche gleich dem Giebel der Vorderseite mit einem Gesimse und darunter dem Zahnschnitte geschmückt waren. Von beiden sind an der Südseite noch Spuren zu erkennen.

Die Erhaltung dieses romanischen Kirchenbaues ist im Ganzen zufriedenstellend. Jahrhunderte sind an ihm vorübergegangen, ohne gerade tiefe Spuren ihres eilenden Schrittes zurückzulassen. Weniger schonend erwiesen sich der Menschen Hände. Durch den Anbau des Conventgebäudes ist ein Theil der Seitenfaçaden verdeckt und verstümmelt und der Anblick des Kirchenbaues in seiner Gesammtheit beirrt. An der Façade ist über den drei Fenstern des Mittelschiffes eine Aufzugsöffnung für das Kirchendach eingebrochen, in den linken Kreutzesflügel ist etwa im fünfzehnten Jahrhundert ein Stiegenhaus eingebaut. Die Fenster der Seitenschiffe sind, jedoch mit Beibehaltung der ursprünglichen Anlage, nach unten zu verlängert, zwei Fünftheile des inneren Raumes der Kirche dem Einbaue des Musikchors geopfert; das Innere der Kirche endlich wurde vollständig übertüncht.

Alle diese Veränderungen und Verunstaltungen fallen jedoch nicht der Gegenwart zur Last, sondern einer Zeit, welche den Werth ihres Besitzthums noch nicht kannte und in vielen Fällen der Meinung war, Verschönerungen die Hand geboten zu haben, wo sie in Wahrheit verstümmelte.

Der Kunstcharakter des Baues in seiner Gesammtanlage wie auch in den architektonischen Gliederungen entspricht im Ganzen der Zeitstellung, welche ihm die historische Forschung zuweist, nämlich der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Hat sich auch um diese Zeit anderwärts der romanische Styl schon zur reichsten und edelsten Blüthe entfaltet, so ist es doch begreiflich, dass sein oft nur vereinzeltes Vordringen nach Osten nicht mit jener Schnelligkeit erfolgte, welche den auf engere Grenzen gestellten Baugruppen einen gemeinsamen, diese Entwicklung bezeichnenden Charakter aufdrückt, wobei auch die dem Cistercienserorden pflichtgemäss auferlegte Einfacheit im Baue seiner Gotteshäuser nicht ausser Acht gelassen werden darf. So athmet unser Bau durchgehends noch jene Strenge und Einfachheit, welche besonders in den Rheinlanden, Westphalen und Sachsen die romanischen Bauten des XI. Jahrhunderts kennzeichnet. Nur in einzelnen Baugliedern, beispielsweise in den hie und da angebrachten korinthisirenden Kapitälen und in den gedrückten Spitzbogen der beiden Eingangsportale macht sich der Zug der neueren Zeit geltend. Einen durchweg düsteren, ernsten Charakter trägt das Langschiff der Kirche an sich. Seine unverhältnissmässige Länge und Höhe (erstere beträgt, wie erwähnt, zehn Quadrate, während die meisten romanischen Bauten deren nur acht aufweisen), der Mangel eines hervorragenden dekorativen Elementes an den Scheidewänden des Mittelschiffes, die enggestellten schweren und ungegliederten Pfeiler, die schweren Gurten der Kreutzgewölbe, Alles diess weist auf die erste Periode romanischer Kunstweise. Dazu kommt noch, dass der gothische Erweiterungsbau durchaus unorganisch und ohne Rücksicht auf den Charakter der vorgelegten Räumlichkeiten angefügt erscheint, und er trägt, indem er in Hallenform der Breite des Querschiffes folgt und in sich selbst keine Abstufung des Raumes enthält, nur dazu bei, den düsteren, beengenden Eindruck des Langhauses zu erhöhen.

Noch müssen wir erwähnen, dass dieser romanische Kirchenbau keine Thurmanlage in sich schloss. Der gegenwärtige Thurm, aus Quadern an der linken Seite des Langschiffes erbaut, ist, wie aus der historischen Einleitung sicher gestellt erscheint, ein Werk des 17ten Jahrhunderts.

Der gothische Erweiterungsbau (Taf. I c u. Taf. III B), der zugleich den Chor der Kirche bildet, ist ein viereckiger Raum ohne vortretende Chornische, der durch vier Pfeiler in neun Quadrate getheilt ist. Dieser gerade Chorabschluss ist eine Eigenthümlichkeit vieler Kirchenbauten des Cistercienserordens. Von Einfluss hierauf scheint der Musterbau von Citaux, des Ordenshauptes, gewesen zu sein, dessen Chor geradlinig geschlossen war. Dass diess aber keine feststehende Gewohnheit wurde, dafür spricht der unmittelbar folgende Klosterbau von Clairvaux (aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts), der seine ganze Anlage genau dem Mutterkloster Citaux entlehnte, mit Ausnahme des Kirchenchors, der in einem mit einem Kapellenkranze umgebenen Vielecke abgeschlossen war. Doch sind der Beispiele des geraden Chorabschlusses so viele, dass sich auf die Vorliebe dieses Ordens für Nachahmungen seines Hauptklosters schliessen lässt. Um nur einige Beispiele anzuführen, erwähnen wir aus Frankreich Pontigny (1114), Vaux de Sernay (1128) und Fontenay bei Montbard; aus Deutschland Marienthal bei Helmstadt (1138—1146), Loccum bei Minden (1163), Marienfeld in Westphalen (1185—1222), Riddagshausen bei Braunschweig (1275), Maulbronn (XII—XV. Jahrhundert), Dobberan bei Rostock u. a. m. Auf engbekränztem Gebiete finden sich auch in Oesterreich drei Cistercienserklöster, und zwar ausser Heiligenkreutz noch Lilienfeld in Niederösterreich und Neuberg in Steiermark, welche nach Osten zu geradlinig abgeschlossen sind und ausserdem noch die Eigenthümlichkeit haben, dass nach der Breite des Mittelschiffes kein Chorausbau vortritt, sondern der eigentliche Chorraum im Innern entweder durch Stufen oder, wie in Lilienfeld, durch eine Säulenstellung von der übrigen Halle getrennt erscheint.

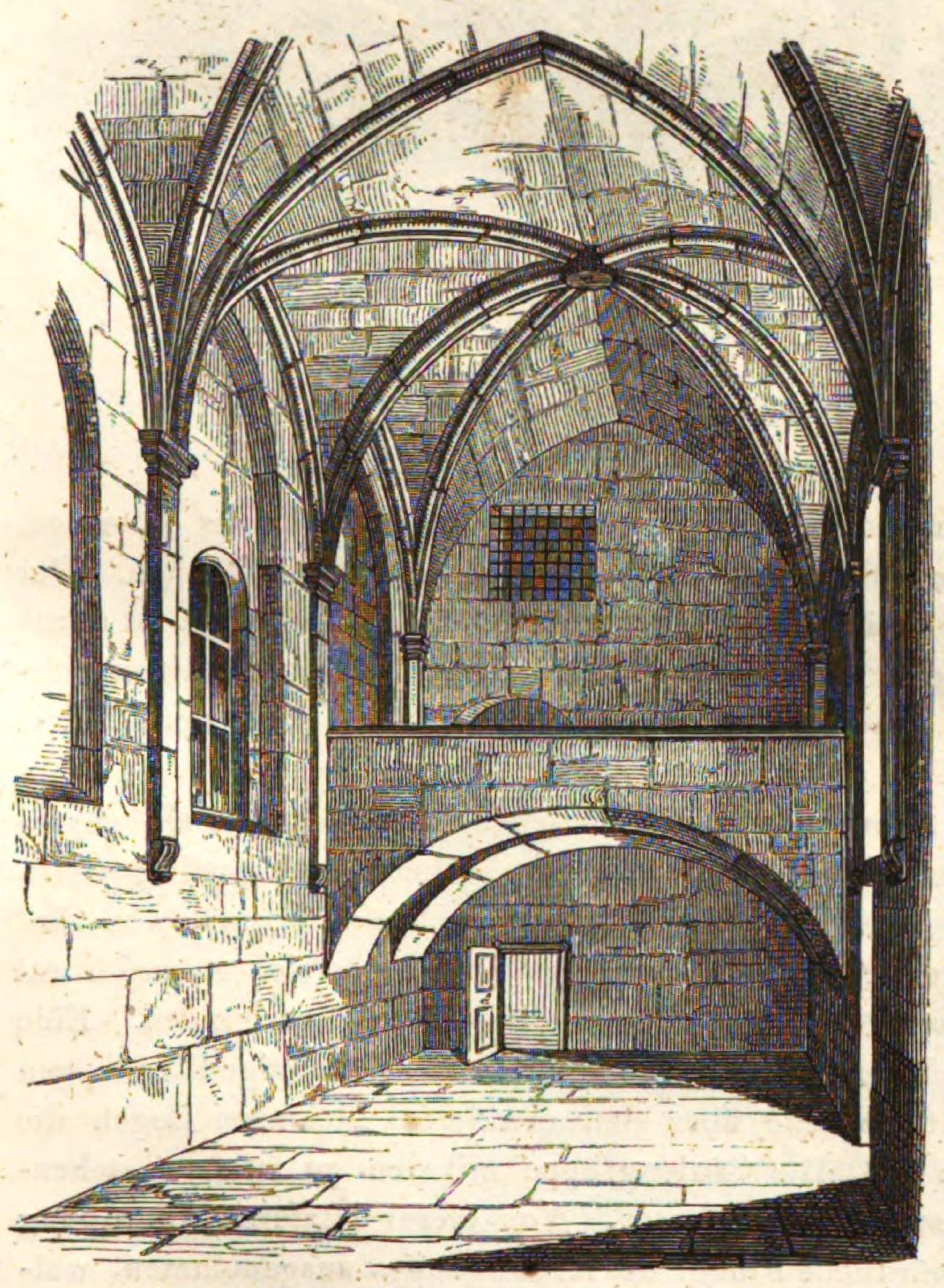
Der architektonische Charakter dieses Erweiterungsbaues entspricht im Ganzen den gothischen Kirchenbauten aus dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts. Die Pfeiler sind reich gegliedert; ausser den vier Hauptdiensten legen sich an den Pfeilerkern noch zwölf Nebendienste an und zwar vier für die Diagonalgurten und je vier für die reicher gegliederten Längen-Gurtbogen. Ebenso reich ist die Einschrägung der Fenster gegliedert, welche mit zierlichem Maasswerke geschmückt sind. Eigenthümlich ist übrigens bei diesem Bautheile bloss die Einwölbung der an den Fensterseiten befindlichen Quadraträume. Da es sich nämlich der Architekt zur Aufgabe gemacht hatte, jedes dieser Quadrate durch zwei Fenster zu erhellen, was bei der gewöhnlichen Einwölbung im Kreutzgewölbe nicht leicht ausführbar war, so wurde ein fünftheiliges Gewölbe in der Art angeordnet, dass der Schild an der Wandfläche in zwei kleinere Spitzbogen aufgelöst erscheint,

deren Bogen unterstelzt, d. h. ihre Kämpferlinien so weit gehoben sind, dass ihre Scheitel sich auf gleicher Höhe mit jenen der Schild-, Theil- und Kreutzbogen befinden, wodurch die Möglichkeit geboten war, den Scheitelpunkt der beiden Fenster höher zu stellen, als es ein gewöhnliches Kreutzgewölbe zugelassen hätte. In dieser Weise sind alle an die Umfassungsmauer anstossenden Gewölbe mit Ausnahme des mittleren an der Ostseite aufgelöst, welches ein reines Kreutzgewölbe ist, da sich hier in der Umfassungsmauer nur Ein breiteres nunmehr zugemauertes Fenster befindet. Diese eigenthümliche Einwölbungsweise findet sich an mehreren französischen und deutschen Kirchenbauten des XII. und XIII. Jahrhunderts, wie in der Kirche St. Jean zu Lyon, in der Cathedrale zu Paris, im Chor der Abteikirche zu Vézelay, in dem Querschiffe des Domes zu Limburg an der Lahn u. a. m. Ein weiteres interessantes Beispiel treffen wir in der Bernhardscapelle, welche abgesondert von dem Kirchenbaue steht und gegenwärtig nur mehr der Feier der Osterwoche dient (*Fig. 8*).

Die dieser Einwölbung der Fenstertravées entsprechenden Rippen stützen sich auf der Fensterseite auf runde Halbsäulen mit Consolen, welche letztere unterhalb des Fenstergesimses angebracht sind. Um den Säulenstamm, auf welchem die Quer- und Diagonalgurten aufsitzen, legen sich drei Halbsäulen mit Capitälen an, welche den hier zusammenstossenden Rippen correspondiren. Die das Fenstergewölbe theilende Rippe hat dieser Anordnung entsprechend einen schwächeren Säulenstamm zur Stütze.

Nach den vorausgeschickten historischen Zeugnissen soll dieser gothische Erweiterungsbau in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts erbaut und am 17. April 1295 eingeweiht worden sein; und es findet sich in den Geschichtsquellen dieser Abtei durchaus kein Anhaltspunkt für einen späteren Neubau dieses Chores. Wenn wir trotzdem als Zeitpunkt der Erbauung dieses Kirchenraumes den Schluss des XIV. Jahrhunderts angeben, so leitet uns hiebei der ausgesprochene Charakter der einzelnen Bauglieder, wie auch der Gesammteindruck der ganzen Halle, welche auf eine schon mehr entwickelte, und eher dem Verfalle zugehende als noch mit den Anfängen der Entfaltung ringende Bauperiode hinweisen. Es muss daher, um nicht mit den andererseits sicher gestellten Gesetzen der Chronologie mittelalterlicher Bauwerke in offenen Conflikt zu gelangen, angenommen werden, dass der aus dem XIII. Jahrhunderte stammende Chorbau in Folge von Ereignissen, welche wir nicht kennen, durch einen Neubau, den gegenwärtigen Chor, ersetzt worden sei, und es dürften bei dieser Annahme der dem Kloster zugesprochene Ablass vom Jahr 1325, sowie das beträchtliche Vermächtniss der Königin Elisabeth vom Jahr 1328 vielleicht auf die schon damals fühlbar gewordene Nothwendigkeit eines neuen Chorbaues bezogen werden, obgleich in beiden Fällen der eigentliche Zweck dieser Begünstigungen nicht näher ausgesprochen ist. In gleiche Zeit mit dem Chorbau ist die Erbauungszeit der Bernhardscapelle zu setzen, welche im Laufe der Zeit, wie eine nähere Besichtigung aufweist, manche Umgestaltungen erfahren hat.

Fig. 8.



Der Kreutzgang.

Der Kreutzgang schliesst sich an die Südseite des Langhauses der Kirche an. Er bildet im Grundrisse (Taf. I. d—g) ein verschobenes Parallelogramm, im Aufrisse einen offenen Bogengang mit gedrückten spitzbogigen Kreutzgewölben. Den Quer- und Diagonalgurten entsprechen an der Fensterseite Säulenbündel, an der Mauerseite stützen sich diese Gurten auf ornamental aufgelöste Gurtenträger (*Fig. 9, 10, 11*).

Fig. 9.

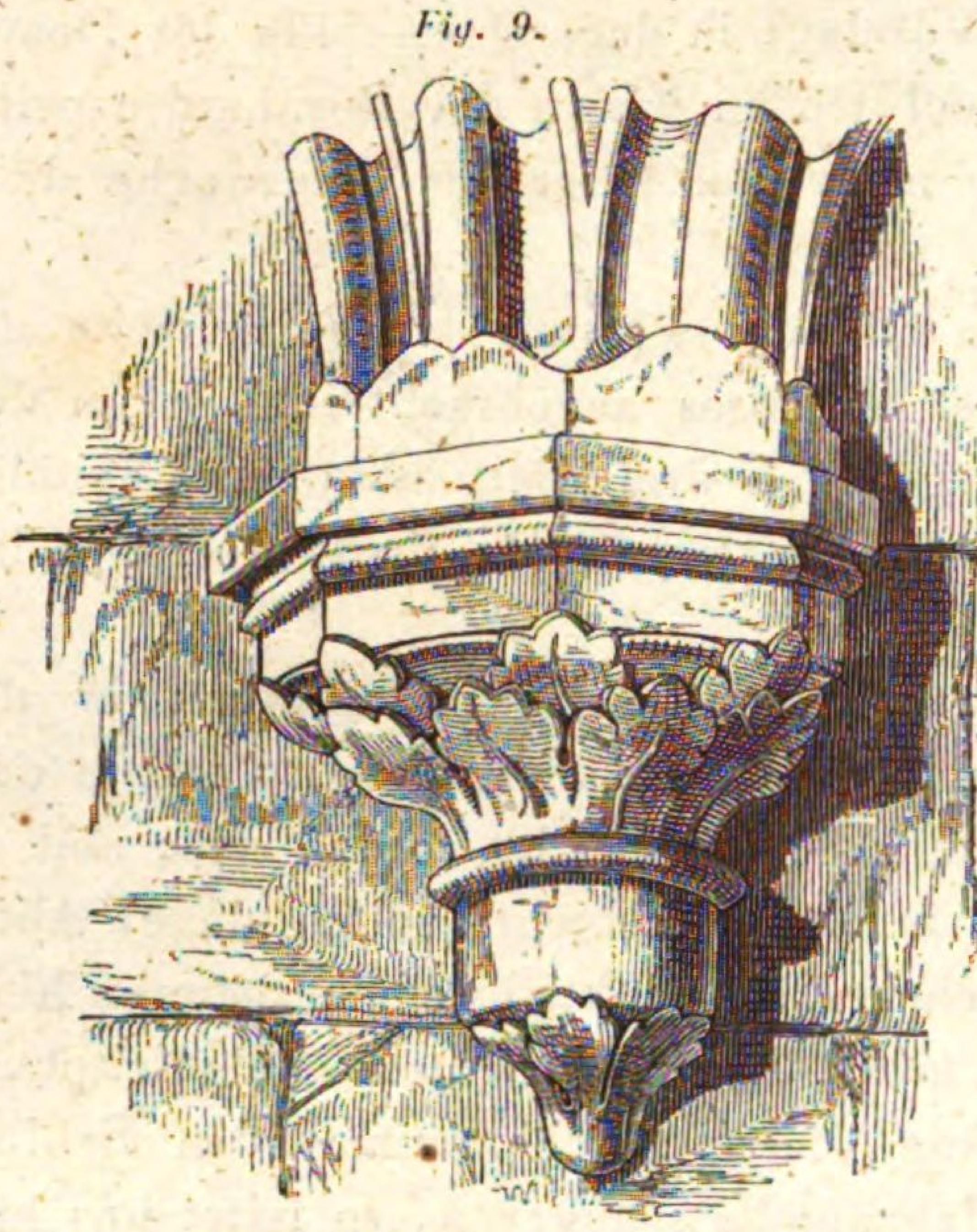


Fig. 10.

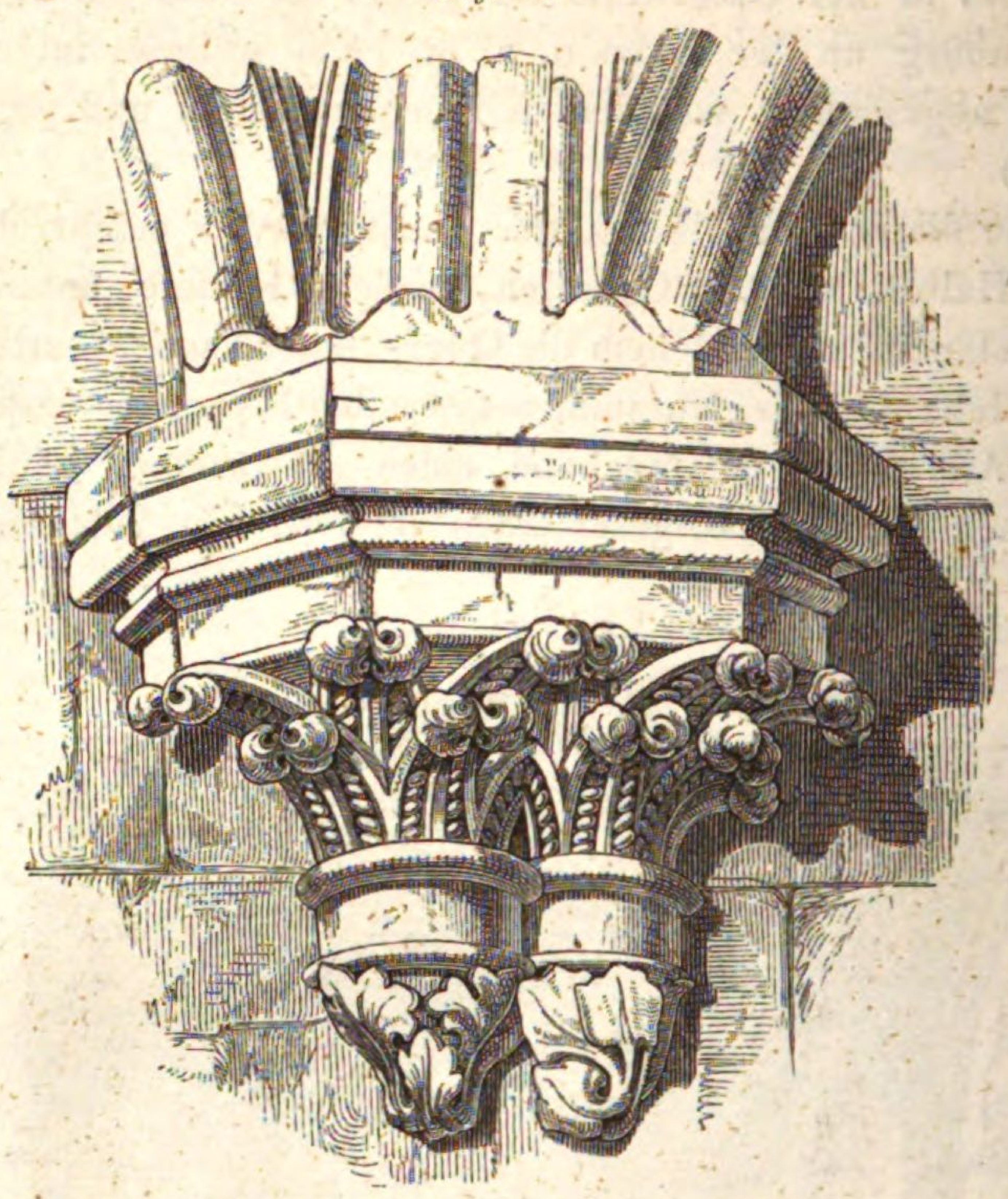
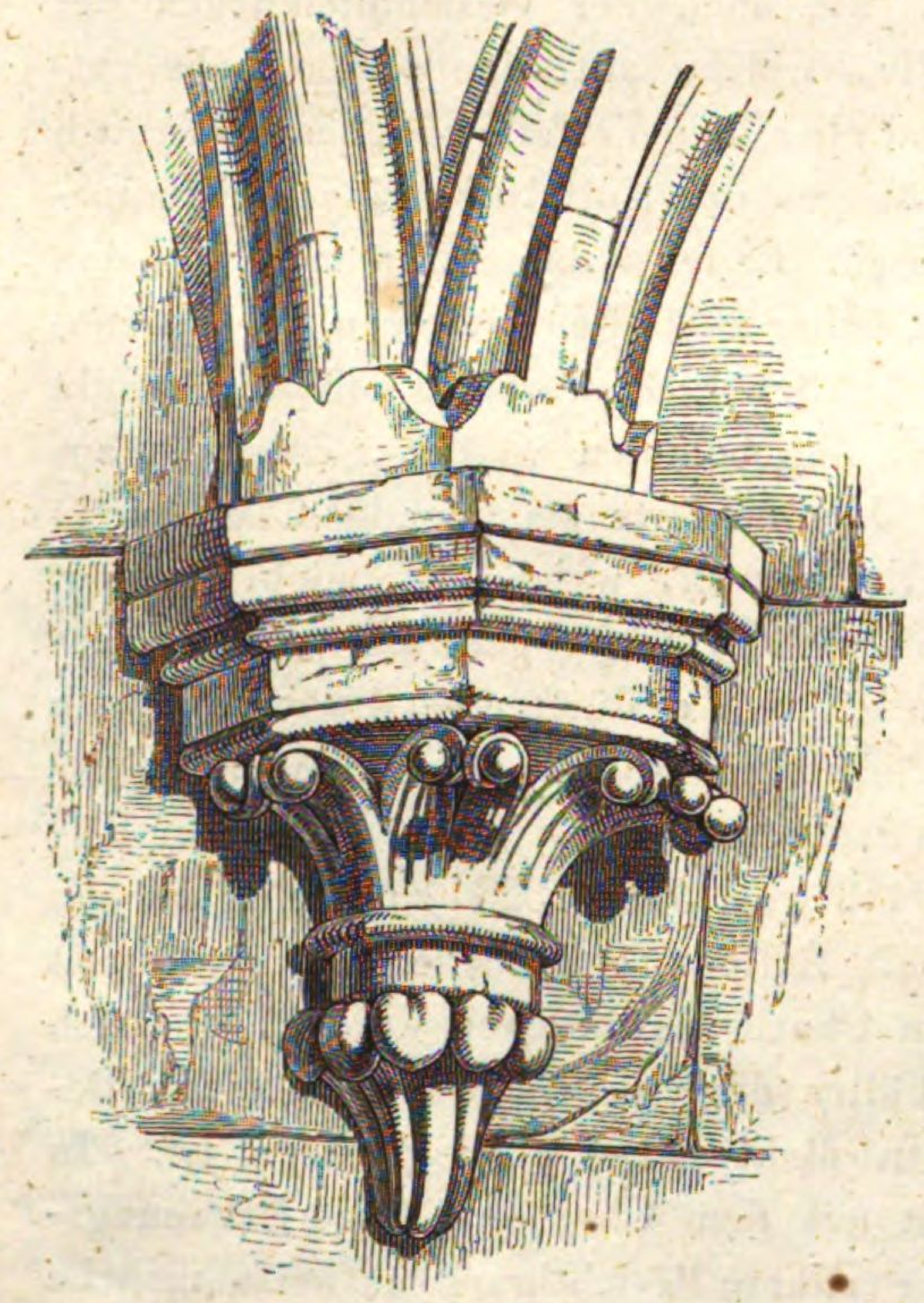


Fig. 11.



Die Nord- und Südseite des Kreutzganges haben je sieben, die Ost- und Westseite je sechs solcher Bogenöffnungen. Der zwischen je zwei Pfeilerbündel angebrachte Schildbogen ist durch kleinere Bogen gegliedert, welche durch Säulen getragen werden, deren Basen höher angeordnet sind als jene der Pfeilerbündel (*Fig. 12 u. 13*).

In der Anordnung dieser Zwischensäulen herrscht ein rhythmischer Wechsel. Bald sind sie durchgehends gekuppelt gestellt, bald ist die Mitte der Bogenöffnung durch eine Gruppe von fünf Säulen ausgezeichnet. Diese Säulen sind unter sich entweder mit dem Rundbogen (*Fig. 14*) oder im Spitzbogen verbunden. Eine weitere Gliederung wird durch runde oder spitzbogige Blendbogen herbeigeführt, welche über den erwähnten kleineren Bogen die in die Mitte gestellte Säulengruppe mit den zu äusserst stehenden Säulen zusammenschliessen. Von dieser letzteren Anordnung ist nur der nördliche Flügel des Kreutzganges ausgenommen, welcher dieser Blendbogen entbehrt. Der weitere Raum des Schildbogens ist mit Rundfenstern und zwar entweder zu dreien mit einem grösseren in der Mitte oder nur mit Einem aus dem Fünfpasse aufgelösten geschmückt. Innerhalb dieser Hauptanordnung bewegen sich die Detailbildungen in mannigfachem Wechsel und mit vielen kleinen Abweichungen.

Die Basen sämmtlicher Säulen sind attisch und zwar in der Art gebildet, dass der untere Pfuhl sehr breit und flach gedrückt ist, während die zwischenliegende Hohlkehle fast verschwindet (S. *Fig. 14*).

Fig. 12.

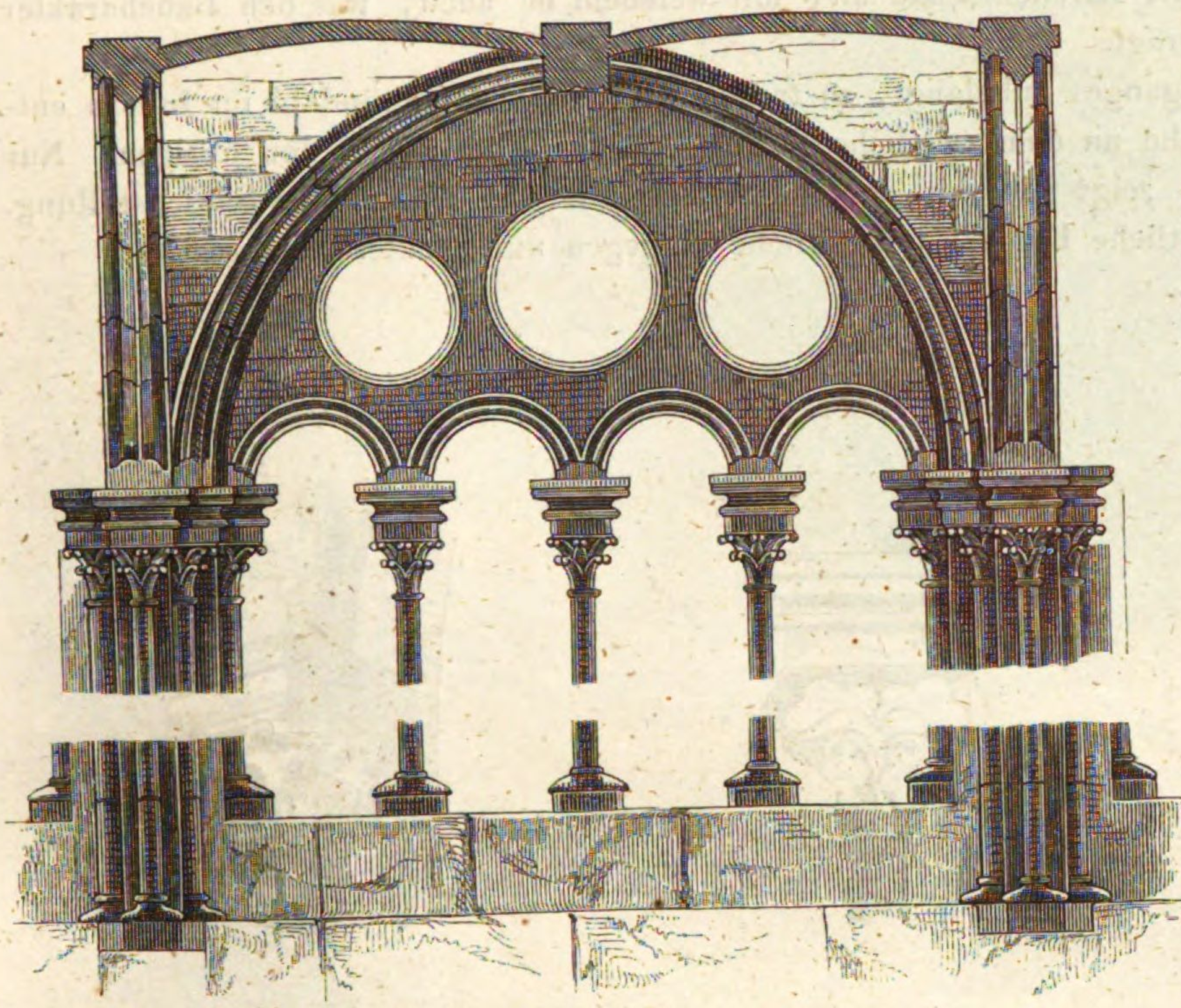
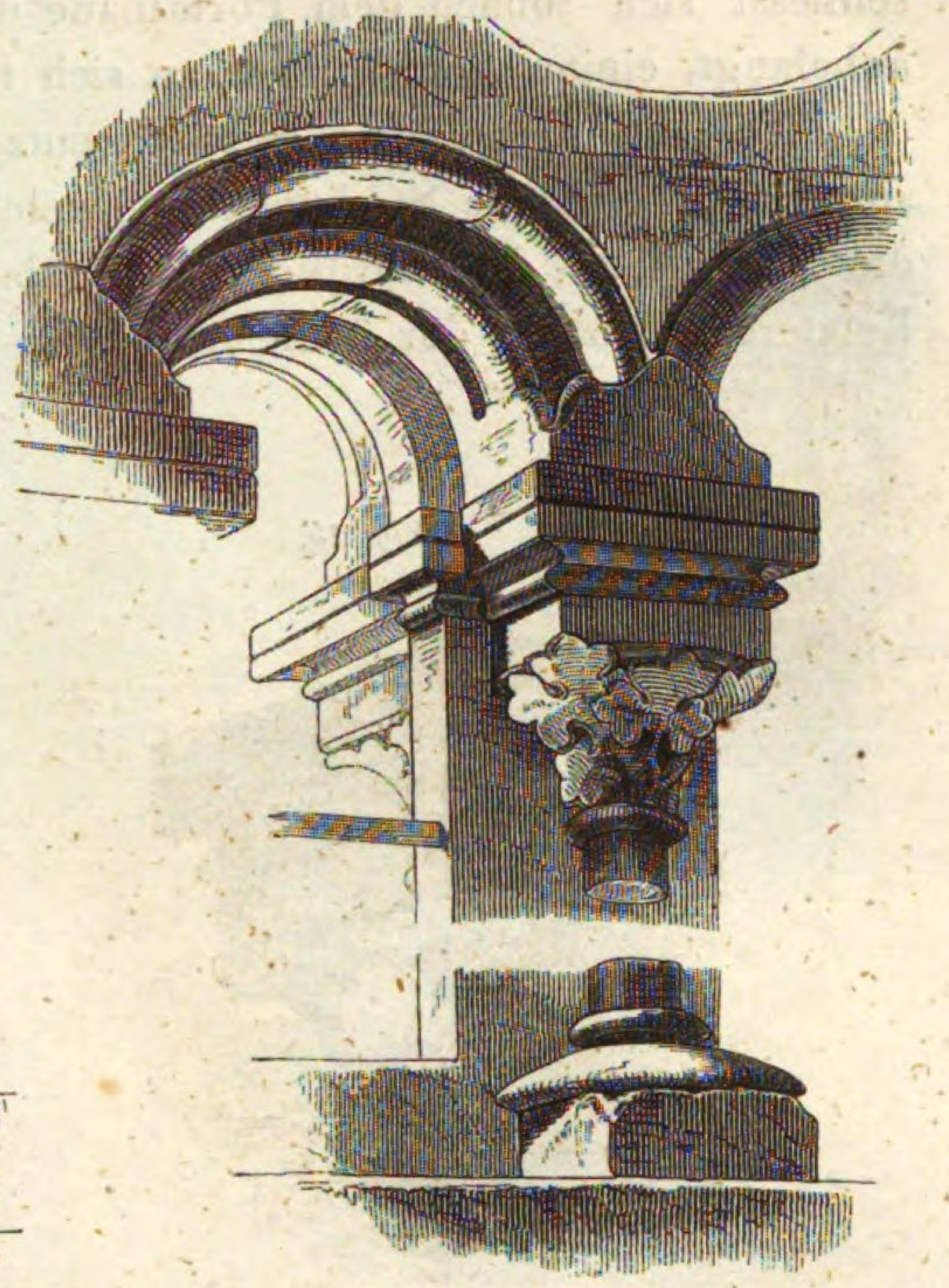
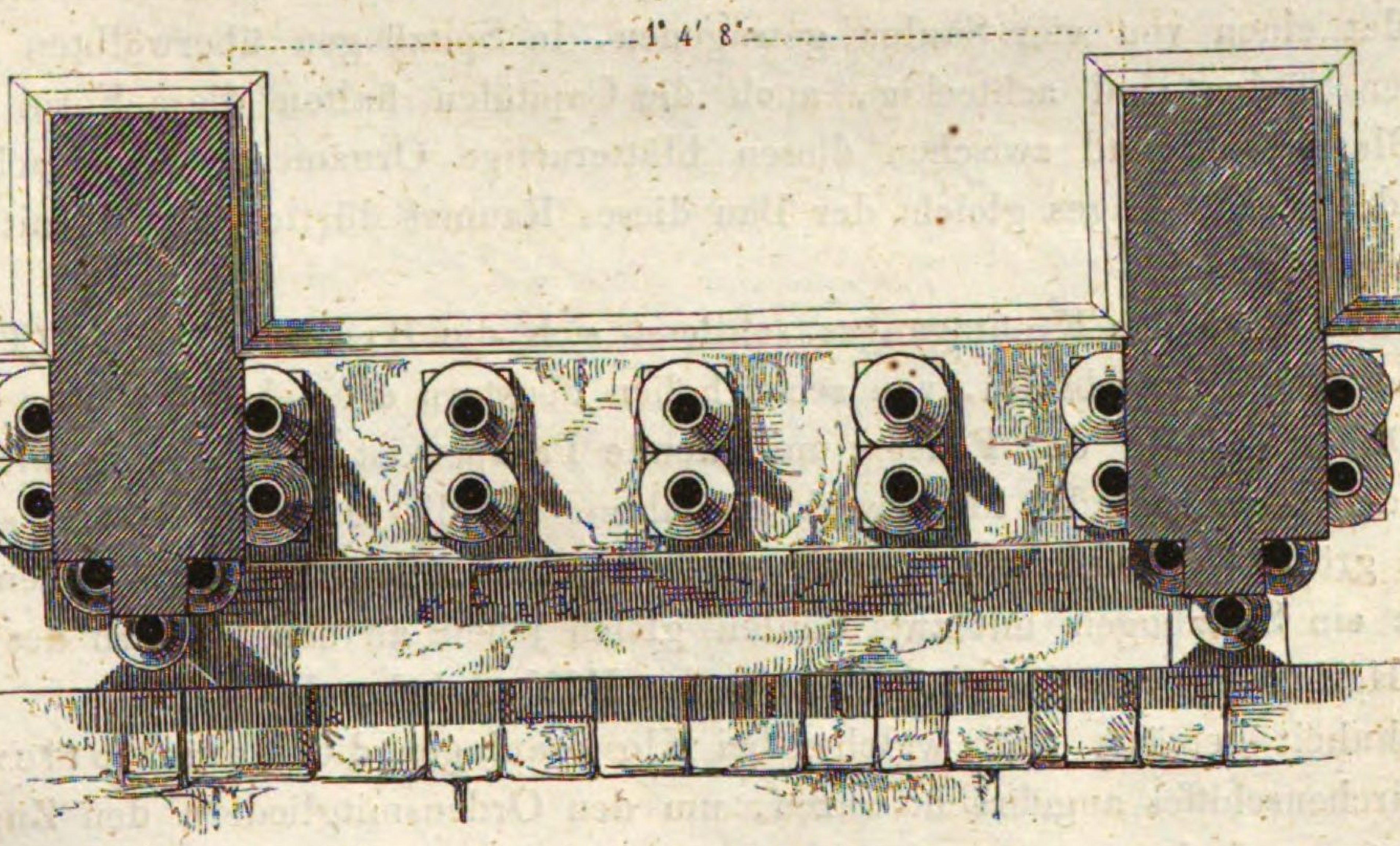


Fig. 14.



Die Capitäle sowohl der an den Pfeilern angebrachten Säulen wie auch jener, welche die kleineren Bogen tragen, sind durchaus gleich und zwar aus überhangendem Blattwerk, einer spät romanischen Form

Fig. 13.



gebildet. Ausgenommen hievon sind nur die Capitäle der Westseite und der zwei anstossenden Travées der Nordseite, welche in Kelchform gebildet, durchaus von einander verschiedene Formen zeigen (*Fig. 15, 16*).

Es scheint diess auch der älteste Theil des Kreutzganges zu sein, obwohl sich aus solchen untergeordneten dekorativen Verschiedenheiten bei durchaus gleicher konstructiver Anlage wohl auf keine bedeutende Baulücke schliessen lässt, daher angenommen werden darf, dass dem ganzen architektonischen Charakter nach die Zeit der Erbauung des Kreutzganges der Ausgang des XII. und die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts sei. Er schliesst sich sonach dem Portalbaue der Kirchenfaçade an, mit welchem er auch, was den Baucharakter anbelangt, einige Aehnlichkeit an sich trägt.

Was das Aeussere dieses Kreutzganges anbelangt, so treffen wir, den Säulenbündeln im Innern entsprechend, einfache Strebepfeiler, welche an dem westlichen Flügel stärker sind als bei den übrigen. Nur die Aussenseite des nördlichen Flügels zeigt die mit den gegliederten Bogen verbundene Säulenstellung. Letztere allein hat der östliche und westliche Flügel, der südliche hingegen nur nacktes Mauerwerk.

Fig. 15.

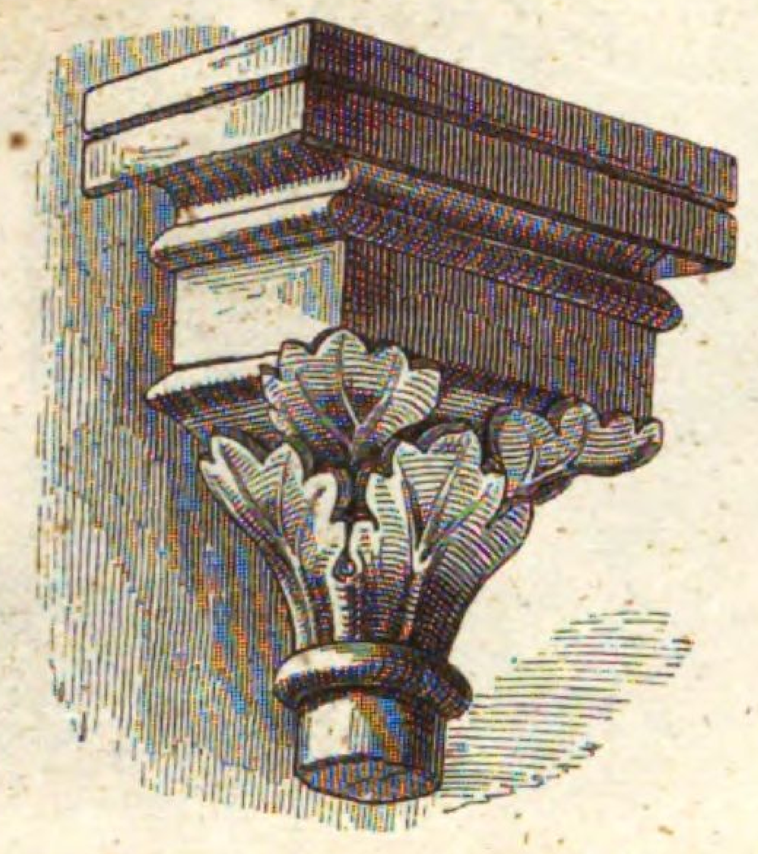


Fig. 16.

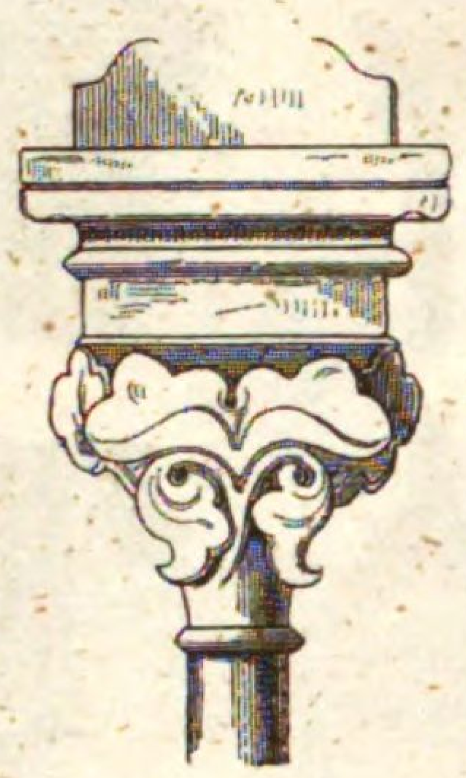
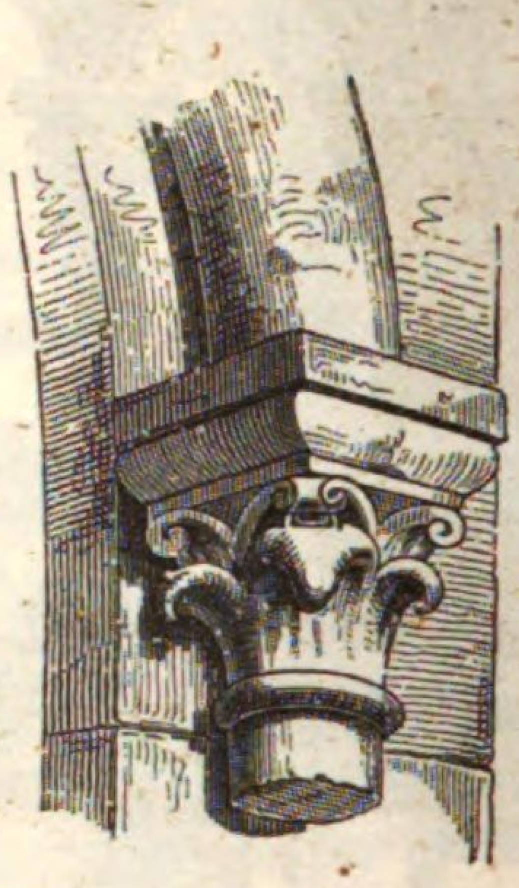


Fig. 17.



Aus dem nördlichen Flügel führt eine einfach gegliederte romanische Thüre in die Kirche (*Fig. 17*), aus dem östlichen ein ebenfalls einfaches romanisches Portal mit zur Seite angebrachten Fensteröffnungen in das sogenannte Kapitelhaus (Taf. I. h). Das Portal, wie die Fensteröffnungen, welche letztere mit einer Mittel- und zwei Ecksäulen geschmückt sind, entsprechen durchaus dem Charakter des Kreutzganges. Das Kapitelhaus bildet einen von vier Säulen getragenen, in Spitzbogen überwölbten quadratischen Raum. Die nicht sehr hohen Säulen sind achteckig, auch die Capitälen halten diese Form ein, an den Kanten sind übergehende Blattformen und zwischen diesen blätterartige Ornamente angebracht. Die Rippen der Gewölbe sind jenen des Kreutzganges gleich, der Bau dieses Raumes dürfte sonach mit jenem des Kreutzganges ziemlich gleichzeitig sein.

An den südlichen Flügel des Kreutzganges schliesst sich die Brunnenhalle (Taf. I. i) an, ein gothischer Bau aus dem Neunecke gebildet, von sechs hohen Fenstern erleuchtet, welche mit Maasswerk reich geschmückt sind. Das unterhalb der Fenster umlaufende Parapet ist arkadenartig mit spitzbogigen Blendbogen geschmückt, die abwechselndes Maasswerk enthalten. In dieser Halle befindet sich ein Bleibrunnen, zu unterst aus einem grösseren Steinkrater und vier übereinander liegenden Becken. Den Eingang zu diesem Brunnenhause bildet ein Spitzbogen mit zwei Säulen gleich jenen an den Pfeilern des Kreutzganges. Der Baucharakter dieser Halle weist auf die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Der alten Gewohnheit gemäss, nach welcher bei Klosteranlagen die Dormitorien in der Flucht der Kreutzvorlage des Kirchenschiffes angebracht waren, um den Ordensmitgliedern den Zugang zum Chore zu erleichtern, treffen wir auch bei unserer Anlage in dem westlichen zum Kircheneingange leitenden Flügel des Kreutzganges das alte Dormitorium (Taf. I. k u. *Fig. 18*), eine niedere in gedrückten Spitzbogen eingewölbte, von acht runden Säulen und zwei viereckigen Pfeilern getragene Halle. Die Längen- und Quergurten sind ungegliederte breite Bänder, die an den Seitenwänden und Pfeilern sich abkröpfen und auch bei

den runden Säulen nicht auf Capitälen aufsitzen, sondern unmittelbar an diesen Säulen auslaufen (*Fig. 19*). Die Kreutzgewölbe haben keine Gurten oder Rippen, sondern stossen in scharfen Graten zusammen.

Fig. 18.

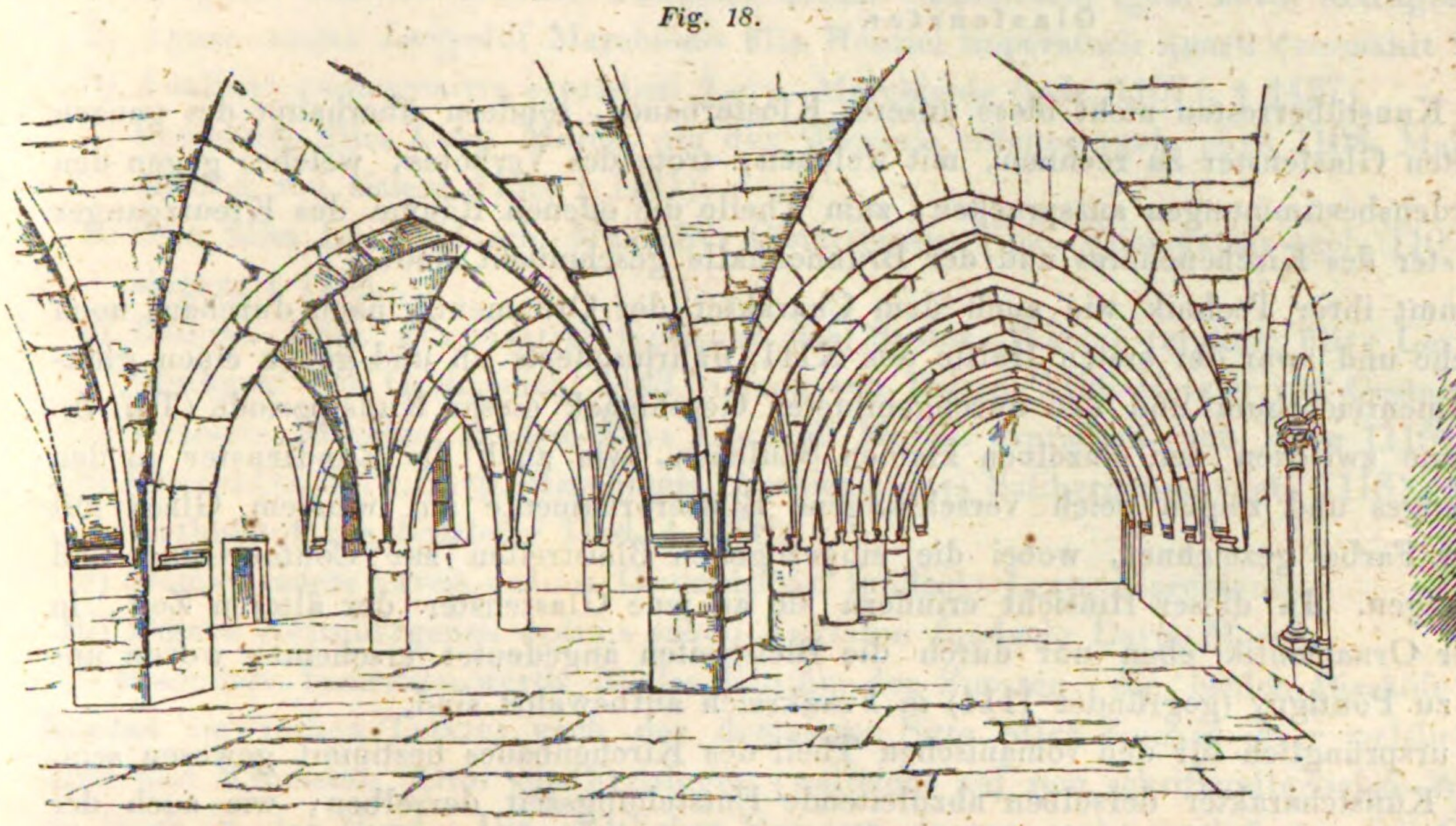
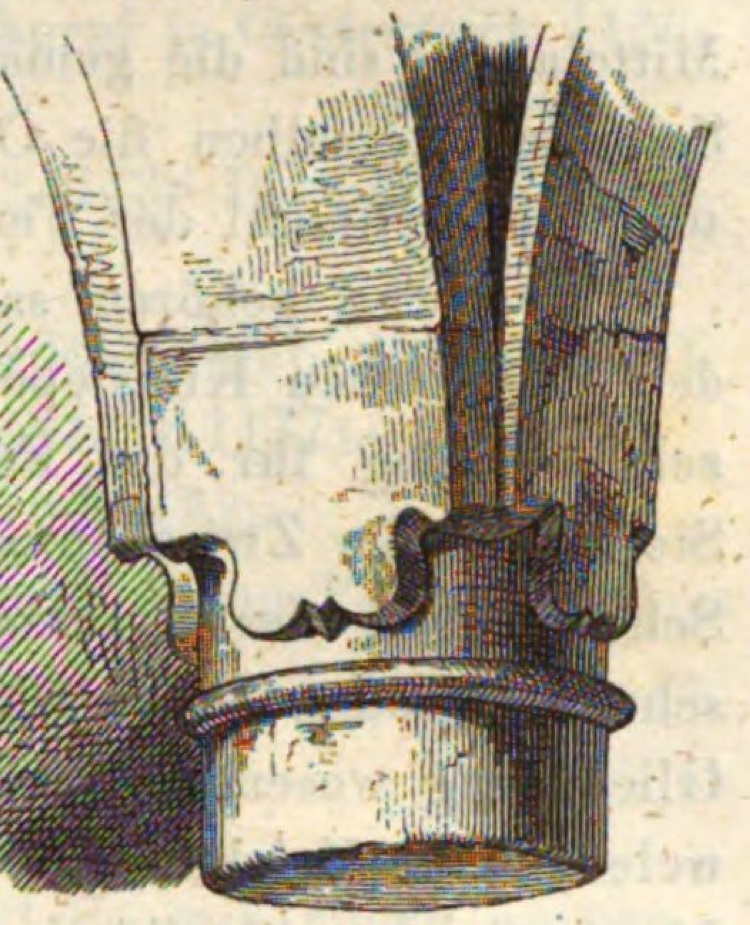
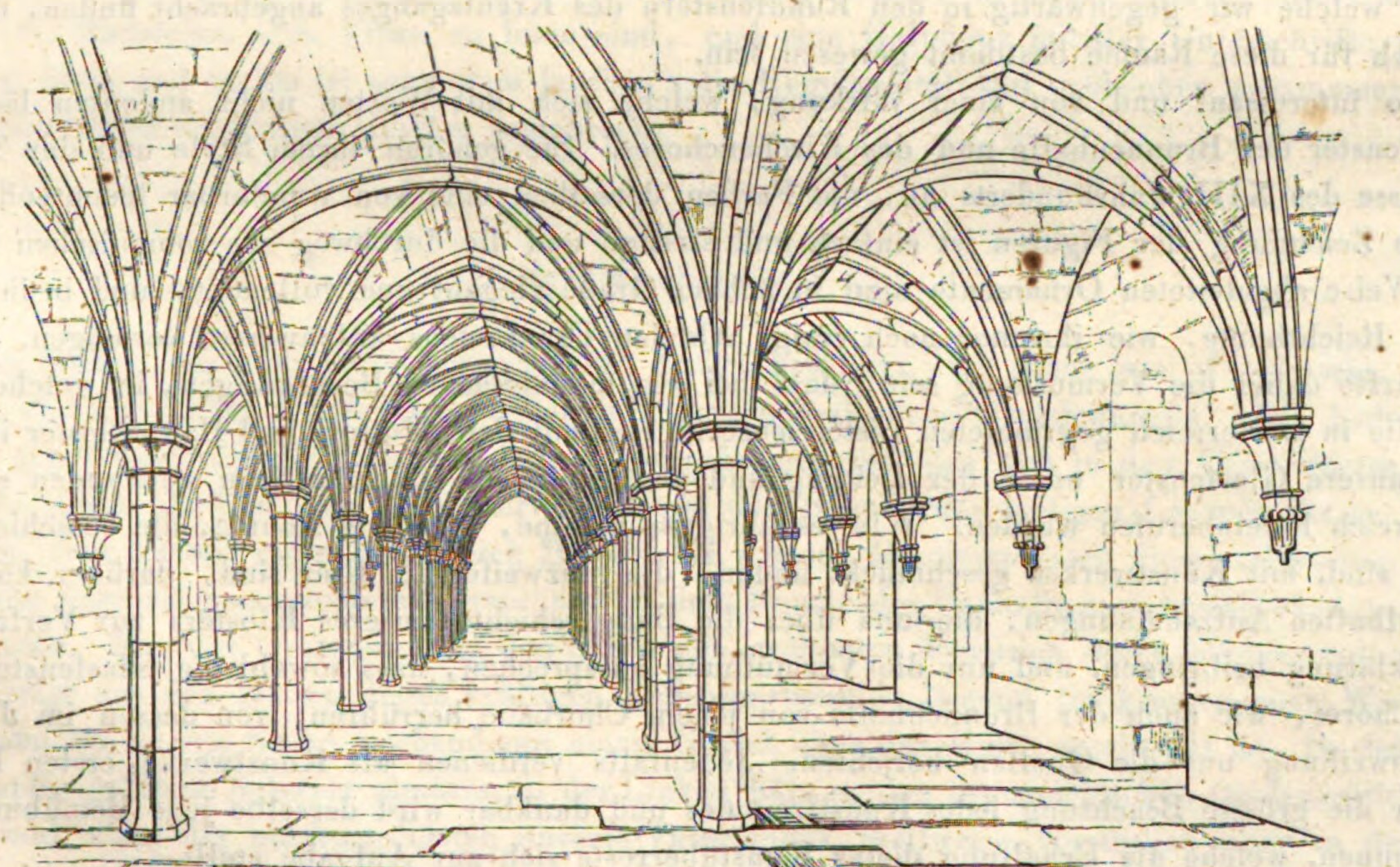


Fig. 19.



Ueber diesem Dormitorium erhebt sich eine zweite gothische Halle von zwanzig achteckigen Säulen getragen (Taf. I. e u. *Fig. 20*). Sie ist höher und zeigt durchaus gegliederte Gurten, welche auf den unverzierten Capitälen der Pfeiler, an den Wandseiten auf Gurtenträgern aufsitzen. Der nördliche Raum der

Fig. 20.



letzten sechs Pfeiler dieser Halle, welche höher und schlanker sind als die übrigen, scheint ein später zugefügter Erweiterungsbau zu sein.

Als Zeit der Erbauung des unteren Dormitoriums dürfte die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts, als jene der oberen Halle der Ausgang des XIV. Jahrhunderts angenommen werden.

Glasfenster.

Zu den bedeutendsten Kunstüberresten nicht bloss unseres Klosterbaues, sondern überhaupt des ganzen Mittelalters sind die gemalten Glasfenster zu rechnen, mit welchen, trotz des Verbotes, welches gegen den Schmuck derselben die Ordensbestimmungen aussprachen, zum Theile die offenen Räume des Kreutzganges und die Mehrzahl der Fenster des Kirchenchores und der Brunnenhalle geschmückt sind.

Erstere gehören sammt ihrer Technik wie auch dem Charakter der Ornamentik nach durchaus noch der romanischen Kunstepoche und zwar der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts an und geben einen glänzenden Beleg für den Formenreichthum und den durchgebildeten Geschmack dieser Kunstperiode (Taf. 5). Sie zieren die Zwischenräume zwischen den einzelnen kleinen Säulchen, wie auch die Rundfenster in den Scheidebogen des Kreutzganges und zeigen reich verschlungene Blätterornamente auf weissem Glase mit schwarzer oder bräunlicher Farbe gezeichnet, wobei die eingezogenen Bleistreifen zur Contourirung und Gliederung wesentlich beitragen. In dieser Hinsicht erinnern sie an jene Glasfenster der älteren Zeit, in welchen die Zeichnung der Ornamentik eben nur durch die Bleistreifen angedeutet erscheint, wovon uns Muster in der Abteikirche zu Pontigny (gegründet 1114) in Frankreich aufbewahrt sind.

Diese Fenster dürften ursprünglich für den romanischen Theil des Kirchenbaues bestimmt gewesen sein, wofür ferner die aus dem Kunstcharakter derselben abzuleitende Entstehungszeit derselben, wie auch der Umstand spricht, dass sie ihrer räumlichen Ausdehnung nach vollkommen in die Fensteröffnungen des romanischen Kirchenschiffes passen. Denn die Kreutzgänge der Klöster waren, wie diess eine Reihe von Kunstbeispielen darthut, ursprünglich offen, worauf auch die ganze konstruktive Anlage und die Anordnung der Säulenstellung u. s. w. schliessen lässt. Erst in späterer Zeit, mit welcher auch die gemeinsamen Dormitorien aufgegeben wurden, verfiel man darauf, diese Kreutzgänge gegen den Einfluss der Witterung durch die Anbringung von Fenstern zu sichern und erst damals dürften unsere Glasfenster aus Gründen, die zu bezeichnen es an historischen Anhaltspunkten gebricht, aus der Kirche in den Kreutzgang übertragen worden sein. Nur jene, welche wir gegenwärtig in den Rundfenstern des Kreutzganges angebracht finden, dürften schon ursprünglich für diese Räume bestimmt gewesen sein.

Ebenso interessant und von einer Wirkung, welche sich mit Worten nicht andeuten lässt, sind die farbigen Fenster der Brunnenhalle und des Kirchenchores. Sie gehören ihrem Style und der Technik nach dem Schlusse des XIII. Jahrhunderts an, die Farben derselben sind von wunderbar leuchtender Tiefe und Kraft, die Zeichnung der Figuren ist einfach und strenge und die durchweg aus romanischen Kunstformen in freier Weise abgeleiteten Ornamente sind in hohem Grade elegant und vollendet, und in ihrem Wechsel von einem Reichthume, wie ihn nur noch einige Abteien Frankreichs aufzuweisen vermögen. Nicht unbegründet dürfte daher die Vermuthung sein, dass bei den mannigfachen Berührungen, in welchen lange Zeit hindurch die in Oesterreich gegründeten Cistercienserklöster mit dem Mutter- und Hauptkloster in Frankreich standen, unsere Glasfenster unter der Leitung und dem Einflusse von Künstlern entstanden seien, welche aus Frankreich hereinberufen wurden. Wie es übrigens komme, dass wir Räume, die entschieden späteren Ursprungs sind, mit Kunstwerken geschmückt finden, die unzweifelhaft älter sind, darüber können wir bei den mangelhaften Aufzeichnungen, die uns über die Baugeschichte unseres Klosters zur Verfügung stehen, keine Aufklärung beibringen, und nur die Vermuthung aussprechen, dass sowohl die Glasfenster des gegenwärtigen Chores, wie auch der Brunnenhalle von jenem Chorbaue herrühren, von dessen im Jahr 1295 erfolgter Einweihung uns die Quellen berichten. Jedenfalls verdienen als Kunstwerke ersten Ranges diese Glasfenster die grösste Beachtung jedes Kunstfreundes und dankbar wird derselbe jede Bemühung und Sorgfalt anerkennen, welche die Erhaltung dieser Kunstüberreste sich zur Aufgabe stellt.

Im Brunnenhause des Kreutzganges sind fünf Fenster mit farbigen Glasgemälden geschmückt, wovon drei sehr geschmackvolle Teppichmuster und zwei einzelne Figuren von mosaikartigen Bändern umschlossen zeigen (Taf. 6). Die letzteren enthalten in acht Feldern Bildnisse der heldenmüthigen Babenberger.

und zwar Leopold den Heiligen, den Stifter von Heiligenkreutz, seine Gemahlin Agnes, die Tochter Kaiser Heinrich IV., die männlichen Sprossen ihrer Ehe, und ausserdem in zwei weiteren Feldern die Choransichten der Stiftkirchen Heiligenkreutz und Klosterneuburg.

Die auf farblosem Glase schwarz eingebrannten Inschriften dieser Glasgemälde sind:

1) Levpold. Marchio. Austrie. Fundator horum Cenobiorvm (geb. 1073, Markgraf 1096, † 1136).
2) Agnes conjvx Levpoldi Marchionis filia Henrici imperatoris quarti (vermählt 1106, † nach 1142).
3) Adalbert primogenitvs svpradicti Levp. Marchionis (geb. 1107?, † 1137).
4) Levpoldvs filivs Levp. March. qui dvx Wawarie efficitur (geb. circa 1108, Markgraf in Oesterreich 1136, Herzog von Baiern 1139, † 1141).
5) Otto filivs Leop. March. Monachvs Cisterciensis. Epic. Frisingensis (geb. 1109?, 1138 Bischof von Freisingen, † 1158.
6) Heinric. prim. dvx Avstrie fvudatoir (sic) Scotor. Wienne (ergänzt filivs Levpoldi), (geb. 1114?, 1141 Markgraf von Oesterreich, 1143 Herzog von Baiern, 1156 Herzog von Oesterreich, † 1177).
7) Ernestvs. Marchio. Avstrie filivs Leopoldi March. svpradicti (geb. circa 1115?, † 1142?).
8) Chvnradvs. fili'. Levp. Marchionis. Archiepiscopvs Salibvrgensis (geb. 1118?, Bischof von Passau 1149?, Erzbischof von Salzburg 1164, † 1168).
9) Domvs sancte crvcis ordinis Cisterciensis. fundacio Levp. Marchionis.
10) Domvs Nevmbvrgensis ordinis sancti Avgvstini fundacio Levp. March.

Besonders bemerkenswerth ist das Kostüm der Figuren, die beiden Bischöfe (Otto mit einem weissen, Konrad im rothen Talare) nach der damaligen Sitte aller Zeichen ihrer weltlichen Würde ledig, haben Infel und Krumstab, Otto von Freisingen (vielleicht auf sein schriftstellerisches Wirken deutend) hält auch ein Buch in der Hand. Die weltlichen Sprossen tragen meist verbrämte, mit Gürteln befestigte, faltige Unterkleider, worüber mit Pelz ausgeschlagene Mäntel hängen. Zur Kopfbedeckung dient meistens der Herzogshut.

Die Glasgemälde des Kirchenchores schmücken vier Fenster der Ostseite und fünf Fenster der Nordseite. Die sehr geschmackvollen Teppichmuster sind nur bei ersteren mit figuralischen Darstellungen unterbrochen, und zwar erblicken wir in Umrahmungen in den beiden links angebrachten Fenstern der Ostseite drei Propheten-Gestalten, Spruchbänder in den Händen haltend, mit den Aufschriften: Abacuhc. P. — Zacharias P. — Samuel P; in den beiden Fenstern rechts drei Heiligengestalten, in deren Nimben die Umschriften: S. Ypolitus. — S. Mauricius. — S. Vitus. zu lesen sind, und eine Halbfigur mit der Unterschrift: † Georius. (sic). Zu oberst links und rechts ist ausserdem je eine halbe Engelsgestalt mit nach oben zusammenstossenden Flügeln und zum Beten erhobenen Händen angebracht.

Grabdenkmale.

Sowohl die Kirche wie auch der Kreutzgang des Stiftes bewahren eine Reihe zum Theile sehr alter und auf manche in der Geschichte hervorragende Persönlichkeiten bezügliche Grabdenkmale. Die bedeutendsten jedoch und für jeden Oesterreicher in hohem Grade denkwürdigen befinden sich in dem Capitelhause. In der Gruft desselben ruhen nämlich, wie bereits erwähnt, von den Söhnen des heiligen Leopold bis zu Friedrich dem Streitbaren, dem letzten seines erlauchten Hauses, die meisten Mannessprossen dieses erlauchten Fürstenhauses. Einfache Inschriftsteine späteren Ursprungs in dem Raume des Capitelhauses bewahren das Andenken der hier Ruhenden. Nur der Grabstein, der den Staub des streitbaren Friedrich deckt, stammt aus alter Zeit (*Fig. 21*). Er zeigt uns den letzten dieses kräftigen Regentenstammes liegend im kriegerischen Waffenrocke, der verbrämt und bis an die Kniee reichend mit einem Gürtel über der Hüfte geschnallt ist. In der Rechten senkt er das tapfer geführte Schwert abwärts, in der Linken hält er den österreichischen Bindenschild. Leider ist dieses Denkmal, eines der merkwürdigsten unseres Vaterlandes, theilweise, vorzüglich aber an dem Kopfe und den Füssen arg verstümmelt. Doch lässt sich aus den Resten der einstige Zustand erkennen, welchem noch an dem Kopfende zwei knieende Engel, zu den Füssen zwei auf Stühlen sitzende Mönchsgestalten

angebracht waren, welche für das Seelenheil des Abgeschiedenen aus den auf ihrem Schoosse ruhenden heiligen Büchern beteten.

Wir müssen darauf verzichten, die übrigen in den heiligen Räumen dieses Stiftes angebrachten Grabsteine aufzuzählen und führen aus der Reihe derselben beispielsweise nur jenen bildlich vor, welcher in dem Fusswaschungsgange des Kreutzganges die irdischen Ueberreste der Gräfin Eusalia von Vogel kennzeichnet

Fig. 21.

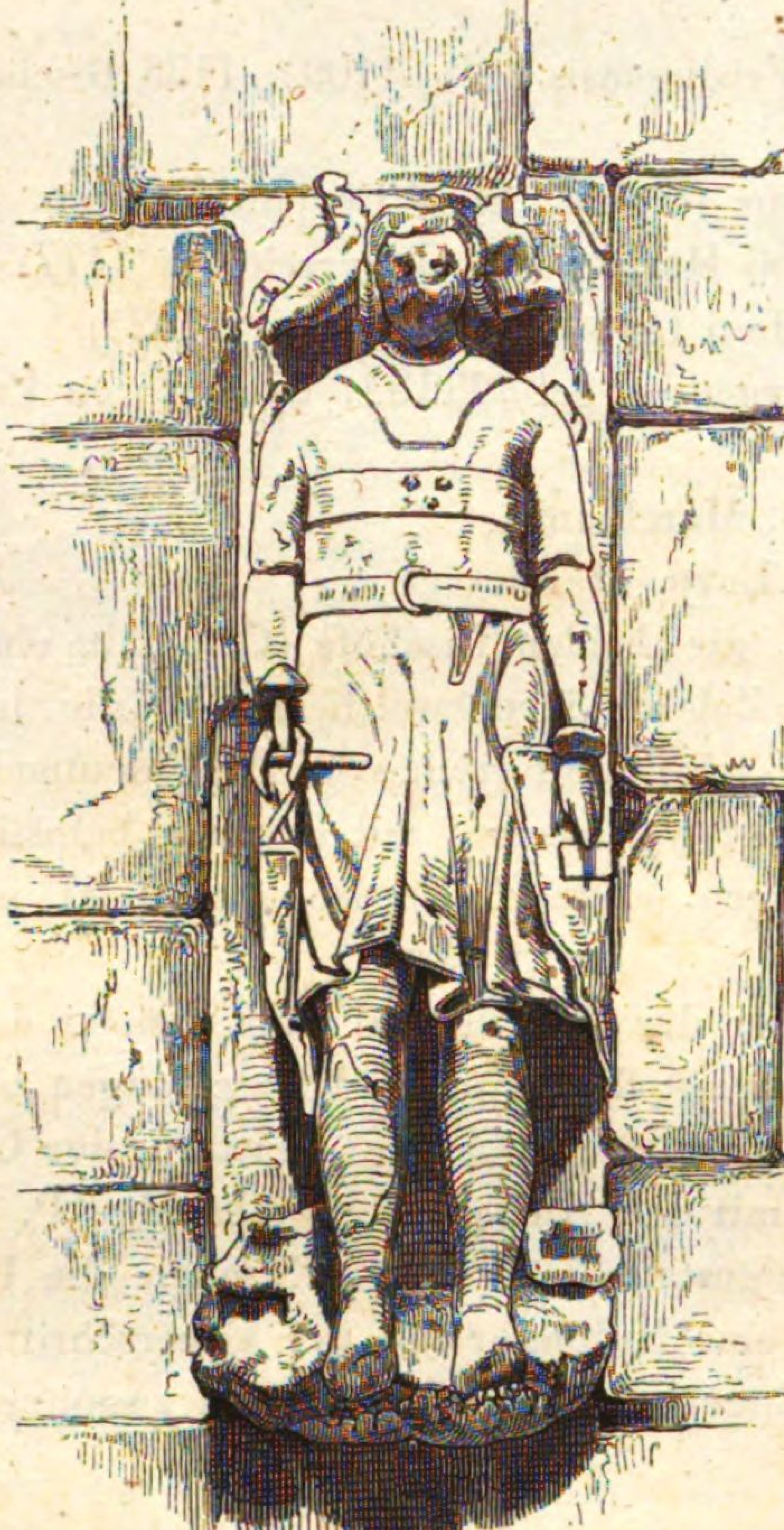


Fig. 22.



(*Fig. 22*). Er zeigt, auf den Namen der Verblichenen anspielend, in der Mitte auf dem Wappenschilde eine Vogelgestalt mit der ringslaufenden Umschrift:

† Anno dñi MCCCXXXVIII. Q. dna. dna. Eusal. in die sancte Katerine. uxor C. Avis.

Gothische Monstranze zu Sedletz in Böhmen.

Taf. VII.

Unter allen liturgischen Gefässen zeigt keines einen solchen Reichthum an Formen und eine solche Pracht äusserer Ausstattung, als die Monstranze. Sie hat, wie bekannt, die Bestimmung, das Sakrament der Eucharistie in der grösseren Hostie aufzunehmen und dasselbe den Gläubigen zur Anbetung vorzuführen.

Die Anwendung der Monstranze in der christlichen Kunst fällt mit der Feier des Fronleichnamsfestes zusammen, dessen Einführung vom Papste Urban. IV. zur Heiligung der Lehre von der Transsubstantiation durch die im Jahre 1264 gegebene Bulle erfolgte. Die damals herrschenden Kriegsunruhen verhinderten jedoch die allgemeine Bekanntmachung dieser Bulle, so dass diese neue Feier beinahe vierzig Jahre unterblieb, bis Papst Clemens V. im Jahre 1311 die Bulle Urban's auf der allgemeinen Synode zu Vienne in Frankreich bestätigte, eine neue Bulle hinzufügte und somit dieses Fest zu einem allgemeinen der lateinischen Kirche erhob. Die damit verbundenen Prozessionen soll Papst Johannes XXII. im Jahre 1317 angeordnet haben, gewiss ist, dass bereits im J. 1320 zu Sens, und im J. 1330 zu Chartres solche feierliche Umgänge stattfanden. [1]

Die ältesten Monstranzen gehen demnach nicht über das XIV. Jahrhundert zurück; sie zeigen in dieser Periode noch einfache Formen und bestanden gewöhnlich aus einem mit Glas oder Kristall umschlossenen Gehäuse, welches von einem Kreuze bekrönt, und von einem nicht sehr hohen ovalen oder oktogonen Fusse getragen wurde. Die älteste Monstranze in Deutschland dürfte jene zu Ralingen bei Düsseldorf sein, welche aus der letzten Hälfte des XIV. Jahrhunderts stammt. [2]

Mit dem Schlusse des XIV. und im Verlaufe des XV. Jahrhunderts bildete sich für die Monstranze eine reichere Form heraus. Gleich den Sakramentshäuschen dieser Periode und in Manchem diesen ähnlich bauen sie sich thurmähnlich mit zur Seite angebrachten Gallerieen, Baldachinen, Strebepfeilern, Bögen, Stabwerk und Fialen zu einer bedeutenden Höhe und Breite aus. Der zur Aufbewahrung der h. Hostie bestimmte Mittelraum ist von einem Glascilinder umschlossen, zuoberst ist gewöhnlich der gekreuzigte Heiland mit den Figuren der h. Maria und des h. Johannes, neben dem Glascilinder sind häufig unter Baldachinen anbetende Engel, oder Akolythen mit Kerzen angebracht, auf den Flächen des Fusses endlich, welcher gewöhnlich die Form einer vier- oder sechsblättrigen Rose hat, erscheinen entweder in Email oder in die Tiefe gravirt Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, die Symbole der vier Evangelisten, anbetende Engel, der Pelikan, das Opferlamm u. s. w.

Bei Festhaltung dieser Hauptform folgten sowohl das konstruktive Element, wie auch die ornamentalen Details durchaus dem Einflusse, welcher von der Architektur auf alle Geräthschaften ausgeübt wurde. Demnach ist bei den Monstranzen aus dem Schlusse des XIV. und aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts das konstruktive Element entweder noch vorherrschend, oder im schönsten Einklange mit dem ihm beigeordneten Ornamente. Letzteres gewinnt mit Ende des XV. und im XVI. Jahrhunderte die Oberhand, und überwuchert, vielfach aus der organischen Verbindung mit dem eigentlichen Aufbaue heraustretend, denselben vollständig, versetzt sich, anfangs nur in untergeordneten Gliederungen, mit den neuen Formen der

[1] Aschbach: Kirchenlexikon Band II. S. 851 u. Bd. IV. S. 821. — [2] (Bock): Katalog über die im erzb. Museum zu Cöln befindlichen mittelalt. Kunstgegenstände. Cöln, 1855. S. 19. Nr. 55.

Renaissance, bis endlich der ganze Gedanke, der diesem Aufbaue zu Grunde lag, aufgegeben wurde, und eine neue Form für die Monstranze in Gebrauch kam, die im XVI. Jahrhunderte beginnend, in manchen Entartungen sich bis auf unsere Tage vererbte. Sie zeigt nach dem Spruche: „In sole posuit tabernaculum suum" das in der Mitte angebrachte Gehäuse von einem Strahlenkranze umgeben, zuweilen mit Blattwerk umschlungen und gehoben durch den reichsten Schmuck von Perlen, glänzenden Steinen u. s. w. Ueberhaupt tritt die äussere Pracht der Ausstattung in den Vordergrund, der Aufbau aus einem Grundrisse ist beseitigt, die ornamentalen Formen werden willkührlich und häufig naturalistisch, wenn gleich die Technik an einzelnen Mustern noch vortrefflich genannt werden muss. [1]

Neben diesen in Kürze geschilderten Hauptformen der Monstranze kommen auch noch einzelne abweichende Formen in Betracht. [2] So erfahren wir, dass die Pfarrkirche zu Saint-Menechou in der Champagne im J. 1486 im Besitze einer Monstranze war, welche die Figur des h. Johannes zeigte, der mit einem Finger auf das auf seinem Arme ruhende Lamm hinwies. Letzteres umschloss die durch einige Glasöffnungen sichtbare Hostie. Bei dem Orden der Cisterzienser in Frankreich war als Ostensorium die h. Jungfrau gebildet, welche den die h. Hostie umschliessenden Tabernakel in der Hand trug, mit sinnreicher Hindeutung darauf, dass nur die Hand der Gottesmutter würdig sei, den Leib des Gottessohnes zu tragen. Auch in Kreuzesform ward die Monstranze gebildet, wobei das Kreuz von zwei Engeln emporgehalten wurde, während im Innern desselben die durch eine Oeffnung sichtbare Hostie sich befand. Zur Zeit der Renaissence endlich wurde als Monstranze zuweilen der Baum Jesse in reicher Verzweigung gebildet; in solcher Gestalt war die Monstranze zu Eichstädt aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts. [3]

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, dass auch die Behälter für kleinere Heiligen-Reliquien häufig die Form der Monstranze angenommen haben, da auch sie die Bestimmung haben, zum Behufe frommer Andacht den Augen der Gläubigen vorgeführt zu werden. Sie unterscheiden sich von den eigentlichen Monstranzen häufig nur durch den geringeren Durchmesser des in der Mitte angebrachten Cilinders, oder dadurch, dass letzterer eine horizontale Lage hat. Einen reichen Schatz solcher Reliquienmonstranzen aus der Zeit der Gothik bewahrt die Münsterkirche zu Essen. [4]

Neben der Form kommt auch der Stoff in Betracht, aus welchem die Monstranzen gefertiget wurden. Die Kirche hat rücksichtlich desselben keine bestimmende Vorschrift gegeben, und nur in Bezug auf die Lunula, welche zunächst mit der h. Hostie in Berührung tritt, hat das vierte Concil zu Mailand angeordnet, dass sie aus Silber gefertiget werden solle. [5] Reichere Kirchen formten daher ihre Monstranzen aus Gold oder Silber mit dem reichsten Schmucke an Perlen und edlen Gesteinen. Aus den auf uns gekommenen Rechnungen für die erwähnte Eichstädter Monstranze ersehen wir, dass sie mit einem Gesammtaufwande von 150,000 Gulden angefertigt wurde. Der Werth des Goldes allein betrug 14,080 Gulden, jener des grossen Diamanten 7000 Gulden, die grosse Perle kostete 1,500, die kleinere in den Händen des Christkindes 1,000, jede Perle um den die Hostie umschliessenden Mitteltheil 106 Gulden, die Vollendung derselben erforderte die Arbeit eines vollen Jahres (sie wurde von einem Augsburger Goldschmiede am 27. Juli 1610 begonnen, am 23. Juli 1611 beendet), der Lohn der Arbeit betrug 3000 Gulden. [6]

Einen solchen Aufwand konnten jedoch nur reiche Kirchen bestreiten. Aermere Kirchen dagegen mussten sich mit Monstranzen aus Kupfer oder Zinn begnügen. Ja, wir begegnen sogar hölzernen Monstranzen. Ein Beispiel letzter Art bewahrt der Dom zu Freising. Sie wurde wahrscheinlich am Beginne des XV. Jahrhunderts für den kranken Bischof Berthold gefertigt, da derselbe eine Monstranze von Metall bei den Prozessionen nicht zu tragen im Stande war. Auch in der Diöcese Eichstädt hat sich eine solche hölzerne Monstranze erhalten. [7]

[1] Der österreichische Kaiserstaat bewahrt einen grossen Reichthum von Monstranzen aus allen Stylperioden. Zu den schönsten aus dem XV. Jahrhunderte gehört unstreitig jene zu Sedletz, aus dem XVI. Jahrhunderte die Monstranze aus dem Domschatze zu Pressburg (beschrieben und abgebildet in dem Oktoberhefte der Mittheilungen der k. k. Centralkommission. Interessante Beispiele von Anklängen der Renaissance in der Ornamentik sind die gothischen Monstranzen in den Pfarrkirchen zu Marburg und Cilli; eine Prachtarbeit der Renaissance ist die grosse Monstranze im Domschatze zu Salzburg. — [2] Vergl. Godard: Archèologie sacrée. Paris 1854. Vol. II. S. 254. — Gareiso: L'Archèologue chretien. Nimes 1852. S. 219. — Batissier: Dictionaire d'Archèologie sacrée. 1851. Vol. II. S. 394. — [3] Beschrieben und abgebildet bei Martin: Melanges d'Archèologie. Vol. IV. S. 287 und Taf. XXXV. — [4] Central-Organ für christliche Kunst. Jahrgang 1852. S. 27. — [5] Godard a. a. O. S. 255. — [6] Martin a. a. O. S. 289. — [7] J. Sighart: Der Dom zu Freising. S. 67 u. dessen mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising. 1855. S. 199.

Wenden wir nunmehr unsere Blicke auf die Taf. VII. vorgeführte Monstranze, welche der Kirche zu Sedletz in Böhmen angehört. [1] Sie ist drei Schuh hoch, zwei Schuh breit, im Gewichte von 18 Mark Silber und wird gegenwärtig ihrer Schwere halber nur einmal im Jahre zu kirchlichen Funktionen verwendet, nämlich beim Fronleichnamsfeste. Sie stammt aus dem Beginne des XV. Jahrhunderts und ist ohne Zweifel durch die Harmonie des architektonischen Aufbaues, den Reichthum der Formen und die Strenge und Reinheit der Ornamente eines der ausgezeichnetsten Muster der mittelalterlichen Goldschmiedearbeit. Ihr Bestand wurde mehrfach gefährdet. Als in den Jahren 1419—1424 die hussitischen Schwärmer über die blühendsten Gegenden sengend und verwüstend zogen, und im J. 1421 auch das Cisterzienser-Stift Sedletz sammt der Kirche plünderten und zerstörten und die unglücklichen Mönche der martervollsten Vernichtung preisgaben, wurde die Monstranze der an dem Handgriffe angebrachten und an einem kranzartigen Vorsprunge eingesetzten Edelsteine beraubt und hierauf in das Mauerwerk der vorderen Façade der Kirche eingemauert, woselbst sie erst nach Verlauf vieler Jahre durch Zufall wieder aufgefunden wurde. Zum zweiten Male wurde sie im J. 1810 durch die im Drange der Kriegsnöthen angeordnete Silbereinlösung bedroht, sie wurde nach Wien gesendet, um eingeschmolzen zu werden — allein ihrer vorzüglichen Arbeit und ihres Alterthums wegen zur bleibenden Aufbewahrung wieder zurückgestellt. [2]

[1] Sie wird ausser der Kirche und zwar beim Rentamte im Schlosse des Fürsten Schwarzenberg aufbewahrt. — [2] Mittheilungen der k. k. Centralkommission. Jahrg. 1856. S. 26.

Dr. G. Heider.

Gothischer Altarschrank zu Cilli in Steiermark.

Taf. VIII.

In der der heil. Maria geweihten Kapelle, welche an die Nordseite der Pfarrkirche zu Cilli im Style der späteren Gothik zugebaut ist, befinden sich, und zwar an den beiden Wandseiten zunächst dem Altare, steinerne Schränke, welche unzweifelhaft zur Aufbewahrung theils gottesdienstlicher Gefässe, Reliquienbehälter u. s. w., theils der kirchlichen Gewänder zu einer Zeit gedient haben dürften, in welcher der Gebrauch eigener Sakristeien zu diesem Zwecke noch nicht allgemein Sitte war. [1] Wir geben auf Taf. VIII. die Abbildung des an der Nordseite angebrachten Schrankes, welcher unterhalb mit kleinen Thüren versehen ist, während der gegenüber befindliche Schrein, welcher, was den Aufbau und die Ornamentation betrifft, dem vorgeführten ganz ähnlich, durchaus offen ist.

Die Seltenheit solcher unmittelbar aus der Steinwand heraustretenden Altarschreine, wie auch die geschmackvolle Bekrönung, welche das mitgetheilte Muster zeigt, haben zur Aufnahme desselben Veranlassung geboten.

[1] Die in der Nähe des Altars aufgestellten Schreine, deren Gebrauch im Mittelalter ziemlich häufig war, wurden gewöhnlich aus Holz gefertigt und in früherer Zeit bis zum XIV. Jahrhunderte mit Malereien, von da ab mit reichem Schnitzwerk geziert. Abbildungen solcher Schränke aus mittelalterlichen Kirchen finden sich in Viollet-le-Duc's: Dictionaire raisonné du Mobilier français de l'epoque Carlovingienne à la Renaissance. Paris 1855. Artikel Armoire.

Die romanische Kirche St. Ják in Ungarn

mit Rücksicht auf ähnliche Kirchenbauten dieses Landes

von

Prof. R. von Eitelberger.

Taf. IX–XII.

Die Beschreibung der Kirche zu St. Ják in Ungarn verbinden wir mit einigen andern Kirchenbauten dieses Landes, die entweder ihrer Stylrichtung nach mit der Jáker Kirche verwandt, oder an und für sich wichtig genug sind, um die Kunstrichtung Ungarns in jener Zeit, wo der gothische Styl noch nicht Platz gegriffen hat, zu beleuchten.

Die meisten dieser Kirchen liegen zwischen der Donau und Drau, in jenem Gebiete, das an die östlichen Länder des deutschen Reiches, das ehemalige Gebiet der Ostmark, und an das Gebiet des Salzburger Kirchensprengels, der Steiermark und Kärnthens, gränzte. Auf deutschem Boden erhoben sich eine Reihe von grösseren romanischen Bauten, welche als Mittelpunkt einer reicheren Kunstthätigkeit betrachtet werden müssen, wie die Klosterbauten zu Heiligenkreutz am Wiener-Walde, gegründet 1136, die dreischiffige Pfeilerbasilika des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavantthale, gestiftet im J. 1083, der um das J. 1036 gestiftete, vom Erzbischofe von Salzburg Balduin am 15. August 1042 geweihte romanische Dom von Gurk, und vor allen der Salzburger Dom, eine Stiftung Kaiser Heinrich des II., u. a. m., die einen mehr oder minder urkundlich beglaubigten, jedenfalls durch Monumente nachweisbaren Einfluss auf die ungarischen Länder und auf jene Männer ausübten, welche die Kirchen- und Klosterbauten Ungarns leiteten. Hier wie dort kommen dieselben Ornamente, dieselben Profile, dieselben Bauformen vor, in den Ostländern des deutschen Reiches, wie in den westlichen Gegenden des ungarischen sprach man dieselbe Kunstsprache und bediente sich derselben Bauformen.

Die ältesten Kunstverbindungen Ungarns mit diesen Ländern sind ohne Zweifel jene, welche der Anonymus de conversione Bogoariorum et Caranthinorum aus den Zeiten des Marhanen Fürsten Privina über die Beziehungen desselben mit Salzburg und zwar mit dem Erzbischofe Adalramus (gest. 836) und dessen Nachfolger Luipramus erzählt. Diesem Anonymus zufolge hat König Privina im Pannonia inferiore an dem im Plattensee mündenden Flusse Sala (heutzutage Sajo) seinen Wohnsitz an dem in späteren Zeiten Mosapurc genannten Orte aufgeschlagen und daselbst an dem Sumpfe und Walde des Flusses einen Tempel erbaut, nachdem er schon früher zu Nitrava (dem heutigen Neutra an der Waag) eine Kirche gegründet hatte, welche der Salzburger Erzbischof Adalramus consekrirt hat. Im südlichen Ungarn wurden von Privina mehrere Kirchen gestiftet, eine zu Salapingin zu Ehren des h. Hrodbertus (Rupert), dessen Kultus überall sich aufpflanzte, wo der Einfluss Salzburgs dominirte, eine andere zu Ehren der Gottesmutter, welche Erzbischof Luipramus aus Salzburg geweiht hat, und mehrere andere Kirchen, deren der Anonymus gedenkt. In diesem seinem Bestreben wurde Privina durch den Salzburger Erzbischof unterstützt; er schickte ihm „magistros murarios et pictores, fabros et lignarios, qui infra civitatem Privinae honorabilem ecclesiam construxerunt, quam ipse Luipramus aedificare fecit officiumque ecclesiasticum ibidem colere peregit.“ Unter den vielen Orten, in

welchen zu den Zeiten des Privina Kirchen erbaut und geweiht worden sind, befindet sich auch Quinque basilicae, das Quinque ecclesiae des Mittelalters, das heutige Fünfkirchen. In wie weit diese Nachrichten des Anonymus in den Monumenten selbst begründet sind, oder nicht, lässt sich bei dem unzureichenden Stande der Kenntniss derselben nicht bestimmen. Unter allen Orten ist Fünfkirchen der einzige, der uns näher bekannt ist, und der mehrere römische, römisch-christliche und romanische Bau- und Kunstdenkmale aufzuweisen hat.

Auf einen historisch in weit höherem Grade gesicherten Boden, als es mit den Nachrichten des Anonymus der Fall ist, tritt man mit Stephan dem Heiligen. Die Zeit, welche Stephan dem Heiligen vorausgeht, umfasst die Besitznahme der mittleren Donauländer durch die Magyaren, das Umstürzen alter bestehender Verhältnisse, die Kämpfe der Nachbarstaaten gegen die Einfälle der heidnischen Schaaren. Mit Stephan dem Heiligen begann eine neue Ordnung der Dinge. Der Sieg des Christenthums war schon unter seinem Vorgänger vorbereitet, die Herrschaft der katholischen Kirche über die griechische bereits angebahnt. Ungarn gehört, seit dem Siege der katholischen Kirche über die griechische, dem Occidente und seiner Bildung an. Damals lag der Schwerpunkt der politischen und geistigen Entwicklung des Occidentes im deutschen Reiche, wo die kräftigen Herrscher aus dem sächsischen Hause die Zügel der Regierung mit fester Hand führten. Damals hat der Occident auch eine bestimmte Richtung auf dem Gebiete der Kunst und speziell der Architektur eingeschlagen. Die Bewegung auf diesem Felde ging von den nördlichen Völkern, nicht von den südlichen, von den germanischen Nationen und nicht von den romanischen aus. Als Stephan der Heilige Ungarn christianisirte, stunden schon die Bauten Karls des Grossen an zweihundert Jahre. Am Rheine erhob sich ein Dom zu Mainz, der als Musterbau schon in der nächsten Zeit für eine Reihe anderer Bauten galt. Der deutsch-romanische Gewölbebau, der in diesem Monumente einen Triumph feierte, verbreitete sich rasch über die gesammten deutschen Länder, über Sachsen, Schwaben, Bayern und die Länder, welche gegenwärtig dem österreichischen Kaiserstaate angehören. Dass diese Kunstrichtung mit den deutschen Kirchenaposteln, Pilgrim, Adalbert, dem Abte vom Martinsberge Astricus (Radler), mit den Fürstinnen aus deutschem Stamme, die sich mit ungarischen Fürsten vermählten, mit den Kriegsmännern und Kolonen, die seit Stephans Zeiten nach Ungarn herüberkamen, mit einwanderte, bezeugen deutlicher als die schriftlichen Nachrichten die Monumente, die noch stehen. Sie beurkunden die Verbindung Ungarns mit dem Westen auf eine unzweifelhafte Weise.

Noch wichtiger und eingreifender auf die Architekturverhältnisse Ungarns war die kirchliche Organisation des Landes durch Stephan, und der dadurch vollendete Sieg der lateinischen Kirche über die griechische, und die Klosterstiftungen der Benedictiner, denen sich später Cistercienser und Prämonstratenser anreihten. Ungarn wurde durch Stephan den Heiligen bekanntlich in zehn (nach Einigen eilf) Bisthümer getheilt. [1] Von diesen lagen zwischen der Donau und der Theiss: Bacz, Kolocza, Waitzen (Vacen), Erlau (Agria); jenseits der Theiss: Csanád (urbs Morisena) und Grosswardein (Magn. Varadinum, Bellerad), eines in Siebenbürgen, und am rechten Donauufer: Gran (Strigonium), Raab (Taurinum), Weszprim (Beczprem) und Fünfkirchen (Quinque-Ecclesiae, Pecz). An den Bischofssitzen, von denen manche schon in früheren Zeiten, andere vielleicht in späterer Zeit (Grosswardein von Ladislaus, Waitzen von Geisa I.) gestiftet wurden, erhoben sich Kirchenbauten, an welche sich die Bauten an der Residenzstadt der Arpaden Stuhlweissenburg (Alba Székes-Fejervar), und Ofen (Buda) und vorzugsweise die grossen Klosterbauten anreihen, die zu Stephans Zeiten vorgenommen wurden, die Bauten am Martinsberg (mons sacer Pannoniae), bereits von Geisa begonnen, Pécsvarad, das Kloster am Berge Zobor, zu Zala, Bákony-Bél im Weszprimer Thale.

Es ist wohl ganz gerechtfertigt, zu fragen, was mit diesen Bauten des heiligen Stephan geworden sei? welche Nachrichten wir von ihnen haben? und welche Ueberreste sich von ihnen bis auf unsere Tage erhalten haben? Aus den Nachrichten und Ueberresten und der Bestimmung der Bauformen an denselben werden sich von selbst Anhaltspunkte zur Lösung einer anderen Frage ergeben, welche sich auf natürliche Weise daran knüpft, die nämlich, in welchem Baustyle die Kirchen aus der Zeit des heiligen Stephan erbaut waren. Eine dieser Fragen erledigt sich dadurch, dass wir mit Ausnahme der Ueberreste einer Kapelle in Gran kein einziges Monument kennen, dessen Bauformen mit Sicherheit in die erste Hälfte des 11ten Jahrhunderts zurückgeführt werden können. Wer einigermaassen die Geschichte Ungarns im Mittelalter kennt, wird sich

[1] Mailath, Geschichte der Magyaren. Regensburg 1852. S. 37.

über dieses ziemlich negative Resultat nicht wundern. Die meisten Bauten des heiligen Stephan, die vorzüglichsten Bischofssitze und Abteien, deren Namen so eben angeführt wurden, lagen im mittleren und südlichen Ungarn. Die Ebenen an der Donau waren nicht bloss der Schauplatz vieler innerer Kriege, sondern sie haben zweimal feindliche Schaaren von Völkern gesehen, deren Zerstörungswuth vorzugsweise gegen Kirchen und Klöster gerichtet war, welche im Mittelalter nicht bloss das Centrum der Cultur, sondern zu gleicher Zeit ihrer festen Bauart wegen als Kastelle benützt wurden. Zwischen den Jahren 1240 und 42 hausten in diesen Gegenden die Mongolen, mit dem sechszehnten Jahrhunderte begannen die Invasionen der Türken, welche im mittleren und südlichen Ungarn festen Fuss fassten und erst unter Leopold I. vom ungarischen Boden völlig verdrängt wurden. Gleichzeitig mit dem Türkenkrieg begannen Religionsunruhen und innere Kriege, welche von den Prätendenten um den Thron Ungarns oder um die Herrschaft über Siebenbürgen geführt wurden. Es ist daher wohl um das Verschwinden der stephaneischen Bauten nichts Wunderbares; erstaunen muss man nur, dass sich unter diesen Umständen und bei der Geringschätzung, mit der man zur Zeit der Herrschaft des barokken Styles die mittelalterlichen Baudenkmale behandelte, noch so viele erhalten haben, als sich gegenwärtig dort finden.

Da es vielleicht Manchem angenehm sein dürfte, Nachrichten von den stephaneischen Bauten zu erhalten, so stellen wir, ohne auch nur im entferntesten auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, jene zusammen, von denen Nachricht zu erhalten uns möglich wurde. Die erste Stelle nimmt

1) Stuhlweissenburg ein. Die Kirche zu Stuhlweissenburg war eine Marienkirche und führte den Titel: Basilica Sanctae Mariae in civitate Alba-Regia. Sie wurde von der Beute dotirt, welche Stephan dem Bulgarenfürsten Kean abnahm, sie wurde vom Papst Benedikt VIII. mit wichtigen Privilegien ausgestattet und in prachtvoller Weise geschmückt. Die ältesten Geschichtsquellen Ungarns sind voll von Lobeserhebungen über diesen Schmuck, insbesondere ist es Hartvicus in der Legenda major St. Stephani, der uns ein Bild von der Pracht und der künstlerischen Ausstattung dieser Kirche hinterlassen hat. Er lobt die Reliefs (caelaturae) an der Wand des Chores, den Marmorschmuck des Fussbodens, hebt die Kirchenapparate, die prachtvollen Messgewänder, die Altartafeln, Ciborien, die Gefässe aus Kristall, Onyx, Gold und Silber hervor, um einen Begriff von der kostbaren Ausstattung zu geben. Was Stephan der Heilige begonnen, das haben seine Nachfolger fortgeführt, und wenige Kirchen dürfte es gegeben haben, welche sich einer gleichen Ausstattung mit demselben Rechte hätten rühmen können. Ladislaus der Heilige, Ladislaus der Kumane schmückten diese Kirche, welche zugleich die Begräbnissstätte der Könige war, vermehrten die Schätze. Unter Karl Robert von Anjou erhielt die Kirche ein neues Dach aus Blei und erlitt manche Veränderungen im Innern, da Feuer mehr als einmal Verwüstungen anrichtete. Ludwig der Grosse und Matthias Korvinus liessen die Kirche durch Seitenkapellen vergrössern und sorgten für Vermehrung der Schätze. Die Zerstörung der Kirche ist eine Folge der Herrschaft der Türken; im Jahre 1553 wurde sie von denselben geplündert und im Jahre 1601 vollkommen in die Luft gesprengt, als sie sahen, dass sie Stuhlweissenburg nicht länger behaupten konnten. Gegenwärtig ist sie fast spurlos verschwunden; es ist von ihr nichts mehr übrig, als einige Trümmer von Granitsäulen und einige Ueberreste von den Königsgräbern und Fundamenten in den Gärten der bischöflichen Residenz. Sie scheint ursprünglich eine Basilika mit Holzdecke gewesen zu sein; die vier Thürme, mit denen sie geschmückt war, weisen mehr auf eine occidentale als byzantinische Anlage des Grundrisses, während der Schmuck, die Reliefs und Marmormosaik auf Künstler aus dem Süden, Italien oder Byzanz, hinweisen.

2) Ofen. Von der Kirche zu Ofen sind uns nur sehr wenige und sehr unsichere Nachrichten übriggeblieben. Ant. Bonfinius, ein wenig kritischer Geschichtschreiber aus der Zeit des König Mathias, ein Italiäner von Geburt, erzählt, dass im Jahre 1022 König Stephan mit seiner Gemahlin Gisela und seinem Sohne Emmerich Ofen besucht und dort eine Kirche zu Ehren der h. Petrus und Paulus erbaut habe. Er habe zu diesem Zwecke Künstler aus Griechenland und Bildhauer aus allen Gegenden um grossen Lohn kommen lassen. Der Bau des Conventes wurde erst von Ladislaus d. H. vollendet; von der Kirche selbst hat sich ebenso wie von der in der Nähe Ofens gelegenen Kirche Maria-Schnee (ecclesia Albae-Mariae) nichts erhalten, die Nachrichten selbst leiden an inneren Widersprüchen. Auch diese Kirche soll aus der Kriegsbeute des Bulgarenfürsten Kean erbaut worden sein.

3) Kolocza und Weszprim. Von dem alten Bau von Kolocza ist nichts mehr vorhanden als einige Ueberreste von Kapitälen in welchen die Immitation antiker Vorbilder zu erkennen ist. Von dem griechischen Nonnenkloster in Weszprim sind alle Spuren verloren und von der grossen Thätigkeit der Gisela beim Baue der Kirche und der kirchlichen Residenz ist nichts übrig, als die Erinnerung an die erste christliche Königin Ungarns in der mit Fresken aus späterer Zeit ausgeschmückten Giselakapelle, welche die Sage dieser ungarischen Königin zuschreibt, und einige Fragmente von dem alten Dome, welche den Charakter des späteren romanischen Styles an sich tragen.

4) Gran, Grosswardein und Raab. Der Granerbau ist ebenfalls vollkommen verschwunden. Die Kapelle, vielleicht der einzige Bau, der mit Sicherheit auf den h. Stephan zurückgeführt werden konnte, musste einem kollossalen Neubau aus der jüngsten Zeit weichen, doch haben sich noch Ueberreste wenigstens in der Zeichnung erhalten, welche Herr Joseph Häufler in dem von Szerelmey herausgegebenen Werke: Ungarns Vergangenheit und Gegenwart, Pest 1847, veröffentlicht hat, es sind diess ein Portale und fünf Kapitäle. Das Portale hat den Charakter des romanischen Styls mit fünf in rechteckige Nischen gestellte Säulenpaare, auf deren Kapitälen die aus Rundstäben bestehende Portalhalle ruht. Auf den Kapitälen ist eine Deckplatte, die Rundstäbe sind ohne Ornamente. Der äusserste Bogen der Halle ruht auf zwei grösseren achteckigen Säulen, die, mit Ornamenten versehen, von zwei liegenden Löwen getragen werden. Die Kapitäle selbst haben einen verschiedenen Charakter, zwei derselben zeigen antike Vorbilder, wie in Kolocza und sind wahrscheinlich älteren Gebäuden entnommen, die andern drei Kapitäle haben die Grundform des abgestumpften romanischen Würfelkapitäls und sind reich mit figuralischen Ornamenten versehen. Auf einem derselben kommen Stiere vor, auf einem zweiten Vögel mit ausgebreiteten Flügeln, auf einem dritten geflügelte Sirenen und zwei Raubvögel, welche einen kleineren Vogel ergreifen. Am Thürsturz sind sechs Heiligenfiguren im Relief, am Giebelfeld oberhalb des Thürsturzes Maria mit dem Jesukinde, zwei Heilige und Engel im Relief vorgestellt. —

Zu Grosswardein hat nicht Stephan d. H., sondern Ladislaus d. H. (1087—1093), die Domkirche gebaut. Dieser Bau ist gänzlich verschwunden; seine niedern Seitenschiffe und die vier Thürme, welche er einer Ueberlieferung nach gehabt haben soll, weisen auf den Charakter des romanischen Baustyls. Das wiederholte Vorkommen von vier Thürmen deutet auf ein bestimmteres Vorbild für Kathedralen, das wir entweder in Fünfkirchen oder zu Salzburg zu suchen geneigt sind.

Vom alten Bau zu Raab ist keine Spur vorhanden. Auch schriftliche Nachrichten verstummen.

5) Martinsberg, Péczvarad, Bákony-Bél, Zala und Zobor bei Neutra. Sämmtliche an diesen fünf Orten errichtete Klöster gehören dem Orden der Benediktiner an. Dieser spielt in der Geschichte der Cultur Ungarns dieselbe bedeutsame Rolle wie in Deutschland, Frankreich, Italien und den brittischen Inseln. Um ihn herum bilden sich die ersten Ansätze einer Cultur in Zeiten, wo die rauhen Gewohnheiten des Lebens weder der Kunst noch der Wissenschaft eine andere Stätte übrig gelassen haben als jene, welche ihnen die Kirche innerhalb der Klostermauern gewährt hat. Was für Italien der Monte-Cassino, für Irland Bangor, für Frankreich Cluny, für Deutschland Fulda, Corvey und St. Gallen waren, das war für Ungarn das vielgerühmte und vielgefeierte Benediktinerkloster am Mons sacer Pannoniae, dem heutigen Martinsberg. Die Sage weist diesem Berge schon in der ungarischen Vorgeschichte eine grosse Rolle zu. Dort soll in stiller Einsamkeit der berühmte Bischof von Tours Martin (geboren zu Sabaria in Ungarn) schon in früher Jugend dem Gebete obgelegen haben, dort Karl der Grosse, nachdem er die Avaren-Ringe bei Raab zerstört hatte, eine Kapelle ihm zu Ehren errichtet haben. Würden auch diese Sagen über den Martinsberg nicht vorhanden sein, dasjenige, was geschichtlich feststeht, würde allein hinreichen, das auf diesem Berge erbaute Kloster als das hervorragendste und erste Kloster Ungarns zu bezeichnen, wie der Orden selbst ohne Zweifel derjenige ist, der unter allen Orden am wohlthätigsten auf Ungarn und seine Cultur gewirkt hat. Die Benediktinerabtei Martinsberg ist eine Stiftung Geisa's, des Vaters Stephan des Heiligen. Am Martinsberge erhob sich die erste Kirche des jungen Magyarischen Reiches, von dort aus verbreitete sich das Licht des Christenthums zuerst unter die Magyaren. Seitdem Geisa mit dem deutschen Kaiser Otto in nähere und freundliche Verbindung getreten und Pilligrim Bischof von Lorch und andere Priester die Erlaubniss erhalten hatten, die Lehre des Evangeliums zu predigen, war der Boden für die Christianisirung der Magyaren geebnet. Später kam Adalbert, Bischof von Prag, nach Ungarn; Gaisa's Sohn Stephan wurde durch ihn getauft, bald darauf folgte die Vermählung mit Gisela, der Schwester des Kaiser Otto. Die Fehde der Wrfowece mit den Slaw-

niks in Böhmen vertrieb den Lehrer des h. Adalbert Astrikus (sein ursprünglicher Name war Radler) aus dem Kloster Braunau, dem er als erster Abt mit dem Klosternamen Anastasius vorstand, nach Ungarn. In Ungarn wurde Anastasius der erste Abt am Martinsberge und spielte dort als Vermittler mit dem päpstlichen Throne, als Verweser des Graner Erzbisthums während der Blindheit des Erzbischofs Sebastian und später als Erzbischof von Kolocza eine grosse Rolle. Den Ausbau des Martinberger Klosters aber erlebte Geisa nicht, es wurde durch Stephan den Heiligen vollendet. Von den Bauten aus dieser ältesten Periode des Klosters aber steht gegenwärtig nichts mehr, als vielleicht einige ununtersuchte und auch ununtersuchbare Unterbauten zu dem noch heute bestehenden Klosterbau, der in den Anfang des 13ten Jahrhunderts fällt.

Von den andern genannten Benediktiner-Klöstern, welche die Sage dem h. Stephan zuschreibt, besteht nur Bákony-Bél, welches eine der frühesten Stätten für Cultur im Bákonywalde war, und gegenwärtig noch im Besitze dieses Ordens ist; doch ist daselbst von mittelalterlichen Bauten nichts mehr vorhanden. Von Péczvarad hat sich nur die Stiftungsurkunde erhalten; diese lässt einen Blick sowohl in die reiche Ausstattung als auch in die verschiedenen Handwerke thun, welche daselbst gepflegt wurden. Es wurden in dieser Urkunde — sie ist vom Jahre 1015 — als Kircheneinrichtung aufgeführt neunundzwanzig Messkleider (casulae), vierzehn Dalmatiken, achtzehn Tuniken, fünf Tragaltäre (altaria ad viam), dreissig Stolen und Manipeln, vier Weihrauchgefässe, eilf Kelche, sechs Leuchter, unter den Büchern fünf Antiphonarien, sechs Missalen, vier Psalter, fünf Gradualen, drei Glossarien, vierzig Bücher anderer Art u. s. f. Unter den Handwerkern finden wir ausser jenen welche für die ländliche Oekonomie bestimmt waren, den Winzern, Bienenwärtern, Maiern, Fischern und Schäfern, auch Krankenwärter und Badeheizer und dann auch die eigentlichen Handwerker, darunter mehrere die in die Reihe der Kunsthandwerker gezählt werden, als zwölf Drechsler (tornatores), drei Töpfer (figuli), fünf Goldschmiede (aurifices) acht Zimmerleute und eine Reihe von andern Handwerken. Aehnliche Verhältnisse in kleinerem Maassstabe zeigt auch die Stiftungsurkunde des Klosters Tihany am Plattensee zu Zeiten des Königs Andreas I. Derjenige, welcher den Geist der älteren Benediktiner-Institutionen kennt, weiss, dass diese Einrichtung keine zufällige, sondern eine in den Institutionen des Ordens begründete gewesen ist. Wie sich die Benediktiner selbst diese verschiedene gewerkliche Thätigkeit, zu der sie in den von ihnen aufgesuchten einsamen und verlassenen Gegenden gezwungen wurden, in baulicher Anordnung gedacht haben, zeigt am besten der von Keller herausgegebene Idealplan des Klosters St. Gallen vom Jahr 820, auf welchen für die verschiedenen handwerklichen Bedürfnisse vorgesorgt ist.

Die Zahl der Kirchenbauten, welche der h. Stephan und seine Gemahlin Gisela vornahmen, war eine sehr bedeutende. Die Zahl derselben hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer vermehrt, da man jeden älteren Kirchenbau, dessen Ursprung man nicht deutlich anzugeben vermochte, dem ersten ungarischen Könige zuschrieb. Fast alle Bauten, die gegenwärtig noch als Stephaneische Bauten bezeichnet werden, gehören einer viel späteren Periode zu. Doch ist nicht zu zweifeln, dass sich bei genauerer Durchforschung Ungarns eine Reihe von Bauten finden werde, die der frühromanischen Periode angehörend, der Zeit des h. Stephan viel näher stehen als jene, welche ihm in der Regel zugeschrieben werden.

Unzweifelhaft ist es, dass mit der Zeit des h. Stephan das deutsche Element in Ungarn einen festeren Fuss fasste, als diess in früheren Zeiten durch das Hereinziehen von Handwerkern aus Salzburg unter dem Marhanenfürsten Privina geschah. Deutliche Spuren davon findet man in dem Leben des h. Stephan vom Bischof Harlvikus, in der Legenda major und minor des h. Stephanus und in dem Leben des h. Gerhart. Wenn auch der politische Einfluss der Deutschen und des deutschen Reiches in Ungarn trotz den vielfachen Verbindungen zwischen deutschen und ungarischen Fürstengeschlechtern oftmals getrübt wurde, so blieb doch der stillere und nachhaltigere Einfluss, der sich im gewerblichen und künstlerischen Leben kund thut. In eben so hohem Grade als in Böhmen, in viel höherem Grade als in Polen, war dieser Einfluss in Ungarn eine Nothwendigkeit, der man sich um so leichter fügte, als die Donau der natürliche Verbindungskanal zwischen dem deutschen Reiche und Ungarn war. Mehr noch als das Kolonisationssystem der Arpaden sind die Baudenkmale ein unwiederleglicher Beweis dieses von Westen herkommenden Einflusses. Unter den vielen Baumonumenten, welche sich erhalten haben, ist nicht Eines, welches einen andern Charakter an sich trüge, als es jener ist, den die Nachbarländer zeigen; unter den vielen Baudenkmalen kömmt keines vor, das einen specifisch byzantinischen Charakter hätte. Die lateinische und griechische Kirche scheiden sich in Ungarn.

Während dem wir in den südlichen gegenwärtig zur Türkei gehörigen Ländern mehrere allerdings wenig durchforschte byzantinische Kuppelbauten finden, behält der Charakter der katholischen Bauten Ungarns durchweg den occidentalen Typus. Zu diesem Ziele wirkten ohne Zweifel die Klöster bedeutend mit und zwar insbesondere die Benediktiner und Cisterzienser. Es ist diess eine durch unzweifelhafte Belege nachgewiesene Thatsache, dass die ersten Klosteransiedelungen den Typus festzuhalten suchen, den das Mutterkloster an sich trug, dass dieses Mutterkloster immerwährend in Verbindung und häufig in künstlerischer Verbindung mit den Kolonen stand, die von ihm ausgingen und dass auf diese Weise eine bestimmte Baukunst und technische und künstlerische Traditionen aller Art sich mit Schnelligkeit über ganz Mittel- und Westeuropa verbreiteten. Die Geschichte der Kunst der griechischen Kirche im Oriente zeigt eine ähnliche Erscheinung, auch dort waren die Mönche zu gleicher Zeit Propagatoren des Glaubens und Verbreiter der Bauformen gewesen, welche sich an die griechische Kirche und Konstantinopel anknüpfen und im eigentlichen Sinne des Wortes byzantinische genannt werden.

Unter diesen Umständen wird es Niemand Wunder nehmen, wenn die Baudenkmale, welche wir aus der nachfolgenden Zeit bis zum Einfall der Mongolen in Ungarn finden, ausschliesslich dem romanischen Style angehören. Bei der Aufführung derselben ist eine chronologische Ordnung so wenig festzuhalten, als es möglich ist, bei dem gegenwärtigen Stande der Denkmalskunde die Monumente vollständig anzuführen, welche in Ungarn auf dem Gebiete zwischen der Drau und Donau liegen.

Bei einigen Monumenten fehlt es an den entsprechenden urkundlichen Behelfen, um die Chronologie derselben einigermaassen festzustellen, bei anderen Monumenten hingegen, an deren Erbauung verschiedene Perioden mitgewirkt haben, ist es an und für sich unmöglich, sie einer bestimmten Zeit ausschliesslich zu vindiciren; in die Reihe der letzteren Monumente gehört die Kirche von Fünfkirchen, in die Reihe der ersteren die Propsteikirche zu Felsö-Örs, die heutige Pfarrkirche von Lébény (Leiden bei Raab), die Kirche zu Apaátfalva, Nágy-Karoly, deutsch-Pilsen, Ocza, Szambek, Horpacz, die Kirche zu Ják (bei Stein am Anger) u. a. m. Zu jenen Bauten, welche chronologisch festzustellen sind, gehört die Kirche am Martinsberge und die Krypta der Klosterkirche zu Tihány am Plattensee. Letzterer Bau ist eine Gründung des Königs Andreas I. vom J. 1054, ersterer ein Bau aus den Zeiten Königs Andreas II. um das J. 1222.

Viele unter diesen Bauten haben eine gleiche Anordnung, so zwar, dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass sie in dieselbe Periode fallen. Wenn es erlaubt ist, nach den geringen Andeutungen, welche wir in den Urkunden finden, in Verbindung mit den Baumonumenten selbst, einen Schluss auf die Zeit der Entstehung eines jeden einzelnen Baues zu ziehen, so würden wir die Kirche von Fünfkirchen, Felsö-Örs, Ocza, und die Krypta von Tihány in die Zeit des früher-romanischen Styles setzen, die Kirche von Ják, Lébény und Horpacz als einer gemeinsamen Bauschule angehörend bezeichnen, welche Ende des 12ten und Anfangs des 13ten Jahrhunderts aus dem Orden der Benediktiner hervorging, die Kirche am Martinsberge und die Ruinen des ehmaligen Klosters Szambek jener Zeit zuschreiben, welche dem spät-romanischen oder Uebergangssysteme angehört.

Für alle diese Bauten ist der Mongolen-Einfall als die äusserste Grenze ihrer Entstehung zu betrachten — dieser selbst macht eine in der Baugeschichte Ungarns wichtige Epoche. Es ist bekannt, dass die Mongolen, welche zwischen den Jahren 1240—1242 Siebenbürgen und Ungarn durchzogen, überall Spuren der Zerstörung zurückliessen. Magister Rogerius gibt uns in seinem Carmen miserabile — super distructione regni Hungariae temporibus Belae IV. regis per Tartaros factam — als Augenzeuge darüber glaubwürdigen Aufschluss. Dieses Carmen ist als Brief an den Pesther Bischof Johannes gerichtet, und von Prof. Dr. Stephan Endlicher in den „Monumentis Arpadianis rerum Hungaricarum" herausgegeben; es erzählt uns die Zerstörung Grans, die Eroberung Warasdins, die Grausamkeiten, welche von den Mongolen begangen wurden. Roger selbst wurde ihr Gefangener und entzog sich mit einem Knechte der Sklaverei durch Flucht. Vereint wanderten sie heimwärts. „Kirchenthürme waren unsere Wegweiser," erzählt Roger, „sie wiesen uns wohl schrecklichen Weg, denn Strassen und Pfade waren verwildert, Gras und Gesträuche wuchsen darauf. Wenn ich Knoblauch und Meerrettich in den verlassenen Gärten der Bauern fand, so dünkten sie mich Leckerbissen, so nährten wir uns von Wurzeln oder Kräutern." Nur wenige Orte in Ungarn vermochten den Mongolen entschiedenen Widerstand zu leisten, darunter Stuhlweissenburg, die Graner Feste und das Kloster am Martinsberge. Ersteres schützten die Sümpfe, die Graner Feste der tapfere Vertheidiger der Spanier Symeon; —

letzteres bewährte seinen kurz vorher vorgenommenen Neubau. An der Höhe eines Berges gelegen, schwer zugänglich, vertheidigte sich der Abt Urias mit Geschick und Muth.

Nach dem Abzuge der Mongolen war natürlich die erste Sorge des Königs Bela IV. gewesen, die schweren Wunden zu heilen, welche der Mongoleneinfall dem Lande brachte. Die Bisthümer Gran, Kolocza, Raab, Waitzen und Neutra erhielten neue Vorstände, Städte neue Freiheitsbriefe, Israeliten neue Begünstigungen. Dass in dieser Zeit eine Reihe von Neubauten vorgenommen werden musste, ist wohl erklärlich. Wie in früheren Fällen wurden wahrscheinlich auch diessmal Baumeister aus andern Ländern nach Ungarn gezogen. Der Zufall hat es gewollt, dass sich ein eben so seltenes als kostbares Denkmal erhalten hat, welches die Berufung eines Architekten aus Frankreich unzweifelhaft dokumentirt; es ist diess das s. g. Album des Architekten aus dem 13ten Jahrhundert Villard de Honnecourt. Dieses Album befindet sich in der kais. Bibliothek zu Paris und besteht aus dreiunddreissig Pergamentblättern in Kleinfolio. Die erste ausführliche Nachricht von diesem Album verdanken wir dem Archäologen J. Quicherat in der Revue archéologique (VI. année Paris 1849). Villard's Thätigkeit fällt in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhundert, d. h. in eine Zeit, wo in Frankreich eine enorme Bauthätigkeit stattfand und in einer Reihe von Kathedralen der Grundtypus der französischen Gothik festgestellt wurde. Villard de Honnecourt nahm an dieser Thätigkeit in verschiedener Weise Antheil. Er war selbst ausübender Künstler und war bei dem Baue des Cambrayer Domes mitbeschäftigt; er studirte Geometrie und Mechanik, übte sich im Zeichnen von Figuren, Portrait, Antiken und Ornamenten und unternahm auch Reisen in ausgedehntem Style. Die Denkmäler Frankreichs und des deutschen Reiches waren ihm aus eigener Anschauung bekannt. Das Album bezeugt auch einen längeren Aufenthalt in Ungarn. Die Zeit seines Aufenthaltes daselbt lässt sich annäherungsweise bestimmen. Als er in sein Skizzenbuch eine Studie aus dem Triforium des Domes zu Rheims zeichnete, setzte er hinzu: Jetoie mandes en la terre de hongrie quant io le portais por co lamai io miex. Da dieser Theil des Domes vor das Jahr 1241 nicht gesetzt werden kann, so musste seine Reise nach Ungarn nach dem Jahr 1241 fallen. Er hielt sich daselbst längere Zeit auf und scheint um das J. 1247 nach Frankreich zurückgekehrt zu sein. Die Zeit seines Aufenthaltes in Ungarn fiele demnach in die Regierungsepoche Bela IV., in welcher die Zerstörungen der Mongolen eine besondere Bauthätigkeit hervorriefen. Ob aber Villard de Honnecourt bei irgend einem Baue wirklich betheiligt war, z. B. bei dem Baue der Marienkirche zu Gran (Strigonia vid. Joh. v. Thurocz Chronicon Hungarorum), oder nur als Rathgeber beigezogen wurde, oder endlich bloss des Domes zu Cambray willen, den die Schwester Bela IV. Elisabeth mit besonderem Eifer unterstützte, ist ungewiss. Von Vielen wird behauptet, Villard der Honnecourt sei der Architekt des Zsámbéker Baues gewesen. So viel ist gewiss, dass er weder den Namen des Ortes noch des Patrones der Kirche angab, welcher er die Zeichnungen eines Pavimentes entnahm. [1] Nach einem Urtheile des erwähnten Archäologen Hrn. Quicherat, das derselbe in einem Schreiben an einen hiesigen Geschichtsforscher über mein Ersuchen auszusprechen so gütig war, scheinen die Theile des Fussbodens aus emaillirter gebrannter Erde gewesen zu sein, wie es in Frankreich in Fussböden seit dem dreizehnten Jahrhunderte vorkommt. Die Zeichnung ist sehr einfach. Es sind vier Vierecke mit einfachen ineinanderverschlungenen Zirkelzeichnungen, die Villard vielleicht ihrer Neuheit wegen gezeichnet hat. Diese Art von Zirkelzeichnungen für Fussböden sind sehr alt, sie kommen in der antiken Kunst wie in der orientalischen vor und scheinen vom Oriente aus nach den Kreuzzügen wieder nach Europa gekommen und im verstärkten Maasse gebraucht worden zu sein. Ausser diesen Notizen findet sich nichts, was Aufschluss über den Aufenthalt Villard's de Honnecourt in Ungarn geben könnte.

Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Zeit der Anjous und des Corvinus gehört der gothischen Bauperiode an. Dass Ungarn während dieser Zeit mit Monumenten aller Art bereichert wurde, und selbst an der Küste des adriatischen Meeres sich mehrere bedeutende Monumente finden, welche in jener Zeit entstanden sind, ist eine mehr oder minder anerkannte Thatsache. Die Baudenkmale, auf welche wir die Leser

[1] „J'estoie une fois — so heisst es weiter in dem Album — en Hongrie, là ù je mes maint jor. Là vi jo le pavement d'une glize de si fait manière.“ Herr Quicherat übersetzt diese Stelle folgendermassen in das Neufranzösische: „Lorsque j'etais en Hongrie, où je fis un long sejour, j'y vis un carrelage d'église traité dans cette forme elegante.“

dieser Blätter hinweisen, gehören dieser Periode nicht an. Wir hoffen, diese Zeit mit Rücksicht auf ihre Bau- und Kunstthätigkeit in kurzen Zügen bei einem andern Anlasse schildern zu können, und geben gegenwärtig eine Beschreibung der einzelnen Bauten jener Orte, welche wir so eben angeführt haben. —

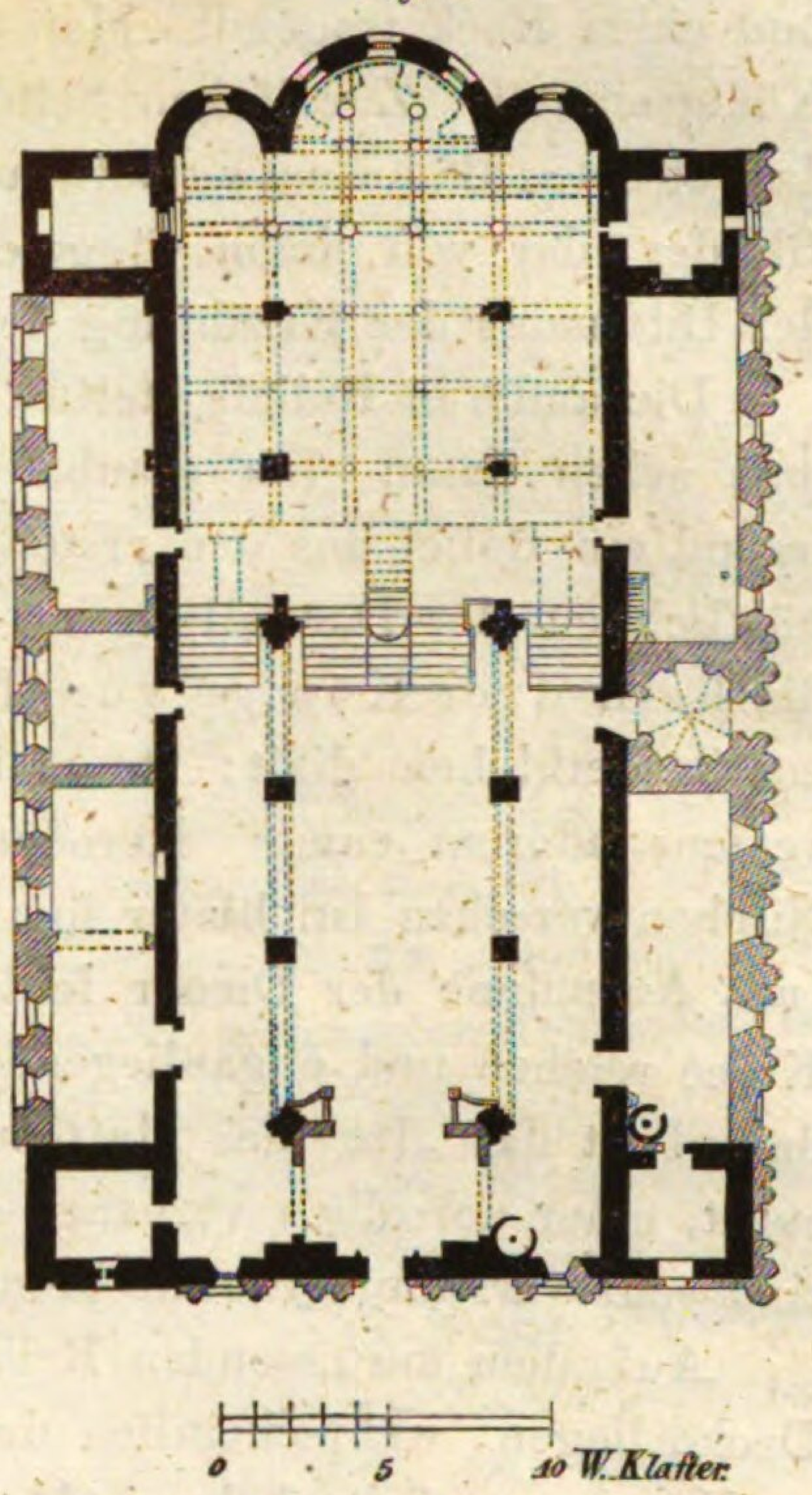
Fünfkirchen.

Fünfkirchen (Quinque Ecclesiae, das Pécs und Pécsvarad der Magyaren, Pet cerkve der Slaven) liegt am Fusse des Metscheckgebirges und beherbergt ein für die Geschichte der Kunst Ungarns sehr interessantes Denkmal, den grössten aus dem Mittelalter erhaltenen Dom Ungarns. Der Punkt auf welchem Fünfkirchen erbaut ist, war schon in den ältesten Zeiten Ungarns bewohnt; er beherrscht eine der gesegnetsten Gegenden Ungarns, die fruchtbare weinreiche Baranya, eine Ebene, die auf zwei Seiten durch die Drau und die Donau auf der dritten durch das Metscheckgebirge eingeschlossen wird. Unter der Herrschaft der Römer führte eine Strasse von Mursa nach jenem Punkte, wo heute Fünfkirchen das Sopianae der Römer steht; sie theilt sich von da aus in zwei verschiedene Richtungen, nach Carnuntum auf der einen Seite, und Bregetium auf der andern. Sapianae war ein befestigter Punkt. Die Nachrichten von einer Kirche in Fünfkirchen reichen, wie erwähnt, in die älteste Zeit Ungarns zurück, in die Zeit vor der Einwanderung der Magyaren. Dann verschwindet wieder Fünfkirchen durch längere Zeit, bis es von Neuem unter Stephan d. H., unter seinem Bischof Bonipert in die Reihe der ungarischen Bischofsitze hineintritt. Seit dieser Zeit wird die Kirche wieder öfters genannt. König Peter wurde in derselben begraben, unter Bischof Maurus verbrannte sie im Osterfeste des Jahres 1064, in welchem der König Salomon in den Dom feierlich eingeführt und gekrönt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Paläste und andere Gebäude zerstört; vielen galt dieser Brand als ein Zeichen kommender Zwietracht und Unruhen. Nach dem Tode Ludwig des Grossen brannte die Domkirche wieder nieder, nachdem Fünfkirchen durch diesen König im Jahre 1367 eine Hochschule erhalten hatte. Damals erreichte Fünfkirchen seinen Höhepunkt, es galt als die vorzüglichste Stadt Ungarns. Dieser letzte Brand war im Gefolge der Empörung des Ban Horvath. Von vielen Fürsten, Mathias Corvinus, König Ladislaus besucht, blühte die Stadt auf und diese Kirche, welche den Namen der Aurata erhielt, erlitt vielfache Verschönerungen. Die grossartigsten Intentionen zur Hebung des Glanzes von Fünfkirchen scheint Bischof Sigismund gehabt zu haben, welcher sich an den Papst wandte, um durch ihn einen Maler, Namens Jakob, aus dem Orden der Benediktiner zu erhalten. Wir haben das Antwortschreiben des Papstes Alexander VI. vom 10. October 1500 und theilen, da es wenigen bekannt sein dürfte, die betreffende Stelle unsern Lesern mit: „Ven. fr. Salutem. Supplicari nobis humiliter fecisti, ut cum tu quasdam testudines et nonnulla adificia in Ecclesia tua Quinqueeccl. partim fabricari partim vero separari feceris, cupiasque illa pro majori populi devotione, ac divini cultus ornatu et augmento picturis et imaginibus illustrari et decorari, sitque frater Jacobus Monachus professionis Ord. S. Benedicti in arte picturae in partibus istis, sicuti asseris, celeberrimus, quem ad certum extra claustrum sui Monasterii stare posse, illumque ad effectum pingendi et ornandi prefatam Ecclesiam in domo tuo retineri desideras, dignaremus tibi opportune desuper adesse.“

Auch Sigismunds Nachfolger der Bischof Szakmári that viel nach dieser Richtung hin, aber wie viele Hoffnungen Ungarns, so wurden auch diese durch die unglückliche Schlacht von Mohacz vernichtet, die am 29. August 1526 in der Nähe Fünfkirchens geschlagen wurde. Fünfkirchen fiel, ohne Widerstand leisten zu können, die Stadt verbrannte, der prachtvolle Dom aber blieb unversehrt. In diesem Jahre besetzten die Türken, wenn auch nur vorübergehend, Fünfkirchen zum ersten Male, 1529 zum zweiten Male, bis endlich am 20. April 1543 die Türken Fünfkirchen wieder besetzten und längere Zeit bis zum Jahre 1686 in ihren Händen behielten. Die Türken gestalteten Fünfkirchen gänzlich um, verwandelten die Kirchen in Moscheen und bauten neue. Noch stehen fünf derselben, darunter die gegenwärtige Pfarrkirche, die Franziskanerkirche mit einem Minaret und die heutige bischofliche Binderwerkstätte. Im Winter des Jahres 1603 schrieb der Khan Ghazi Girai sein berühmtes Gedicht: „der Wettstreit des Caffés mit dem Weine.“ In Fünfkirchen wurde auch der bekannte türkische Geschichtschreiber Pecsevi geboren. Der Zustand der Christen während dieser Zeit war ein trauriger; im Jahr 1612 gab es dort nicht Einen katholischen Christen, während daselbst in früherer

Zeit 300 lebten. Die Metropolitankirche wurde während der Türkenzeit als Stall und Proviantmagazin benützt, die ganze Anlage des Domes mit den Gebäuden behielt das ganze Mittelalter und die Türkenzeit hindurch den Charakter eines Kastells. Es ist noch eine Stadtansicht aus der Zeit der Herrschaft der Türken erhalten, wo dieser ganze Gebäudekomplex mit Mauern und Gräben und an den vier Ecken mit runden Bastionen versehen ist. Innerhalb der Befestigungen zeigt sich die Kathedrale mit den vier Thürmen und Moscheen. Die Befestigungen waren natürlicher Weise nicht von den Türken gemachte, sondern schon vorgefundene. In der Kirche selbst hat die Türkenherrschaft mehrere Spuren zurückgelassen. Im Jahre 1625 schlug der Blitz in einen der Thürme, die Türken restaurirten die beschädigten Stellen und verewigten diese Restauration durch eine im Innern des Thurmes angebrachte Inschrift, welche in lateinischer Uebersetzung lautet: „Initium sumpsit per Ahmedem Aga Belgradi anno hegyrae 1041." Am Portale der Kirche finden sich einige andere in Cursivschrift abgefasste Inschriften, welche durch Derwische oder Zöglinge der Fünfkirchner Gelehrtenschule (Medresse) geschrieben wurden. [1] Am 14. October 1686 ging Fünfkirchen wieder in kaiserliche Hände über, und die Kirche, welche schon Pabst Clemens VI. (1342—1352) in seinem Indulgenzschreiben eine „multociens combusta" nennt, wurde kurz nach ihrer Wiederherstellung, welche im Jahre 1694 geschah, in den Unruhen des Jahres 1701 durch Bomben bedeutend beschädigt. Bei dieser Restauration der Kirche wurden schon viele Veränderungen vorgenommen, die Steinmauern übertüncht u. s. f. Auch damals hatte die Kirche und die bischöfliche Residenz den Charakter einer Veste. Die Karte des Ignaz Pruner aus dem J. 1763 zeigt noch die Domkirche mit dem Charakter eines Kastelles, umgeben von Wällen und einem Vertheidigungsthurme über dem Hauptthore; in der Erläuterung heisst es noch arx et residentia episcopalis. Noch grössere Veränderungen, als die eben angeführten, erlitt der Bau durch die in diesem Jahrhunderte ausgeführte Restauration; trotzdem gehört dieser Dom zu den interessantesten Bauten Ungarns. Den Charakter einer Arx verlor er erst vor wenigen Jahren. Nur an einigen Theilen hinter der Nordseite der Kirche haben sich Ueberreste von der Mauer und dem Walle erhalten.

Fig. 1.



Der Plan der Kirche (Fig. 1., die mit Strichen angedeuteten Theile am Grundrisse bezeichnen die späteren Restaurationen) zeigt eine dreischiffige Pfeiler-Basilika mit drei Apsiden und drei Längeschiffen ohne Querschiffen. Das mittlere Schiff scheint ursprünglich eine flache Holzdecke gehabt zu haben und erst in späteren Zeiten entweder nach dem Brande unter König Salomon oder was wahrscheinlicher ist bei der grösseren Restauration im 14. Jahrhundert eine gewölbte Decke erhalten zu haben.

Unterhalb dem Chore liegt der ganzen Breite der Kirche nach eine fünfschiffige Krypta, deren Gewölbe theils auf den von der Kirche hinabreichenden Pfeilern, theils auf Säulen ruhen, welche mit einfachen Würfelkapitälen, die an ihren Ecken abgefast sind, verziert sind. Die Krypta hat in neuerer Zeit verschiedene Veränderungen erlitten, jedoch in ihrer Hauptanordnung und in den Gewölben mit geringen Veränderungen den älteren Charakter beibehalten. Diese Krypta beherbergt eines der interessanteren Monumente Ungarns: das Grab des Königs Peter. Es befindet sich gegenwärtig in einer Nische, rechts am Eingange. Die älteste Nachricht über das Grab dieses Königs ist in Simonis de Keza gesta Hungarorum (in Endlicher's H. U. Mon. Arp. S. 114) wo es heisst: fineins vitam suam quinque — Ecclesiis subterratus quam fundasse perhibetur." Die Reliefs sind nicht mehr vollständig erhalten, trotzdem sind sie in vielfacher Hinsicht interessant. Sie gehören wohl ohne Zweifel der einheimischen Kunstthätigkeit an, und sind von allem verschieden, was die gleichzeitige oder nachfolgende Plastik geliefert hat. Styllos in der Anordnung, unbehülflich in der Ausführung hat ihnen kein bestimmtes Vorbild vorgeschwebt. Sie stellen Gegenstände aus dem alten und

[1] Diese Inschriften sind mehrmals erläutert, in den Hammer'schen „Fundgruben des Orientes" und in Koller's „Prolegomena Posonii 180."

neuen Testamente vor, wie Koller richtig gegen jene bemerkt, welche in denselben Scenen aus dem Leben des Königs haben erblicken wollen. Man erblickt auf diesen Hautreliefs folgende Scenen. Zuerst erscheint Samson, welcher die Säule umfasst und den Tempel der Philister zerstört. Er ist durch seine grössere Gestalt kenntlich gemacht, trägt einen Aermelrock, der mit einer Binde um die Hüfte gebunden und mit Bändern verziert ist. Neben ihm kniet eine kleinere ähnlichgekleidete Gestalt, welche dasselbe thut; sie umfasst eine kleinere im Zusammenstürzen begriffene Säule. Auf der rechten Seite dieser Gruppe schreitet ein wie es scheint älterer Mann, mit der linken Hand auf einen Stock sich stützend, in der rechten Hand eine Frucht und einen Rock tragend. Man bezieht die Frucht auf das Zeichen der Herrschaft und den Mantel auf den Königsmantel. Zur linken Seite ist ein Mann abgebildet, welcher eine Probe seiner Stärke dadurch ablegt, dass er einen Baum entwurzelt, aus dessen Aesten Vögel aus einem Neste entfliegen. An diesen reiht sich ein Blinder, der von einem jüngeren Manne geführt wird. Bei der Darstellung der Thaten Samsons scheint der Bildhauer der Erzählung des alten Testamentes (Jud. XVI. 26) gefolgt zu sein.

Die anderen Reliefs stellen Scenen aus dem neuen Testamente vor, wohl in der sonderbarsten Form, die man sehen kann. Ich glaube nicht, dass irgend ein Denkmal aus der spätesten Zeit der Byzantiner oder irgend ein Relief aus den ersten Anfängen der christlichen Plastik in gleich hohem Grade durch die Unbehülflichkeit der Darstellung an das Lächerliche streift, als diese Reliefs. Auf einem derselben sehen wir die heil. drei Könige vor Herodes, wie es der Evangelist Matth. II. 8 beschreibt: (Herodes) „mittens eos in Bethlehem dixit: Ite et interrogate diligenter de puero et cum inveneritis, renunciate mihi, ut et ego veniens adorem eum.“ Herodes sitzt auf einem Stuhle ohne Lehne, welcher auf der unteren Seite mit vier Nischen versehen ist, hinter ihm steht ein Schwertträger und ein anderer Diener und vor ihm die drei Könige (mit Ausnahme der Diener fehlen sämmtlichen Figuren die Köpfe), gekleidet mit Mänteln, die bis an die Kniee reichen und enganliegenden Beinkleidern. Sie erheben sämmtlich ihre rechte Hand zur Frage. Gleich darauf ist das „Ite“ des Matthäus deutlich ausgedrückt. Die heiligen drei Könige sind umgewendet dargestellt, einer derselben verbeugt sich, um einem Kinde, das auf dem Schoosse einer Frau sitzt (diese Figuren sind sehr verstümmelt), die Hände zu küssen.

Auf dem anstossenden Relief sieht man die drei Könige (einer derselben mit einem Barte) unter einer Decke liegen, wahrscheinlich um den Traum anzudeuten, in welchem sie die Weisung erhielten, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren (Matth. II. v. 12, et responso accepto in somnio, ne redirent ad Herodem etc.).

Auf dem andern Bildwerke erscheint der bethlehemitische Kindermord und die Flucht nach Aegypten. Der bethlehemitische Kindermord zeigt eine Schaar todter Kinder und nackter zum Throne des Herodes flüchtender Figuren, und die Scene der Enthauptung eines nackten Kindes mit gebundenen Händen. Die Flucht nach Aegypten zeigt die Maria mit dem Jesuskinde, das im Gewande verborgen ist, und den heil. Joseph, der den Esel führt.

Das ganze Grabmal ist mit einem grossen Rundstabe eingerahmt, auf dem ein Ornament, mit Streifen und Blumen, im Relief sich befindet. Das Ornament ist, wie die Figuren selbst, styllos und das Produkt einer künstlerisch vollkommen ungebildeten Phantasie.

Das Innere der Kirche hat trotz den neuen Gewölben und der Uebertünchung vieles vom Charakter des älteren romanischen Baues erhalten. Es ist durch sechs Pfeilerpaare in drei Schiffe getheilt. Die Pfeiler (5′ breit 28′ hoch) sind viereckig und mit einem antiker Gliederung ähnlichen Karniesse und Sockelgesimse versehen. An einigen wenigen Pfeilern finden sich Halbsäulen. Die meisten der Pfeiler sind ohne weitere Gliederung. Ursprünglich scheint die Anlage nicht auf Gewölbe berechnet gewesen. An einem Theile der Wand haben sich Ansätze von Gewölbträgern erhalten.

Mit dieser, der früheren Entwicklung des romanischen Styles entsprechenden Anlage des Baues stimmen einige wenige erhaltene Blatt- und Thierornamente im Inneren der Kirche und die Anlage des Portales überein. Erstere zeigen die älteste Entwicklung des Blattornamentes mit bestimmten Anklängen an die Antike, im figuralischen das Steife und Unbehülfliche des frühromanischen Styls. Letzteres ist für die grosse Anlage der Kirche ungewöhnlich klein mit einfachen Rundstäben ornamentirt, aber verdeckt unter der modernen Restauration, durch welche man in sehr unglücklicker Weise in ganz unverstandenen Formen moderner Gothik eine Längenseite und eine Breitenseite der Kirche vollkommen verkleidete und theilweise das noch zerstörte, was die baroken Restaurationen noch übrig gelassen hätten. Der ursprüngliche Charakter des

romanischen Baues tritt nach Aussen nur mehr in der äusseren Choransicht hervor, wo theilweise noch die Fenster, das Sockelgesimse und das Dachgesimse mit dem Rundbogenfriess erhalten sind.

Aus der gothischen Bauperiode haben sich Sterngewölbe über dem Presbyterium, einige minder bedeutende Fensterbauten und eine nicht uninteressante Inschrift erhalten. Sie befindet sich oberhalb eines gothischen Fensters, welches in der mittleren Apsis eingebrochen ist und lautet: 1303 LABORE MAGISTRI DEMETRI LAPICIDE.

Eine ganz besonders hervorzuhebende Eigenthümlichkeit sind die an der Kirche befindlichen vier Thürme; sie sind nicht wie bei andern romanischen Bauten organisch im Grundplane angebracht, sondern liegen, wie der Grundriss zeigt, an den beiden Längenseiten der Kirche; sie bestehen aus mehreren Etagen, welche mit breiten Lisenen nach der Höhenrichtung, dem Rundbogenfriess und Zahnschnitte der Breitenrichtung nach verziert sind. Von dem ursprünglich romanischen Bau ist durch die letzte Restauration nicht Weniges zerstört worden.

Die Eigenthümlichkeit dieser Thurmanlage und noch mehr gewisse technische Erscheinungen am Steinbau (z. B. grössere innerhalb der Mauern vorkommende Entlastungsbögen) haben bei Vielen die Ansicht hervorgerufen, dass wir es hier nicht mit einem romanischen, sondern mit einem antik-römischen Baue zu thun haben, und zwar mit einem römischen Kastellbaue, einem sog. castellum praetorium, wie deren nach der Ansicht ungarischer Forscher in Ungarn mehrere vorkommen sollen. Diese Ansicht wurde auch unterstützt durch das vielfache Vorkommen von antiken Inschriften, Mosaïken, Grabsteinen u. s. f. Der Antheil des Römerthums an diesem Bau ist vor der Hand eine unentschiedene Frage, zu deren Lösung noch genauere Untersuchungen insbesondere der Fundamente nothwendig sein werden. Die gewöhnliche Ansicht, dass diese Kirche durch König Peter gebaut wurde, ist bei der nur dreijährigen Regierungszeit, die ausserdem noch eine unruhig bewegte gewesen, wenig wahrscheinlich, und es muss gegenwärtig erneuerter Forschung anheimgegeben bleiben, in welche Zeit die ersten Anfänge des Kirchenbaues gesetzt werden müssen.

Die Kirche ist von Westen nach Osten orientirt und hat bedeutende Grössenverhältnisse; die lichte Höhe des Hauptschiffes beträgt 69', die der Seitenschiffe 42', die Länge des Mittelschiffes bis zum Chorabschlusse 115'.

Ein wenn nicht seiner Grösse nach bedeutsames, so doch seinem Kunstcharakter nach höchst interessantes Monument ist das unterirdische Sacellum aus der römisch-christlichen Zeit, welches sich in Fünfkirchen in der Nähe der Domkirche befindet. Es gehört sicher zu den seltensten Werken der Art, sein Vorhandensein erklärt sich nur durch die Vermuthung, dass das alte Sopianae, der Geburtsort des Kaiser Maximus, schon in der späteren Kaiserzeit ein von einer römisch-christlichen Gemeinde bewohnter Ort war, bei welchem eine gewiss nicht ganz unbedeutende Kunstthätigkeit zu Hause war. Es ist diess auch nicht das einzige Denkmal der römisch-christlichen Zeit, welches sich in jenen Gegenden findet, und wenn auch mehrere derselben zerstört oder vollkommen in Vergessenheit gerathen sind, so sind sie uns doch durch Abbildungen und genauere Beschreibungen erhalten und konstatiren in Verbindung mit dem Sacellum den Bestand einer solchen Gemeinde.

Dieses unterirdische Gemach, 8' 6" breit, 9' 6" lang und 7' 6" hoch, aus Ziegeln mit dem Zeichen der zweiten LEG. ADI. gebaut, mit einem kleinen Tonnengewölbe bedeckt und einer schmalen Vorhalle versehen, war ursprünglich wohl ohne Zweifel eine Grabkapelle; es beweisen dies die Vorstellungen, welche sich auf den Wandgemälden, mit denen die Kapelle geschmückt ist, befinden, und der Sarkophag, der in derselben gefunden wurde. Letzterer ist spurlos verschwunden; von Ersterem zeigen sich grosse, wohlerhaltene Ueberreste, welche aber durch den immer mehr um sich greifenden Kalkkrebs ihrer gänzlichen Zerstörung entgegen gehen. Die Darstellungen sind folgende: auf der Wand gegenüber dem Eingange befinden sich zwei mit Tunika und Pallium bekleidete Gestalten, welche eine Rolle in den Händen halten und auf das mit rothen und grünen Farben ausgeführte Christusmonogramm, als das Symbol des Erlösers, hindeuten. Zwischen diesen beiden Figuren und unterhalb dem Christusmonogramm ist eine kleine Nische angebracht, die mit rothen Streifen eingefasst ist. Auf den beiden Seitenflächen waren im Jahr 1780, wo dieses Bauwerk entdeckt wurde, in Feldern, welche durch Linien abgegrenzt waren, mehrere Gegenstände aus dem alten Testamente vorgestellt, die sich auf die Auferstehung bezogen. Es befanden sich dargestellt: Noah mit ausgestreckten Armen, stehend auf einem viereckigen Kasten, aus welchem er die Taube entlässt; dann etwas verstümmelte Figuren, welche entweder auf die Magier oder auf die Jünglinge im Feuerofen zu beziehen

sind, und die Geschichte mit dem Jonas, die einzige Vorstellung, welche gegenwärtig noch grossentheils erhalten ist. Auf dem Gewölbe befindet sich in der Mitte ein in rothen Farben ausgeführtes Christusmonogramm und vier Medaillons, mit einem Kranze umgeben und durch Festons unter einander verbunden; es scheinen dies porträtartige Vorstellungen zu sein. Zwischen diesen Ornamenten sind auf jeder Seite zwei Pfauen, das bekannte Symbol der Unsterblichkeit, sichtbar. Diese Bemalungen sind al fresco ausgeführt, der Grund weiss, die Farben im Ganzen hell, die Technik ist die antike; sie ist breit, leicht und ohne Aengstlichkeit gehandhabt und zeigt eine nicht ungeübte künstlerische Hand. Die Ornamente, in welche diese verschiedenen Gegenstände eingefasst sind, sind einfache rothe, grüne oder gelbe Linien.

In welche Zeit dieses Monument zu setzen ist, kann, da äussere Anhaltspunkte ganz und gar fehlen, nur aus dem Charakter der Kunstformen entnommen werden. Da der Zug Attila's dem römischen Leben Niederpannoniens ein Ende gemacht hat, so ist es wahrscheinlich, dass es vor dieser Zeit entstanden sei. Es ist von Norden nach Süden orientirt.

Genauere Nachforschungen in und um Fünfkirchen würden ohne allen Zweifel über die Bedeutung und die Ausbreitung der römischen Ansiedelungen vielfache Aufklärung bringen, da mehrfache Umstände, wie ein erst vor wenigen Jahren gefundener Mosaikboden, welcher in der Zeichnung nicht unähnlich dem Salzburger Mosaik ist, bezeugt. Insbesondere wünschenswerth wäre es, wenn man Aufschlüsse über jene altchristlichen Denkmäler erhalten würde, die noch vor einem halben Jahrhunderte vorhanden waren und gegenwärtig gänzlich verschollen sind. In der nächsten Umgebung von Fünfkirchen befinden sich von mittelalterlichen Baumonumenten eine kleine unbedeutende Dorfkapelle zu Monfo im Metscheckgebirge, und die Schlosskapelle zu Siklos, wie das Schloss selbst, einst im Besitze der mächtigen Familie Garay. Letztere ist wohlerhalten und zeigt die reine und reiche Gothik des 14. Jahrhunderts. Auf diesem Schlosse ward König Sigismund gefangen gehalten.

Felsö-Örs.

Felsö-Örs (Ober-Örs) ist ein unbedeutendes Dorf auf der Strasse von Weszprim nach Tihany. An diesem Orte befindet sich eine kleine aus Quadern gebaute Kirche; sie ist einschiffig, hat eine halbrund geschlossene Apsis und eine charakteristische Thurmanlage, welche der frühromanischen Bauperiode angehört. Des Thurmes wegen erwähnen wir das Monument an diesem Ort. Die anderen Theile der Kirche sind entweder modern, oder entbehren ein grösseres Interesse. Historische Nachrichten haben wir von denselben nur sehr wenige, wir wissen, dass diese Kirche, welche zur Probstei gleichen Namens gehört, bereits im Jahre 1258 gestanden und dass das Geschlecht Báthyani seit dem Jahre 1455 den Titel „de Felsö-Örs" führt. Der Name „Örs" ist ein uralter; er kömmt in verschiedenen Ortsnamen in Ungarn vor, und wird auch unter den älteren ungarischen Personennamen in verschiedenen Formen angeführt.

Der Thurmbau, der uns hier allein interessirt, liegt an der Westseite der Kirche. Der Grundriss ist ein Quadrat, dessen jede Seite 27 Fuss misst, die Mauern haben eine Stärke von 6 Fuss. Von diesem Thurmbau existiren noch zwei Etagen, jede derselben hat in ihrer Längerichtung Lisenen, in ihrer Breite sind sie durch einen vortretenden Rundstab, Zahnschnitt und einen einfachen Rundbogenfries charakterisirt.

An der Westseite des Thurmes liegt das Portal der Kirche; es ist sehr einfach im romanischen Style angeordnet, mit sehr roher Ornamentik über dem Thürsturze. Die Thurmhalle dient zugleich als Vorhalle der Kirche. Das Gewölbe der Thurmhalle ist ein rundbogiges Kreutzgewölbe mit massiven rohen Diagonalrippen, welche in den Ecken auf Säulen mit einfachen Würfelkapitälen ruhen.

Die zweite Thurmetage hat einen ganz eigenthümlichen Fensterbau, es liegen drei durch Flachgiebel unter einander verbundene Fenster in einer Linie; zwischen den Fenstern sind Säulen angebracht, welche unter einander durch Wulste verbunden sind. Ueber den mittleren dieser Fenster ist ein viertes angebracht mit ähnlicher Gliederung. [1]

[1] Eine Abbildung dieses Thurmbaues bringt das Jahrbuch der k. k. Centralkommission zu Erhaltung der Baudenkmale (Wien 1853. S. 117.

Tihany.

Das Benediktinerkloster Tihany liegt auf einer Erdzunge des Plattensees. Es ist eine Stiftung König Andreas I. aus dem J. 1054. Die Stiftungsurkunde weist, nur in geringerem Maasse, ähnliche Verhältnisse nach wie jene von Pécsvarad; es kommen zwei Fabri, ein Aurifex, ein Tornator u. s. f. vor. Der Stifter des Klosters wurde daselbst bestattet, wie Simon de Keza erzählt. [1] Eine einfache, mit einem apostolischen Kreutze (dem Ehrenzeichen der ungarischen Könige) versehene Marmorplatte zeigt heutzutage der Sage nach die Grabstätte des Stifters.

Von dem alten Baue ist nur wenig mehr vorhanden; er hat im Laufe der Zeiten die mannigfaltigsten Schicksale erlitten, am härtesten traf ihn das Jahr 1684 und die Türkenzeit. In dem genannten Jahre wurde er in eine Veste verwandelt, darauf zweimal von den Türken belagert. Während dieser Zeit brannte er gänzlich nieder. Der Bau der heutigen Kirche rührt aus dem achtzehnten Jahrhunderte her und ist ein Werk der Aebte Augustin Lécs († um 1760) und Samuel Vajda († 1792). Das Kloster von Tihany steht unter dem Erzabt des Benediktinerstiftes Martinsberg, wie das Kloster Bákony-Bél.

Ein Bild des alten Baues gibt gegenwärtig nur die Krypta, sie ist dreischiffig mit horizontalem Abschluss, wie die Krypta am Martinsberge. Die innere Ausstattung zeigt die rohesten Formen im konstruktiven wie im dekorativen Theil. Die drei Säulenpaare, welche die Krypta in drei Schiffe theilen, ruhen auf einer einfachen viereckigen Basis und haben eine einfache viereckige Platte statt des Kapitäls. Von einer weiteren Gliederung oder Ornamentirung ist keine Spur. Ebensowenig findet man Gewölberippen, die Gewölbemauern sind massiv aufgeführt. Der Bau wird hier nur desswegen erwähnt, weil die Gegend von Tihany in der ungarischen Geschichte eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, und dieser Bau, sowie der von Felsö-Örs, die einzigen bisher bekannten Bauten romanischen Styls in der Gegend des Plattensee's sind. Die Kirche von Kesthely hat vorherrschend gothische Elemente. Doch zweifle ich gar nicht, dass sich am nördlichen Ufer des Plattensee's ausser den interessanten Burgenbauten auch interessante Kirchenbauten des romanischen Styles finden werden. In der Nähe von Tihany am Plattensee finden sich Felsengrotten, ähnlich der von Fontombaud im Departement de l'Indre in Frankreich, welche Lenoir beschrieben. Sie scheinen in früheren Zeiten geistlichen Zwecken der Benediktiner gedient zu haben; zur Zeit der Tartareneinfälle sollen sie als Zufluchtsstätten benützt worden sein.

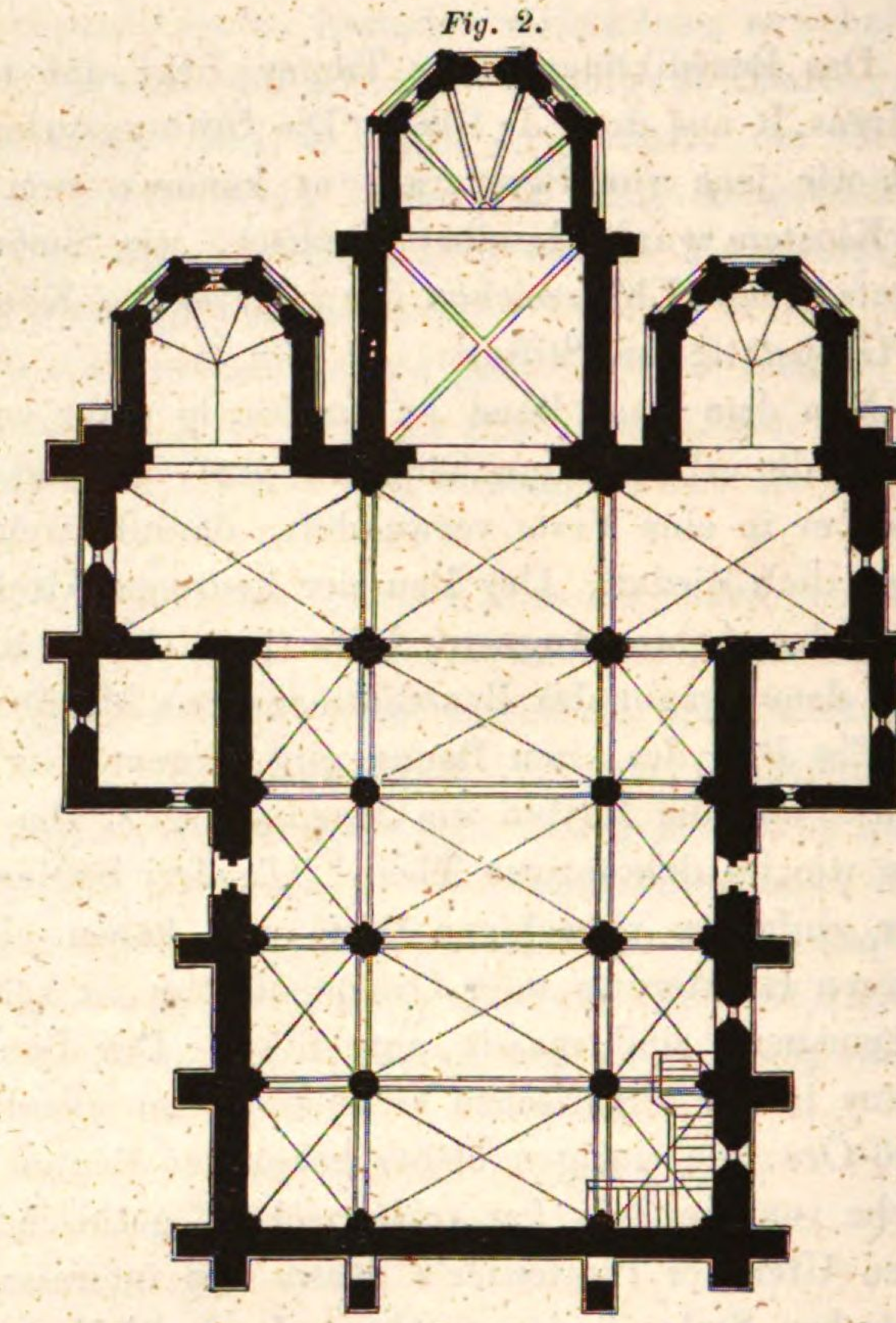
Ocza.

Ein romanischer Bau anderer Art, als es die Kirchen zu Ják, Horpácz, Leiden (Lébény) sind, ist die Kirche zu Ocza, einem Marktflecken im Pest-Ofener Verwaltungsgebiete, gelegen auf der grossen Ebene zwischen der Donau und Theiss, an der Strasse von Soroksar nach Kecskemet, in geringer Fntfernung von Pesth. Diese Kirche, gegenwärtig im Besitze der evangelischen Glaubensgenossen h. K., ist schon mehrmal Gegenstand der Aufmerksamkeit magyarischer Kunstfreunde gewesen. Ein ziemlich ausführlicher Bericht findet sich in den Publikationen der k. ungarischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1835. „A Magyar tudós társasáy' évkönyvei. Második kötet. Budán 1835. 4to. S. 114" von Franz Tessedik. Damals hat man die Pläne den Münchner Architekten Prof. Gärtner, Baurath Klenze und Architekt Wiebeking zur Abgabe eines Gutachtens überschickt. Klenze und Gärtner setzten die Kirche in das zehnte Jahrhundert und hielten das Portal als in vollkommener Harmonie mit dem Bauwerke stehend; Wiebeking setzte es höchstens in das eilfte Jahrhundert. Belius in seiner Notitia hung. nov. T. III. p. 159 erzählt die Sage, der Tempel sei durch den König von Serbien Georg, zu Zeiten K. Sigismunds, welcher die Serben in das Land geführt habe, erbaut worden. Zur Zeit der Türkenkriege sei die Kirche verlassen worden und lange Zeit in Ruinen gestanden, bloss das Sanctuarium sei bedeckt gewesen.

[1] „Andreas obiit anno regni sui XV. et in Tyon monasterio proprio cum filio David sepelitur" p. 110. der Mon. Arp. von Endlicher.

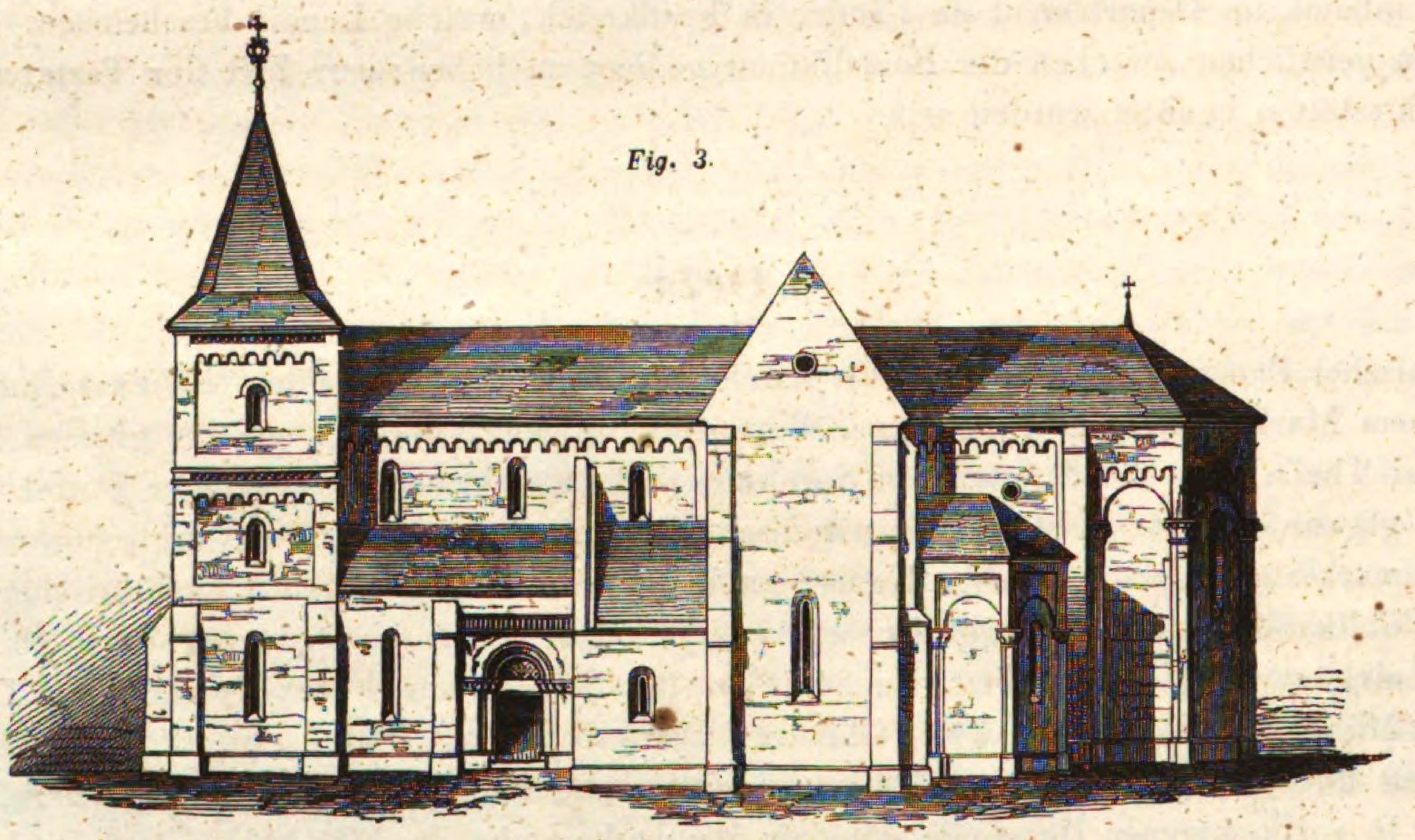
Nach Fuxhofer (a. a. O. II. p. 61) war Ocza früher eine Präpositur der Prämonstratenser gewesen, Wagner versetzt die Oczaer Präpositur in das Szathmarer Komitat nach Otsva-Apáthi. Fuxhofer ist seiner Sache so wenig gewiss, dass er das Urtheil, ob dieses Prämonstratenser Kloster im Pesther oder Szathmarer Komitat gelegen sei, dem Urtheile der Leser überlässt. Nach Ungarn sind die Prämonstratenser im J. 1130 vom König Stephan II., vier Jahre nach dem Tode ihres Stifters, des h. Norbert, gerufen worden. Das erste von diesem Orden in Ungarn gegründete Kloster war das Kloster des h. Stephan zu Grosswardein (ad promontorium Magni Varadini). Dieser Orden verbreitete sich schnell in Ungarn; die Zahl seiner Ordenshäuser war in der Zeit seiner Blüthe 45, nach Einigen 50.

Fig. 2.



Unter den romanischen Bauten, die bisher in Ungarn zu unserer Kenntniss gekommen sind, ist Ocza der einzige, der in seiner Grundanlage ein stärker ausgebildetes Querschiff und drei selbständig gegliederte Apsiden mit polygonem Abschlusse zeigt. Desswegen theilen wir, wenn auch nur in einer flüchtigen Skizze, unsern Lesern den Grundriss der Kirche (*Fig.* 2) und die südliche Seitenansicht (*Fig.* 3) mit. Die Kirche selbst hat im Inneren die mannigfaltigsten Veränderungen erlitten, und bietet sonst nichts besonders bemerkenswerthes dar. Der gesammte Dachstuhl ist, wie der Anblick der Abbildung zeigt, modern.

Fig. 3.



Sct. Ják.

Unter den ungarischen Bauten auf dem Gebiete zwischen der Drau und Donau nimmt die Kirche von Ják eine sehr bedeutende Stellung ein. Sie gilt uns als der Grundtypus für eine Reihe von Bauten, welche in derselben Zeit entstanden sind, sämmtlich eine ähnliche Anordnung haben, von denen sich aber verhältnissmässig nur wenige Ueberreste erhalten haben. Eine dieser Kirchen, die zu Nagy-Karoly, ist ganz und

gar verschwunden, andere dürften im Lande noch vorhanden sein, haben sich aber bis jetzt der Aufmerksamkeit der Kunstfreunde entzogen, wieder andere aber sind uns bekannt und geben ein nicht uninteressantes Bild der Bauthätigkeit Ungarns. Die bekannteren Kirchen, welche eine gleichartige Bauanlage zeigen, sind die zu Ják, Horpácz und Leiden (Lébény). Von diesen drei Kirchen ist nur eine einzige, von der wir historische Anhaltspunkte haben, das ist die Kirche zu Leiden (Lébény). Sie war im Jahre 1209 gegründet, gehörte zu einer Benediktiner-Abtei (Abbat. St. Jacobi Lébéniensis), welche unter dem Erzabte von Martinsberg stund. Das Abteigebäude selbst wurde im Jahr 1595 von den Türken gänzlich zerstört, die Kirche selbst bildet gegenwärtig die Pfarrkirche des Ortes. Geschichtliche Daten zu den andern zwei Kirchen, zu Ják und Horpácz, fehlen uns gänzlich, dagegen ist eine auffallende Verwandtschaft vorhanden unter diesen drei Monumenten, theils in der Anordnung des Grundrisses, theils in der Zeichnung und technischen Behandlung der Ornamente. Die Kirchen von Leiden und Ják haben, wie die zu Nagy-Karoly, drei Längenschiffe ohne Querschiff, drei rund abgeschlossene Apsiden, zwei Thürme an der Westfaçade, mit einer ziemlich ähnlichen Anordnung des Portales. Im Innern der Kirche ist dieselbe Anordnung der Pfeiler mit Halbsäulen entsprechend dem Gewölbesysteme, das durchweg in den Hauptschiffen wie in den Seitenschiffen ausgebildet war. Die Ornamentik zeigt an sämmtlichen Kirchen Verwandtschaft des Styls und der Schule, eine höchst elegante Ausbildung der Technik und das Vorhandensein grösserer künstlerischer und materieller Mittel bei der Ausführung der Bauten. Sämmtliche Kirchen sind aus Hausteinen, und sie liegen alle in der Ebene des Raabflusses; Ják in weniger Entfernung von Stein-am-Anger, Horpácz und Leiden in der Nähe von Raab, und zwar Leiden an der Donau, Horpácz in der Nähe des Neusiedlersee's.

In der Nähe von Ják findet sich eine kleine Rundkapelle, wie die Jakobskapelle in Oedenburg und die Rundkapelle zu Pápocz (im Eisenburger Komitat).[1]

Die Bauten in dieser Gegend können in ihrem Zusammenhange nicht vollkommen gewürdigt werden, wenn man nicht auf die Bauten Rücksicht nimmt, die sich auf demselben geographischen Gebiete befinden und nur durch politische, nicht durch natürliche Grenzen von ihnen geschieden sind. Wir meinen damit natürlich jene Bauten, die meist zwischen dem Wienerwalde, der Donau und der ungarischen Grenze liegen, entweder dieselbe Anlage des Grundrisses, jedenfalls aber dieselbe Bautechnik, dieselbe künstlerische Behandlung der Ornamentik und der einzelnen Bauglieder zeigen. Die grossen Bauten, welche daselbst vorgenommen wurden, der Bau des Domes von Wiener-Neustadt, des Klosters von Heiligenkreutz, des Stephansdomes und der Michaelenkirche in Wien, an welche sich eine Reihe älterer, gegenwärtig zerstörter Kirchen anreihen, musste eine grosse Bauschule erzeugen, deren inneren Zusammenhang nachzuweisen Aufgabe der österreichischen Kunstgeschichte sein wird, und zu der die genannten ungarischen Baudenkmale einen sehr bedeutenden Beitrag liefern werden. Es gibt an diesen kein Bauglied, kein Ornament, das sich an den österreichischen Bauten nicht wiederfände. In Oesterreich wie in diesem Theil von Ungarn ist das Vorkommen der Rundkapellen bezeichnend, wie die zu Petronell, Mödling, Altenburg, Scheiblingkirchen, Aspang, Tuln, Haimburg u. a. m., Werke, die sämmtlich der zweiten Hälfte des 12ten und der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts angehören.

Die Kirche zu Ják, zu der wir uns nun wenden, ist gegenwärtig die Pfarrkirche des Ortes, und war einst ein Theil einer Benediktinerabtei. Als im Jahre 1526 die Türken Güns eroberten, wurde das Klostergebäude zerstört, theilweise auch die Kirche. Seit dieser Zeit kam sie in Vergessenheit, bis vor Kurzem die Aufmerksamkeit der k. k. Centralkommission zur Erhaltung der Baudenkmale auf dieses Monument gerichtet wurde. Diese Vergessenheit trug viel zur Erhaltung der Kirche bei; auf einem kleinen Seitenwege abseits der Strasse gelegen, welche über Güns und Stein-am-Anger nach der Kroatischen Grenze führt, entging sie der Aufmerksamkeit, aber zugleich auch der Restaurations- und Zerstörungslust, welcher viele mittelalterliche Bauten an reicheren Orten und an den grossen Verkehrswegen erlegen sind.

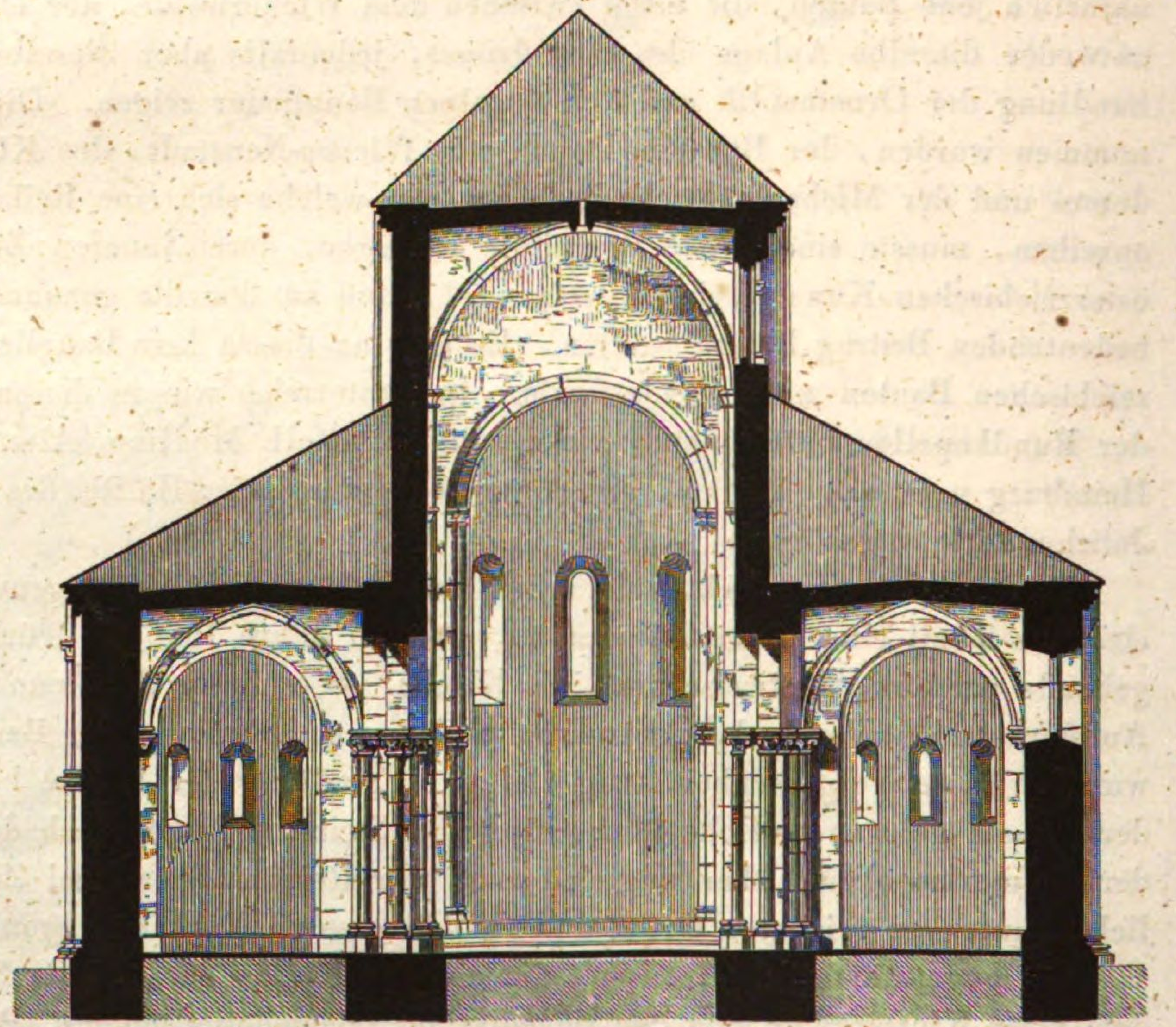
Die gegenwärtige Pfarrkirche, die einstige Kirche der Abbatia Sti. Georgii militis et martyris, liegt nach dem alten Klostergebrauche der Benediktiner (Benedictus montes, Bernhardus valles amabat) auf einem kleinen Hügel in der Richtung von Osten nach Westen ganz frei, umgeben von dem Friedhofe des Ortes, auf welchem sich nebst der erwähnten Rundkapelle zwei Fragmente von Säulen aus egyptischem Granit befinden, ähnlich jenen, welche sich auf dem Marktplatz von Stein-am-Anger dem Sabaria der Römer vorfinden, von dem

[1] Siehe Mittheilungen der k. k. Centralkommission. Wien. 1856. S. 41.

Einige glauben, dass es sich bis Ják erstreckt habe. Andere sind der Ansicht, dass unter diesem Hügel, auf dem die Kirche steht und die zwei Granitsäulen sich befinden, ein römischer Tempel zu suchen sei; wieder andere sind der Ansicht, dass diese Säulentrümmer bei Gelegenheit des Kloster- und Kirchenbaues mit anderem Steinmaterial von Stein-am-Anger nach Ják gebracht wurden. Um den Hügel herum liegt der kleine Ort, der nur von 1300 Einwohnern bevölkert ist.

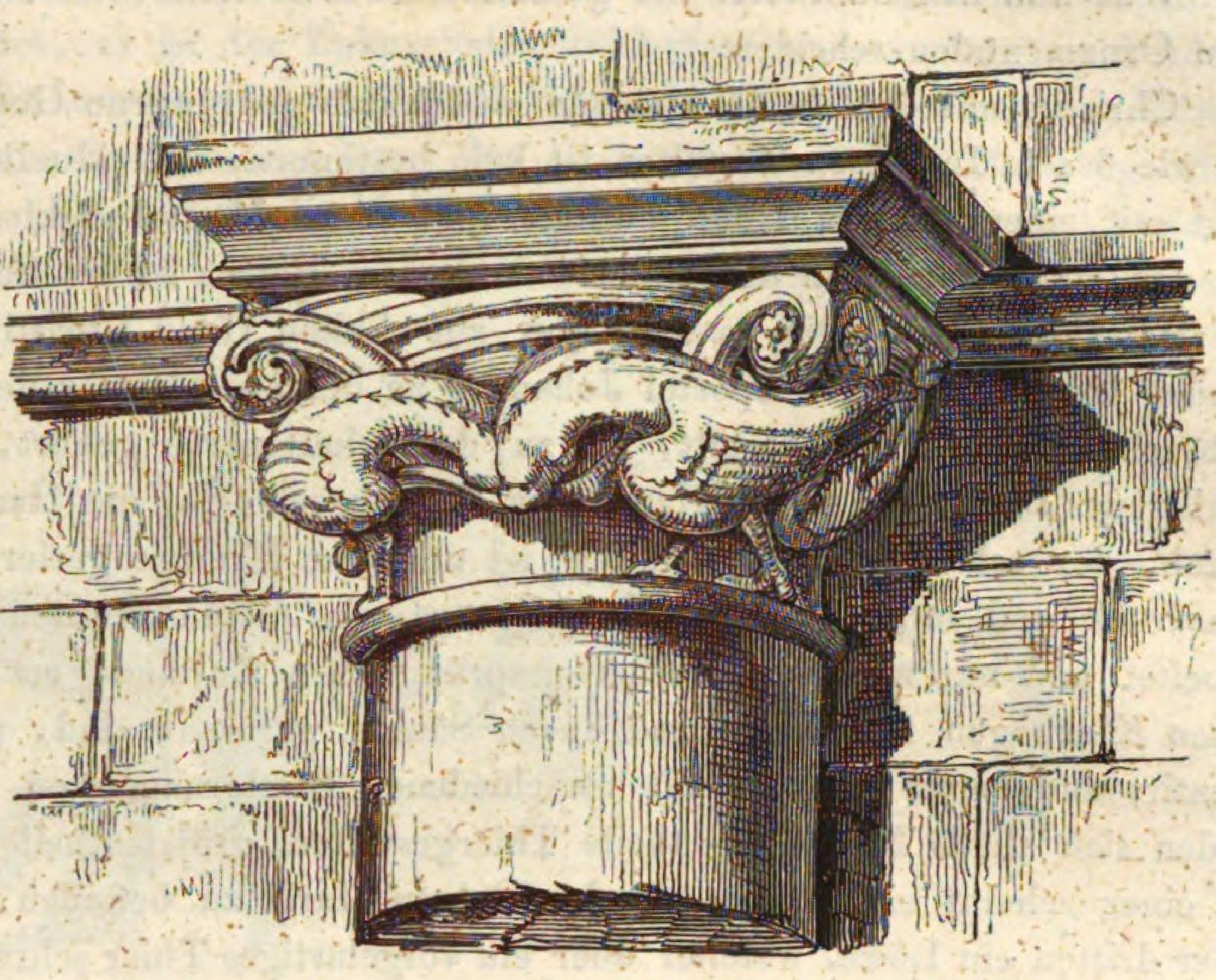
Der Grundriss der Kirche (Taf. IX.) zeigt eine dreischiffige romanische Anlage. An der Eingangsseite (der Westseite) befinden sich zwei Thürme mit dem etwas vorspringenden, reich angelegten Portale. Die ersten drei Kreutzgewölbe bilden eine Art Vorhalle. Die innere Anordnung der Kirche zeigt sechs Pfeilerpaare mit Halbsäulen versehen, von denen nur jene, welche dem nördlichen Seitenschiffe zu liegen, in ihrer alten Form erhalten sind. In der Verlängerung der zwei Seitenschiffe liegen die zwei kleinen rund abgeschlossenen Apsiden, das Mittelschiff hingegen verlängert sich über den Scheidebogen hinaus durch eine viereckige Choranlage, an welche sich wieder im Halbkreisbogen eine Apsis anschliesst. Der Grundriss zeigt ferner einige Eigenthümlichkeiten des Baues; die Nordwand hat gar keine Fensteranlage, und die Halbsäulen, welche, an der äusseren Wand angeordnet, in ihrer Gliederung ein schönes Ornament abgeben, korrespondiren nicht mit der inneren Pfeilerstellung des Grundrisses. Die Kirche empfängt ihr Licht durch die Fenster der Südseite und durch die drei Fenster, welche sich je an einer Apsis befinden. An der südlichen Seite findet sich ein kleiner viereckiger Anbau, welcher gegenwärtig als Vorrathskammer eines benachbarten Wirthschaftsgebäudes dient. Die Gewölbe im Innern der Kirche (*Fig. 4*) sind sämmtlich aus einer späteren Zeit. Die im nördlichen Seitenschiffe sind wahrscheinlich gleich nach den Türkenkriegen entstanden und sind ebenso systemlos in ihrer Anlage, als unkünstlerisch in ihrer Auflösung. Die Gurten sind nicht ordentlich profilirt, sondern nur im Viereck gehauen. Die Giebel derselben liegen weder untereinander noch mit der Axe der Apsis auf gleichem Lager und entwickeln sich keineswegs organisch aus den Pfeilern, welche mit feinem Geschmacke konstruirt sind. Die erhaltenen Gewölbe im Innern, wie der Grundriss zeigt, bloss in der Vorhalle und im Chore, sind sämmtlich im Spitzbogen, ebenso ist auch der Scheidebogen vom Hauptschiffe, der sogenannte Triumphbogen, ein kräftig profilirter, spitzbogiger Rundstab; der Scheidebogen an der Chornische ist nicht spitzbogig, sondern rundbogig. Die Pfeiler im Innern der Kirche sind achtseitig mit angelehnten Halbsäulen, über welchen eine schön profilirte Deckplatte mit einer Hohlkehle ruht. Ein deutliches Bild der Kapitälbildung gibt die Halbsäule, welche an dem Pfeiler des nördlichen Thurmes erhalten ist, sie zeigt (*Fig. 5*) ein vortreffliches Thierornament, das in seiner technischen Ausführung zu den schönsten romanischen Ornamenten gehört. Der Fuss der Halbsäule hat eine tief eingreifende Hohlkehle, einen stark hervortretenden Plinthus und eine Lilie als Eckblatt. Diese einfache und malerisch schöne Auflösung des Säulenfusses kömmt auch bei andern ungarischen Bauten aus dem 13. Jahrhundert, z. B. in der Stiftskirche am Martinsberge vor.

Fig. 4.



Die Arkadenbögen im Innern der Kirche, die spitzbogig gewesen sein mögen, sind gegenwärtig so wenig erhalten als die Gewölbe im Innern.

Fig. 5.



Bei dem erhaltenen Gewölbe des Chores fungiren in den Ecken stehende Halbsäulen als Gurtenträger, welche durch ein aus drei Rundstäben gebildetes Band unterbrochen sind. Die Kapitäle dieser Halbsäulen zeigen das gewöhnliche romanische Blattornament in seinen späteren Variationen.

Die bedeutsamsten Theile der Kirche sind die Façade mit dem Portale und Thurmbau, die äussere Ansicht des nördlichen Seitenschiffes und der Chor.

Die Façade mit den Thürmen und dem Portale ist der schönste Theil dieses romanischen Baues. Wie ein Blick auf die Tafel X. zeigt, sind in späteren Zeiten mancherlei Veränderungen oder vielmehr Verstümmelungen an diesem Theile der Kirche vorgenommen worden. Die Thurmspitzen und der oberste Theil des Thurmbaues sind ein Werk späterer Zeit, so auch das Dachgesimse des Giebels zwischen den beiden Thürmen. In früheren Zeiten schmückte denselben eine Marienstatue, wie Fuxhofer in seiner Monasteriologia Hungarica erzählt. Die romanischen Rundfenster in den Thürmen sind theilweise zerstört oder vermauert, auch der Giebel der vorspringenden Portalhalle hat einige Veränderungen erlitten. Trotzdem ist diese Façade in ihrem Steinbau und mit dem Portale eines der interessantesten Baudenkmäler, die wir kennen. Die Thürme selbst haben vier Etagen, welche in ihrer Längenrichtung durch breite Lisenen, in ihrer Breitenrichtung aber durch einen mit einem Kugelornamente versehenen Rundbogenfries, der überdiess noch durch ein kleines Blatt oder Thierornament zwischen den Rundbögen verziert ist, durch das Zahnschnittornament und einen stärkeren Rundstab getrennt sind. In der ersten Etage befindet sich ein grösseres reich ornamentirtes Rundfenster, in der zweiten und dritten hingegen Doppelfenster, die durch ein schönes Kugelornament umgeben und durch eine Säule getrennt sind, deren Kapitäle das Blattornament zeigen. Die Höhe des Thurmes bis zum obern Gesimse ist 13^{0}' 2''; der äussere Durchmesser der Fensterrose 1''3' 9'', die Lichthöhe des Fensters der ersten Thurmetage 7', die Breite 3', die Höhe in der zweiten Thurmetage 8', die Breite 3' 6''. Der Grundriss des Thurmes ist quadratisch, jede Seite hat 3^{0}4' 6'', die Stärke der Thurmmauer ist 5' 6''.

Das Portal springt, wie der Grundriss zeigt, etwas aus der Wandfläche der Façade vor und ist durch einen Giebel gedeckt. Die besonders reiche Anordnung desselben hat uns veranlasst, dasselbe auf der Taf. XI in einer besondern Abbildung zu geben. Die eigentliche Portalhalle besteht aus sechs Säulenpaaren, welche den Traditionen des romanischen Styles folgend in rechteckige Nischen gestellt sind; sowohl die Säulenschäfte als die vorspringenden Rechtecke sind mit Ornamenten geschmückt. Die zwei äussersten Säulen sind etwas kürzer und ruhen auf Löwen, von denen Einer, wenn auch in etwas verstümmelter Form, noch vorhanden ist. Die Säulenkapitäle haben sämmtlich gleich jenen des Chores, welche wir in besonderen Abbildungen geben, ein sehr elegantes, reichausgebildetes Blattornament. Oberhalb der Säulenkapitäle ist ein breiter mit phantastischen Thieren und Pflanzenornamenten gebildeter Fries, auf welchem die Bögen der eigentlichen Portalhalle ruhen. Drei von diesen Bögen und zwar die äussersten sind aus dem Spitzbogen konstruirt, die drei innern aus dem Rundbogen. Diese schon in der Anlage vorkommende systematische Verbindung des Rundbogens und des Spitzbogens lässt sehr bedauern, dass wir gar keine Anhaltspunkte über die Zeit haben, in welche der Bau der Kirche gesetzt werden muss. An der Fläche der vorspringenden Portalnische sind eine Reihe von Figuren angebracht, und zwar in der Linie des äussersten Spitzbogengiebels Christus mit zehn Aposteln, die andern zwei Apostel sind an der Fläche des Thurmes angebracht; ausser diesen Figuren finden sich mehrere andere in den Nischen an dem Portale oder der Thurmwand.

Was nun den Charakter der gesammten Portalornamentik anbelangt, so wollen wir das Figuralische vom rein Ornamentalen scheiden.

Christus mit den zwölf Aposteln sind kurze gedrungene Gestalten, das Verhältniss der Figur zum Kopfe ist wie 6 : 1. In diesen Gestalten ist kein bestimmter individueller Charakter ausgeprägt; sämmtliche Apostel sind mit einem langen Untergewande und einem Mantel bekleidet und meistens ohne ein anderes Symbol als das eines Buches in der Hand — nur dem Petrus ist ein Schlüssel, einer andern Gestalt ein Schwert in die Hand gegeben. Die zweite Figur zur linken Hand Christi scheint in ihrer etwas bewegten ausschreitenden Gestalt auf den Apostel Johannes zu deuten. Hinter den Köpfen ist ein scheibenartiger Nimbus angebracht. Die Christusgestalt, die zu den erhalteneren gehört, hat in der linken Hand ein offenes aufgeschlagenes Buch, die rechte Hand zum Segnen erhoben, die Haare sind gescheitelt, fallen auf die Schultern herab, der scheibenförmige Nimbus ist mit dem Kreutze geziert, das Gesicht selbst aber ist ohne geistigen Ausdruck und innere Belebung. Mehrere von diesen Figuren sind in späteren Zeiten ergänzt oder überarbeitet und nur wenige in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten. Sie stehen in Nischen, welche durch einen Kleebogen überdeckt und durch Säulen getrennt sind, deren Schäfte ursprünglich sämmtlich ornamentirt und deren Kapitäle mit verschiedenen Blattornamenten geschmückt waren. In den anderen Nischen finden sich theils Menschen- theils Thiergestalten, grösstentheils verstümmelt und nur theilweise erkennbar. In einer scheint sich Anna mit der kleinen Maria zu befinden, in der andern Samson als Löwentödter, in einer dritten ein Löwe, welcher über ein vögelartiges Thier schreitet, Gestalten, welche auf anderen Portalen, z. B. der Wiener Stephanskirche ebenfalls vorkommen, und deren symbolische Bedeutung aus den neueren Forschungen über Thiersymbolik sicher zu stellen ist.

Was den Charakter der übrigen Ornamente am Portale anbelangt, so ist jeder aufmerksame Beobachter derselben gleichmässig überrascht durch die feine stylgemässe Anwendung derselben, ihre reiche Anordnung und ihre ungewöhnlich präcise Ausführung. In der Art und Weise, wie die Ornamente angewendet sind, zeigt sich ein regelmässiger Fortgang vom Schwereren zum Leichteren. Einem ungewöhnlich starken Mäander-Ornament als äusserster Umrahmung des ganzen Portales folgt ein breites Bandornament, dann das Zickzack in verschiedenen Formen und zuletzt ein Blattornament. Mit besonders künstlerischem Takte sind die Ansätze der verschiedenen Ornamente, wie ein Blick auf den Fries oberhalb der Säulenkapitäle zeigt, behandelt. Es ist diess nicht die Folge eines instinktmässigen, sondern eines bewussten künstlerischen Handelns. Dieses Systematische und Organische in der gesammten Entwicklung des Portales bewirkt vorzugsweise die Erhebung desselben zu einem bedeutenden Kunstwerk.

Die Erhaltung der Ornamente des Portales ist eine sehr ungleichartige, doch lassen sich sämmtliche Motive erkennen. Manche derselben wiederholen sich sowohl an den Schäften als Kapitälen. Am meisten hat die Säulenbasis und der Thürsturz gelitten, letzterer ist neu. Das Giebelfeld oberhalb des Thürsturzes enthält die segnende Figur Christi in einer scheibenförmigen Mandorla mit zwei Engeln. Die Ornamente scheinen bemalt gewesen zu sein.

Das Portal hat eine Tiefe von 1 Klafter 4 Schuh 6 Zoll; die äusserste Breite des ganzen Portals misst 7 Klafter 2 Schuh 6 Zoll; die Höhe bis zum Giebel ist 9 Klafter.

Zur Vergleichung dieser Portalanlage dienen in Ungarn das Portal zu Leiden und vorzugsweise das zu Horpacz. Der Charakter des Ornamentes sowie der Anlage ist bei allen wesentlich derselbe, nur kommt beim Horpaczer Portale der Spitzbogen noch nicht vor. Als Anhaltspunkte zur Vergleichung dienen unter den benachbarten Portalen: das Portal der Stephanskirche in Wien, der h. Dreikönigskapelle zu Tuln und das Südportal des Wiener-Neustädter Doms.

Was die äussere Form der Nordseite anbelangt, so ist Eines davon schon herausgehoben worden, dass sie ohne Fenster ist und die Halbsäulen der Wand des Seitenschiffes mit dem inneren Pfeilersysteme nicht correspondiren. Die Wand des Mittelschiffes ist durch breite Lisenen in mehrere Felder getheilt, zwischen diesen einzelnen Feldern ist ein Rundbogenfries und oberhalb desselben hart am Kranzgesimse ein doppelter Zahnschnitt angebracht. Die Lisenen sind ihrer Längenrichtung nach mit einem Rundstabe eingefasst, der sich um den Rundbogenfries fortsetzt und in sinniger Weise das ganze Ornament des Mittelschiffes verbindet. Die Steinwand des niedrigeren Seitenschiffes hat eine ähnliche nur etwas reichere und zierlichere Ornamentirung. Sie ist durch Halbsäulen in fünf Felder getheilt, von denen jedes durch ein horizontal durchgehendes

Band wieder in zwei kleinere Felder getheilt ist. Das Ornament unter dem Dachgesims hat denselben Charakter wie das Ornament des Mittelschiffes, es ist der Zahnschnitt und zwischen den einzelnen Feldern als Verbindung der Rundbogenfries angebracht, nur in etwas kleinerer Form als bei den Mauern des Mittelschiffes, auch kommt der Rundstab als verbindendes Element längs den Halbsäulen und dem Rundbogenfries in gleicher Weise vor wie beim Mittelschiffe. Das oberste Feld ist durch zwei Halbsäulen in drei kleinere getheilt, zwischen welchen ein vortreffliches Basrelief (Fig. 6) angebracht ist, dessen Bedeutung ich nicht zu entziffern vermag.

Fig. 6.

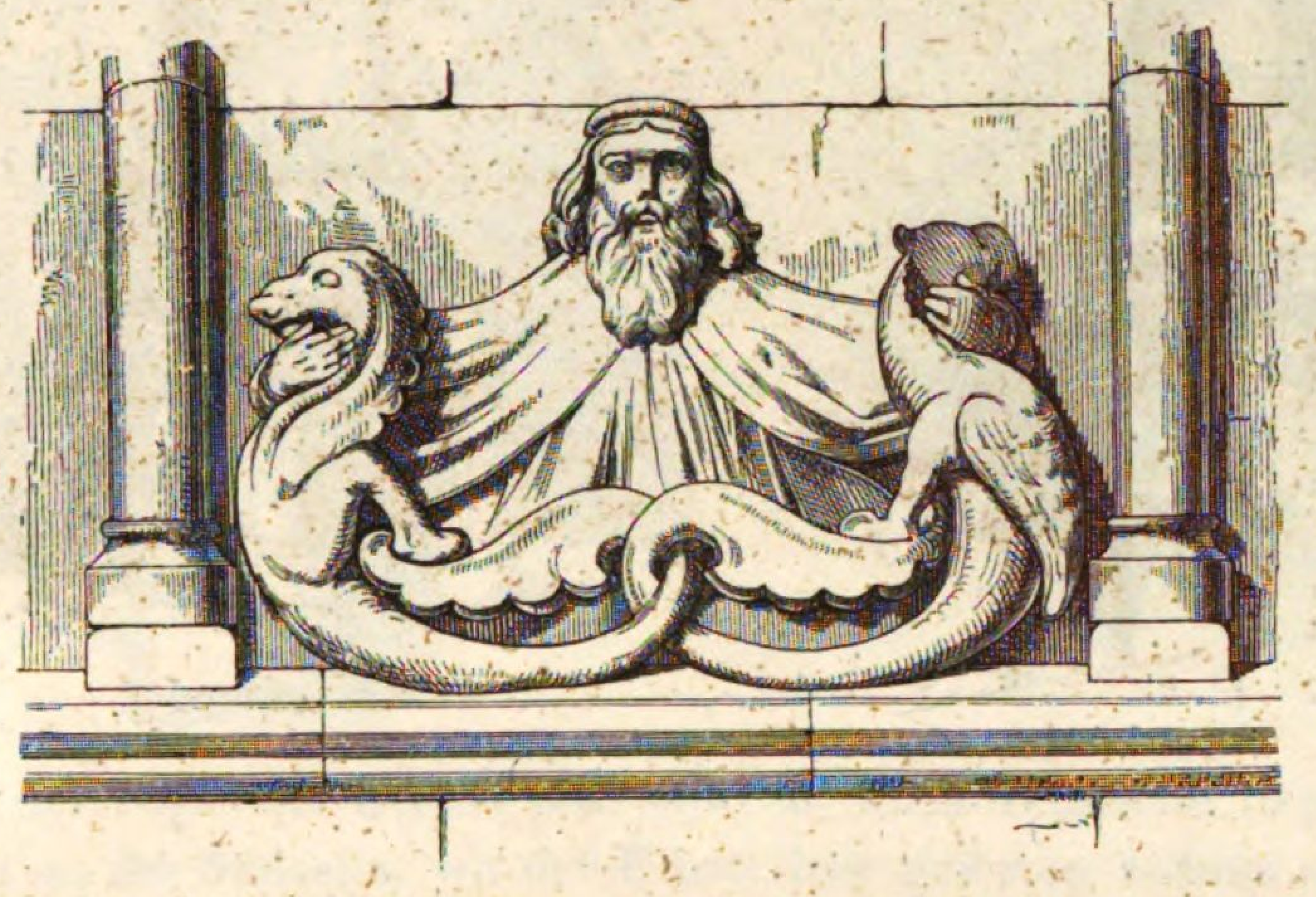
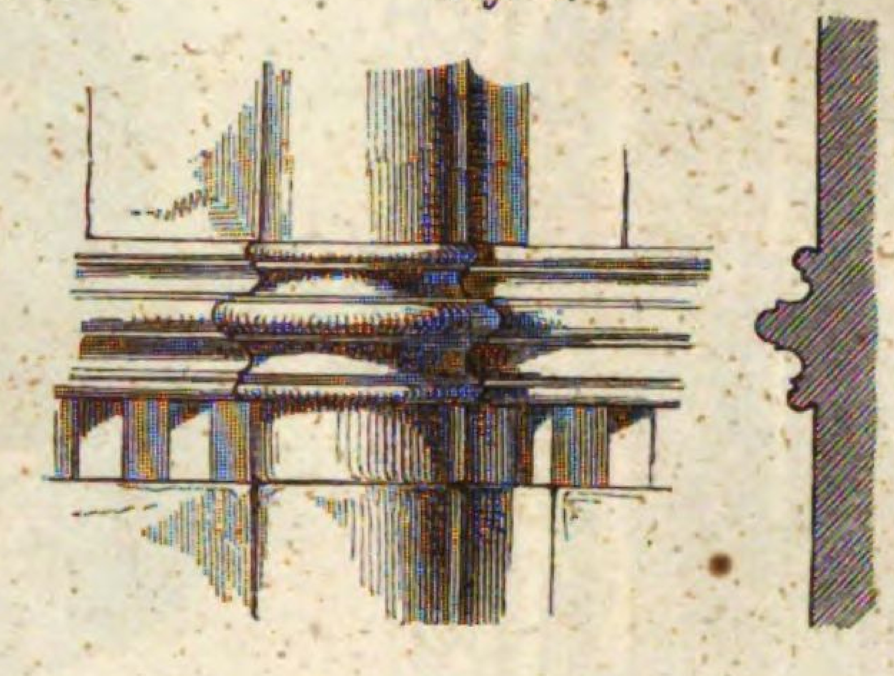
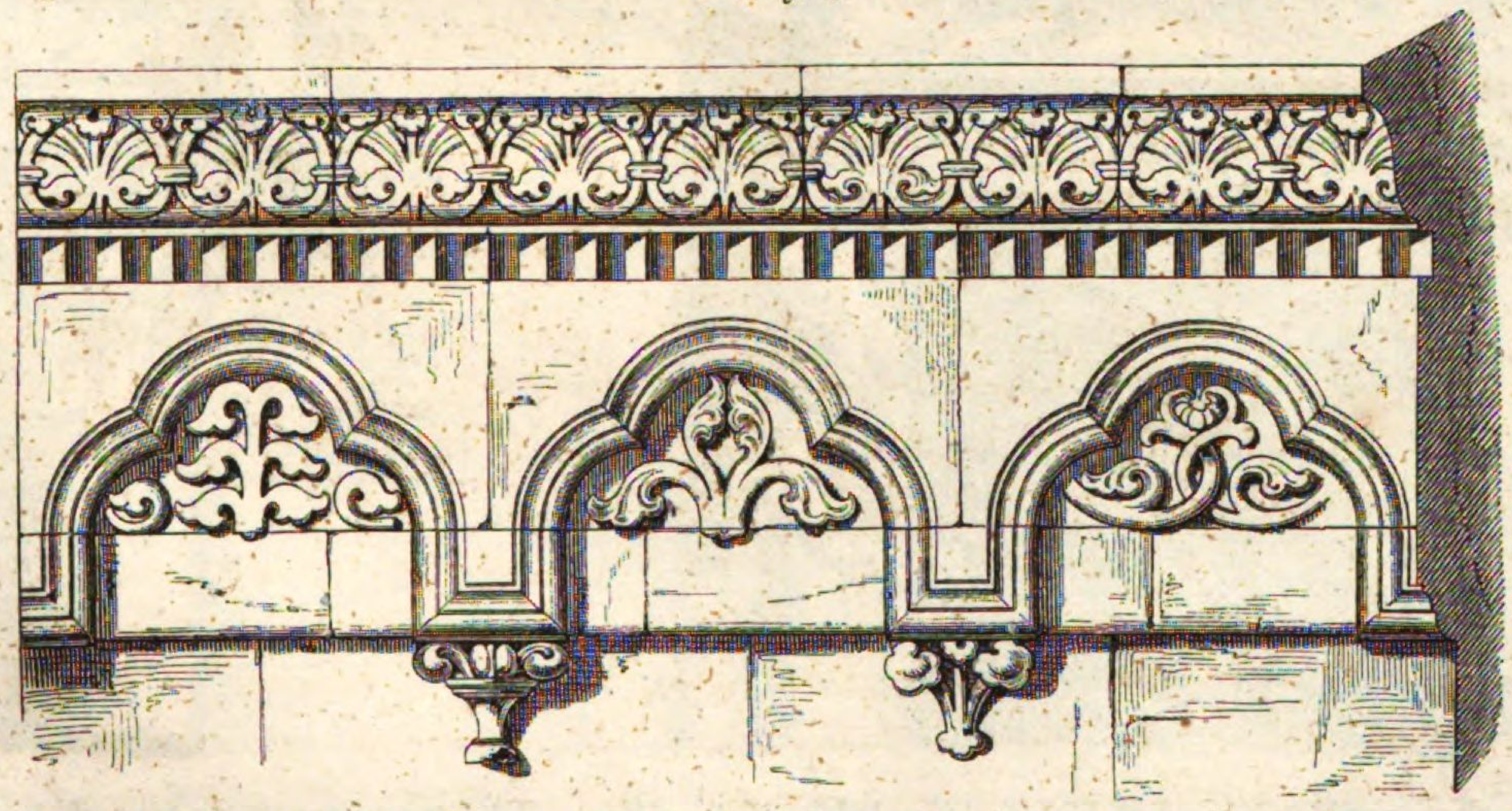


Fig. 7.



Die Ostseite der Kirche mit dem vorspringenden Chore und den drei Apsiden (Taf. XII) ist einer der schönsten und zugleich auch wohlerhaltendsten Theile der Kirche. An ihr ist das System der Ornamentik ebenso durchgeführt, wie an den andern Theilen der Kirche, nur reicher und glänzender. Insbesondere ist es die Apsis des Mittelschiffes, welche künstlerisch reich ausgestattet ist. Die Wandfläche ist durch Halbsäulen, welche mit dem Rundbogen oder Kleebogenfries unterhalb des Dachgesimses in Verbindung stehen, in Felder abgetheilt. Die Felderflächen der mittleren Apsis sind ausserdem noch durch ein horizontal durchgehendes Band an dessen unterer Linie das Zahnschnittornament angebracht ist (Fig. 7), in ein oberes und unteres Feld eingetheilt, die oberen Felder enthalten die Fenster, die unteren Felder Nischen, welche durch Halbsäulen getrennt sind und zur Aufstellung von Figuren bestimmt waren. Um den Lesern ein deutliches Bild von dem Charakter der Ornamente zu geben, haben wir die vorzüglichsten derselben in Holzschnitten versinnbildlicht.

Fig. 8.



Holzschnitt 8 bis 11 bringen Abbildungen von Ornamenten der mittleren Apsis, und zwar Holzschnitt 8 das Ornament des Dachgesimses, Holzschnitt 9 das besonders reich ausgestattete mittlere Fenster, Holzschnitt 10 und 11 die Füsse der Halbsäulen. Die an dieser Apsis vorkommenden Figuren sind theils Menschen-

theils Thiergestalten. Erstere sind in so hohem Grade verstümmelt, dass sich ihre Bedeutung nicht mehr erkennen lässt. Unter den Thiergestalten ist wohl die am Fenster kauernde affenähnliche Gestalt, welche einen Menschenkopf zwischen den Füssen hält, am interessantesten.

Fig. 9.

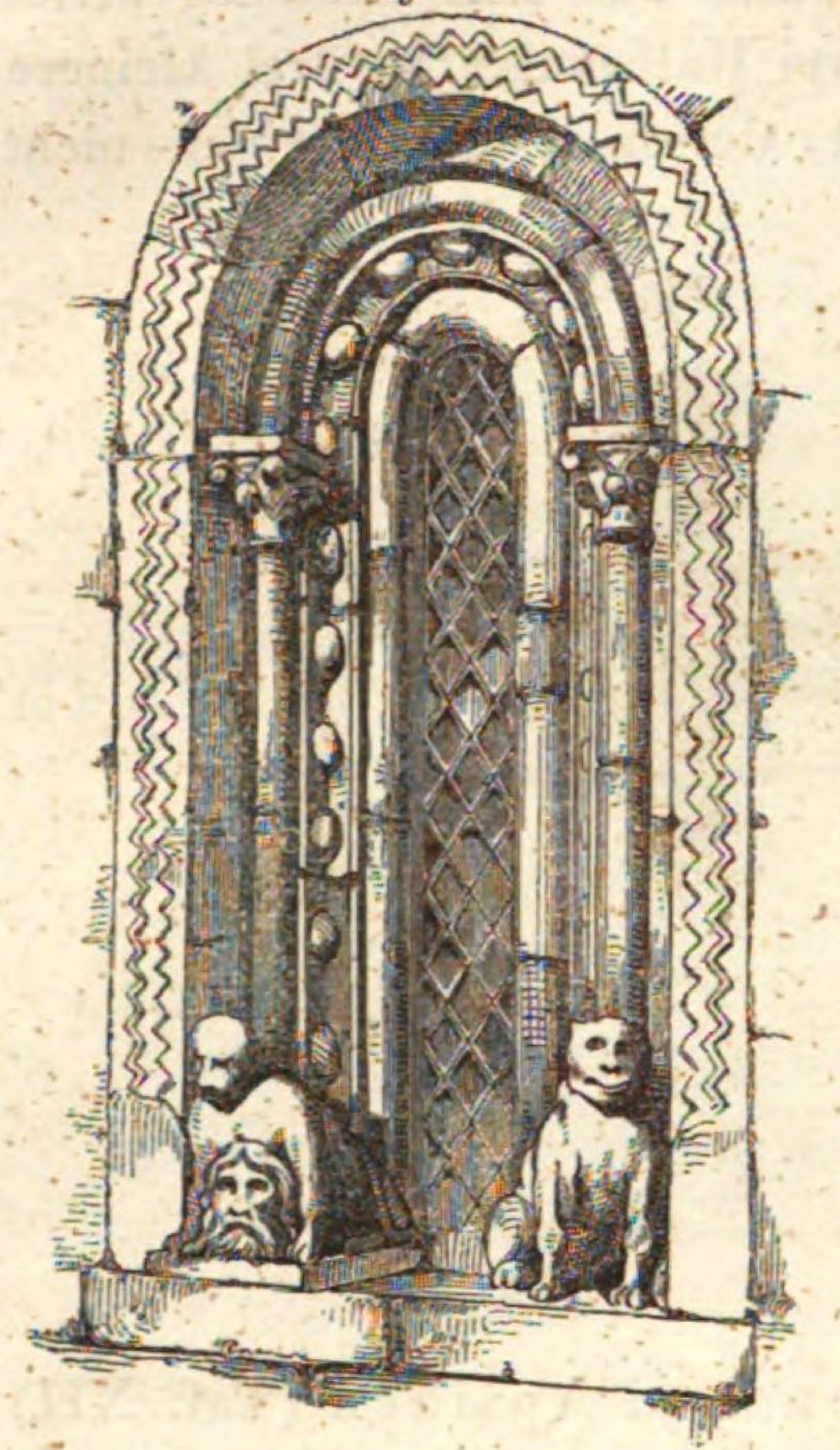


Fig. 10.

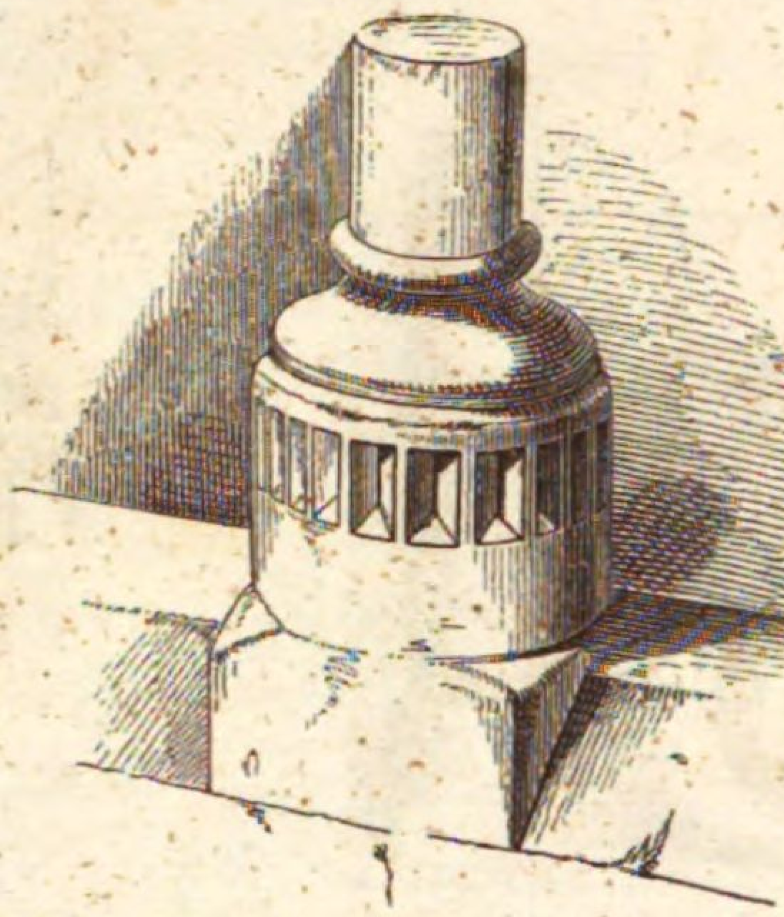
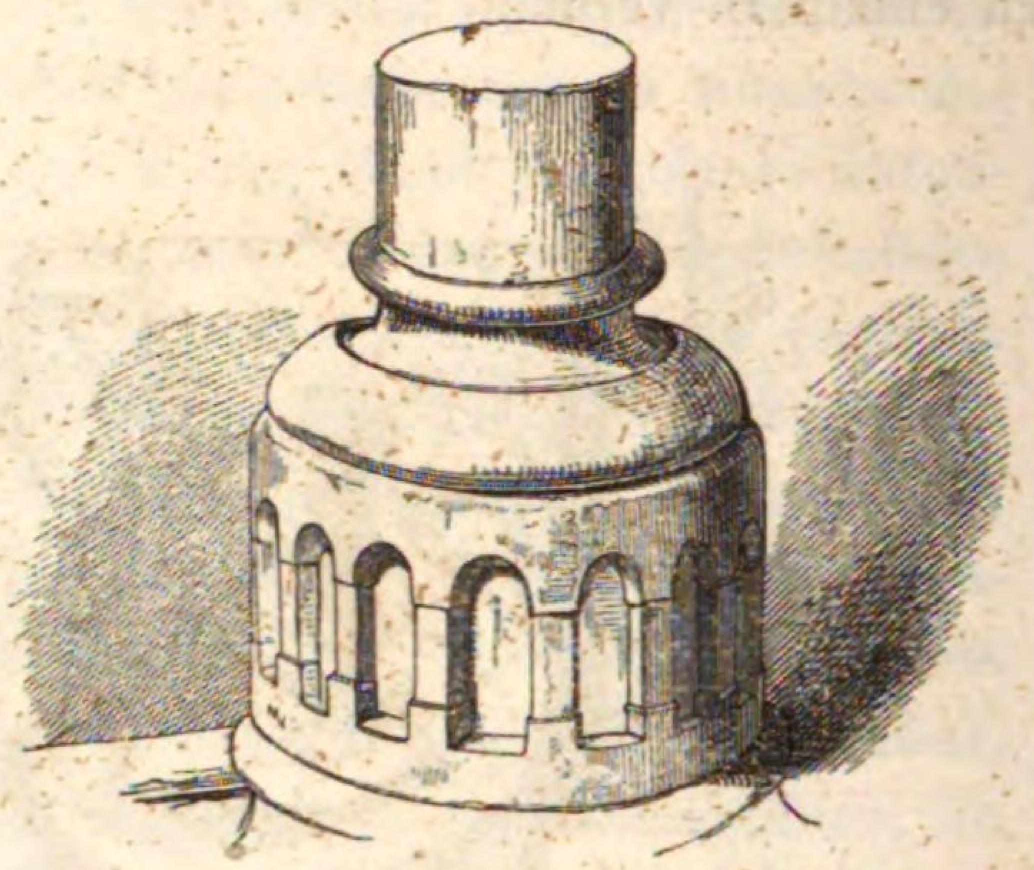


Fig. 11.



Die Höhe der grösseren Apsis bis zum Dachgesimse ist 5°6″, die Höhe der kleineren Apsis 2°5′ 6″. Die lichte Fensterhöhe der grösseren Apsis ist mit den Ornamenten 1°3′ 6″, die lichte Fensterhöhe der kleineren Apsis 5′ 6″, im Innern 3′ 9′. Gleich der grösseren Apsis sind auch die kleineren gegliedert, nur zeigen sich an derselben einige Varietäten des Ornamentes und oberhalb der Säulen einige Thiergestalten.

Die Holzschnitte Fig. 12 bis Fig. 16 gehören der kleineren Apsis an. Fig. 12 gibt das Ornament des Dachgesimses, Fig. 13 und 14 Säulenkapitäle der Halbsäulen, welche die Fläche in die verschiedenen Felder theilen, Fig. 15 und 16 gibt die Glieder und Profilirung der Sockel der Halbsäulen und Fig. 17 endlich

Fig. 12.

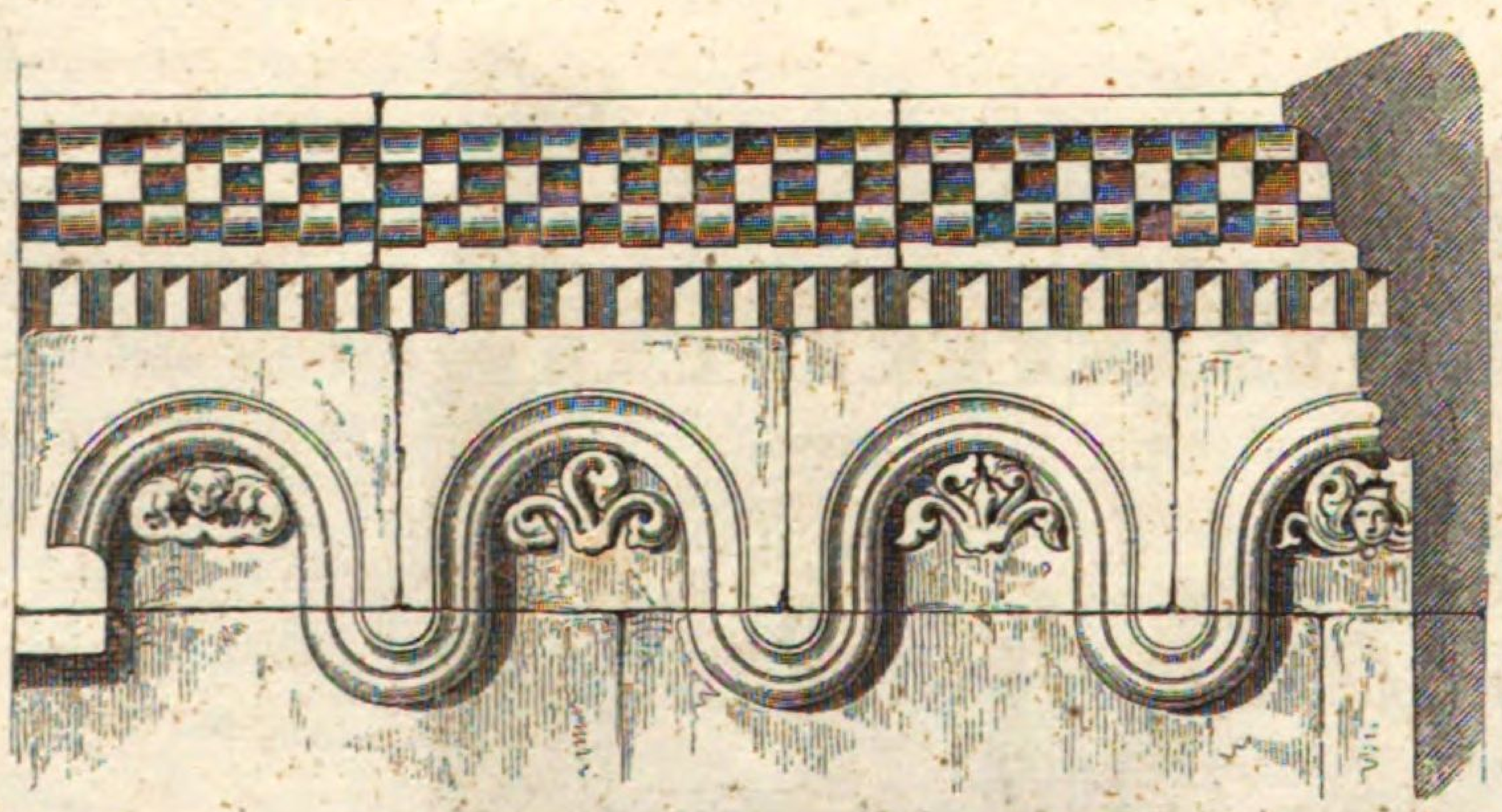
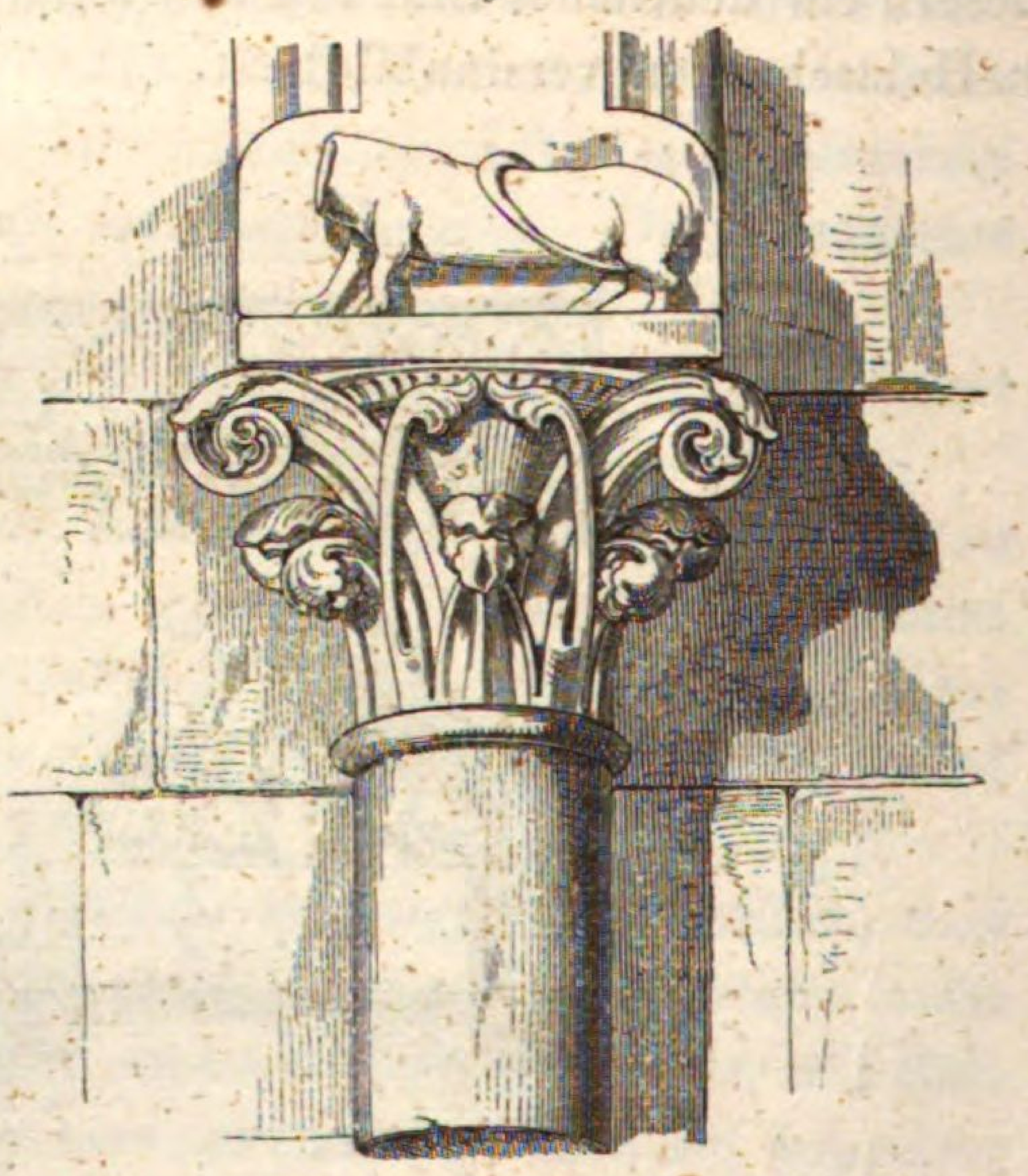


Fig. 13



eine in einer Nische vorkommende Figur, welche auf einem Thron sitzt, dessen Füsse mit Thiergestalten versehen sind; in ihrer Hand hält sie einen lilienförmigen Scepter. An den Apsiden kommen einige Steinmetzzeichen vor. — Die ganze Kirche umgibt ein gleichmässig durchlaufendes Sockelgesimse, auf welchem sämmtliche Halbsäulen ruhen. Dieses Gesimse ist an der Nordwand und an der Ostseite gut erhalten

und auf der Abbildung deutlich gegeben. Die rückwärtige Stirnwand der Schiffe ist mit Lisenen auf der äussersten Seite, und einem Rundbogenfriese längs des Dachgesimses versehen.

Fig. 14.

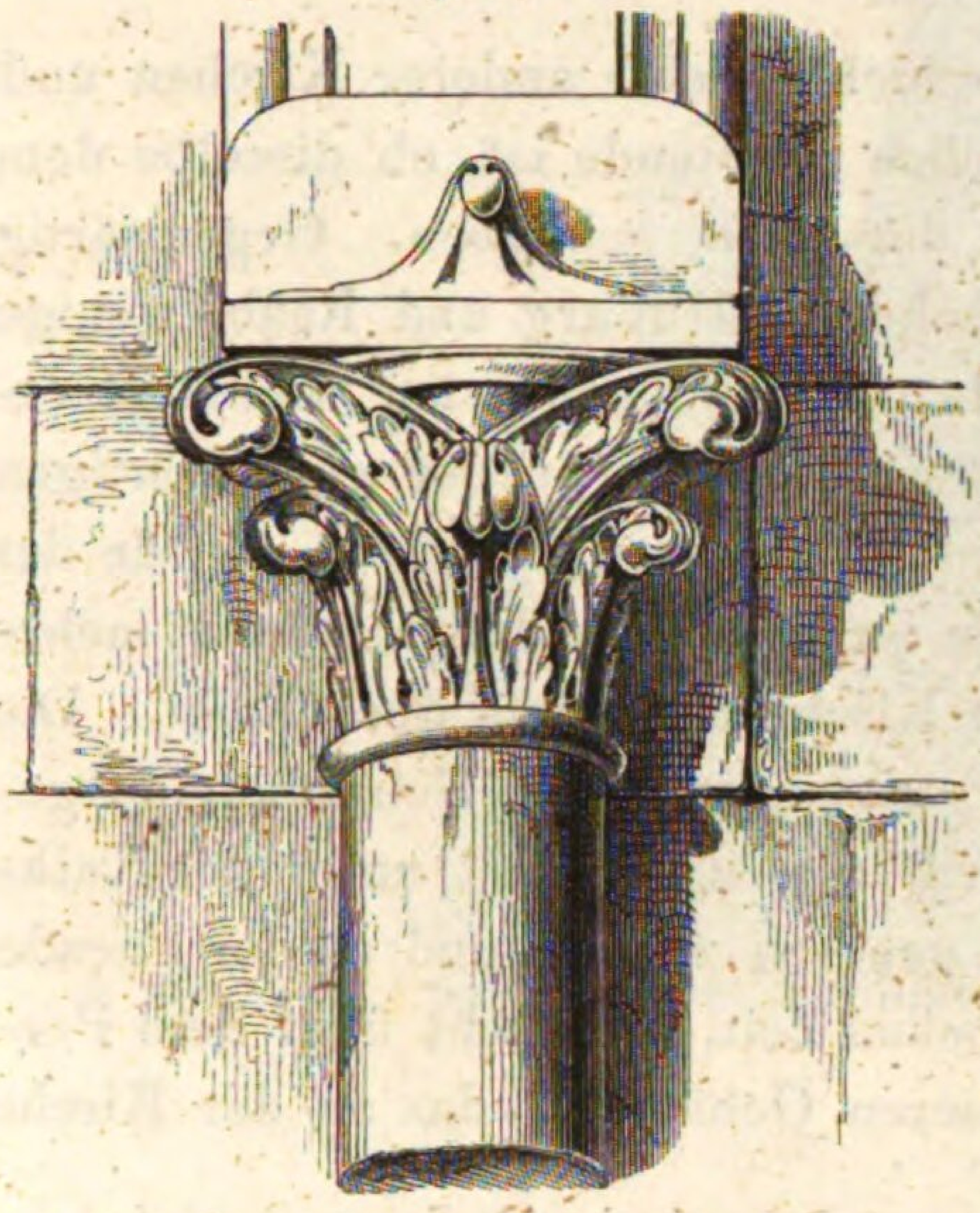


Fig. 15.

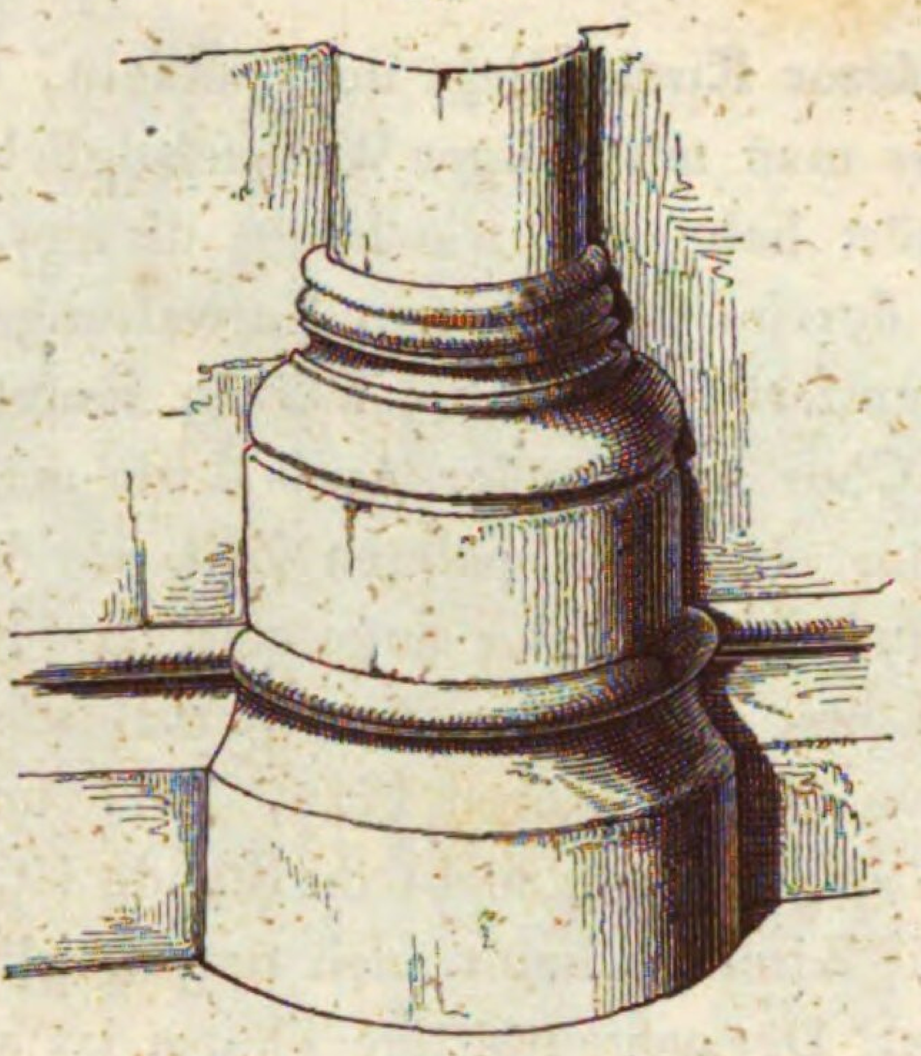
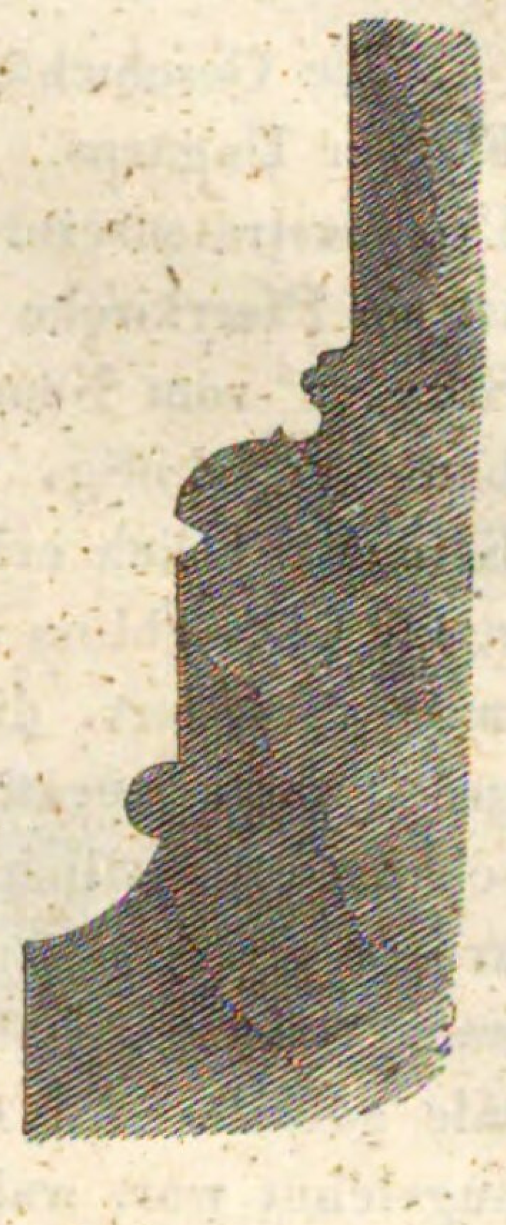


Fig. 16.

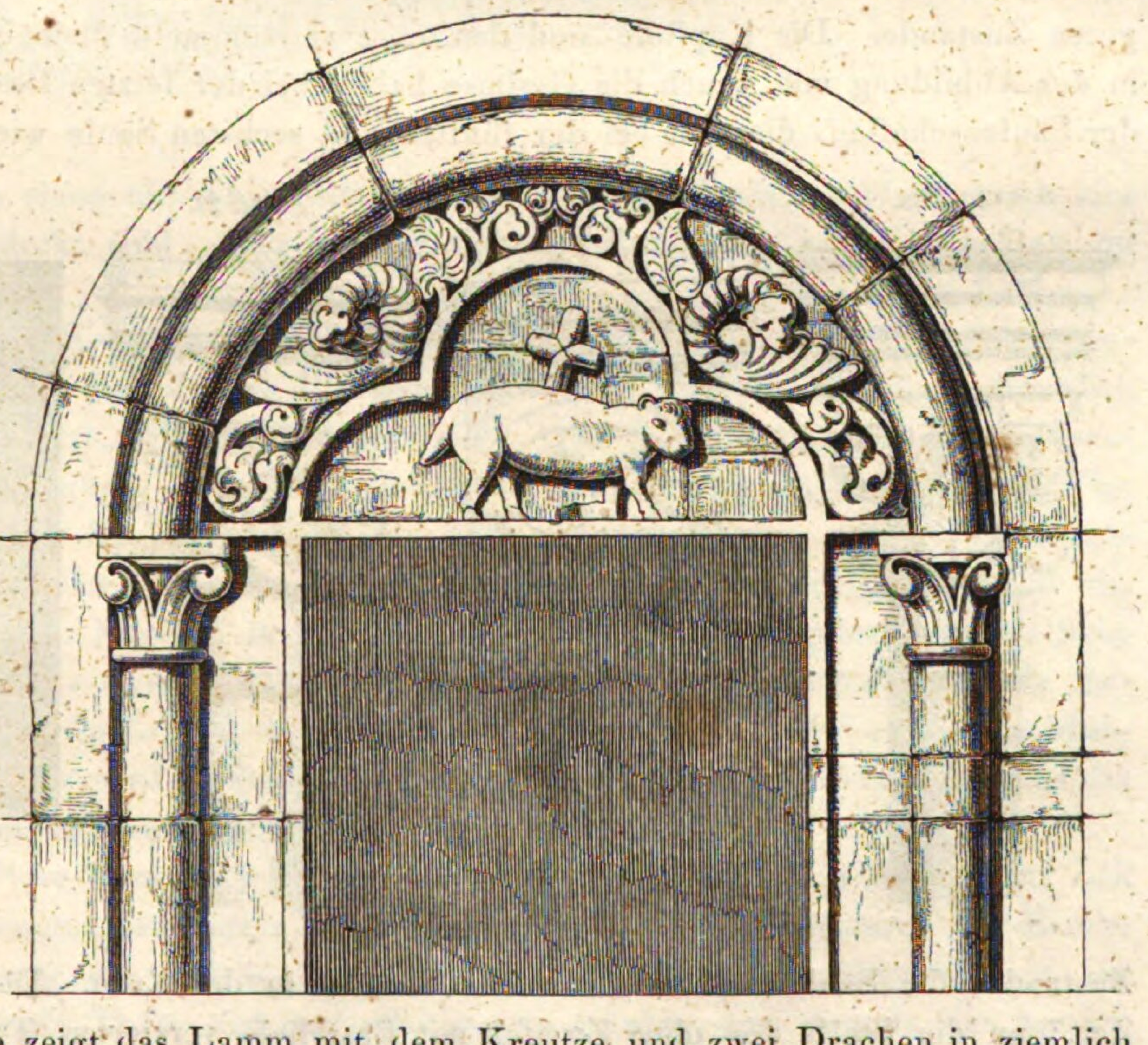


In der Nähe der Kirche und zwar an ihrer Westseite liegt eine kleine Rundkapelle (Taf. IX), ihr Eingang ist an der Südseite, wo der Klosterbau gewesen zu sein scheint. Dieser Steinbau, nur sehr theilweise mehr im alten Zustande, besteht aus vier kreisförmigen Nischen, deren innere vorspringende Mauertheile die Stützpunkte des mittleren Kreuzgewölbes sind. Die westliche Nischenmauer ist zu einer Stiege benützt, in der nördlichen und östlichen finden sich je drei Doppelfenster mit einer ähnlichen nur einfacheren Gliederung als an der Kirche selbst.

Fig. 17.



Fig. 18.



Das Portal (Fig. 18) der Rundkapelle zeigt das Lamm mit dem Kreutze und zwei Drachen in ziemlich roher Form. Die Bestimmung derselben als Tauf- oder Grabkapelle ist ungewiss, da das erwähnte Ornament eine Deutung auf Beide zulässt.

Horpácz.

Die Geschichte der Horpáczer Kirche liegt im Dunkeln, wie die Geschichte vieler anderer Kirchen und Kloster Ungarns. Kaum dass man mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben im Stande ist, ob dieselbe dem Prämonstratenserorden angehört habe und wie lange dieser im Besitze derselben geblieben. Gegenwärtig ist sie Pfarrkirche des Ortes, der im Oedenburger Verwaltungsgebiete zwischen Oedenburg und Raab, wenige Stunden vom Neusiedlersee entfernt liegt. Sie war im romanischen Style, aus grauem festen Sandstein erbaut, einschiffig, mit einem Chor und runder Apsis, wie man aus erhaltenen Spuren an der gegenwärtigen Kirche deutlich erkennen kann. In einer späteren Zeit, als die gothischen Formen vorherrschten, wurde der runde Chorschluss verändert und Strebepfeiler angesetzt. Die Kirche wurde im Laufe der Jahrhunderte mehrmals verändert, die Gewölbe erst in neuerer Zeit gebaut und die ganze Kirche mehrmals übertüncht. Die grössten Restaurationen wurden in den Jahren 1716, 1717 und 1846 vorgenommen. Das Uebertünchen geschah so gründlich, dass man gegenwärtig nicht im Stande ist, eine Inschrift aus älterer Zeit unter der Kalkkruste wieder aufzufinden. Die Kirche scheint auch ursprünglich gewölbt gewesen zu sein und an der Façade zwei Thürme gehabt zu haben. Der gegenwärtige Thurm ist aus der barocken Zeit, senkrecht über dem Portale gebaut. An der Südseite der Kirche zeigen sich Spuren eines grösseren Gebäudes, das an der Kirche angelehnt war, wahrscheinlich des alten Klosterbaues.

Die Kirche ist von West nach Osten orientirt und hat eine Länge von 72′ und eine Breite von 28′.

Im Inneren bietet die Kirche nur wenige Ueberreste mehr von dem alten romanischen Bau dar, das meiste ist modernisirt und durch viele Umbauten unkenntlich gemacht. Am bemerkenswerthesten sind drei Kapitäle (Holzschnitt 19—21), welche den Scheidebogen zwischen dem Chore und Hauptschiffe tragen, welcher rundbogig ist, während jener zwischen dem Chore und der Apsis spitzbogig ist.

Ungleich wichtiger ist das P o r t a l e. Es gehört seinem ganzen Charakter nach in die Reihe jener Bauten, von denen Ják und Leiden (Lébény) so bedeutsame Glieder sind. Das Portale ist in einem ziemlich guten Zustande. Die Kapitäle sind theilweise verstümmelt, diejenigen, welche wohlerhalten sind, theilen wir in der Abbildung mit. Auch die Gesimse haben bei der letzten Restauration etwas gelitten. Die Verzierungen der Säulenschaften, die sich bei der fünften und sechsten Säule wiederholen, sind ebenfalls in ziemlich gutem

Fig. 19.

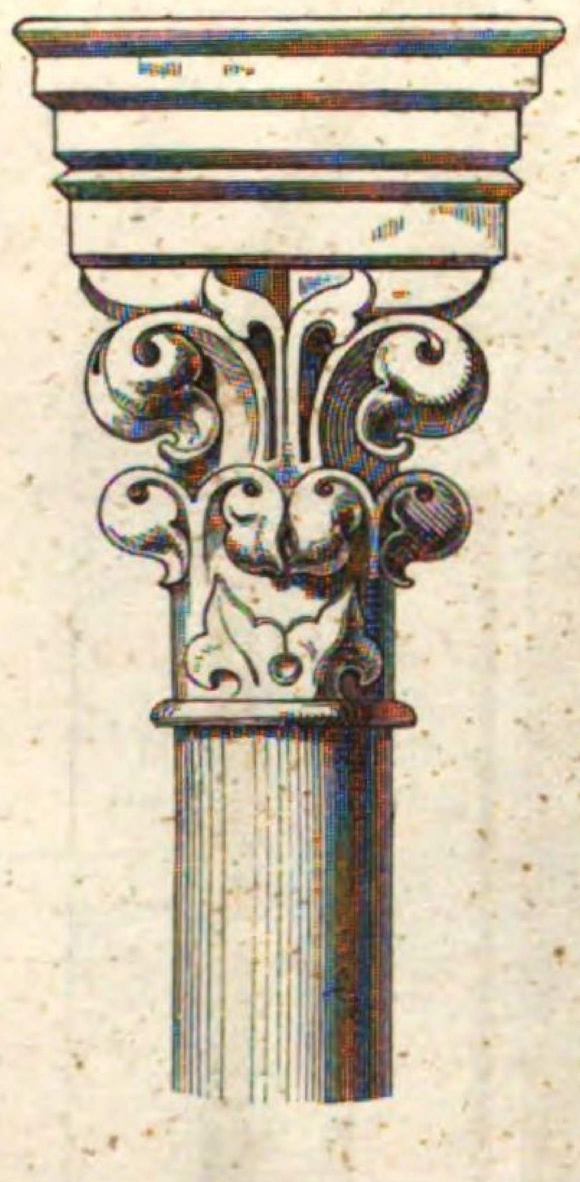


Fig. 20.

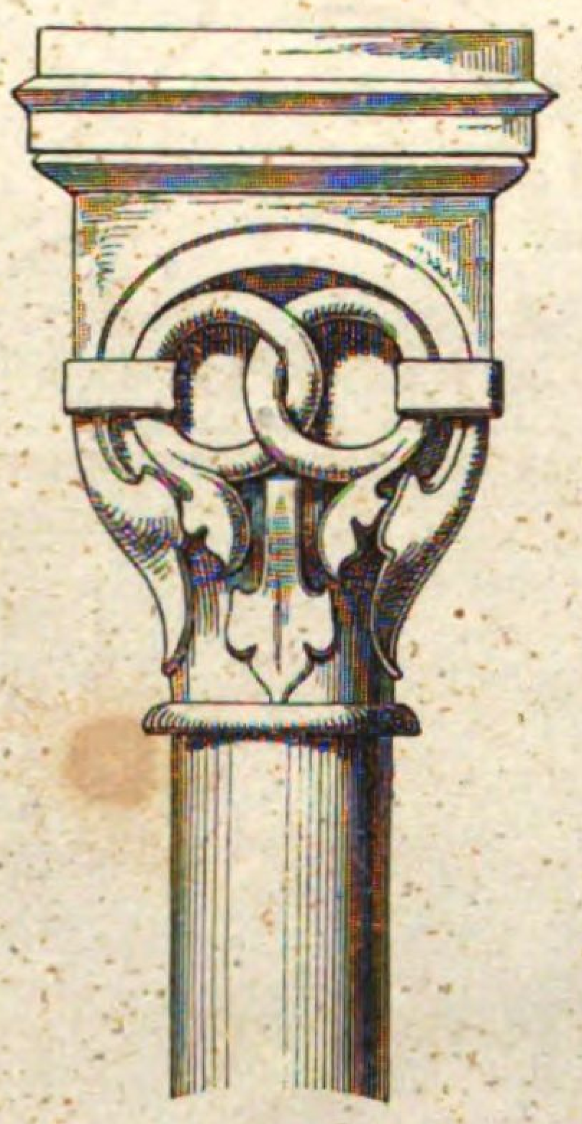


Fig. 21.

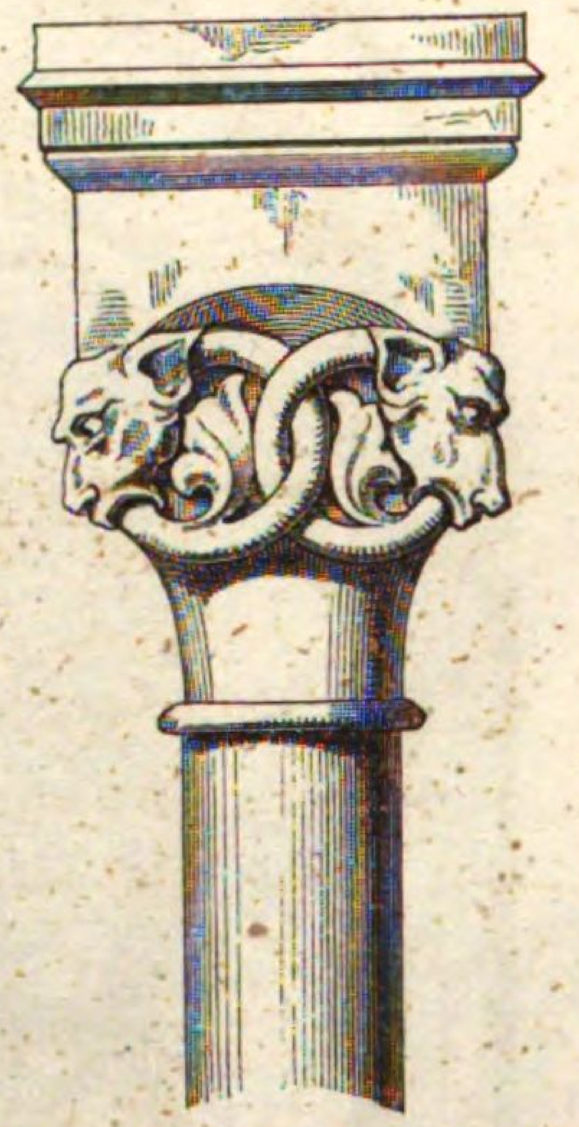
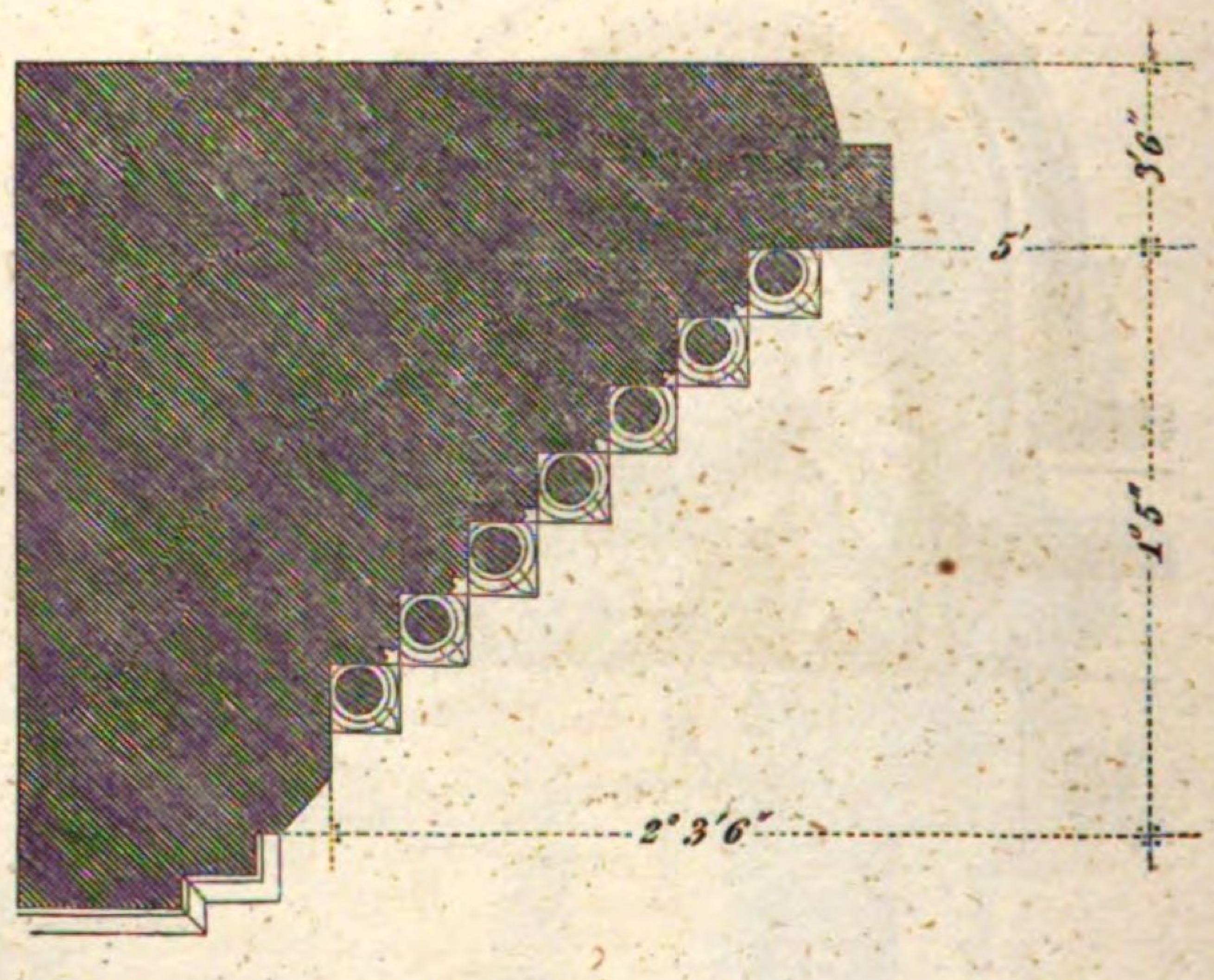


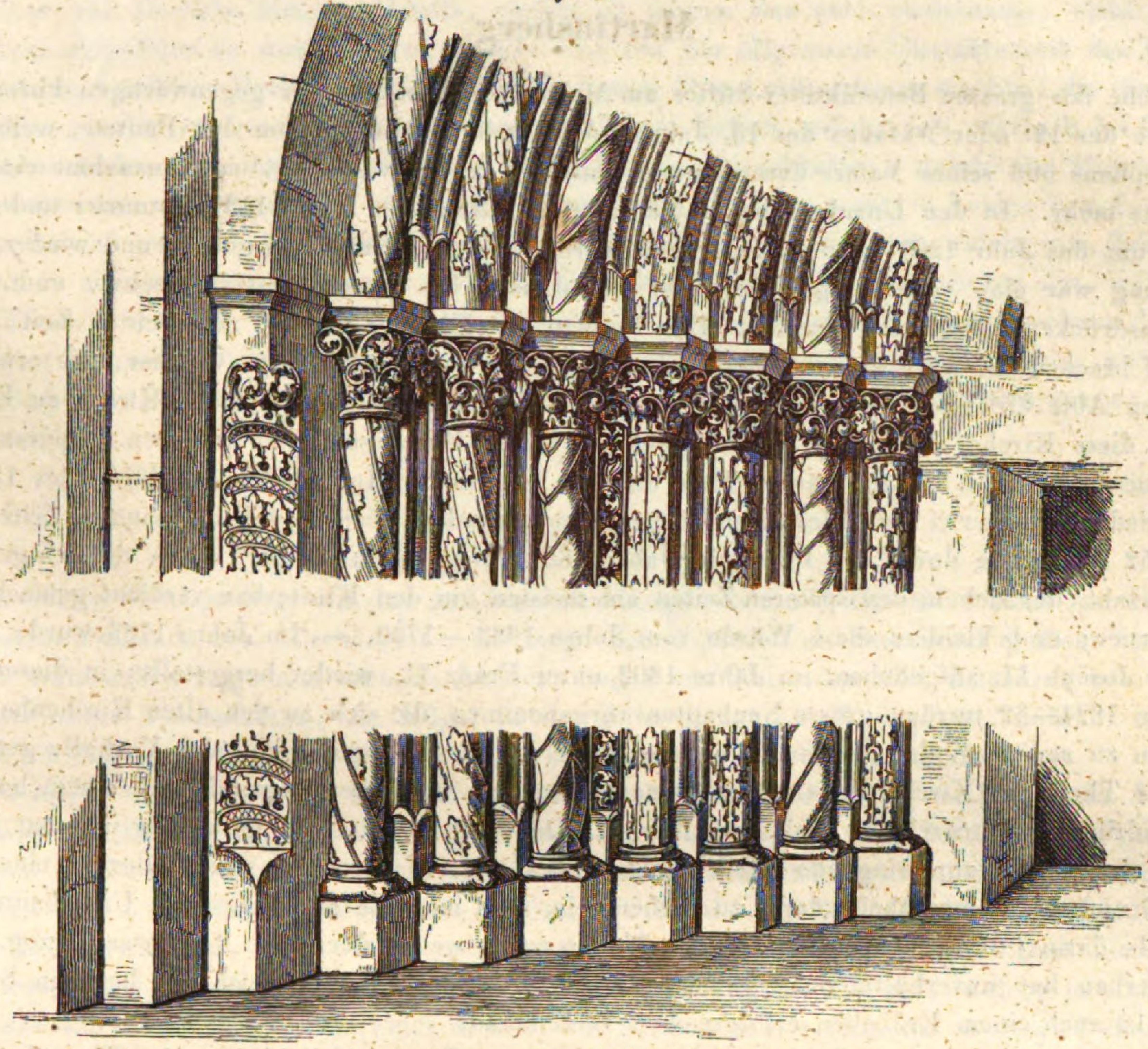
Fig. 22.



Zustande, die Säulen stehen bis an die Schäfte in der Erde. Die ganze Thürverklleidung ist aus späterer Zeit; an die Stelle des ohne Zweifel mit Basreliefs verzierten Tympanons ist ein modernes Oberlicht getreten. Die Thüre ist ebenfalls modern.

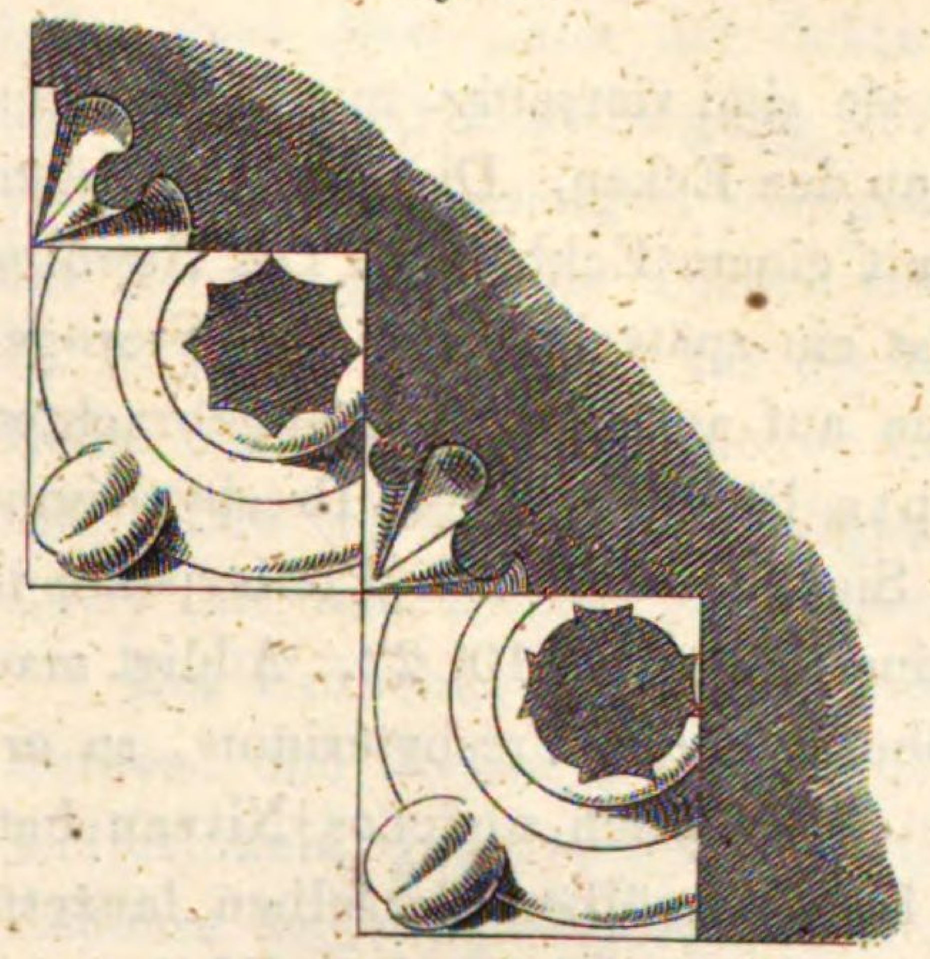
Das Portale hat eine Höhe und Breite von 20 Fuss und eine Tiefe von 6 Fuss 5 Zoll. Es ist, wie der Grundriss (Holzschnitt 22) zeigt, durch sieben in rechtwinkliche Nischen gestellte Säulenpaare gebildet, die

Fig. 23.



nicht, wie bei dem Jáker Portale, durch einen mit Thiergestalten ornamentirten Fries, sondern durch eine mit einer Hohlkehle versehene Platte gedeckt sind, über welche sich die Rundstäbe und Hohlkehlen der oberen Halle fortsetzen (Holzschn. 23).

Fig. 24.



Die Kapitäle sind sämmtlich schön gezeichnet und haben ein ziemlich stark ausladendes Blattornament. Die Säulenschäfte sind sämmtlich ornamentirt, mit Windungen aller Art, die mit Ausnahme des siebenten aus einem sechs- oder achtseitigen Durchschnitte hervorgehen (*Fig.* 24). Der Säulenfuss hat eine tiefe Einziehung und einen starken hervortretenden Plinthus mit einem Eckblatte. Eigenthümlich sind die Ecken der Nischen, in welchen die Säulen stehen, abgefast. Sämmtliche Ornamente sind, wie bei Ják, höchst zierlich und elegant in ihren Ansätzen aufgelöst, und von einer höchst präcisen technischen Durchführung. Es wird wenige Bauten geben, die sich einer solchen Eleganz der Formen rühmen dürfen.

Diese Formen würden an und für sich schon auf die spätere Zeit des romanischen Styles deuten, wenn nicht ein am Aeusseren der Kirche vorkommendes spitzbogiges Gewölbe, unter welchem einst eine in ein Seitengebäude (vielleicht das Kloster) führende Thüre sich befand, zeugen würde, dass damals die Anwendung des Spitzbogens an der Tagesordnung gewesen. [1]

[1] Die Zeichnung zu diesem Portale verdanken die Herausgeber der freundlichen Mittheilung des Kunstfreundes Herrn Storna in Oedenburg.

Martinsberg.

Die Kirche des grossen Benediktiner-Stiftes am Martinsberge ist in ihrer gegenwärtigen Form ein Werk, welches Ende des 12. oder Anfangs des 13. Jahrhunderts gebaut wurde. Von den Bauten, welche zur Zeit des heil. Stephans und seines Vaters unternommen wurden, existirt vielleicht, mit Ausnahme einiger Unterbauten, nichts mehr. In den Unruhen des Vatha zerstört, unter Abt David 1137 restaurirt und vergrössert, brannte sie um das Jahr 1200 wieder nieder und wurde vom Abt Urias neu gebaut und wieder hergestellt. Die Zerstörung war eine vollständige, denn der Brand hatte das ganze Kloster verzehrt, und wie sich die Urkunden ausdrücken, „funditus" zerstört. Der Neubau des Klosters geschah zur rechten Zeit, denn nicht lange darauf brachen die Tartaren in Ungarn ein, belagerten den Martinsberg, welcher, wie erwähnt, unter dem tüchtigen Abte Urias kräftigen und erfolgreichen Widerstand leistete. Wie die Kirche zu Fünfkirchen, so war auch diese Kirche als Kastell benützt und mit einem Befestigungsbau umgeben. Spuren dieses Befestigungsbaues haben sich bis auf unsere Tage daselbst erhalten. [1] In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind wieder mancherlei Veränderungen vorgenommen worden, ebenso auch in späteren Zeiten, nachdem im Jahre 1652 die Kirche durch das Feuer, im Jahre 1683 hingegen durch die Türken vielfach gelitten hatte. Derjenige Erzabt, der sich in den späteren Zeiten am meisten um den Klosterbau verdient gemacht hat, war Aegidius Karner; er bekleidete diese Würde vom Jahre 1699 — 1709. — Im Jahre 1786 wurde das Kloster unter Kaiser Joseph II. aufgehoben, im Jahre 1802 unter Franz II. wieder hergestellt; in diesem Jahrhundert zwischen 1824—32 wurden grosse Neubauten vorgenommen, die sich an den alten Kirchenbau anschliessen, ohne ihn zu zerstören, der Neubau ist an die Stelle des alten Portales und der Vorhalle getreten.

Der alte Theil der Kirche zeigt einen romanischen Bau im Uebergangsstyle mit einem hohen Mittel- und zwei niedrigeren Seitenschiffen und einer Krypta. Der Chorabschluss ist geradlinig und hat in der Längenrichtung der Mauer vorspringende Pfeiler. Die Stärke der Mauern wie der Pfeiler ist eine ungewöhnliche, der Grund davon mag theils darin zu suchen sein, dass man die alten massiven Unterbauten benützen wollte, theils darin, dass man ein verstärktes Mauersystem wegen der Höhe des Ortes vorzog. Auch der ganze Klosterbau hat unverhältnissmässig starke Mauern und leistet so zugleich den heftigen Stürmen und im Jahre 1810 auch einem Erdbeben erfolgreichen Widerstand.

Die Ungleichheit des Bodens hat wahrscheinlich auch zu Eigenthümlichkeiten des Planschema's Anlass gegeben. Es liegt der Boden der Kirche beim Eintritte tiefer als der mittlere Theil der Kirche, zu dem mehrere Stufen hinauf führen, der Chor liegt wieder bedeutend höher. Unterhalb des Chores liegt die Krypta. Die Länge der Kirche ist etwas über 82′, die Breite des Mittelschiffes an 20′, die der Seitenschiffe 10′, die Höhe des Mittelschiffes, wo der Fussboden am tiefsten ist, misst 48′, auf der Fläche über den Stufen 44′, die Höhe der Seitenschiffe 21′ 6″, des Presbyteriums 37′ 4″.

Die Pfeiler der Kirche haben eine sehr schöne und geregelte Anlage; sie sind vierseitig, mit vorgelegten vier grösseren Halbsäulen an den Längenseiten und mit kleineren Halbsäulen an den Ecken. Die Kapitäle haben ein einfaches Blattornament, die Basis einen stark vorspringenden Thorus mit einem Eckblatte. Die Gewölbe sind aus verschiedenen Zeiten, das Gewölbe oberhalb des Presbyteriums ist ein späteres gothisches Sterngewölbe, das des Mittelschiffes ein sechstheiliges Kreutzgewölbe, dessen Rippen auf an der Wand angebrachten Säulen ruhen. In den Seitenschiffen sind einfache Kreutzgewölbe. Die K r y p t a liegt unter dem Presbyterium; es führen zu derselben zwei unter dem Abte Karner gemachte Eingänge. Sie ist durch drei Pfeilerpaare in drei Schiffe getheilt, hat eine Länge von 31′, eine Breite von 18′ 7″ und eine Höhe von 10′ 2″. Addirt man die Höhe der Krypta zu der früher angegebenen Höhe des Mittelschiffes oberhalb des Presbyteriums, so ergibt sich, dass der Boden der Krypta mit dem tiefsten Theile der Kirche ein ziemlich gleiches Niveau hat. Die Krypta ist wohl der jüngste romanische Bau, der Spitzbogen in den Kreuzgewölben derselben lanzettförmig. Die Pfeiler des Mittelschiffes sind bis zum Fussboden der Krypta durchgeführt. Die Pfeiler der Krypta haben eine achtseitige, dreimal sich verkürzende Basis, sind in ihrem mittleren Körper säulenartig rund und mit einem Kapitäl versehen, welches das gerollte Blattwerk des späteren romanischen Styls zeigt.

[1] Eine Abbildung aus dem 16. Jahrh. zeigt uns noch den befestigten Martinsberg vollständig. Die isolirte Lage des berühmten tricollis Pannoniae, der die weite Ebene beherrscht, machte ihn zu einem Kastellbau sehr geeignet.

In der Krypta finden sich auch noch zwei Nischen zum Aufbewahren heiliger Gefässe und zu h. Waschungen, doch sind diese und ähnliche kleinere Details, welche in diesem Bau noch vorkommen, nicht geeignet, in diesen Blättern aufgeführt zu werden, wo es sich blos um die allgemeine Charakteristik des Bauwerkes in grossen Umrissen handelt. Doch möchte ich noch auf zwei Dinge aufmerksam machen, die ihrer Seltenheit wegen notirt zu werden verdienen. Das Eine betrifft kleinere Zellen, welche sich oberhalb des Gewölbes des Seitenschiffes vorfinden und ihr Licht durch schmale Fensterchen erhalten, welche ins Mittelschiff führen. Diese Zellen kommen auch in andern ungarischen Benediktinerbauten vor, wie in Leiden u. s. f. Sie gehören dem älteren Bau an und stehen mit der alten Benediktinerregel in Verbindung, welche von Zeit zu Zeit ein Zurückziehen in einsame Orte vorschreibt. Das Andere ist ein Schatz eigenthümlicher Art, welcher sich im Besitz des Klosters befindet, nämlich das sog. Gewand der Gisela, Gemahlin König Stephans d. H. Es hat ganz die Form der casula Sancti Stephani, ist vom feinsten Stoffe, tüllartig. Die Ornamente und die Figuren scheinen darauf gedruckt, fast als ob es das Modell wäre, nach dem die casula gearbeitet wurde; es ist byzantinisches Produkt.

Zsámbék.

In dem Ofener Gebirge liegt auf der Anhöhe eines Berges in der Nähe eines meist von Deutschen bewohnten Dorfes Zsámbék, eine Kirchenruine, die lange Zeit hindurch als Steinbruch gedient hat und gegenwärtig ihrer malerischen Lage und schönen Aussicht wegen von Reisenden oder Künstlern besucht wird. In dem Gemäuer nisten Thurmfalken, die Hügel in der Nähe dienen als Weideplatz, während sich meist aus den Ruinen von Kirche und Kloster thalwärts das Dorf und die neue Kirche erhoben hat.

Die Geschichte dieser Ruine ist in Dunkel gehüllt. Der bekannte, wenn auch nicht in Allem verlässliche Geschichtschreiber der Klöster Ungarns, Fuxhofer, hält es für eine Stiftung der Prämonstratenser aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. G. Fejér führt im 4ten Band seiner Diplomatars des Königreichs Ungarn (IV. 2. p. 482) aus dem Jahre 1258 eine Urkunde von Behr IV. an, in der einige dem Monasterio B. Joannis de Samboch gemachte Schenkungen bestätigt werden. Dass diese Kirche den Prämonstratensern gehört hat, vernimmt man aus der Aufzählung der Klöster, welche in einem Schreiben Pabsts Bonifaz VIII. vom Jahr 1295 (Fejér a. a. O. VI. S. 350—351) vorkommt. Dort wird zuerst eine Reihe von Klöstern angeführt, welche den Benediktinern angehören, dann folgen durch ein „nec non" deutlich geschieden Klosternamen, welche sämmtlich den Prämonstratensern angehören. — Auch aus einer andern von Fejér angeführten Urkunde (Bd. X. 2. 517), den Akten einer Kirchenvisitation des Graner Metropoliten vom Jahr 1397, ist das Vorhandensein der Kirche und des Klosters de Sambok bestätigt. Wann der Prämonstratenserorden dieses Kloster verlassen hat, lässt sich wohl mit Gewissheit nicht annehmen; es ist wahrscheinlich, dass diess nach der Schlacht bei Varna im Jahr 1444 geschah. Nach dem Jahr 1475 wurde Kloster und Kirche mit Einwilligung des Pabstes Sixtus IV. den Eremiten des h. Paulus, welche dieser grosse König vorzugsweise begünstigte, übergeben, wie es heisst, aus Dank für den Sieg, den er an der östlichen Gränze des Reiches gegen die Türken erfochten (vid. Péterfy Syn. Dioec. P. II. p. 227. Mailáth Gesch. d. Magyar. II. S. 244). Nach dem für die türkischen Waffen so glücklichen Jahr 1542 verschwindet Zsámbék aus der Reihe der Klöster; es scheint in diesem Jahre gänzlich verlassen und von den Türken zerstört worden zu sein. Die Güter des ehemaligen Klosters Zsámbék wurden von Kaiser Leopold I. der gräflichen Familie Zichy mit dem Rechte des Majorates um 30,000 fl. überlassen.

Ein Erdbeben verwandelte am 28. Juni 1763 um halb 6 Uhr Morgens Kirche und Kloster theilweise in Ruinen, und diesem Umstande scheint es vorzugsweise zuzuschreiben sein, dass das Kloster bis auf wenige Kellerlokale ganz verschwand und als Baumaterial benützt wurde, die Kirche hingegen nur Ruine ist. — Letztere zeigt im Grundrisse (*Fig.* 25) einen dreischiffigen romanischen Steinbau mit zwei Thürmen an der Façade, einer Vorhalle zwischen beiden Thürmen, einem stark vorspringenden Portalbau und drei Apsiden, von denen nur die mittlere einen polygonen Abschluss hat. Die Apsiden der Seitenschiffe sind rund abgeschlossen. Von dem inneren Bau hat sich nur sehr wenig erhalten, da die Gewölbe des Hauptschiffes und des nördlichen Seitenschiffes gänzlich zerstört und nur die Gewölbe an der Süd- und Ostseite erhalten sind. Alles, was man an diesem Bau sieht, spricht deutlich dafür, dass man es mit einem künstlerisch vollendeten

Bau aus der Uebergangsperiode zu thun hat. Der Spitzbogen herrscht in der Portalanlage und in den Arkadenbögen, sowie in den Kreuzgewölben vor, die Profilirung der Pfeiler sowohl, als der Gurten und Gesimse im Innern sind stark vorspringend und auf eine malerische Wirkung berechnet. In der Ornamentik dominirt das spätere romanische Blattornament. Im Aussenbau ist das System der Strebepfeiler bestimmt und charakteristisch ausgebildet, im Innenbau ruhen die Gewölbe des Mittelschiffes, welches höher ist als die Seitenschiffe, in organischer Gliederung auf Halbsäulen, die ohne Unterbrechung bis zur Höhe der Gewölbe fortgeführt sind.

Fig. 25.

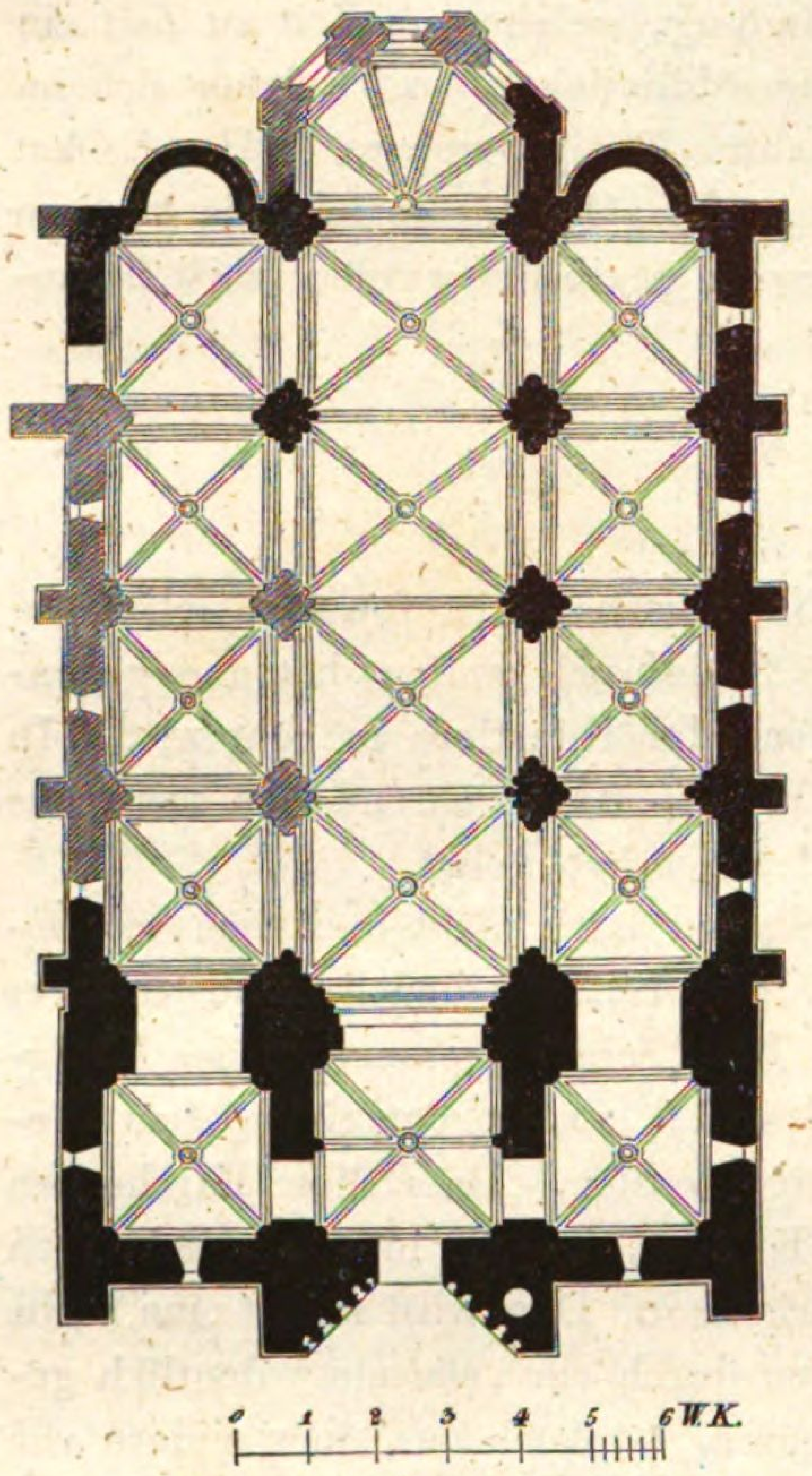
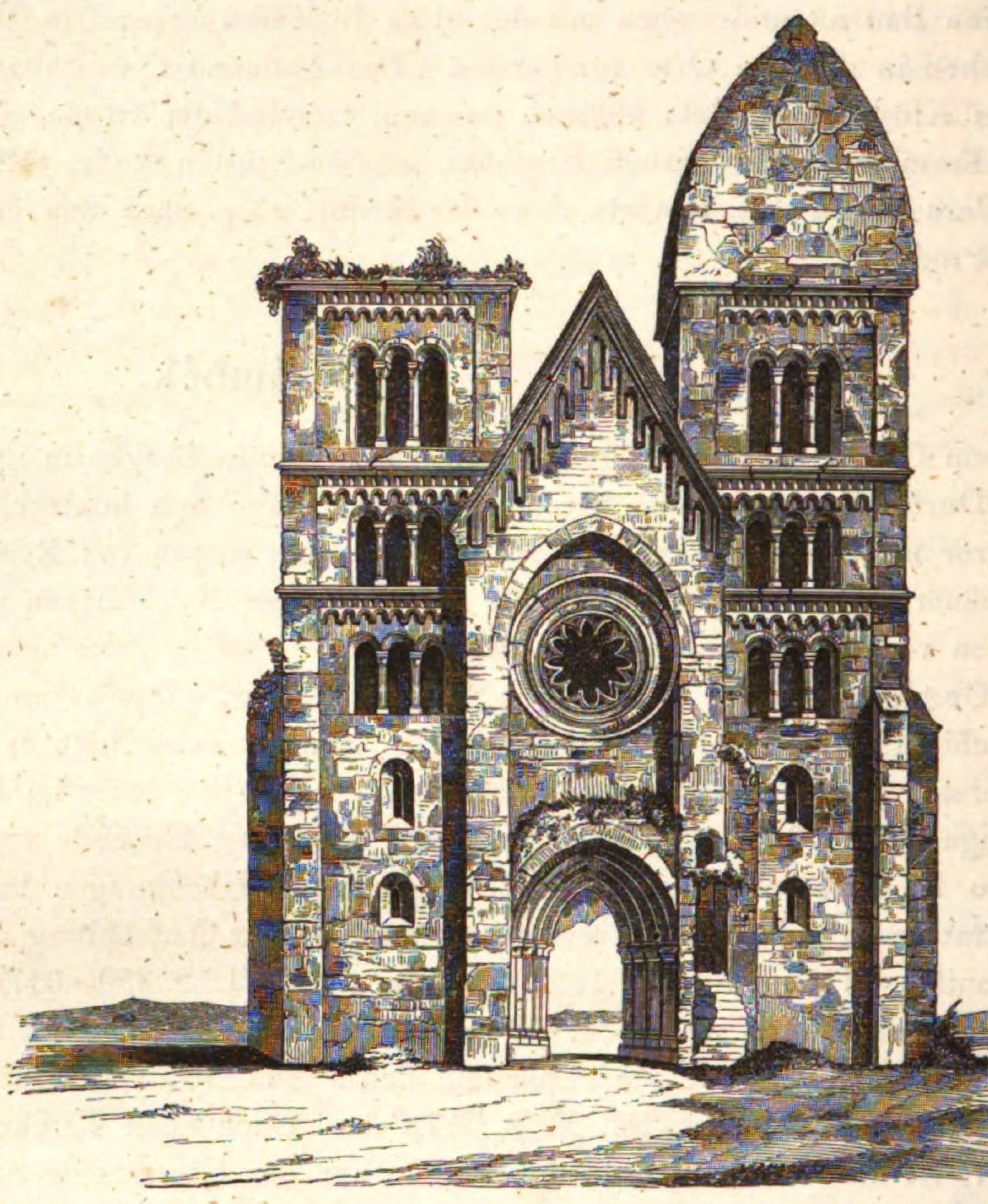


Fig. 26.



Die Thurmanlage (*Fig. 26*) hat den Charakter des romanischen Steinbaues, wie er in Ungarn in Ják, Fünfkirchen und andern Orten mehr vorkommt. Am meisten charakteristisch ist der Bau der Façade zwischen den beiden Thürmen und die Portalhalle. Im Portale ist der Rundbogen verschwunden und der Spitzbogen durchgehends angewendet, während die Anlage im Grundrisse dem Gedankengange des romanischen Styles folgt. Ein Strebepfeiler des Mittelschiffes ist als Stiegenhaus für den südlichen Thurm bestimmt. Oberhalb des schon zerstörten Rosenfensters ist ein starker Spitzbogen angebracht, der die Giebelmauer über dem Portale zu entlasten bestimmt ist.

Die Steindecke des südlichen Thurmes ist noch wohlerhalten und wegen der Kurven, in denen sich die äusseren Flächen bewegen, bemerkenswerth.

Die Vorhalle zwischen den beiden Thürmen ist mit spitzbogigen Blendarkaden geschmückt, aber wie der grösste Theil der Kirche zerstört. — An der südlichen Wand sind geringe Spuren von Wandgemälden vorhanden. Die Kirche wurde lange Zeit hindurch als Steinbruch für den Ort Zsámbék verwendet; Spuren davon finden sich überall, besonders an der Brücke am Eingange des Orts. Die dort befindlichen romanischen Ornamente werden von den Einwohnern fälschlich für römische Ueberreste gehalten.

Wie früher erwähnt, wurde dieser zierliche und elegante Bau mit Villard de Honnecourt in Verbindung gebracht. Doch fehlen bis jetzt dieser Ansicht urkundliche Beweise.

Die Domkirche zu Parenzo in Istrien

von

Prof. R. von Eitelberger.

Taf. XIII–XVI.

Die Küste des adriatischen Meeres war der Ausgangspunkt zweier bedeutender Kunstentwicklungen gewesen. Die eine hatte in Venedig ihren Mittelpunkt, die andere in Ravenna, die eine gehört dem späteren Mittelalter und der neueren Zeit an, die andere dem christlichen Alterthume. Die venetianische Kunstentwicklung ist ihrem Umfange und ihrer Bedeutung nach oft gewürdigt worden, diejenige aber, welche in Ravenna ihren Höhepunkt erreichte, von dort aus sich an die Küsten Venetiens, Istriens und Dalmatiens verbreitete, theilweise auf eigenen Füssen gestanden ist, theilweise mit der Kunst von Byzanz in Verbindung gewesen, ist bis jetzt, weder ihrer inneren Bedeutung, noch ihrer historischen und geopraphischen Ausbreitung nach, gehörig gewürdigt worden. Zwar hat jeder, welcher der Marcus-Kirche in Venedig mit Aufmerksamkeit gegenüber gestanden ist, die Bemerkung machen müssen, dass die mannigfaltigen Kapitäle und Reliefs im altchristlichen oder byzantinischen Style, die bekanntermassen, von den verschiedensten Punkten Venetiens, Istriens, Dalmatiens, Griechenlands und des Orients herübergekommen sind, eine nicht unbedeutende Kunsttechnik verrathen, und hat leicht den Schluss ziehen können, dass an jenen Orten, deren Monumenten sie entnommen sind, ein gewisses Kunstleben hat vorhanden sein müssen, welches in späteren Zeiten und gegenwärtig aus diesen ganz und gar verschwunden ist. Da aber die Monumente an der Marcuskirche selbst nach dieser Seite hin, noch nicht vollständig untersucht waren, die mittelalterlichen Kunstdenkmale an der istrischen und dalmatinischen Küste aber beinahe ganz und gar unbekannt geblieben sind, so war man eben zu nichts weiterem berechtigt, als zu einer blossen Vermuthung, und musste den Zusammenhang dieser Denkmäler mit der Cultur- und Kunstentwicklung derselben späterer Forschung überlassen. Mir, dem es gegönnt war, einen Theil dieser Küstenpunkte des adriatischen Meeres genauer durchforschen zu können, ist die Ueberzeugung lebendig geworden, dass an diesen Gegenden des adriatischen Meeres in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein reges geistiges Leben geherrscht hat, welches theilweise in Ravenna, theilweise in Aquileja seinen Mittelpunkt gehabt hat. Man ist allerdings gewöhnt, die ganz ältere Kunstbewegung in jenen Ländern, mit Ausnahme Ravenna's, dem man ein selbstständiges Kunstleben zugesteht, ausschliesslich als eine byzantinische zu betrachten, und die Impulse ganz und gar zu ignoriren, die von den Orten, an welchen sich die Monumente befinden, selbst ausgegangen sind. So wenig ich nun geneigt bin, den Einfluss der spezifisch-byzantinischen Elemente auf jene Gegenden und Zeiten ganz zu läugnen, so wenig bin ich aber auch geneigt, diese Kunstentwicklung als eine fremde, der Künstlergeneration jener Gegend gewissermassen nur von Aussen Aufgedrungene zu betrachten. Wer den verlassenen und verödeten Zustand dieser Gegenden und Städte in ihrer gegenwärtigen Lage betrachtet, und dabei vergisst, dass diese die Folge grosser politischer und geographischer Veränderungen späterer Zeiten ist, der wird allerdings geneigt sein, solchen Gedanken Raum zu geben. Wer aber erwägt, dass dieses gegenwärtig vereinsamte Aquileja, das arme Fischerstädtchen Grado einst die Sitze mächtiger Patriarchen gewesen, dass Aquileja und Ravenna

zur Zeit ihrer Blüthe von einer rührigen und grossen Bevölkerung bewohnt waren, die einen nicht gewöhnlichen Handels- und Seeverkehr über die Küste des adriatischen Meeres hinaus getrieben haben, wer die Rolle erwägt, die sie in der Kirchengeschichte und der politischen jener Zeiten gespielt haben, wer insbesondere die Monumente selbst gesehen, der wird der Ueberzeugung den Eingang nicht versagen können, dass die Impulse zur Kunstbewegung in diesen Orten nicht bloss von Aussen gekommen sein können. Wo die Kunst nicht selbst inneres Bedürfniss ist und nicht aus eigenen Kräften befriedigt werden kann, da kann sie nicht in jenem Umfange und mit den Erfolgen betrieben werden, welchen wir an diesen Orten begegnen. Denn nicht bloss an den genannten Orten Ravenna, Aquileja und Grado, sondern auch an der ganzen Küste von Zara bis Ravenna, in Pola, Parenzo, Rovigno, Triest, Torcello, Concordia u. s. f. finden wir entweder gegenwärtig noch Denkmale, welche den Typus der Kunst jener Jahrhunderte an sich tragen, oder wir haben Nachrichten von Kirchenbauten, die später zerstört, der früheren Zeit aber angehört haben. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass etwas Lokales, specifisch Istrianisch-Venetianisches in die Kunstformen übergegangen ist. Die Kunst jener Jahrhunderte hat nirgendwo einen localen Charakter, und wie die Rede- und Sprachformen in der ganzen südlichen und östlichen Hälfte Europa's, Kleinasiens und Afrika's so ziemlich dieselben gewesen sein mögen, so hat sich die gesammte werkthätige Welt auf dem Gebiete der bildenden Künste beinahe in denselben Geleisen bewegt und dieselben Formen adoptirt. Diese gemeinsamen Kunst- und Denkformen sind das natürliche Resultat des geistlichen Amalgamirungsprozesses, welcher am Ende des west- und oströmischen Kaiserreiches in dem ganzen Umfange desselben vor sich gegangen ist. Auch versteht es sich von selbst und ist in den Monumenten deutlich nachweisbar, dass Konstantinopel, Rom und Ravenna tonangebend für gewisse Richtungen in Literatur und Kunst gewesen sein müssen. Aber etwas anderes ist es, diesen tonangebenden Charakter, diese Gleichartigkeit der Bildung anzuerkennen, und etwas anderes, behaupten zu wollen, dass diese Monumente alle nur gewissermassen importirte Waaren seien, welche mit dem eigenen Leben und der eigenen geistigen Bewegung jener Orte in gar keinem Zusammenhange gestanden seien. Für die Zeit, wo Ravenna und Aquileja in Blüthe gewesen, wo eine grosse Reihe von Bischofsitzen noch bestanden hat, die gegenwärtig nun ganz und gar verschwunden sind, für diese Zeiten müssen wir jenen Gegenden ein gewisses geistiges Leben vindiziren, das allerdings in späteren Zeiten, in Folge äusserer und innerer Ereignisse, nicht mehr vorhanden war.

In diesen späteren Zeiten begann auf demselben geographischen Gebiete erst dann wieder ein bedeutsameres Kunstleben, als Venedig im ausschliesslichen Besitze der Meeresherrschaft von Adria gewesen ist, und alle Künstler, Dalmatiner und Istrianer den geistigen Impulsen gefolgt sind, welche von der stolzen Inselstadt ausgegangen sind. Die Kunstwerke, welche der älteren Vorvenetianischen Herrschaft angehört haben, zeigen deutliche Spuren des verschiedenartigen Einflusses, welchen die Völker in jenen Zeiten unterlegen sind. Man wird dem Kunstcharakter nach mit ziemlicher Genauigkeit folgende vier Hauptcharaktere in denselben unterscheiden können:

1) den spätrömischen,
2) den ravennatisch-byzantinischen,
3) den longobardischen, und überhaupt jenen, der von der culturlosen Völkerwanderung herrührt, und endlich
4) jenen, der in wenigen Fällen von dem Einflusse der jungen germanisch-romanischen Cultur West-Europa's herrührt.

Unter den kirchlichen Monumenten der Westküste der istrischen Halbinsel ist wohl keines von so hoher Bedeutung und in so gutem Zustande, als die Domkirche von Parenzo. Während die alten Domkirchen von Triest und Pola mancherlei Veränderungen erlitten haben, die berühmte Abbazia di Corneto zu Pola und das alte Baptisterium ganz vom Boden verschwunden, in Pirano, Rovigno und Capo d'Istria nur geringe Spuren von den alten Bauten vorhanden sind, ist die Domkirche von Parenzo noch vortrefflich erhalten, und zeigt, mit seinem Atrium und Baptisterium den vollständigen Typus der altchristlichen Basilica, wie man

dieselbe in den Kirchen Roms, S. Clemente, S. Prassede, S. Lorenzo u. s. f. findet. Diesen guten Zustand verdankt Parenzo seiner jahrhundertlangen einsamen Lage an der istrischen Küste, und es lässt sich heut zu Tage die Beschreibung dieser Stadt mit denselben Worten beginnen, deren sich ein bisher ungedruckter Bericht aus dem siebzehnten Jahrhundert im kaiserlichen Archive zu Venedig, dessen Mittheilung ich der Güte des Professors C. Foucard verdanke, bedient, wo es heisst: „Questa *infelice, e desolata* Città di Parenzo e quella, che cotanto vien celebrata, da gl' antichi, e moderni scrittori, come di Città antichissima gia Colonia di Romani, dai Colchi edificata" u. s. f. [1]

Die Stadt selbst, die gegenwärtig nicht viel über 2500 Einwohner zählen dürfte, ist sehr anmuthig an einer kleinen Halbinsel erbaut, vor welcher die reizende, mit Oliven-, Lorbeer- und Feigenbäumen bewaldete Insel Niccolo liegt. Sie ist von kleinen Possidentis und Fischern bewohnt, die daselbst einen von Winden guten beschützten Hafen besitzen. Das heutige Parenzo ist das *Παρέντιον*, Parentium der Alten. Die früheste Erwähnung unter den klassischen Schriftstellern macht Plinius, [2] er nennt es mit Aegida, colonia Pola, ein oppidum Istriae civium Romanorum. Den Hafen von Parenzo erwähnt Stephanus Byz. [3] Das Itin. Anton. und die Peutingerische Tafel setzen die Entfernung Parenzo's von Pola und Tergeste nicht unrichtig an, wenn man erwägt, wie tief diese Küste von Buchten eingeschnitten ist und wie wenig das Terrain gerade Strassen gestattet. Die Peutingerische Tafel rechnet nämlich von Parentium nach Tergeste 48, das Itin. Ant. 46 Milliarien. [4] Ausser diesen schriftlichen Nachrichten haben sich noch einige wenige in Monumenten, besonders in Inschriften erhalten, die aber, wie sämmtliche Inschriften Istriens, noch sehr der Erläuterung und der kritischen Sichtung bedürfen. [5] Parenzo theilte das Schicksal der istrischen Halbinsel. Vor August zu Illyricum gerechnet, wurde Istria mit Carnia (oder Carniola) in die zehnte Regio: Venetia et Histria aufgenommen, die im Westen durch die Addua, nach der Zeit Konstantins durch den Athesis begränzt wurde und Aquileja zu ihrer Hauptstadt hatte. [6] In der um 400 und 404 abgefassten Notitia dignitatum finden wir „Venetia et Histria" unter den sieben der italischen Provinzen, welche unter einem consularis stunden. Beim Beginne der Völkerwanderung von Truppen des oströmischen Reiches besetzt, kam es später, und zwar im Jahre 493 in die Hände der Gothen, unter denen es eine für sich bestehende Provinz bildete, welche in Theodorich ihren Oberherrn erkannte. Mit dem Jahre 539 fiel es wieder unter die Herrschaft des oströmischen Reiches, unter welcher es bis zum Jahre 789 blieb.

Die Christianisirung Istriens geht bekanntermassen bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurück. Die Gründung der Bisthümer an der istrischen Küste gehört der Zeit Theodorich des Grossen an, in diese Zeit wird auch die Gründung des Bisthums von Parenzo versetzt, und als erster Bischof der vielbestrittene Euphrasius angeführt; unter ihm soll der heute noch bestehende Dom gegründet worden sein. Die Verbindung Istriens mit dem byzantinischen Reiche hatte für die istrische Kirche im 6ten Jahrhundert unheilvolle Folgen. Die Bischöfe von Parenzo wurden nämlich mit anderen istrianischen Bischöfen in den sogenannten Dreikapitelstreit verwickelt. Der Urheber dieses Streites war der Erzbischof Theodor Ascidas von Caesarea in Kappadozien, der den dogmatisirlustigen Kaiser Justinian, um ihn von seinen Ideen gegen Origenes abzulenken, bewog, das Anathem über die Person und die Schriften Theodorets: für Nestorius, gegen Cyrill und die ephetische Synode und den Brief an den Perser Maris auszusprechen. Das erste

[1] Aehnlicher Worte bedient sich auch Ughelli in seiner Italia sacra „Olim frequens et aedificiis ac populosa erat, nunc vero desolata est, ac incolis destituta." — Die Abstammung von Kolchis kömmt in manchen älteren Werken vor, und Bredenbach, in seinem bekannten Reiseberichte nach Jerusalem, in dem er Parenzo beschreibt und abbildet, erzählt, dass Paris nach dem Raub der Helena hier seine Flotte ausgerüstet und eine Stadt gegründet habe, die er Paridinum nannte.

[2] H. M. III. 23. Ausserdem erwähnen Parentium noch Ptolom. III. 1., Geog. Ravenn. anc. IV. 30. (im Anhange zu Pomp. Mela ed. Gronov. Lugd. Bat. 1722. p. 785).

[3] *Παρέντιον, πόλις καὶ λιμὴν πλησίον Ἰστρίας.*

[4] Zwischen Parentium und Pola findet sich auf der Peutingerischen Tafel ein thermenähnliches Gebäude mit Anführung des Namens Quaeri und Sitro. Von Parentium nach Pola rechnet die Peut. T. XXX Milliarien.

[5] Sie sind grossentheils gesammelt in Dr. Kandlers als Manuscript gedruckten „Indicazioni per riconoscere le cose storiche del Litorale" S. 255 und dessen „Cenni al forestiero che visita Parenzo (Triest 1845). Beider Werke, sowie Ughelli's Italia sacra (ed. Coletti) bediente ich mich häufig bei Abfassung dieser Blätter.

[6] Becker-Marquardt, „Handbuch der Röm. Alterthümer", Band III. S. 59. Forbige, „Handbuch der alten Geographie" Band III. S. 586 et seqq.

Edikt des Kaisers, in welchem die drei an Form und Anathematismen aufgestellten Sätze (κεφάλαια capitula, und da es ihrer drei waren, τρία κεφάλαια genannt) enthalten waren, ist verloren gegangen. [1] Justinian bewog den nach Konstantinopel berufenen Papst Vigilius in einer Schrift (das sogenannte Judicatum), gleichfalls die drei Kapitel im Jahre 548 zu verdammen. Der Widerspruch der meisten abendländischen Geistlichen machte Vigilius schwankend, er nahm weder das zweite Edikt Justinians (im Jahr 551) an, noch wohnte er der 5ten ökumenischen Synode in Konstantinopel (im Jahr 553) bei. Aus den Briefen des Papstes Pelagius I., des Nachfolgers des Vigilius, erfahren wir, welche Ausdehnung das Schisma gewonnen hat. Oberitalien von der West- bis zur Ostgrenze, und zwar im Westen die Bischöfe von Ligurien und Aemilien, im Osten die von Venetien und Istrien hatten sich vom römischen Stuhle förmlich getrennt. Paulinus von Aquileja stand an der Spitze der östlichen Bischöfe von Oberitalien, an den sich auch ein Theil von Illyricum, Rhätia II. und Norikum angeschlossen hatten. Das Uebel griff (theilweise vielleicht durch das Benehmen Pelagius I.) um sich, denn auch einige toskanische Bischöfe schickten sich an, die Gemeinschaft mit Rom abzubrechen. Der Kampf nahm, wie wir aus den erhaltenen Briefen des Papstes Pelagius I. ersehen, einen erbitterten persönlichen Charakter an.

So lesen wir in einem an den Patricius Narsis (nach Anderen) Johannes gerichteten Briefe des Papstes Pelagius I. [2] eine Schilderung eines Bischofs Euphrasius, von dem es Rubeis dahingestellt sein lässt, ob es der sogenannte Protoepiscopus von Parenzo gewesen, ihn jedoch jedenfalls den istrischen Bischöfen anreiht: „Quales autem sint, qui ecclesiam fugiunt, Eufrasii vos scelera (quae amplius occulta Deus esse noluit) evidenter informant: qui in homicidio quidem nec hominis necessitudinem, nec fratris caritatem, nec sacerdotii reverentiam cogitavit. Incestuoso autem adulterio etiam ipsius vindictae abstulit modum; quia si adulterium punias, non remanet in quo vindicetur incestus: si incestuoso ingeras poenas, inultum crimen adulterii remanet."

Als 560 Pelagius I., Justinian 565 starb, hatte der Streit seine heftige Form bereits verloren. Gregor der Grosse, der 590 den päpstlichen Thron bestieg, bahnte den Weg der Versöhnung an. Die Union der Istrier, die unter dem Patriarchen von Grado stunden, dehnte sich immer mehr aus, aber erst unter Sergius I. traten auch die letzten lombardischen Schismatiker zur katholischen Kirche zurück. Uebereinstimmend mit Beda Ven. erzählt Paul. Diac. (de gest. Long. VI. 14), dass auf einer Kirchenversammlung (Synode) zu Aquileja „durch die heilsamen Ermahnungen des Papstes Sergius belehrt" die Sätze der 5ten allgemeinen Synode auch in Istrien und Venetien Eingang fanden. Diese Aquilejenser Synode fand im Jahre 698 statt, und beendete so das istrische Schisma nach 150jähriger Dauer.

Zur Zeit der Longobardischen Herrschaft in Italien kam ein Theil von Istrien unter ihre Gewalt, doch blieben die Seestädte von derselben unberührt. Nach der Zerstörung des longobardischen Reiches durch Karl den Grossen kam Istrien theilweise unter fränkische Herrschaft, während der andere Theil von den Byzantinern den Kroaten überlassen wurde. In das neunte Jahrhundert fallen auch die ersten Spuren venetianischer Herrschaft in der istrischen Halbinsel. In diesem Jahrhunderte, wo sich die Patriarchen von Grado und Aquileja über ihre Ansprüche an die istrischen Kirchen stritten, die Interessen der deutschen Kaiser an dieses Gebiet immer lebhafter hervortraten, im Inneren des Landes die Feudal-Gewalt sich organisirte, fällt die sogenannte Schenkung Otto's an die istrische Küste und die Sage von dem Sturme, welcher den grossen Kaiser an die istrische Küste geworfen haben soll, sowie die zweite Nachricht von der Gründung der Cathedrale von Parenzo, die er in der Gefahr des Sturmes gelobt haben soll. Später mit dem Patriarchate von Aquileja, das sich enger an das deutsche Reich anschloss, vereinigt, wurde es in die Streitigkeiten mit Venedig verwickelt, die damit endeten, dass sich die Küstenstädte halb mit Gewalt, halb freiwillig der venetianischen Republik unterwarfen. Bei Parenzo geschah Letzteres im Jahre 1267 den 15. Juli, nachdem es schon früher einmal im Jahre 1192 nur vorübergehend gezwungen wurde, den Venetianern Tribut zu zahlen. Es blieb 530 Jahre unter venetianischer Herrschaft, dieselbe war für Parenzo natürlich von der grössten Bedeu-

[1] s. Hefele „Conciliengeschichte" Bd. II. S. 774 bis 891. Mansi's Concilienwerk IX. p. 891. Die „Istria" Jahrg. II. Nro. 5 — 8.

[2] Rubeis M. E. A. p. 206 u. 208 der Zweck dieses Briefes ist deutlich in den Worten: „Aufferte tales (Episcopos) ab ista provincia" ausgedrückt.

tung. Wenn wir auch hier die Veränderung der Stadtverfassung als nicht zur Sache gehörig übergehen müssen, so können wir doch nicht verschweigen, dass noch das heutige Parenzo eine Reihe schöner mittelalterlicher Paläste im Venetianischen Style aufweist, die deutlich sowohl die Blüthe der Stadt als auch das Talent bezeugen, mit welchem die Architekten der damaligen Zeit kleinere Aufgaben der Baukunst zu lösen verstunden. Das 14te Jahrhundert war für Parenzo verhängnissvoll. In dem Kampfe Venedigs mit Genua kam im Jahre 1354 der genuesische Admiral Paganino Doria vor Parenzo, plünderte und verwüstete dasselbe, führte die Reliquien der Protectoren der Stadt des heil. Maurus und Eleutherius, so wie auch eine Reihe von Dokumenten nach Genua. Nach diesem Unglücke, — Parenzo zählte nach dieser Zeit noch 3000 Einwohner — kam ein anderes, noch grösseres, die Pest (im Jahre 1361), die wenige Jahre später wiederholt auftrat und die Stadt beinahe entvölkerte, so zwar, dass im Jahre 1601 kaum 300 Einwohner übrig blieben. Im Jahre 1692 wurden griechische Colonisten aus Candia und später slavische und dalmatinische nach Parenzo gebracht, so dass sich die Bevölkerung wieder bis auf 2000 Einwohner erhob. In diesem Zustande blieb es bis zum Jahre 1797, wo die venetianische Republik ihr Ende erreichte, abwechselnd unter französischer und österreichischer Herrschaft stund, bis es endlich 1813 definitiv mit dem österreichischen Kaiserstaate vereinigt wurde.

Bei der Wichtigkeit des Monumentes und der grossen Unsicherheit der Thatsachen in der älteren Geschichte ist es nothwendig, jene Monumente aus der Geschichte des Episkopates von Parenzo festzustellen, die auf den Bau Einfluss gewonnen haben. Ich bedaure sehr, dass mir bei meiner Anwesenheit in Parenzo der Zutritt zu dem bischöflichen Archive verweigert und erklärt worden ist, der Aktenband mit den ältesten Urkunden befinde sich in Triest und nicht in Parenzo. In Triest angekommen, konnte ich ebenso wenig den Ort erfahren, wo sich dieselben befinden. Wie wichtig aber ein Eingehen auf die Urkunden selbst sein mag, hat Coletti in seiner Ausgabe von Ughellis Italia Sacra (V. p. 399. not.) bemerkt, wo er, seine Zweifel über die Ughellischen Zeitangaben der Konsekration der Kirche aussprechend, hinzufügt: „de hoc certiora proferant, quibus consecrationis hujus monumentum autographum licet inspicire et diligentius perscrutari.“ —

Als Protoepiskopus von Parenzo wird, wie erwähnt, Euphrasius angeführt. Coletti setzt ihn hingegen erst in das Jahr 796. — Jene, die wie Ughelli, Capelletti, Kandler u. a. m. Euphrasius für den ersten Bischof halten und ihn in das sechste Jahrhundert setzen, stützen sich erstens auf den marmornen Tabernakel, der sich gegenwärtig in der Andreaskapelle befindet, und von dem später ausführlich die Rede sein wird; zweitens auf den eben besprochenen Brief des Papstes Pelagius über einen istrischen Bischof Euphrasius und endlich drittens auf ein Dokument, das von allen, die sich für Euphrasius als Protoepiskopus aussprechen, für ächt gehalten wird. — Dieses Dokument beginnt mit den Worten: „In nomine patris et filii et spiritus sancti. Imperante Constantino Romanorum imperatore, triumphatore Augusto, anno imperii ejus XVI, die vero XXIV mensis martii, indictione VI. feliciter. Nos quidem Dei gratia Eufrasius Parentinae ecclesiae praesul, curator pupillorum viduarum et orphanorum, pastor in ecclesia beatae Virginis et sancti Mauri martyris.“ Es weist dem Bischof, den Kanonicis und dem Klerus der Domkirche bestimmte Einkünfte zu, und zwar ersterem den vierten Theil von jenem, „quod supra terram nostrae ecclesiae resideant vel mansionem habent, vel terras locovarias excolunt, tam de vineis quam de agris;“ die Kanonici sollen haben „decimam omnium habitantium in parentina civitate sine aliqua contradictione tam de omnibus frugibus terrae, quam animalibus,“ und ausserdem noch den dritten Theil von Mühlen, dem Fischfange und den Salinen an bestimmten Orten; dem Klerus wird endlich an zwölf festen Tagen „convivia cum episcopo parentino“ zugesichert u. s. f.

Dieses Dokument wurde von den nächstfolgenden Bischöfen unterfertigt — aber das Original scheint nicht mehr zu bestehen, und das vorhandene, das Capelletti dem Archive von Parenzo [1] entnommen hat, soll aus dem 13ten Jahrhundert herstammen. Der Bischof Adelpertus erneute dasselbe im Jahr 1219 mit folgenden Worten: „nos A. D. g. P. e. universis notum fieri cupimus, tam praesentibus quam futuris, quod videntes et considerantes privilegium piae recordationis Euphrasii praedecessoris nostri et aliorum praedecessorum

[1] Wie es heisst: „Dal lib. num. XVIII. dell. arch. di Parenzo.“

Bibliothek Passau

nostrorum vetustae consumptum, ne ecclesia Parentina vel ipsum capitulum in posterum suo jure vel dignitate privaretur, auxiliante Domino ipsum privilegium bona fide renovare fecimus, ut etiam habetur in isto, ita continebatur in illo.“ Wie Capelletti [1] selbst bemerkt, hat die Verschiedenheit der Abschriften bei den Autoren eine Verwirrung in den Namen der unterfertigten Bischöfe hervorgerufen. Auch die Anführung des Namens Constantinus hat zu grossen Zweifeln Anregung gegeben, die einige damit beheben wollten, dass sie an die Stelle „Constantino R. imperatore“ Flavio Justiniano setzten. So viel ist gewiss, dass so lange über dieses Dokument, das sich im Archive von Parenzo befinden soll, nicht genauere Daten angegeben werden als jene, die in den Werken der genannten Autoren vorkommen, auf dasselbe kein besonderes Gewicht gelegt werden kann. — Coletti setzt es mit Euphrasius in das Jahr 796. [2] Einen viel grösseren Anhaltspunkt gibt der Brief des Papstes Pelagius I. Da es keinem Zweifel unterliegt, dass in diesem Briefe von einem istrischen Bischofe die Rede ist, so ist die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Bischof der Euphrasius von Parenzo sei, aus dem Grunde keine geringe, weil man nicht wüsste, auf welchen Bischofstuhl Istriens dieser Euphrasius sonst zu setzen wäre. Das grösste Gewicht legen wir aber nicht auf diese Dokumente, sondern auf den Charakter der Taufnamen der Basilika, die viel mehr als selbst der marmorne Tabernakel in der Andreaskapelle in das Gewicht fallen.

Einen Bischof Johannes von Parentium erwähnt Paul Diac. um das Jahr 587, und zählt ihn zu jenen, die mit anderen istrischen Bischöfen im Dreieinigkeitsstreite auf der Seite des Schismas gestanden. Er gehörte zu jenen, die den Patricius Smaragdus mit Gewalt nach Ravenna abführten. [3]

In der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ist, wenn wir den Ausdruck eines Aktenstückes des Patriarchen von Aquileja Radaoldus recht deuten, von barbarischen Völkern slavischer Zunge die Kirche von Parenzo verwüstet worden. [4]

Als siebzehnter Bischof wird Adamus angeführt. Unter diesem Bischof soll und zwar am 8. Mai 961 nach einer Angabe eines im Archive zu Parenzo befindlichen Dokumentes unter Otto dem Grossen die Kirche konsekrirt und reichlich ausgestattet worden sein. Diese Konsekration sowie die Ausstattung der Kirche unter den Ottonen stehen im Zusammenhange mit der Erzählung von der Reise Kaiser Otto's nach Italien, die er zur See unternommen haben soll. Der Kaiser soll, wie bereits erwähnt, von einem Sturme mitten auf der See befallen, durch Anrufung der heiligen Jungfrau, die ihm als Retterin erschienen, aus der Gefahr befreit, im Hafen von Parenzo 960 angekommen sein und daselbst die Kirche Marien zu Ehren gegründet haben. Im nächsten Jahre schon soll die Konsekration feierlich vollzogen worden sein. Papst Johann XII. habe, so wird weiter erzählt, den Patriarchen von Aquileja Engelfried delegirt, und dieser habe die Konsekration in Gegenwart der Bischöfe von Pola, Pedena, Triest, Concórdia, Feltre u. s. f. vollzogen. Doch fehlen alle näheren Anhaltspunkte, um die Erzählung von der Gründung und Konsekration der Kirche im Jahr 961 und der Seereise Otto des Grossen zu einer geschichtlich beglaubigten Thatsache zu erheben. [5] — Unter demselben Bischofe Adam hat Otto II. die Schenkungen seiner Vorfahren in einer zu Ravenna im Jahr 983 ausgestellten Urkunde bestätigt. Die Zeit der Ottonen scheint jedenfalls ein Wendepunkt in der Lage von Parenzo gewesen zu sein. Vor der Zeit der Ottonen befand sich die Kirche zu Parenzo keineswegs in günstigen Umständen. In einer vom Patriarchen Radaoldus von Aquileja ausgehenden Schenkungsurkunde wird die Ecclesia Parentina als eine magna inopia et calamitate oppressa dargestellt.

Im Jahr 1037 wird ein Bischof Engilmarus (Engelmarus) erwähnt, [6] und in der zweiten Hälfte des 11ten

[1] „Le chiese d'Italia“ Venezia 851. Bd. VIII. S. 782.

[2] Ital. Sacra. Tom. V. p. 397.

[3] Paul. Diac. Hist. Long. III. 26.

[4] „Nuper a nefandis sclavis et duris barbaris destructum est“, so heisst es wörtlich in dem Aktenstück des genannten Patriarchen vom Jahre 961. Das „nuper“ lässt so wenig eine genaue Zeitbestimmung als das „destructum“ die vollkommene Zerstörung der ganzen Kirche zu.

[5] In einer anderen Form wird die Sage so erzählt. In der Gefahr des Sturmes habe Kaiser Otto I. drei Kirchen Maria zu Ehren zu gründen gelobt, eine, wo er am Morgen zuerst weisse Lilien erblicken würde, und diese zu Ehren der Verkündigung; eine zweite, wo er rothe sehen würde, und diese zu Ehren der Himmelfahrt, und eine dritte, wo er blaue (azuri) sehen würde, und diese zu Ehren der Geburt Maria. Erstere habe er an dem Scoglio Anic, die zweite zu Parenzo, die dritte zu Murano erbaut.

[6] Er consekriert um 1040 eine Kirche zum heil. Michael. Pertz Mon. G. H. T. III. p. 173 B bringt folgende Notiz aus einem

Jahrhunderts ein Privilegium Heinrich III. (oder Heinrich IV.), welches die älteren Privilegien von neuem bestätigt.

Der päpstliche Stuhl blieb in diesem Jahrhunderte auch nicht unthätig, um die Interessen der istrischen Bischöfe an die des römischen Stuhles zu knüpfen. Von Venedig aus nimmt Papst Alexander III. (im Jahr 1078) in einem merkwürdigen Aktenstücke Parenzo unter seinen Schutz, und bezeichnet im Detail alle Parenzo unterworfenen Kirchen, Klöster und Kastelle.

Im Jahr 1233 konsekrirte Adelpertus den Hochaltar, in dem sich die Gebeine der Heiligen Julian und Demetrius befanden. Adelpertus ist bereits als Erneuerer der sogenannten Euphrasinianischen Urkunde bekannt. Noch wichtiger wird er für die Baugeschichte des Domes und des Kanonikates durch den von Capelletti a. a. O. angeführten Zusatz zur Euphrasinianischen Urkunde. Er setzt in derselben die Rechte der Canonici fest, bestimmt, dass in der Parentiner Kirche nur zehn Präbendarii sein sollen und ihre Zahl weder vermehrt noch vermindert werden soll. Er weist ihnen ihre Zehenten und sonstige Einkünfte zu, ordnet an, dass sie in der Parentiner Kirche ihre Residenz haben und ruhig und friedlich ihre Präbenden versehen und bestimmt endlich: „quod si canonicus parentinus obierit a festo sancti Michaelis usque ad aliud festum, tertia pars illius praebendae ad restaurationem ecclesiae detur, duae partes consortio capituli dentur pro anima sua.“

Das Jahr 1277 mit einem Bischofe Otto, einem Parentiner von Geburt, finden wir aufgeführt auf dem Mosaik eines Altartabernakels, von dem alsbald ausführlicher die Rede sein wird. Unter diesem Bischof scheint eine bedeutende Restauration des ganzen Domes vorgenommen worden zu sein. Innocenz IV. stattete die Kirche mit einem wichtigen Privilegium aus, aus dem wir nur jene Stelle hervorheben, in welcher die Canonici erwähnt werden. Es heisst daselbst: „praeterea quod communi consensu capituli tui vel partis majoris consilii in tua dioecesi per te vel successores tuos canonice institutum, ratum et firmum volumus pertinere.“ König Rudolf bestätigte im Jahr 1291 dem Bischofe Bonifacius die Ottonischen Privilegien und Schenkungen aus dem Jahr 983 in einer zu Konstanz ausgestellten Urkunde. Im Jahr 1434 vereinigte Papst Eugen IV. das Bisthum von Citta Nova (Aemonia) mit Parenzo; 1451 schied es Nicolaus V. wieder aus und wies es Venedig zu. — Die ferneren Wechselfälle im Parentiner Bisthume sind für uns ohne weiteres Interesse. In neuester Zeit wurde für die Erhaltung der Kirche in erfreulicher Weise Sorge getragen. Ist es erlaubt, aus diesen wenigen geschichtlichen Thatsachen einen Schluss auf die Epochen zu ziehen, die in Parenzo für einen Kirchenbau günstig gewesen, so ist vorerst das sechste Jahrhundert, die Zeit der engeren Verbindung mit Aquileja und Konstantinopel zu bezeichnen; — als eine zweite tritt die des Kaisers Otto II. auf, in welcher sich die Einkünfte des Bisthums gehoben zu haben scheinen, nachdem nach der Zeit der Aussöhnung mit Rom ein Nachlassen der Wohlhabenheit eingetreten sein mag; — als eine dritte ist das 13te Jahrhundert zu bezeichnen, in der das Kanonikat sich befestigte, und Bischöfe erwiesener Maassen Mittel gefunden haben, für Restaurationen und Neubauten thätig zu sein. Der ungünstigste Moment für Parenzo war wohl die Zeit unmittelbar vor den Ottonen, in der Parenzo und Istrien den Einfällen barbarischer Stämme preisgegeben war, und das 14te Jahrhundert gewesen, in dem Parenzo verödete.

Indem wir nun zur Beschreibung der Kirche selbst übergehen, ziehen wir vorerst den Grundriss (*Fig. 1*) in Betrachtung. Er zeigt in der Richtung von West nach Ost folgende Theile, und zwar:

1) ein achteckiges Baptisterium mit dem Brunnen zum Untertauchen in der Mitte;

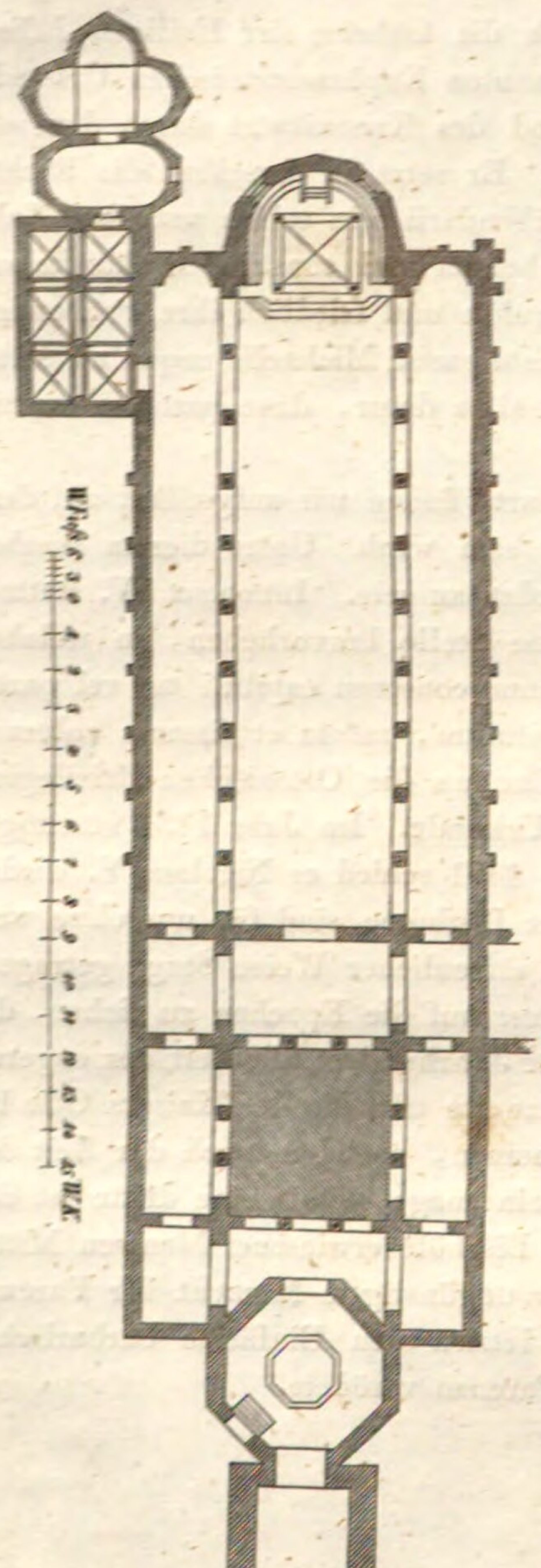
2) ein Atrium mit einem durch Säulen und Pfeiler gebildeten Porticus. Aus dem Atrium führen drei Thüren, eine grössere mittlere, und zwei kleinere in

3) die eigentliche Basilica, welche dreischiffig ist und mit einer nach Innen runden, nach Aussen zu polygonen Apsis geschlossen ist. Durch eine Seitenthüre tritt man in eine Reihe von kleinen Nebenge-

Wiener Codex „tempore Ratmundi abbatis Altahense monasterium consecratur a tribus episcopis, Berengario scilicet Pataviensi, et Heriberto, Eistetensi, Engilmaro Parentino; anno 1037. 11 Kal. Oct.

bäuden, und zwar α) in eine längliche Halle, die mit Kreuzgewölben überdeckt ist, die in der Mitte auf drei Säulen ruhen, β) in eine Art von Vorhalle mit Tonnengewölben gedeckt, durch welche man γ) in ein anderes mit drei Nischen abgeschlossenes nach aussen zu polygon gegliedertes kleines Gebäude tritt, das mit dem alten Mosaikboden verziert, mit seiner Gewölbung einen ziemlich alterthümlichen Charakter an sich trägt.

Fig. 1.



Der Zustand, in welchem sich diese verschiedenen Theile befinden, ist sehr ungleich, das Baptisterium ist der am meisten zerstörte Theil, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er vom Cultus am frühesten verlassen wurde. Die Bedachung fehlt ganz, aber die Mauern und der eigentliche sechseckige Taufbrunnen sind noch sehr wohl zu erkennen; es führten mehrere Stufen zur Sohle desselben. Heutigen Tags erscheint an das Baptisterium nach Westen zu ein Campanile angebaut, der aus dem 15ten Jahrhundert stammend, an und für sich ohne grössere Bedeutung ist, und mit dem alten Basiliken-Bau selbstverständlich in keinem Zusammenhange steht.

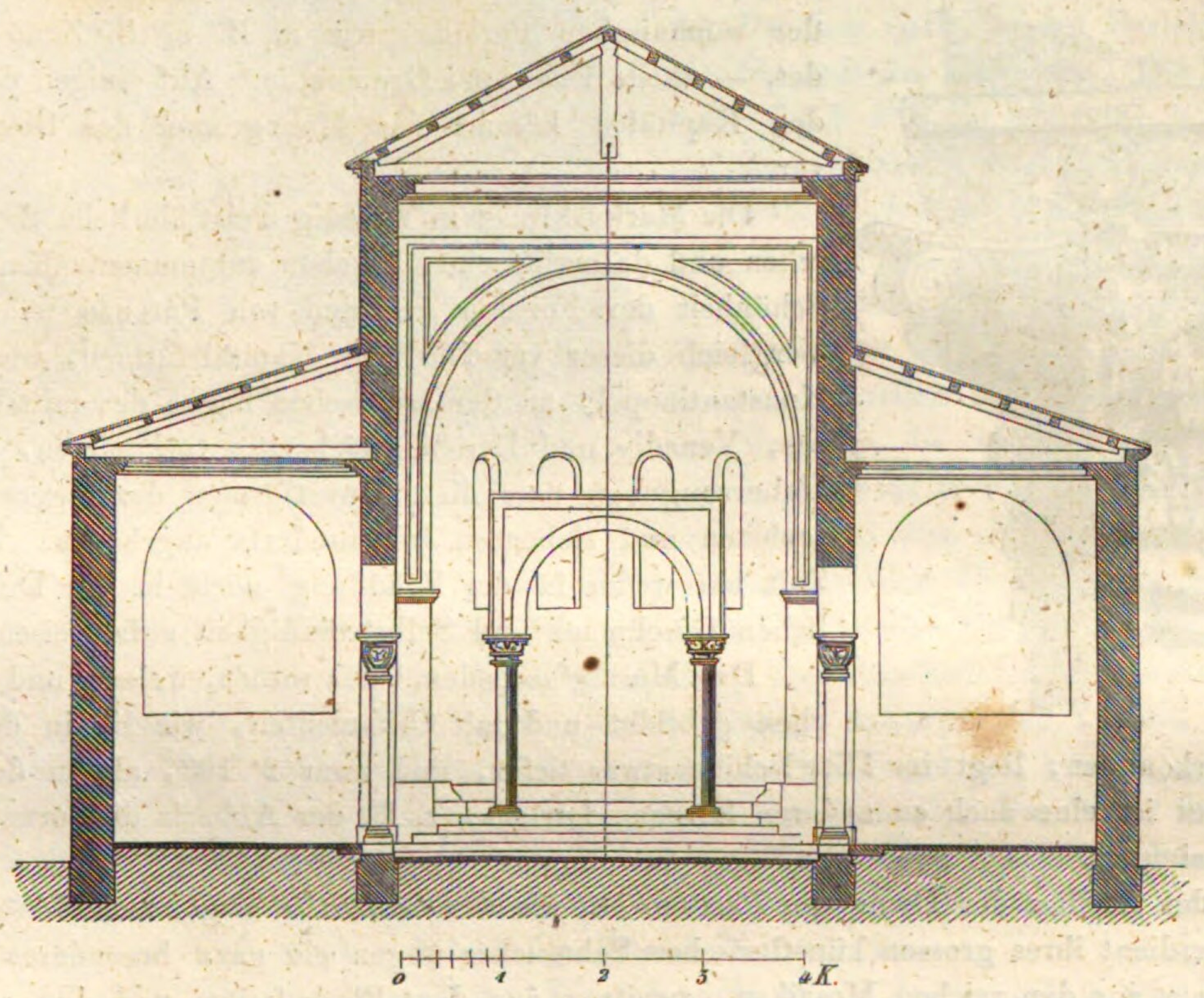
Viel interessanter und theilweise in einem besseren Zustande ist das Atrium mit dem Porticus. Der Grundriss und die Tafel XIII. zeigen deutlich die Anordnung derselben, dem gegenwärtigen Cultus dient nur mehr die an die Kirche anstossende Seite. Diese wird als Vorhalle benützt und hat, wenn sie auch mancherlei Veränderungen erlitten, doch noch den Typus der alten Anordnung. Von den Säulen des Atriums stehen einige noch aufrecht, zwei von ihnen sind zur Stütze der Orgel im Inneren verwendet worden. Die Bögen, welche die Säulen verbinden, sind etwas (an 15″) überhöht, die Säulen des Atriums sämmtlich von gleicher Höhe, der Schaft 1° 4′ 8″, das Kapitäl 1′ 7″, der Kämpfer unter den Archivolten 8″. Der Säulenfuss hat antike Profilirung. Die Säulen haben keine Verjüngung. Ausser den Säulen, die mit ihren prachtvollen Marmorschäften und byzantinisch-ravennatischen Kapitälen (eines davon ist in der Mitte der Tafel XIV. abgebildet) das Interesse des Kunstfreundes im höchsten Grade auf sich ziehen, sind von hohem Interesse sowohl die marmornen Thüren, welche in die Basilica führen, als auch eine andere Thüre gegen das Baptisterium. Es ist dort noch die alte Form des Thürsturzes erhalten, der aus einem einzigen Stück Marmor gearbeitet, mit Löchern zum Einsetzen der Thürpfosten versehen ist. Die Stirnseite des Thürsturzes ist mit dem Kreuzeszeichen ✝ geschmückt. Die Profilirung des Thürsturzes hat ganz antike Anordnung. Oberhalb des Atriums erhebt sich das Mittelschiff der Kirche mit seinen giebelförmigen Abschüssen, während die Dächer der Seitenschiffe so ziemlich mit dem Dache des Atriums in gleicher Höhe liegen.

Die Façade des Mittelschiffes, wie sie über das Atrium heraustritt, würde zu dem interessantesten Theile der Kirche gehören, wenn sie nicht durch die Zeit so sehr beschädigt worden wäre. Die drei grossen breiten Fenster, die in ihrer geräumigen Anordnung nichts von der Aengstlichkeit des späteren frühromanischen Styles im Fensterbau haben, führen eine grosse Masse Lichtes in das Innere der Kirche; die ganze Wand an der Façade bis zum Dachgesimse hinauf war mit Mosaiken ausserordentlich kunstvoll geschmückt. Die Umrisse dieses Mosaikschmuckes lassen sich noch deutlich wahrnehmen, wenn auch der grösste Theil derselben unsichtbar geworden. Längs dem Dachgesimse und den Seiten der Façade sind breite Bandornamente erhalten, sowie auch Spuren des Mosaikornamentes der Fenstereinrahmung. Auf den zwei Flächen zwischen den drei Fenstern sind sieben brennende Leuchter in Mosaik ausgeführt. Das Vorkommen dieser Leuchter an so hervorragender Stelle an einer Kirchen-Façade gehört sicher zu den interessantesten und seltensten symbolischen Darstellungen. Ob nun diese sieben Lichter wie die sieben Arme des Leuchters im Tempel zu

Jerusalem zu deuten sind, als ein Sinnbild der sieben Geister Gottes, oder ob darunter [1] die sieben ersten christlichen Gemeinden (Off. Joh. I. 12) zu verstehen sind, oder die sieben Augen Gottes (Zacharias IV. 2. 10) lassen wir dahingestellt. Auf den zwei grösseren Flächen zwischen den zwei Fenstern und dem Rande der Wand waren je zwei Figuren angebracht, mit einem Nimbus versehen und einem blauen oder grünen Unterkleide und einem weissen Mantel, in den Händen trugen sie Kronen oder Gefässe auf Polstern. Doch lässt sich aus den langen gestreckten feierlichen Gestalten in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht mehr recht abnehmen, ob es Engel oder Heilige waren. In der Giebelfläche, oberhalb der Fenster sind Spuren einer sitzenden Figur, deren Füsse mit Sandalen versehen waren, wahrzunehmen. Doch sind diese Theile so zerstört, dass man nur vermuthen kann, dass diese Gestalt entweder Christus oder Gott Vater auf dem Weltenthrone sitzend mit segnenden Händen, umgeben von Heiligen, gewesen sein mag.

Tritt man durch die mittlere Hauptthüre in das Innere der Kirche (*Fig.* 2. und Tafel XV.), so ist der Blick von der Thüre aus auf die prachtvollen marmornen Säulen, den Altarbau und die mit Mosaiken

Fig. 2.



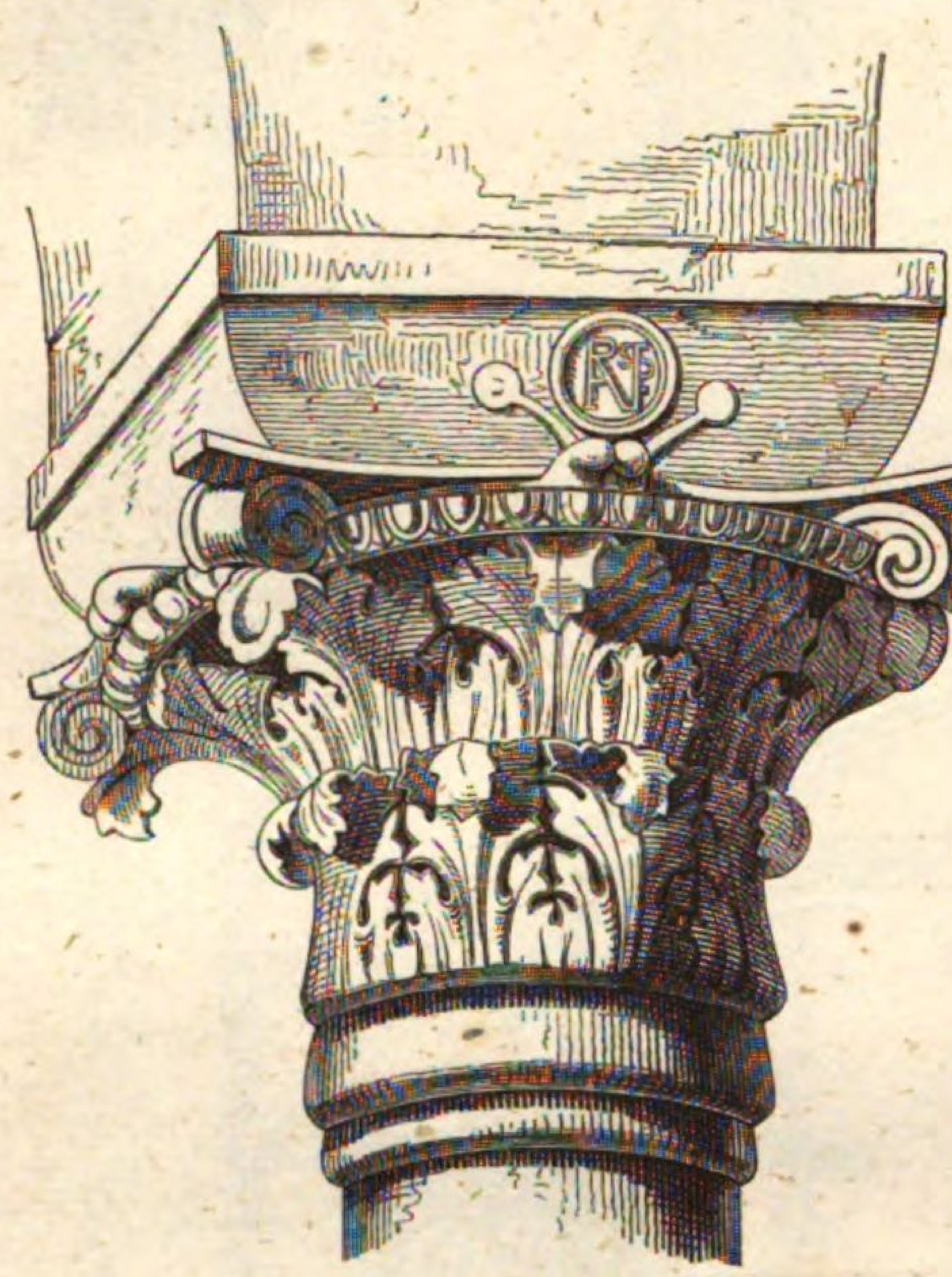
geschmückte Apsis, ein wahrhaft überraschender. Die antike Einfachheit, welche der Hauptanordnung der christlichen Basilica zum Grunde liegt, die Entfaltung einer soliden Pracht, die der Fussboden, die Säulen und der Wandschmuck zeigen, verfehlt den poetischen Eindruck auf Niemand, der Sinn für eine rein-architektonische Schönheit hat. Allerdings wünscht man solche alte Gebäude, bis zur Dachverzierung hinauf, in ihrem ursprünglichen Schmucke zu sehen, und jeder Kunstfreund beklagt es, dass der alte Mosaikschmuck am Boden der ordinären Steinplatte, der Mosaikschmuck an der Wand einer schlechten Fresko- oder gar der gewöhnlichen Tünche hat weichen müssen, dass ein leerer Modeflitter, der nur den Stumpfsinn der Massen anzieht, sich in jene Räume hineingedrängt, die einst mit so viel ächter Kunst und mit so reinem Geschmacke verziert, einer in mannigfacher Beziehung höheren Civilisation angehört haben müssen. Aber trotz den Restaurationen einer spätern Zeit, die sich in Parenzo, vorzugsweise an den Wänden und der Decke der Kirche

[1] Siehe Menzel, christliche Symbolik. Regensburg 1854. 2. Bd. S. 25. Auch auf der sogenannten alexandrinischen Kathedra in der Markuskirche kommen dieselben vor.

geltend gemacht haben, zeigt sich in derselben noch so viel Ursprüngliches und prächtig Erhaltenes, wie selten an irgend einem anderen Bau.

Das Innere der Kirche ist durch neun Säulenpaare in drei Schiffe getheilt, die Breite der Seitenschiffe ist 14 Fuss 6 Zoll, des Mittelschiffes 4 Klftr. 6 Zoll. Die Länge der ganzen Kirche bis zur Apsis ist 99′ 10″, die Tiefe der Apsis 18′. Die Entfernung zweier Säulen beträgt 9′ 10″, die Schranken, welche einst den Priesterraum von jenem geschieden haben, der den Laien zugewiesen war, sind gegenwärtig nicht mehr vorhanden. Eben so fehlen auch die alten Ambonen. Die Archivolten, die in vollen Kreisbogen die Säulen verbinden, sind noch in ihrer alten Form, aber mit späteren wenn auch interessanten Renaissancen-Ornamenten aus Stucco versehen. Ein höheres Interesse nehmen die Säulen mit den Kapitälen und dem Ravennalischen Kämpfer für sich in Anspruch. Sie sind auf der beiliegenden Tafel XIV. und in *Fig. 3* theilweise abgebildet und gehören, was Eleganz in der Zeichnung und Erfindung im Ornamente anbelangt, zu den schönsten, was die Architektur des sechsten und siebenten Jahrhunderts aufzuweisen hat. Sie zeigen theils phantastische Thiergestalten, — in anderer Weise als man diese bei den Kapitälen aus der romanischen Periode, wie z. B. in S. Zeno zu Verona findet, — theils Pflanzen-Ornamente. Auf einigen der Kämpfer über den Kapitälen kömmt das Monogramm des Bischofs Euphrasius vor.

Fig. 3.



Die Markuskirche in Venedig weist ähnliche theilweise aus istrischen und dalmatinischen Kirchen entnommene Kapitäle auf, die in Schönheit der Formen sich den von Parenzo nähern. Bei einem Vergleich dieser verschiedenen Kapitälsformen, wie sie in Ravenna, Konstantinopel, an der asiatischen Küste des mittelländischen Meeres, Venedig und Istrien gleichzeitig vorkommen, gewinnt man die Ueberzeugung, dass diese Kunstformen der regenerirten Kunst des sechsten und siebenten Jahrhunderts angehören. Die nachfolgende Zeit hat weder in der Erfindung noch in der Durchführung ähnlichen Geschmack und Selbstständigkeit aufzuweisen.

Der Mosaikfussboden,[1] aus rothen, weissen und schwarzen Steinchen gebildet und mit Ornamenten, wie sie in der spätrömischen Kunst häufig vorkommen, liegt im Mittelschiffe etwas tiefer, und zwar 2′ 10″, als in den beiden Seitenschiffen. Letzteres ist eine auch an anderen Kirchen Istriens, z. B. der Abbazia di Corneto in Pola [2] vorkommende Erscheinung.

Die Apsis der Basilica des Doms von Parenzo ist, wie der Grundriss zeigt, nach Innen zu rund abgeschlossen. Sie verdient ihres grossen künstlerischen Schmuckes wegen ein ganz besonderes Interesse. Derselbe besteht erstens aus den reichen Mosaiken, zweitens aus dem Bischofssitze und den an denselben sich anschliessenden Stühlen, und drittens aus den breiten mit Mosaiken verzierten Triumphbogen. Was letzteren anbelangt, so ist im Scheitelpunkte des Bogens das medaillonartig eingefasste Christus-Monogramm ☧ mit goldenen Buchstaben auf blauem Grunde angebracht. Auf beiden Seiten sind zwölf Heilige in Medaillons mit Namensangabe in der Mosaik, der unten mit einem reichen Acanthusblatt — wie es auch in den Kirchen zu Ravenna als Ornament vorkömmt, — endigt, und rund herum mit einem Ornamente eingefasst ist. Die Namen der zwölf Heiligen sind folgende, links: Euphemia, Thecla, Valeria, Perpetua, Susanna, Justina; rechts: Agatha, Agnes, Cäcilia, Eugenia, Basilissa und Felicitas.

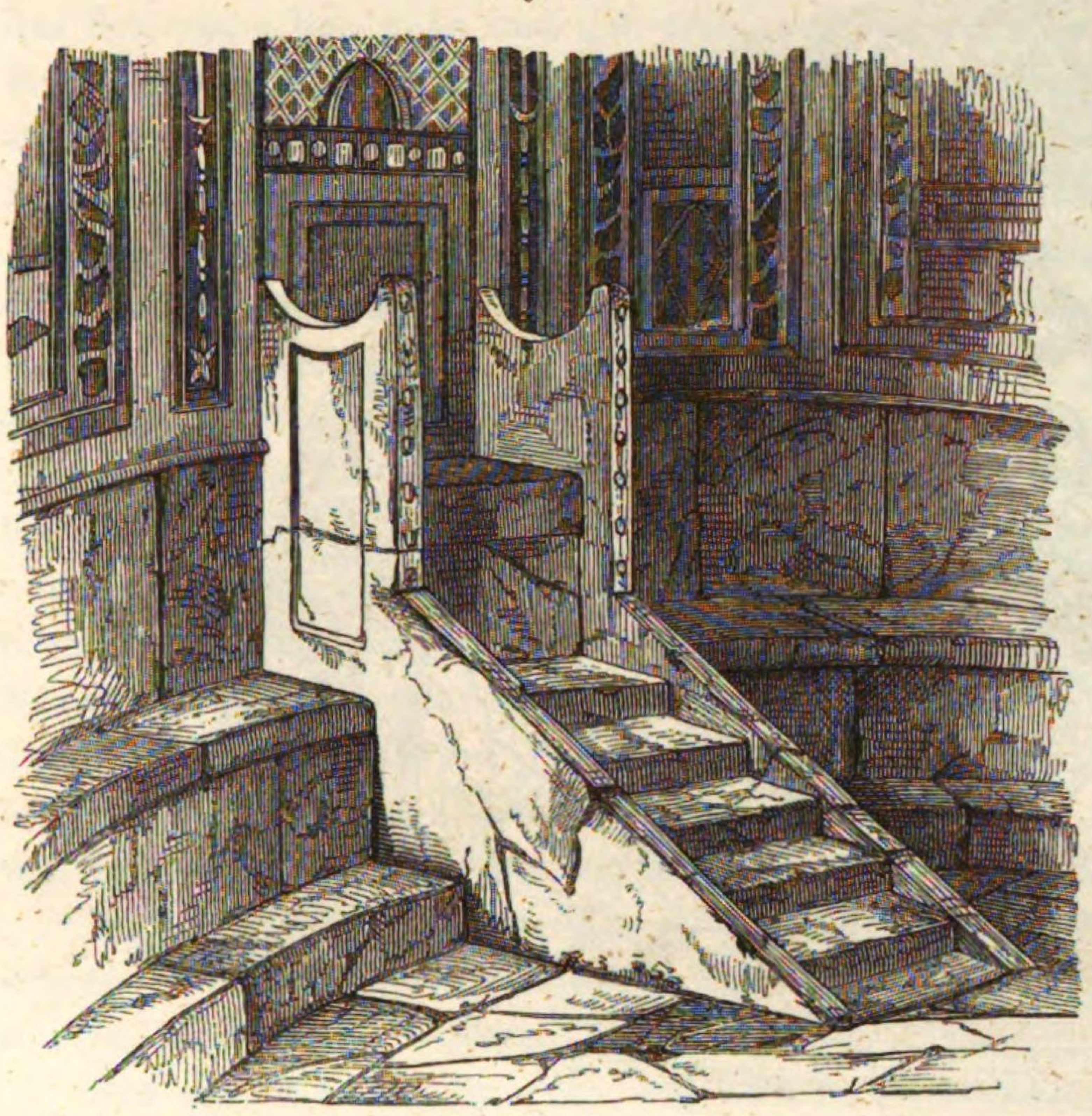
[1] Auf dem Mosaikboden von Parenzo befanden sich wie zu Grado einst Inschriften, die gegenwärtig grösstentheils zerstört worden und ehemals in höherem Grade leserlich waren, als:

CLAVDIA RELIGIOSA FEMINA CVM SVA NEPTA . . .
HONORIA PRO VOTO SVO FECERVNT . . .
BASILEIA RELIGIOSA FEMINA CVM SVA . . .

[2] Siehe Kandler, Cenni al forestiero, que visita Parenzo. Triest 1845. S. 40.

Die Anordnung des steinernen Bischofsstuhles (*Fig. 4*), zu welchem fünf Stufen führen, welche an ihren äussersten Enden durch in Relief dargestellte Delphine verziert sind, ergibt sich deutlich aus der Abbildung. Oberhalb des Bischofssitzes ist ein Kreuz angebracht. Zunächst oberhalb dieser Sitzreihen ist ein breiter Streifen durch eine höchst eigenthümliche und kostbare Steinmosaik ausgefüllt. Der Leser dürfte wohl durch die beiliegende Farbendrucktafel XVI. ein ziemlich deutliches Bild von der malerischen Wirkung derselben erhalten. Die kostbarsten Steine, Rosso antiko, Lapis lazuli, verde antico, die grossen Perlenmuscheln sind ebenso reich als geschmackvoll darin angebracht. Unter den Symbolen, die sehr sparsam in der ganz ornamental gehaltenen Mosaik-Verzierung sich befinden, sind ausser dem früher erwähnten Kreutze mit der Weltkugel oberhalb des Bischofssitzes noch brennende Lichter und der Dreifuss vielleicht mit Beziehung auf Parenzo als Seestadt zu bemerken. Die Höhe dieses Mosaikes ist 5′ 5″, die der Sitze 3′ 9″, wovon 2′ 3″ auf die eigentliche Sitzhöhe kommen.

Fig. 4.



Oberhalb des so eben erwähnten Steinschmuckes folgt der eigentliche figurenreiche, durch ein doppeltes mit Kreutzen geschmücktes (2′ 6″ breites) Bandornament eingefasste Figurenmosaik. Dieser besteht eigentlich aus zwei Theilen und zwar aus den Mosaiken, die sich zwischen den vier Fenstern — von denen jedes 9′ 6″ hoch und 3′ 9″ breit ist — befinden, und dem oberen grossen Mosaikbilde, mit der darunter befindlichen Inschrift. In den an den Fenstern angebrachten Mosaiken, die auch innerhalb der Fensterleibung ornamental gegliedert sind, befinden sich in den grösseren Feldern an den beiden äussersten Enden der englische Gruss und die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth; in den anstossenden kleineren Feldern zwischen den Fenstern der heilige Maurus und der heilige Johannes der Täufer, und in dem mittleren kleineren Felde oberhalb des Bischofsstuhles ein geflügelter Engel im weissen goldgestickten Gewande, einem Kranze und der Weltkugel mit dem Kreuze in den Händen. Das Motiv bei der Darstellung des englischen Grusses ist nicht ohne künstlerische Erfindung, Maria stützt mit der rechten Hand den Kopf, der sich neigt, um etwas zu vernehmen, während die linke Hand in den Schooss fällt und die Fäden einer weiblichen Arbeit in einen Korb sinken, der zu den Füssen Mariens steht.

Der grosse Mosaik (*Fig. 5*) oberhalb der Fenster stellt Maria dar umgeben von Heiligen und den Stiftern der Kirche. Maria in ein dunkles Obergewand und ein weisses goldgesticktes Untergewand gekleidet, das Haupt mit einem Nimbus umgeben, sitzt auf einem Throne und hält das Christuskind auf dem Schooss, dieses segnet mit der rechten Hand, mit der linken Hand hält es eine geschlossene Rolle. Es ist in ein weisses und goldenes Gewand gekleidet. Oberhalb des Kopfes Mariä erscheint aus den Wolken eine Hand mit einem Kranze. Rechts und links der mittleren Gruppe erscheinen Gestalten, von denen zwei rechts und links von Maria mit ihren Flügeln und Stäben Engel darstellen, vier andere bekleidete mit Nimbus umgebene Figuren stellen Heilige dar, nur ein Einziger von ihnen ist durch die Namensaufschrift S. MAVRVS. näher bezeichnet. Die anderen sind durch Kränze und Bücher, die sie tragen, nur im Allgemeinen als Märtyrer und Verbreiter der Lehre bezeichnet. Deutlicher sind die drei äussersten Figuren auf der linken Seite angegeben, die ohne allen Nimbus, gewissermaassen nur als Stifter der Kirche figuriren. Der erste von ihnen, mit einem dunklen Gesichte, Schuhen, einem weissen Unter- und dunklen Obergewande, trägt die Kirche in den Händen; sein Name EVFRASIVS EPS lässt uns in ihm den angeblichen ersten Bischof von Parenzo, Euphrasius, erkennen. Ihm folgt mit einem weissen mit dunkeln Streifen besetzten weiten Gewande, ein Buch in den Händen haltend und der Umschrift CLAVDIVS ARC der Archidiakon Claudius, welcher in der sogenannten

euphrasianischen Urkunde vorkömmt. Zwischen beiden bewegt sich die etwas räthselhafte Gestalt eines Kindes, mit einem Kreutze um den Hals, einem weiten goldenen Gewande, in den Händen etwas tragend, von dem sich, da das Mosaik später restaurirt wurde, nicht mehr erkennen lässt, ob es Rollen oder Fackeln

Fig. 5.



sind, und der deutlichen Inschrift: EVFRASIVS FIL ARC. — Auf dem Boden, auf dem diese Figuren stehen, sind Blumen angebracht, im goldenen Hintergrunde blaue und rothe Wolken. Unterhalb dieses Mosaikes findet sich folgende Inschrift:

✝ HOC FUIT INPRIMIS TEMPLUM QUASSANTE RUINA
TERRIBILIS LABSU NEC CERTO ROBORE FIRMUM
EXIGUUM MAGNOQUE CARENS TUNC FURMA METALLO
SED MERITIS TANTUM PENDEBANT PUTRIA TECTA
✝ UT VIDIT SUBITO LABSURAM PONDERE SEDEM
PROVIDUS ET FIDEI FERVENS ARDORE SACERDUS
EUPHRASIUS SCA (sancta) PRECESSIT MENTE RUINAM
LABENTES MELIUS SEDITURAS DERUIT AEDES
FUNDAMENTA LOCANS EREXIT CULMINA TEMPLI
✝ QUAS CERNIS NUPER VARIO FULGERE METALLO
PERFICIENS COEPTUM DECORAVIT MUNERE MAGNO
AECCLESIAM VOCITANS SIGNAVIT NOMINE $\overline{\text{XPI}}$ (Christi)
CONGAUDENS OPERI SIC FELIX VOTA PEREGIT.

Die Anordnung der Kirche im Innern, wie wir sie so eben dargestellt haben, gehört ohne Zweifel der ältesten Zeit an. Der Mosaikboden, die ravennatisch-byzantinischen Säulen mit ihren Kapitälen, Kämpfern und Monogrammen, der Bischofsstuhl in der Apsis mit den Sitzen für die Geistlichkeit, die mit Delphinen in ihren äusseren Ecken verziert sind, zeigen Elemente, die der Karolingischen, und noch mehr der Ottonischen Kaiserzeit schon fremd gewesen sind. Derselben Zeit muss natürlich auch die Anlage des Atriums und des Baptisteriums für die Taufe per immensionem zugeschrieben werden. In diesen Theilen liegen für die Zeitbestimmung des Baues sicherere Anhaltspunkte vor, als in der Euphrasianischen Urkunde und anderen schriftlichen Denkmälern.

Anders ist es mit dem Mosaik. [1] Für die Geschichte des Mosaikes in ganz Oberitalien liegen gegenwärtig noch zu wenig feststehende Thatsachen vor, um aus diesen einen Anhaltspunkt für unseren Mosaik zu erhalten. Er wird in der Regel in die Zeit des Bischofs Otto, also in das 13te Jahrhundert gesetzt, d. h. in die Zeit, wo eine Restauration der Kirche und der Altarbau vorgenommen wurde. Aus äussern Gründen ist diese Zeitbestimmung nicht unwahrscheinlich. Er muss in einer Zeit entstanden sein, wo die Erinnerung an das Schisma schon ganz und gar verloren gegangen war, und in der man den Euphrasius für korrekt, die Euphrasianische Urkunde schon für authentisch gehalten. Auch die lateinischen Verse unterhalb des Mosaikes stimmen mit dieser Zeitangabe zusammen. Anders ist es mit dem grossen Steinmosaik, der keine figuralischen Darstellungen enthält. Für diesen scheint mir das 13te Jahrhundert wohl nicht zu passen; die ganze Anordnung sowie die Ornamente haben etwas, das mehr an die ältere ravennatisch-byzantinische Zeit als an die des 13ten Jahrhunderts mahnt. Es würde demnach in diese letztere Zeit mehr die Vollendung des Mosaikschmuckes und die vollständige Herstellung der Kirche selbst, als der ganze Schmuck des Mosaikes zu setzen sein.

Einen sicheren Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung bietet der Altarbau. Er ist gleich bedeutend für die Kunstgeschichte wie die Chronologie Parenzo's. Der Altartisch mit seinem modernen Aufputze steht unter einem Bau, der auf vier Marmorsäulen ruht, die untereinander durch Rundbögen und über dem Altartisch durch Diagonalrippen verbunden sind. Die vier äusseren Felder sind, wie die Abbildung zeigt, durch Mosaikbilder und Inschriften, die an der oberen geraden Fläche laufen, verziert. Die Kappen, die sich durch die Diagonalrippen bilden, in deren Schlussstein ein Agnus Dei angebracht ist, zeigen auf blauem Mosaikgrund goldene, natürlich ebenfalls in Mosaik ausgeführte Sterne; am inneren Rand sind wieder wie am äusseren Inschriften angebracht.

Auf jeder der vier nach Aussen gekehrten Seiten sind in Lunetten Bildnisse angebracht, die wie die Inschriften selbst durch eine spätere Restauration gelitten haben. Wir geben beide, insoweit es uns möglich war, die Buchstaben wahrzunehmen.

Auf der dem Hauptschiffe zugekehrten Seite ist in den zwei Lunetten der englische Gruss (links der Engel in ziemlich bewegten Formen und rechts Maria) mit den auf den oberen Rand laufenden Worten:

ANGELUS INQUIT AVE
DOMUNDUS SOLVITUR AVE.

Auf der rechts vom Altare befindlichen Seite ist in den Lunetten der heilige Maurus mit Inschrift und einem Kreuze in der Hand und der heilige Eleutherius mit Inschrift und dem Kreuze in der Hand. — Auf der links vom Altare befindlichen Seite ist der heilige Akolithus mit einem Kreuze dargestellt und ein unkenntlich gewordener Bischof, und auf der Rückseite der heilige Metridius an einer und ein unkenntlich gewordener Heiliger auf der anderen Seite.

Die am oberen Rande der drei letztgenannten Seiten laufende Inschrift lautet:

TEMPORA SURGEBANT CHRISTI (nativa) POTENTIS
SEPTEM CUM DECIES SEPTEM CUM MILLE DUCENTIS
VIRGINIS ABSQUE PARE CUM SACRE SEDULUS ARE
HOC OP (us) EX VOTO PERFECIT EPS (episcopus) OTO
PERPETUANDO PIA LAUDES TIBI VIRGO MARIA.

HEC QUICUNQUE LEGIS DIC O VIRGUNCULA MUNDA
CUI NEC PRIMA FUIT NEC SUCCES (ura) SECUNDA

[1] Eine ausführliche Erwähnung von diesem Mosaike macht Carli in seinem Werke „delle antichità italiche" Milano 1790. 4. Bd. S. 271. Carli setzt ihn in das achte Jahrhundert; er fusst sich dabei auf eine Interpretation der Euphrasianischen Urkunde, indem er den Mosaik gleichzeitig mit Euphrasius, und den Imperator Constantin für den Sohn Leo IV. und der Irene hält. Uns scheint die Urkunde selbst nicht sicher genug, um darauf eine Ansicht zu bauen. — Für die Zeitbestimmung der Mosaiken in Istrien und Dalmatien liegen Anhaltspunkte vor in den Mosaiken zu Grado und Aquileja, den Fussboden der Abbazia di Corneto in Pola, den einem Rufinus (6ten Jahrhundert) zugeschriebenen Mosaikboden in der Kirche Madonna del Mare in Triest (s. Ireneo villa Croce Hist. di Triest III. c. 7. p. 237) und dem Mosaik in S. Aquilino in Mailand (s. Allegranza Sopra alcun. monumenti).

ET TU SANCTE DEI MARTYR CELEBERRIME MAURE
PRO NOBIS CHRISTI VOX INTERCEDAT IN AURE
UT DIVINUS AMOR LUSTRET PRECORDIA TURBE
ET DULCIS PACIS CONCORDIA CRESCAT IN URBE.

UT TANDEM TOTA CORDIS RUBIGINE LOTA
ET PRORSUS DEMPTIS TENEBRIS DE LUMINE MENTIS
CUM JAM SUCCIDENT VITALIA STAMINA PARES
NOS MISERANTE DEO CELI SALVEMUR IN ARCE AMEN.

An den vier Kappen über dem Altar, dem blauen mit Sternen geschmückten Mosaike, dem Symbole der Himmelswölbung, sind folgende vier auf das Altarssakrament sich beziehende Verse angebracht:

SI CAPITUR DIGNE CAPIENTEM SERVAT AB IGNE
QUI RODIT MANDIT COR OS ET GUTTURA TANGIT
INTESTINA TAMEN NON TANGIT NOBILE STAMEN
ESCA SALUTARIS QUE SACRIS PONITUR ARIS
SI MALE SUMATUR SUMENTI PENA PARATUR.

Diesem Altarbau gehört das schöne Kapitäl mit den Vögeln an und dem Kreuzesmonogramm in der Mitte, das wir unseren Lesern in einer Abbildung (*Fig. 6.*) mittheilen. Der Säulenfuss mit dem Eckblatte stellt *Fig. 7.* vor. Die Höhe einer solchen Säule ist 10′ 9″, wovon 1′ 11″ auf das Kapitäl, 7′ auf den Säulenfuss fallen.

Fig. 6.

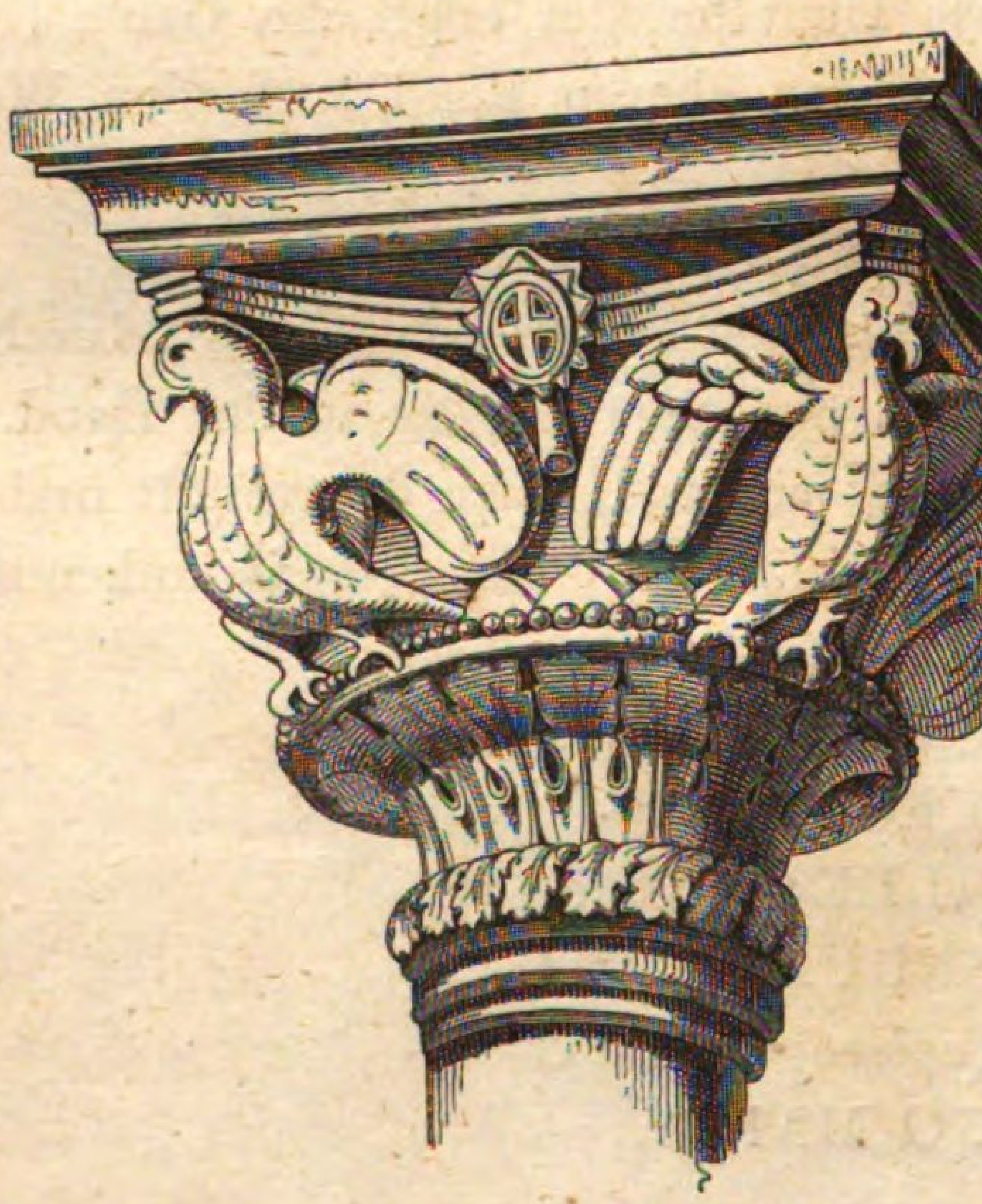
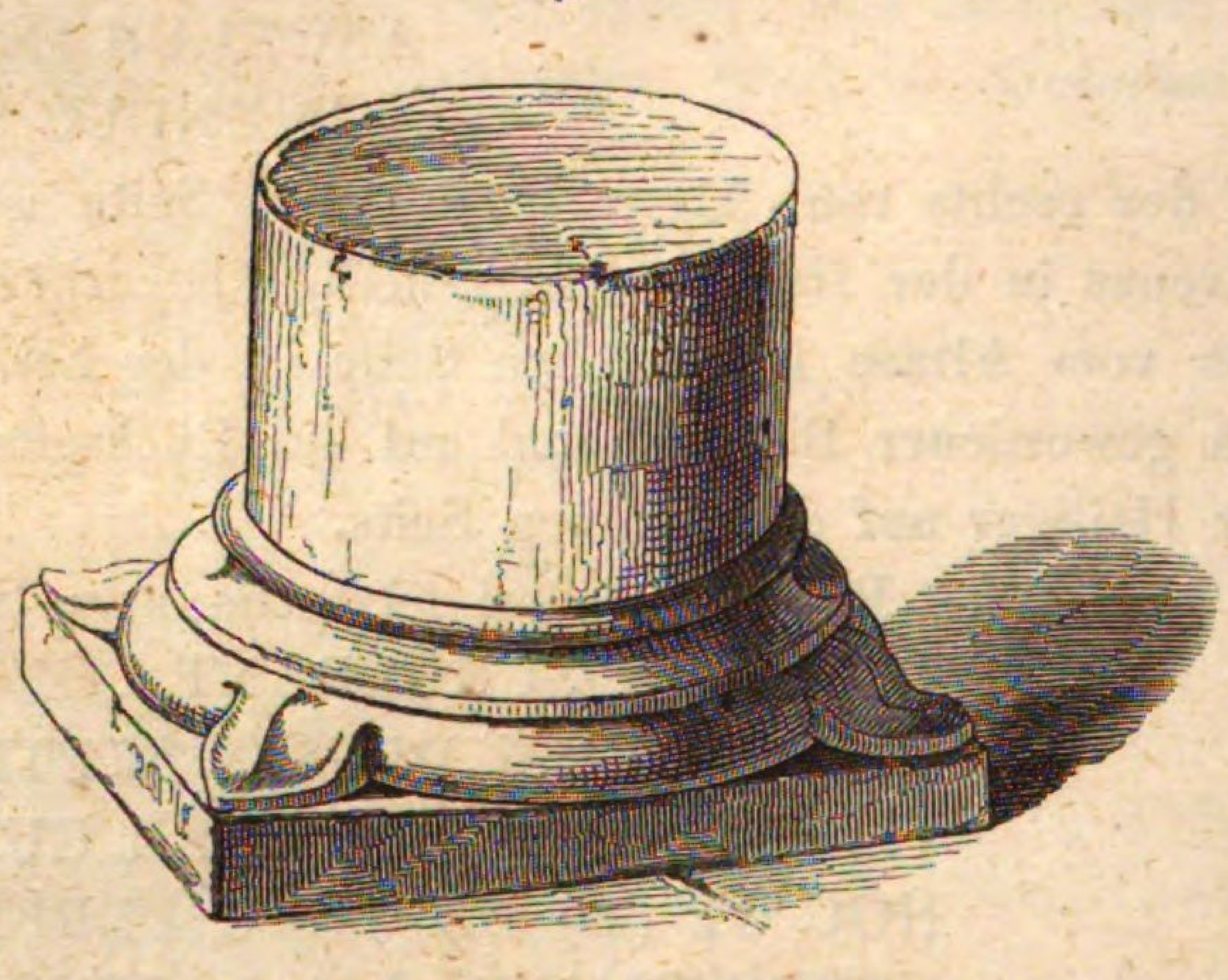


Fig. 7.



Der Bischof Otto, der in den Inschriften erwähnt wird, regierte zwischen 1256 und 1282. [1]

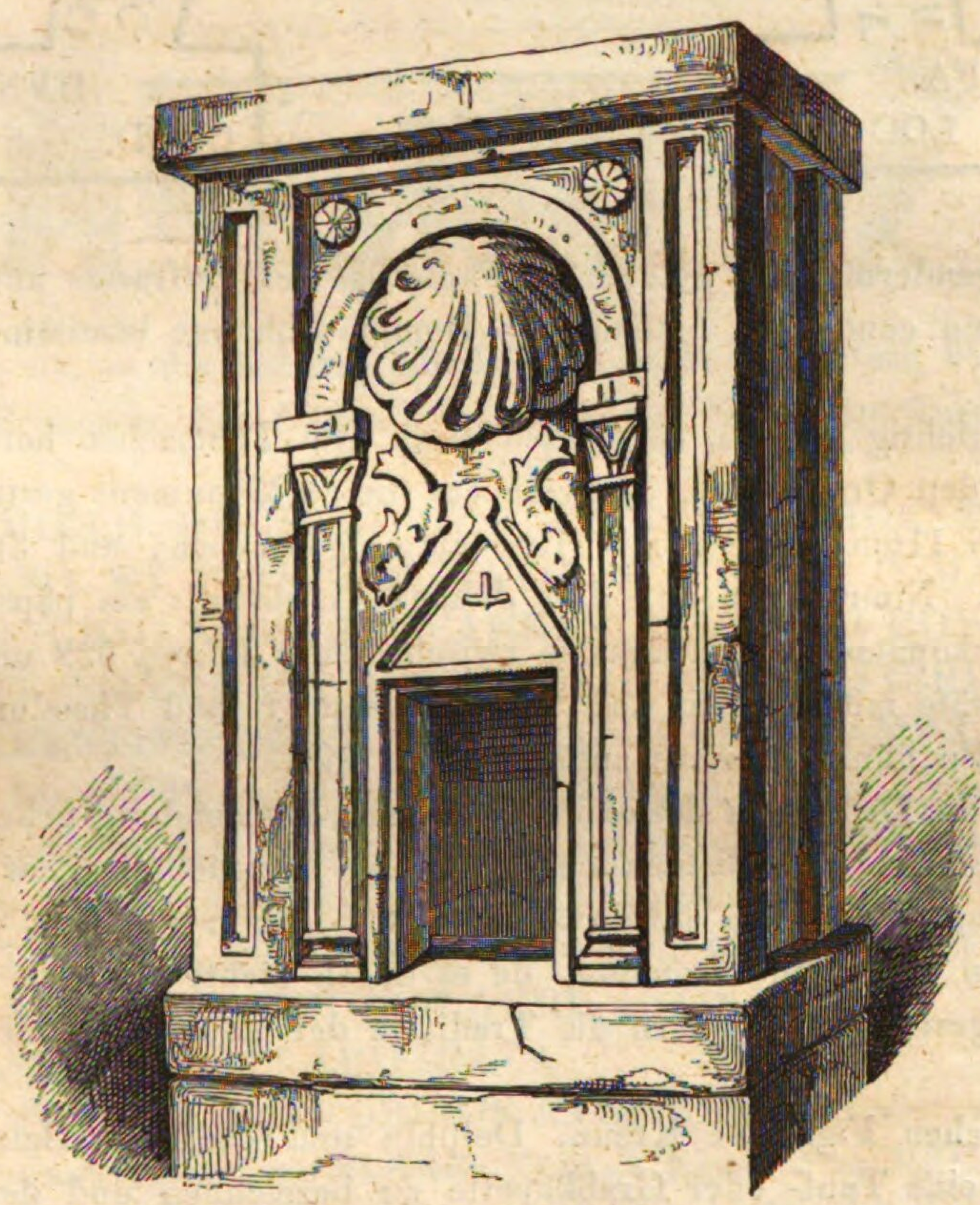
Am Hochaltare befindet sich eine Palla d'oro aus vergoldetem Silber, 6′ hoch und 1⁰ 3′ lang. Sie stammt aus der Zeit der venetianischen Herrschaft und hat nächst ihrer Renaissance-Ornamentik in fünf grösseren Feldern Maria, den heiligen Petrus, den heiligen Markus und die beiden Schutzheiligen der Stadt und der Kirche, Maurus und Eleutherius in ganzer Figur und in getriebener Arbeit. Ausserdem sind nicht geschmacklos in den kleineren Feldern des Frieses Christus und die 12 Apostel angebracht. Wenn auch dieses Werk an und für sich keine grosse Bedeutung hat, so ist es doch im Zusammenhange mit anderen ähnlichen

[1] Ueber die Zeitbestimmung dieses Bischofs s. Capulleti chiese d'Italia VIII. p. 791, wo eine Angabe Ughellis rectificirt wird.

Werken ein Zeugniss der Regsamkeit in einem Kunstzweige, der durch das ganze Mittelalter hindurch in Venedig und Mailand geblüht hat und gegenwärtig beinahe ganz und gar untergegangen ist. [1]

An den eigentlichen Kirchenbau stossen einige, dem alten Bau angehörige, gegenwärtig halb verlassene Gebäude kleinerer Form, die weniger ihrer Architektur halber, als der Monumente wegen, die sie in sich schliessen, Interesse erregen. — Man kommt zuerst in eine länglichte Halle, die, auf Pfeiler gestützt, mit Kreuzgewölben gedeckt ist, die eine Breite von 7', eine Länge von 1⁰ 10'' haben. Aus diesem ziemlich finstern Gange tritt man in eine Art von Vorhalle und aus diesem in eine mit drei Nischen versehene, am Fussboden mit einem Mosaike verzierte Kapelle, die, nicht unähnlich älteren Taufkapellen, feucht, verlassen, ihre ursprüngliche Bestimmung nicht mehr errathen lässt. Sie wird gegenwärtig die Andreaskapelle genannt. Lenoir erkennt in diesem mit drei Nischen versehenen Gebäude ein triclinium, wie Leo III. im Lateran ein ähnliches erbauen liess, und in der Vorhalle ein diaconicum. Doch sind die Angaben Lenoirs ohne tiefere kritische Begründung. [2] Für eine genaue Bestimmung von Gebäuden ähnlicher Art sind noch gelehrte Vorarbeiten im Geiste des Du Cange nöthig. Wir wenden diesen für die Kunst wenig wichtigen Lokalitäten unsere Aufmerksamkeit desswegen zu, weil sich in denselben das Euphrasianische marmorne Tabernakel und ein schöner Steinsarkophag befindet.

Fig. 8.



Eines der interessantesten Denkmäler, welches die Kirche zu Parenzo beherbergt, ist der marmorne Tabernakel (*Fig. 8*), der sich daselbst in dem mit Kreutzgewölben bedeckten Vestibulum zur h. Andreas-

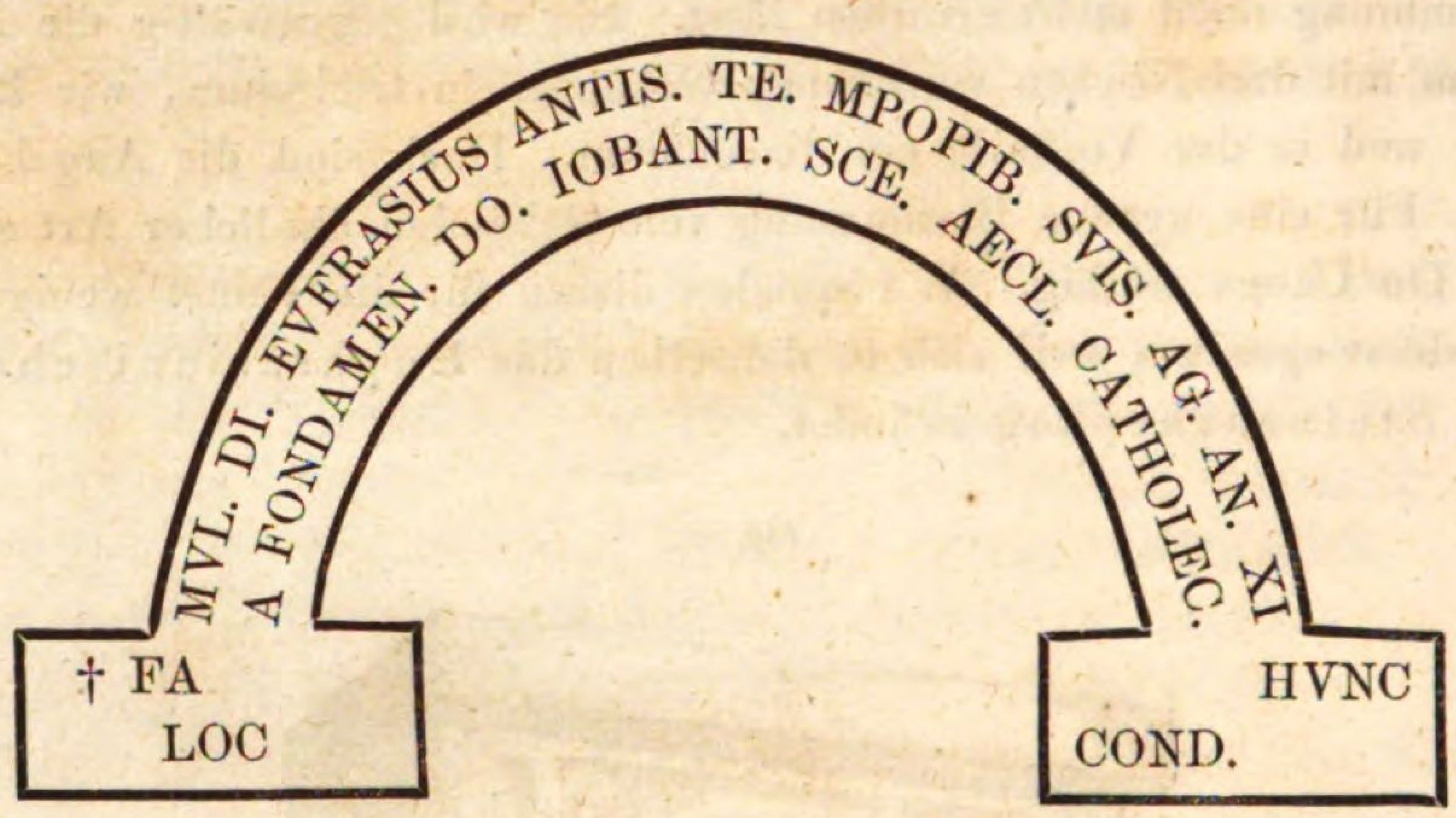
[1] Das interessanteste Werk, was mir mit Ausnahme von Venedig an der ganzen istrisch - dalmatischen Küste vorgekommen ist, ist die Arca des Propheten Simeon, welche sich in Zara befindet. Sie ist ein Werk des Goldschmiedes Franciscus aus Mailand aus dem Jahre 1380 und ein Geschenk, welches die Königin Elisabeth von Ungarn der Stadt gemacht hat. In Venedig geht die Ausübung dieser Kunst bis in das eilfte Jahrhundert zurück (s. Zanetti, della origine di alcune arti principali appresso i Veneziani ediz. di Ven. 1841. p. 88). In Zara kömmt schon im Jahre 1144 ein Matteo orafo Zaratino vor; die Statuten der Goldschmiede wurden im Jahre 1487 von neuem bestätigt und eine Strasse hiess damals degli orefici (heut del Teatro). Ueber die Zaratiner Arca siehe Fondra istoria delle insigne reliquie di S. Simeon. Zara bei Battara 1855.

[2] Siehe Lenoir: Architecture monastique. Paris 1856. T. II. p. 287 u. 329.

kapelle befindet. Dieser Tabernakel diente längere Zeit hindurch als Altar in der Privatkapelle des Bischofs und wurde später an dem bezeichneten Orte aufgestellt, da man erkannt haben mag, dass er ursprünglich für einen Altar nicht bestimmt war. Er ist aus weissem griechischem Marmor, 3½' hoch, 2' 3" breit und 1' 3" tief. Zu dem innern hohlen Raum führt eine kleine Thüre von 13" Höhe und 9" Breite.

Auf dem Giebel über der Thüre steht, wie die Abbildung zeigt, ein Kreuz und zwei Tauben, und oberhalb des Giebels sind zwei Delphine, eine Muschel und zwei Rosetten angebracht.

Auf dem runden Bogen, der sich auf den beiden Säulchen stützt, findet sich folgende, höchst merkwürdige Inschrift:



Diese Inschrift wird folgendermaassen gelesen: † Famulus Dei Eufrasius antistes temporibus suis agens annum undecimum hunc locum condidit a fondamentis Domino Johanne beatissimo antistite (sancte) aecclesie catholece.

Wird diese Inschrift so richtig gelesen, so werden darin drei Thatsachen hervorzuheben sein: 1) die Bestimmung, dass Euphrasius den Ort (locus), an welchem dieses Monument gestanden, a fundamentis, neu gebaut hat; 2) dass diess im 11ten Jahre seines Hirtenamtes geschehen, und 3) dass damals Pabst Johann der kathol. Kirche vorstand. Nimmt man an, dass Johann II. damals am päpstlichen Stuhle gesessen, so fiele das eilfte Jahr des Episkopates des Euphrasius zwischen den Jahren 522 und 524, das erste Jahr des Episkopates des Euphrasius träte mit der Zeit des Papstes Johann I. und Theodorich des Grossen zusammen, welchem die Gründung der Bisthümer Istriens zugeschrieben wird.

Wollte man auch gegen die Deduktion dieses Punktes keine Einwendung erheben, so ist doch ein anderer und zwar der erste Punkt insoferne von Bedenklichkeiten aller Art nicht frei, wenn man diese Inschrift als einen Beweis für die Gründung der Kirche anführt. Man kann schwer glauben, dass unter dem Worte locus die Kirche verstanden werden kann, insbesondere, da es durch nichts erwiesen ist, dass dieses Tabernakel früher in der Kirche selbst gestanden, sondern die Tradition der heutigen Andreaskapelle seinen ursprünglichen Standort zuweist.

Zieht man die symbolischen Figuren, Kreuz, Delphin und Taube in Betracht, so wird man früher geneigt sein, diesen Ort als eine Tauf- oder Grabkapelle zu bezeichnen und den Ausdruck locus eher auf diese als die Kirche selbst zu beziehen. Der innere Raum mag dann als eine custodia zur Aufbewahrung der h. Gefässe gedient haben.

In welche Zeit die Errichtung dieses Monumentes zu setzen, ist wohl mit Bestimmtheit nicht festzustellen. Der Charakter der Schrift weist auf das 8te, 9te Jahrhundert. Auch die ausserordentlich rohe Form der Reliefs zeigt auf eine spätere Zeit, als die des 6ten Jahrhunderts, in welche Euphrasius versetzt wird. Die Umrisse bei der Muschel, den Tauben, den Säulen und Fischen sind ganz roh in den Marmor mehr eingeritzt als kunstgemäss bearbeitet. In der Kirche von Parenzo kömmt noch ein zweites kleineres marmornes Monument (*Fig. 9*) von ähnlichen rohen Formen vor, das aber für die Geschichte der Kirche von viel geringerer Bedeutung ist.

In der Halle steht ein Steinsarkophag aus weissem Marmor (*Fig. 10*), 7' lang, 2' 10" hoch. Es ist diess

derselbe, von dem die Sage meldet, dass die Genueser ihn geplündert und die Reliquien der Heiligen nach Genua geschleppt haben. Für uns hat er ein doppeltes Interesse, erstens wegen seinen schönen Ornamenten,

Fig. 9.

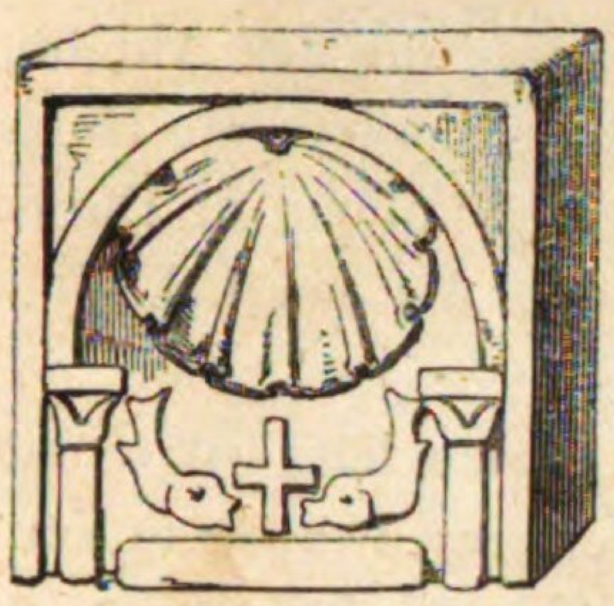


Fig. 10.

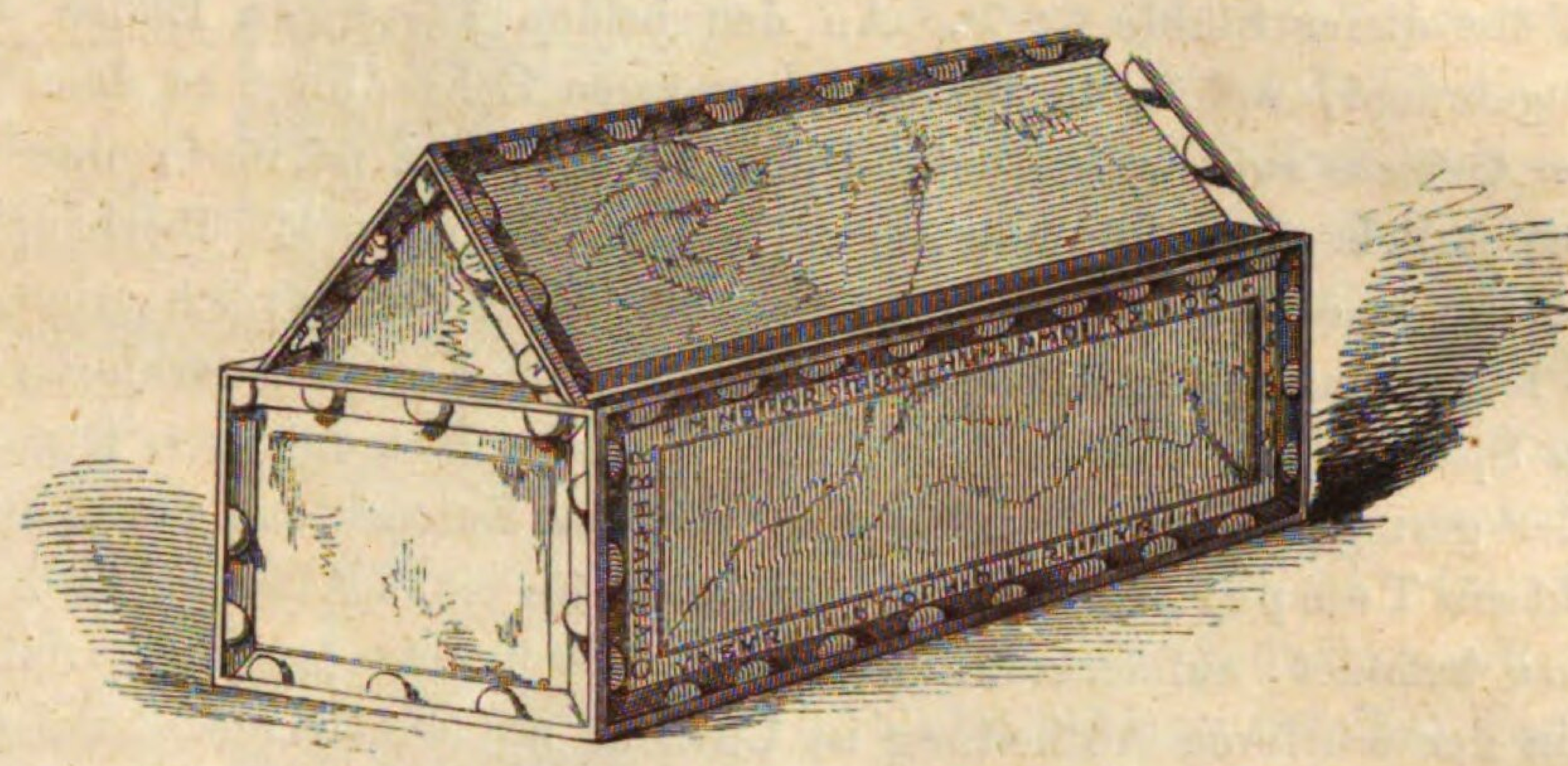


Fig. 11.



die denselben einfassen (*Fig. 11*), — die höheren Theile sind gold, die tiefern blau gemalt — und seiner Inschrift wegen. Die lange Frontseite hat folgende, an den vier Seiten am äussersten Rande herumlaufende Inschrift:

✝ ANN. DNI. MILLO. DUCT. XLVII. INDICT. V. RESIDENTE.
DNO. PAGANO. ET JONE. ARCHIPRO. NEC NON || TOMA. DIAC.
ET. OTONE (LIO?) SUBD. || TESAURARIIS QUI AD HONO || REM DI ET
SCOR. MART. MAURI. ET. ELEUTHERII. FECER. FIERI. HOC. OP.
MAURE PARENTINOS. CONCERVA. INCOLUMES. AMEN.

Der hier vorkommende Bischof Paganus wird weiter weder von Ughelli noch Capelleti erwähnt.

Auf den Schmalseiten kommen zwei Inschriften vor, von denen die eine eine Anrufung an die hh. Märtyrer Maurus und Eleutherius enthält und mit den Worten beginnt:

SUM SEPULTURA SANCTORUM PROVIDA CURA MARTYRUM ET
MAURI HELEUTERII TITULUS AURI, ISTIS
ORNATA FACIE SUM CLARIFICATA
CELICA SINT LATA FACTORIBUS ATQUE PARATA.

und die andere die Namen zweier Künstler (magistri) Namens Nicolaus enthält.

Wer die beiden Meister Nikolaus, von welchen einer, der Inschrift zufolge, aus Ankona stammte, gewesen, ist uns weiter unbekannt. Das Vorkommen von Künstlern aus Ankona an der istrisch-dalmatischen Küste, wie umgekehrt von Istrianern und Dalmatinern an der Küste von Venedig und Ankona ist keine vereinzelte Thatsache.

Dieser Sarkophag, der später, wie erwähnt, wahrscheinlich nach der Genueseraffaire in Vergessenheit kam, wurde durch den Bischof Aloisius Tassus, der vom Jahr 1500—1516 den Bischofstuhl inne hatte und 1512 dem Luteranensischen Concile beiwohnte, restaurirt. Er war aus Bergamo gebürtig, wie folgende, auf dem Sarkophag angebrachte Inschrift lehrt:

ALOV. TAS. EPI. PAR. NAT. BERGO. CVRA. INSTAVRATUM. AN. M.D.VIII.

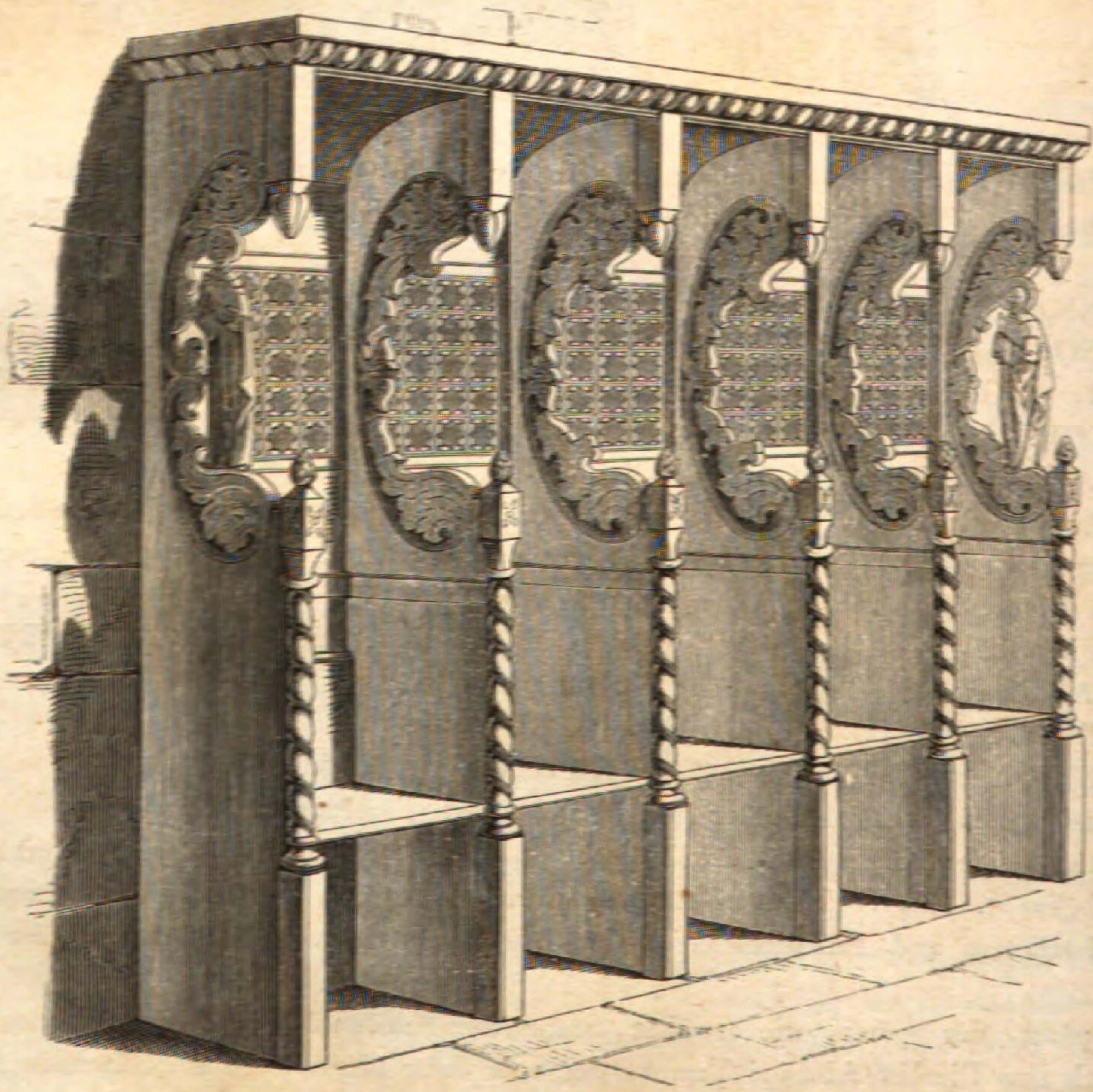
Zu den interessanteren Kunstwerken, welche die Kirche von Parenzo besitzt, gehören die in Holz

geschnittenen Chorstühle im romanischen Style (*Fig. 12*). Jeder Kunstfreund weiss, wie selten solche Stühle sind und welchen Werth sie selbst für die Kunstwelt der Gegenwart haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Holzstühle aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts oder dem Anfang des 14ten stammen.

Die Höhe dieser Stühle ist 7'. An den beiden äussersten Enden der Stuhlseiten sind im Flachrelief Heilige angebracht, welche in ihrer stylgemässen Behandlung zu dem Schönsten gehören, was die Plastik auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Die Zahl der Sitze ist fünf; ihre Gliederung aus der Abbildung vollkommen ersichtlich. Das Vorkommen solcher Chorstühle, so wie überhaupt einer ausgebildeteren Holzschneidetechnik ist für jene Gegenden keine vereinzelte Erscheinung; ich erinnere mich, ähnliche in Dalmatien gesehen zu haben, und führe Beispiels halber die im Franziskanerkloster zu Zara, die herrliche Thüre zum Dome von Spalatro von dem einheimischen Künstler Tverdoj u. s. f. an.

Bei der geringen Kenntniss, die man von der Entwicklung der Kunst in Istrien hat, ist es nicht überflüssig, auf ein Temperagemälde, das früher für einen Altar gehörte und sich gegenwärtig in der Sakristei von Parenzo befindet, aufmerksam zu machen. Es besteht dieses Altarbild aus fünf Abtheilungen, zu je zwei Bildern, in der mittleren Abtheilung ist Christus mit dem Kreuze, auf einem Sarkophage sich erhebend und blutend aus den Händen, unterhalb demselben Maria mit dem Jesukinde dargestellt. Auf den anderen Abtheilungen finden sich die hh. Klara, Christoph, Anton der Einsiedler, Katharina, Nikolaus, Simon, Franziskus und Mathias. — Das Gemälde hat Verwandtschaft mit der Schule des 15. Jahrhunderts, wie sie in

Fig. 12.



der Mark Ankona vorkömmt, und ist in den Formen streng, aber nicht ohne Grazie. Es verdiente, aus seinem Verstecke hervorgezogen zu werden.

Schliesslich bemerken wir, dass die Domkirche zu Parenzo der h. Maria und dem h. Maurus gewidmet ist.

In der Nähe des Domes sind die Ueberreste des ehemaligen Wohngebäudes der Canonici vor-

Fig. 13.

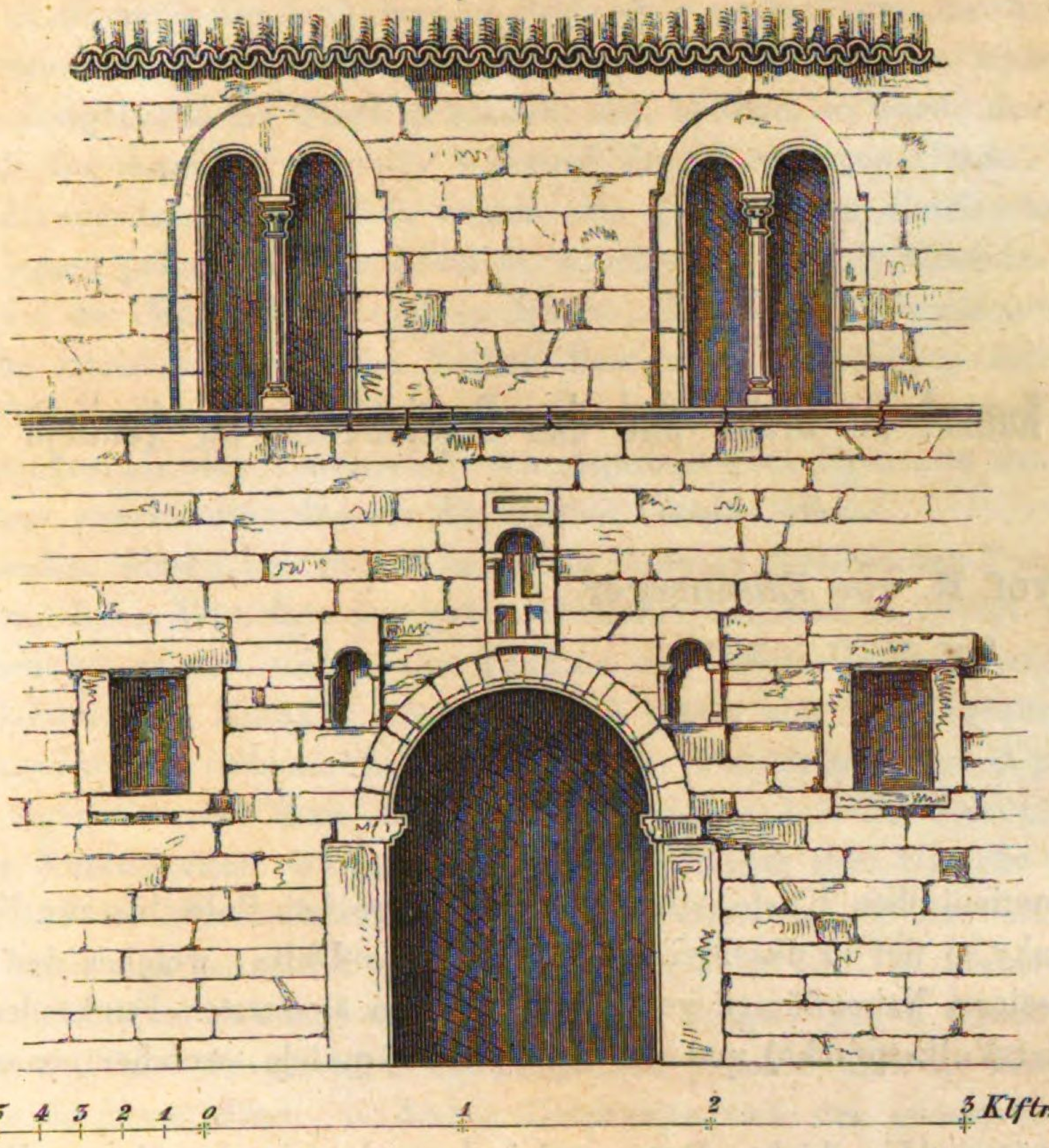
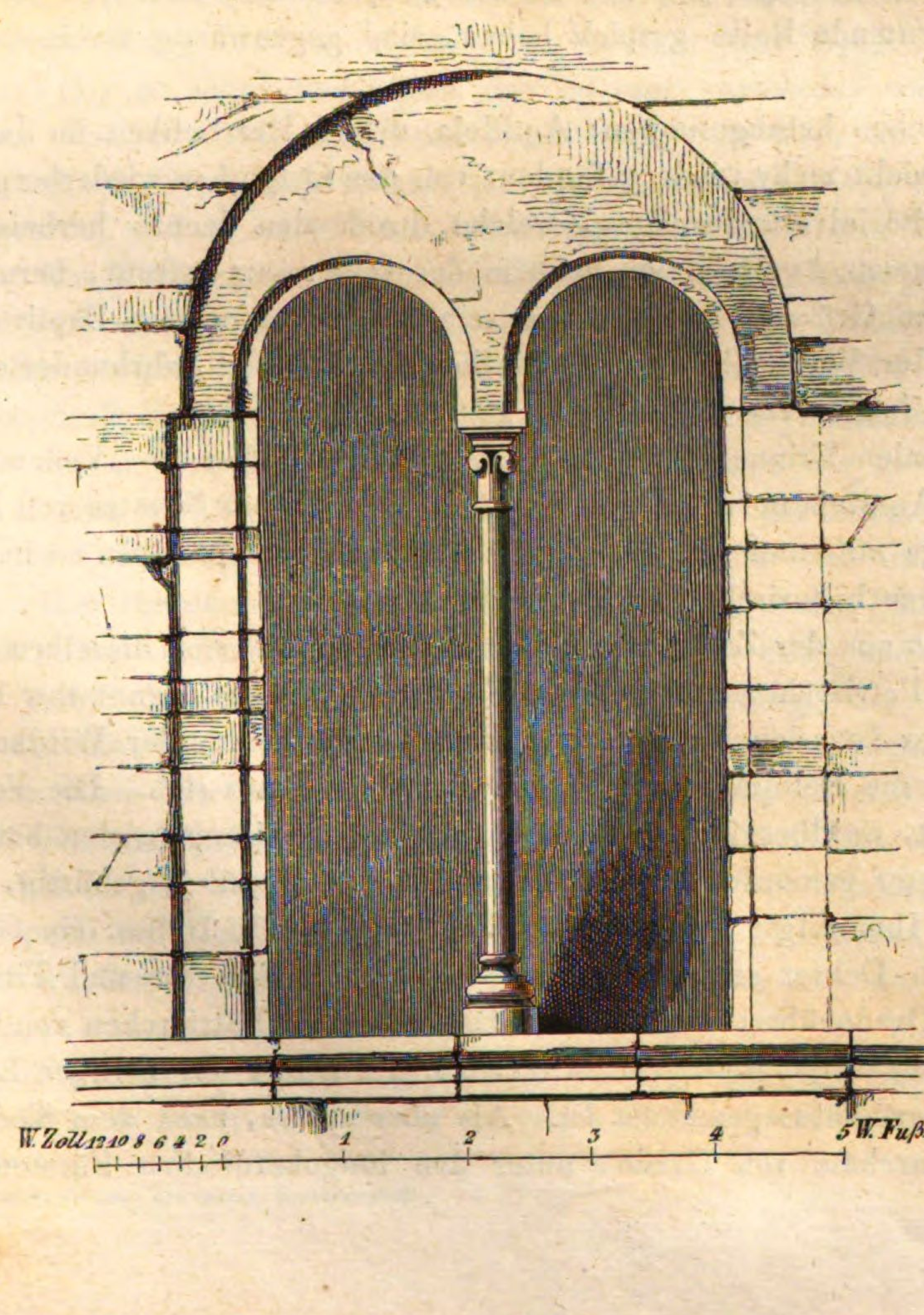


Fig. 14.



handen. Es hat sich früher bei Betrachtung der Geschichte des Bisthums ergeben, dass diese Canonici, die bekanntlich im Mittelalter eine dem Klosterleben sich nähernde Lebensweise geführt haben, im 13ten Jahrhundert zu einer ziemlichen Bedeutung gekommen sind; die stattliche Façade, aus Hausteinen kunstgemäss ausgeführt, gibt den sprechenden Beweis, dass die geschichtlichen Nachrichten in diesem Punkte nicht trügen. Gegenwärtig steht nur mehr die Façade aufrecht. Das Innere des Canonicates befindet sich in einem höchst beklagenswerthen Zustande. Wir geben unseren Lesern (*Fig. 13* u. *14*) den interessantesten und am besten erhaltenen Theil desselben. Ein Blick auf diesen zeigt, dass man es mit einem rein romanischen Baudenkmale zu thun hat. Eine weitere Charakteristik ist um so überflüssiger, als die Inschrift auf den beiden Nischen neben dem Thore, die Jahreszahl deutlich anzeigt, in welcher das Gebäude entstanden ist. Diese beiden Inschriften lauten wie folgt:

I. † ANN. DN

M.C.C.L.I

INDC. VI

III. ANN. FA

C.TVM. E. HO

C. OPVS

II. † PORTA. PATES

ESTO. NVLLI. CL

AVDARIS. HONE

STO. SITIS

SECVRI. Q

VOD. NO. PAT

ET. H. VIA. FV

RI

d. h.: Porta patens esto nulli claudaris honesto

Sitis securi quod non patet haec via furi.

Der Patriarchensitz und die Kanzel zu Grado und das Baptisterium zu Aquileja

von

Prof. R. von Eitelberger.

Taf. XVII. – XVIII.

Unter allen Punkten der istrisch-venetianischen Küste von dem Vorgebirge bei Pola bis zur Einfahrt in die Lagunen Venedigs springt kein Punkt so tief in das Meer hinaus, als das Delta, welches der Isonzo (der Sontius oder Sontus der Alten) mit seinen Nebenflüssen gebildet hat. Den äussersten Punkt desselben bildet die Insel Grado (Gradus, Grao in der Volkssprache) und der Hafen von Aquileja, welcher etwas tiefer im Innern dieses Delta liegt.

Aquileja und Grado, welche in der späteren Geschichte Roms und insbesondere in der älteren Kirchengeschichte als hochberühmte Sitze von Patriarchen, Aquileja auch als Handelsplatz und Bollwerk des römischen Reiches gegen Nordosten, eine so bedeutende Rolle gespielt haben, sind gegenwärtig vereinsamt und verlassen.

Grado ist zu einem einfachen Fischerstädtchen herabgesunken; Aquileja, dessen Herrlichkeit im Jahr 452 von Attila zerstört, das später von Jornandes nicht mehr wiedergefunden, von den Ostgothen wiederhergestellt wurde, ist grösstentheils in Folge der Territorialveränderungen, welche durch den Isonzo herbeigeführt werden, gänzlich verkommen. Der Ruhm, dessen Aquileja sich noch in der Gegenwart erfreut, beruht auf einigen wenigen Ueberresten seiner ehemaligen Grösse. Insbesondere seiner Basilika, seines Baptisteriums und seines Schatzes an Inschriften, der trotz der Vernachlässigung und Sorglosigkeit der Jahrhunderte noch immer unschätzbar ist, und trotz Bertoli noch immer ein ungehobener genannt werden kann.

Auch Grado ist nicht arm an monumentalen Erinnerungen an die Zeit, in welcher es „Venetae orae Istriaeque ecclesiarum caput et mater" und „Aquileja nova" genannt wurde. Aus diesem Schatze von Monumenten theilen wir unsern Lesern einige wenige mit, und glauben zugleich im Interesse derselben zu handeln, wenn wir der Beschreibung derselben eine kurze historische Skizze vorangehen lassen.

Die kirchliche Berühmtheit Grados stammt aus der Zeit der Longobarden her. Als sich dieselben gegen Italien in Bewegung gesetzt hatten, floh der Patriarch von Aquileja, Paulinus (P. Diac. nennt ihn II. 10. Paulus), eingedenk der Gräuel aus der Zeit der Invasion der Hunnen, und aus Furcht vor der Wildheit der Longobarden, auf die Insel Gradus und nahm die Reliquien und Schätze der Kirche mit sich. Die Vorsicht des Patriarchen war, wie die Folge gezeigt hat, wohlbegründet; denn die arianischen Longobarden hatten in Aquileja die Kirchen geplündert und die Priester gemordet. Dieser Patriarch, von Aquileja gebürtig, starb in Grado, und wurde daselbst auch beerdigt. Ihm folgte als erster Patriarch von Grado Helias, ein Grieche von Geburt, welcher dem Papste Pelagius ein Dekret entlockte, vermöge welchem der Sitz und Titel des Partriarchen von Aquileja auf die Kirche von Grado übertragen wurde. Diesem ersten Patriarchen von Grado schreibt man die Gründung der heute noch bestehenden Patriarchalkirche zu, die früher der heiligen Euphemia, gegenwärtig den HH. Hermagoras und Fortunatus gewidmet ist. Als aber später, nach dem Tode des Severus, des Nachfolgers des Helias im Patriarchate von Grado, unter den longobardischen Fürsten eine

mildere Auffassung der katholischen Hierarchie eintrat [1] und die Ansicht Platz griff, dass es der Würde und dem Interesse des longobardischen Reiches mehr entspreche, wenn der Sitz des Patriarchates in Aquileja, das eine longobardische Stadt geworden, sich befinde, so wurde durch den Klerus von Aquileja Johannes als Patriarch für Aquileja erwählt, während der Klerus von Grado, mit Zustimmung des Papstes Bonifacius den Andianus zum Patriarchen erhob. So gab es zwei Patriarchen, einen zu Aquileja, einen zweiten zu Grado, jenem gehorchten die Bischöfe, welche auf longobardischem Boden ihre Residenz hatten, diesem jene, welche an der Meeresküste und in Istrien, das dem byzantinischen Reiche angehörte, sich befanden. Der päpstliche Stuhl nahm diesen beiden Patriarchen gegenüber eine zuwartende Stellung ein und bis zum Jahre 759 wurde den Patriarchen von Aquileja das Pallium von Rom aus verweigert, in welchem Jahre Papst Gregor II. den Patriarchen von Aquileja über Ersuchen des Longobardenkönigs Luitprand unter der Bedingung anerkannte, dass er die Rechte Grados schone.

Zwischen diesen beiden auf so nahen Punkten residirenden Patriarchen gab es ununterbrochene Reibungen aller Art, deren Ursachen weniger in den Persönlichkeiten selbst als in den mannigfaltigen sich kreuzenden Interessen zu suchen sind. Der Einfluss des oströmischen Reiches, die von dort ausgehenden kirchlichen Streitigkeiten, der Einfluss von Rom, und später von Venedig aus, die Nachbarschaft mancher kriegs- und eroberungslustiger Stämme haben weder den Patriarchen von Aquileja und noch weniger den von Grado zum ruhigen Genusse ihres Besitzthumes kommen lassen. Die Geschichte des Patriarchats von Grado ist voll von Streitigkeiten, die in einem dieser Elemente ihre Ursache hatten. Einige von denselben waren ohne Zweifel auf die Monumente von Einfluss gewesen, so die zeitweilige Besitznahme des Patriarchenstuhles zu Grado durch den Arianer Fortunatus um das Jahr 630, so insbesondere der Kriegszug des gewaltthätigen, aber thatkräftigen Patriarchen von Aquileja, Poppo, gegen Grado im Jahre 1024, bei welcher Gelegenheit Kirchen und Klöster zerstört, Klosterfrauen entehrt und die Kirchenschätze zu Grunde gerichtet wurden. Zwar wurde dieser Streit, in dessen Ursprunge sich der grosse Kampf des Mittelalters zwischen Papstthum und Kaiserthum spiegelt, durch päpstliche Vermittlung wieder beigelegt, und gewissermaassen durch die Zutheilung der Küstenbischöfe an Grado und der Landbischöfe an Aquileja ein Ausgleichsmittel zwischen beiden Interessen gefunden; nichts desto weniger sank Grado, trotz der Unterstützung Venedigs zu Zeiten Gregors VII., so sehr, dass kaum das Nöthige vorhanden war, um das Aeussere der Würde aufrecht zu erhalten. Später wurde auch das Erzbisthum von Zara mit den betreffenden Suffragan-Bisthümern dem Patriarchen von Grado zugewiesen, bis endlich im Jahre 1450 das Patriarchat von Grado nach Venedig übertragen wurde, und so im 870sten Jahre seines Bestandes sein Ende fand.

Von den Bisthümern, welche in älterer Zeit nach Grado gehörten, sind ebenfalls mehrere gänzlich verschollen und nur wenige haben sich noch erhalten. Die Namen derselben sind folgende: Methamaucus (heute Malamocco, es ging im Jahr 1105 ein); Equilium (im Jahr 903 von den Ungarn zerstört, gegenwärtig spurlos verschwunden); Venedig, Torcello und Fossae Clodiae (heutzutage Chioggia).

Von den in Grado erhaltenen Monumenten führen wir zwei, den Patriarchensitz und die Kanzel unsern Lesern vor Augen. Beide befinden sich in der ehemaligen Patriarchalkirche, der heutigen Pfarrkirche des Ortes. Diese ehemalige Patriarchalkirche hat im Laufe der Zeiten gewaltige Veränderungen erlitten. Ihre Gründung wird, wie erwähnt, auf den ersten Patriarchen Helias zurückgeführt, der nach einer Nachricht eine vorhandene Kirche restaurirte, nach einer andern die Kirche selbst und seine Residenz neu baute. Unter dem Patriarchen Fortunatus im Anfange des neunten Jahrhunderts scheint sie verschönert worden zu sein, wie sie auch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unter dem Patriarchen Vitalis, dem Sohn eines venetianischen Dogen, Petrus Urseulus (Pietro Orseolo) und zwar vorzugsweise durch diesen letzteren Restaurationen erlitt. Denn es wird erzählt, dass dieser Doge nicht nur die Stadt mit Mauern umgab und an der Westseite sich einen Palast erbaute, sondern auch, dass er die Kirche wieder herstellte, die Reliquien der Heiligen mit neuen Behältern und Inschriften versah. Auch nach der Zeit der Poppo'schen Invasion wurden Veränderungen an der Kirche selbst vorgenommen.

[1] Ueber die Stellung des Christenthums bei den Longobarden und insbesonders die Stellung Agilulfs zur katholischen Kirche, s. den Anhang zu Abel's Uebersetzung des Paulus Diakonus in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung.

In ihrem gegenwärtigen Zustande ist sie eine dreischiffige Basilika ohne Querschiff, mit einer auf Säulen gestützten Vorhalle und einer halb rund geschlossenen Absis. Die Säulen selbst, an jeder Seite zehn, sind offenbar verschiedenen Gebäuden entnommen; einige von ihnen gehören der Zeit des Verfalles der römischen Architektur an, wenige haben den altchristlichen ravennatischen Typus. Oberhalb jeder zweiten Säule ist ein schwacher Pilaster, zur Stütze des Gewölbes, und wie dieses aus späterer Zeit angebracht. Auch die Fenster gehören in ihrer gegenwärtigen Form der neueren Zeit an. Der Mosaikboden hingegen stammt zweifelsohne theilweise aus der ältesten Bauperiode und ist insbesondere durch seine Inschriften, weniger durch die Kunstformen des Ornamentes, von hohem Interesse. Die Steine sind roth, weiss und schwarz; ein nicht geringer Theil derselben ist noch gegenwärtig erhalten.[1]

Wie die meisten grösseren, Venedig unterstehenden Kirchen, besitzt auch diese am Hochaltare eine palla d'Oro venetianischen Ursprunges mit wenig bedeutenden Formen der spätern Gothik. Der Altar selbst, welcher sich vor dem Triumphbogen befindet, ist mit einem von vier Säulen getragenen Baldachin bedeckt, wie er sich an vielen Kirchen dieser Küste findet. Von den Cancellen, welche in der Weise der altchristlichen Basilika den Altarraum und die Absis von den Kirchenschiffen trennten, sind noch Ueberreste vorhanden. Ebenso sind noch Ueberreste von Wandgemälden aus dem späten Mittelalter in der Absis erhalten, die ohne künstlerische Bedeutung sind.

Als Weihbrunnkessel dient ein spät-römisches Kapitäl.

An der Nordseite der Kirche ist das achteckige Baptisterium vorhanden, das für den, welcher die übrigen Baptisterien an der istrisch-venetianischen Küste kennt, von geringerem Interesse ist.

Auch der Campanile, der an die Südseite der Kirche theilweise in die Vorhalle hineingebaut ist, ist von geringerer Erheblichkeit und aus jüngerer Zeit.

Die interessantesten Ueberreste aus der alten Zeit sind zweifelsohne der **Patriarchalsitz** und die **Kanzel**.

In den ältesten Zeiten stand bekanntermaassen der **Patriarchenstuhl** (Cathedra) an dem tiefsten Punkte der Absis. Die italienischen Basiliken weisen zahlreiche Beispiele davon auf; in den Transalpinen-Ländern haben sich nur wenige Beispiele zu Augsburg, Lyon u. a. O. m. von dieser uralten Sitte, welche später auch auf den Sitz der Aebte grösserer Abteien übergegangen ist, erhalten.

Der älteste von diesen Bischofsstühlen mag wohl jener sein, welcher dem Papst Sylvester zugeschrieben wird, und der sich gegenwärtig in der Krypta der Kirche S. Martino à Monti befindet.

Das österreichische Italien ist reich an solchen Monumenten, von denen wir nur die in Venedig, Torcello, Parenzo und in Grado hervorheben.

Die Form dieser Bischofssitze ist ziemlich gleicher Art, die älteren sind einfach und tragen in ihrer Form offenbar den antiken Typus an sich. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, dass die Bischöfe auf

[1] Die Zahl der Inschriften, die sich an diesem Mosaikboden befindet, ist dreizehn. Die meisten von ihnen sind, wenn auch nicht ganz correkt, in Bartoli's Werke „le Antichità d'Aquileja" p. 241 et seq. abgedruckt. Sie stammen aus verschiedenen Epochen der älteren Zeit Grados und bezeugen den Antheil den einzelne Personen ihrem Stande nach, der lector notarius, oder actuarius, und vicedomus palatinus an dem frommen Werke der Mosaiklegung des Bodens genommen haben. Eine Inschrift ist griechisch mit einem Monogramm, ohne Namensanführung. Als symbolisches Ornament trifft man an einzelnen zwei Vögel zwischen einem Bäumchen. — Für die Baugeschichte ist folgende, dem Patriarchen Helias zu Ehren später entstandene Mosaikinschrift von Interesse:

ATRIA QVAE CERNIS VARIO FORMATA DECORE
SQUALIDA SVB PICTO CAELATUR MARMORE TELLVS
LONGA VETVSTATIS SENIO FVSCAVERAT AETAS
PRISCA EN CESSARVNT MAGNO NOVITATIS HONORI
PRAESVLIS HAELIAE STVDIO PRAESTANTE BEATI
HAEC SVNT TECTA PIO SEMPER DEVOTA TIMORI.

Andere Inschriften lauten:

PAVLVS. NT	LAVRENTIVS $\overline{VS}$
ET DIUGENTA	PALATINVS VO
CVM SVIS	TUM CVM SVIS
VOTVM SOL	SOLVIT ET DEDO
VENT	NVM DEI FC.
	RVNT P (ede) D.

dem weiten Gebiete des ost- und weströmischen Reiches sich jener Formen bedienten, welche im höheren staatlichen und gesellschaftlichen Leben gebräuchlich gewesen sind. Die Formen jener antiken Stühle, so verschiedenartig sie auch nach den verschiedenen Zwecken, denen sie dienten, gewesen sein mögen, kommen doch ihrem Hauptcharakter nach ziemlich überein, wenn wir die Ueberreste derselben aus den Thermen und den Wandgemälden von Pompeji vergleichen. Sie waren von Marmor oder Bronce und wurden mit einem Polster oder einer Decke belegt. In ähnlicher Weise muss man sich auch die altchristlichen marmornen Bischofsstühle verziert denken. Beispiele solcher vollständig geschmückten Cathedren findet man vorzugsweise in den alten Mosaiken von Ravenna, Grotta-Ferrata, Constantinopel u. s. f., besonders dort, wo Christus oder Maria thronend vorgestellt wird, und wo ohne allen Zweifel die vollständigst geschmückte bischöfliche Cathedra zum Vorbilde gedient hat.

Zum Bischofsstuhle, der ziemlich erhöht gestanden ist, führten einige Stufen, die an verschiedenen Orten verschieden waren. Nach beiden Seiten des Halbzirkels der Absis waren je nach Bedürfniss eine oder mehrere Reihen von steinernen Bänken aufgestellt. Die am meisten amphitheatralische Anordnung dieser für die Geistlichkeit bestimmten Sitzbänke mit dem erhöhten Bischofsstuhle in der Mitte findet sich in der alten Cathedrale von Torcello, wo die Zahl der Sitzstufen für den Klerus sechs ist.

In Grado führen drei Stufen zur einfachen Sitzbank des Klerus.

Die Cathedra in Grado selbst (Taf. XVII.) ist in ihrem gegenwärtigen Zustande vielfach verstümmelt. Es fehlen die ersten Stufen. Auch trägt sie ohne allen Zweifel Spuren späterer Restaurationen an sich, deren Ursachen die vielfach bewegte Geschichte des Patriarchates zeigt. So scheinen insbesondere die Säulen, welche den steinernen Baldachin tragen, ein Werk späterer Zeit. Doch ist sie der Gesammtanlage, wie auch den Ornamenten nach, zweifelsohne ein Werk der ältesten Zeit; Letztere stimmen mit allen jenen überein, die man an der ganzen Küste des adriatischen Meeres vorfindet und welche ihren Ursprung altchristlichen oder spät-römischen Monumenten verdanken.

Es kann hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dass die Sage Grado zwei alte aquilejensische Bischofsstühle zugewiesen hat, welche dem heiligen Markus und dem heiligen Hermagoras zugeschrieben wurden. Da diese Cathedren sich nicht mehr erhalten haben, so liegt ein Eingehen auf Nachrichten über dieselben ausser dem Zweck dieser Blätter. Anders ist es mit der sogenannten alexandrinischen Cathedra, die gegenwärtig in der Schatzkammer von S. Marko in Venedig aufgestellt, sich einst in Grado befunden haben soll. Ihren Kunstformen nach gehört diese alxandrinische Cathedra entschieden nicht den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung an. Selvatiko und Lazzari setzen sie mit einiger Wahrscheinlichkeit in das eilfte Jahrhundert, und bezeichnen die höchst interessante symbolische Darstellung der Evangelisten an derselben als eine rohe Arbeit (rozza fattura). Diese Cathedra soll ein Geschenk des Kaisers Heraklius († 641) gewesen sein, die er zur Befestigung des Patriarchates zu Grado gemacht haben soll [1]. Damals litt Grado besonders durch die Invasion des Fortunatus aus Aquileja.

Zur Erinnerung an die Zeit, wo der Stuhl in Grado vorhanden war, ist später folgende Inschrift angebracht worden:

PRAESVLIS . HAEC . FVERAT . SEDES . SI . PRIMA . GRADENSIS
NVNC . HVMILIS . GAVDET . NOMINIS . ESSE . MEMOR.

Ein anderes interessantes Kunstwerk Grado's ist die Kanzel (Taf. XVIII.). Sie steht im Hauptschiffe an der nördlichen Seite in der Nähe des Hochaltars. Sie ist offenbar aus zwei Bestandtheilen gebildet, welche ganz verschiedenen Zeiten angehören. Der untere Theil hat den frühromanischen Charakter, der obere Theil

[1] Die Nachrichten über die Cathedren in Grado beruhen 1) auf dem s. g. Chronicon des J. Sagorinus, wo es nach der Erzählung der Uebertragung des Patriarchats von Aquileja nach Grado heisst: „Heraclius posthaec Augustus Beatissimi Marci sedem, quam dudum Helena Constantini mater de Alexandria tulerat, sanctorum fultus amore direxit. Ubi et hactenus veneratur paviter cum cathedra, in qua beatus martyr sederat Hermagoras. 2) Die Chronica Altinate, die mit der Chronik des Sagorinus in diesem Punkte ziemlich übereinstimmt. 3) Das Chronikon Dandolos, des berühmten Zeitgenossen des Petrarka, „Detulit (Heraclius) et secum de Alexandria cathedram, in qua beatus Marcus evangelista in eadem urbe pontificatum tenuit, quae sub sequenti patriarcha Venetias delata etc." Aehnliches berichtet die cronaca di Benintendi de Ravignani vom J. 1352, und das Caeremoniale magnum der Markuskirche. Beide citirt P. G. Secchi in seinem grossem Werke „la cathedra alessandrina di S. Marco" (Venezia 853. p. 23), der sich für die Aechtheit der Kathedren des h. Markus erklärt.

zeigt den arabischen Einfluss und hat grosse Aehnlichkeit mit einer ähnlichen Kanzel in der Marcuskirche zu Venedig, mit dem einzigen Unterschiede, dass letztere bei weitem kunstvoller in der Form und im Ornamente ist. Der Baldachin ist roth und weiss, die Säulchen, auf welchen er ruht, sind achteckig, und der Bogen, welcher die Säulchen verbindet, ist ähnlich dem arabischen Spitzbogen, wie man ihn häufig bei der St. Marcuskirche in Venedig findet.

Der untere Theil ruht auf sechs etwas über eine Klafter hohen marmornen Säulen *(Fig. 15)*, von denen zwei gewunden und die andern glatt sind. Die Kanzelbrüstung selbst ist vier Fuss hoch und enthält vier Reliefs auf den marmornen rundausgebauchten Theilen der Kanzelbrüstung. Sie zeigen in sehr roher Form die Symbole der vier Evangelisten in folgender Weise: 1) den Adler mit dem Buche und einem Nimbus um den Kopf. Auf einer Seite des Buches sind die Buchstaben erhalten: IN PRINCIPIO VER. 2) Den Löwen, mit dem Nimbus um den Kopf, einem Buche in den Tatzen, springend dargestellt. 3) Den Ochsen, ebenfalls springend, mit einem Buche mit den Worten:

FVII INDIE
BVS HERO
DISR EGIS.

4) Eine Engelsgestalt in ganzer Figur mit Tunica, einem gezackten Mantel, den Nimbus um den Kopf, grossen Flügeln und einem Buche, welches die Aufschrift als das LIBER GENERATIONIS bezeichnet. Dieser untere Theil der gegenwärtigen Kanzel ist zweifelsohne der Ueberrest der Ambonen, die sich, wie in allen altchristlichen Basiliken, so auch in Grado befunden haben mögen. Der obere Theil ist wahrscheinlich erst in venetianischer Herrschaft dazugekommen. Wenn die Kunstformen einen Schluss auf das Alter erlauben, so gehören die Reliefs an der Kanzel den frühesten Zeiten des romanischen Styles zu. Die auffallend rohe Weise in der Behandlung der Formen hat, man möchte sagen etwas Barbarisches an sich, was ganz verschieden ist von den Formen aus der Verfallszeit der römischen Kaiser.

Es ist bekannt, dass diese Ambonen (pulpitum, tribunal, βῆμα, ἀμβών) in frühchristlicher Zeit vorkommen. Schon das Concil von Laodicea erwähnt ihrer, und Gregor von Tours weist (im Leben des heiligen Cyprian, welcher im Jahre 258 den Märtyrertod erlitt) auf die Kunstform eines solchen Ambon zu

Fig. 15.

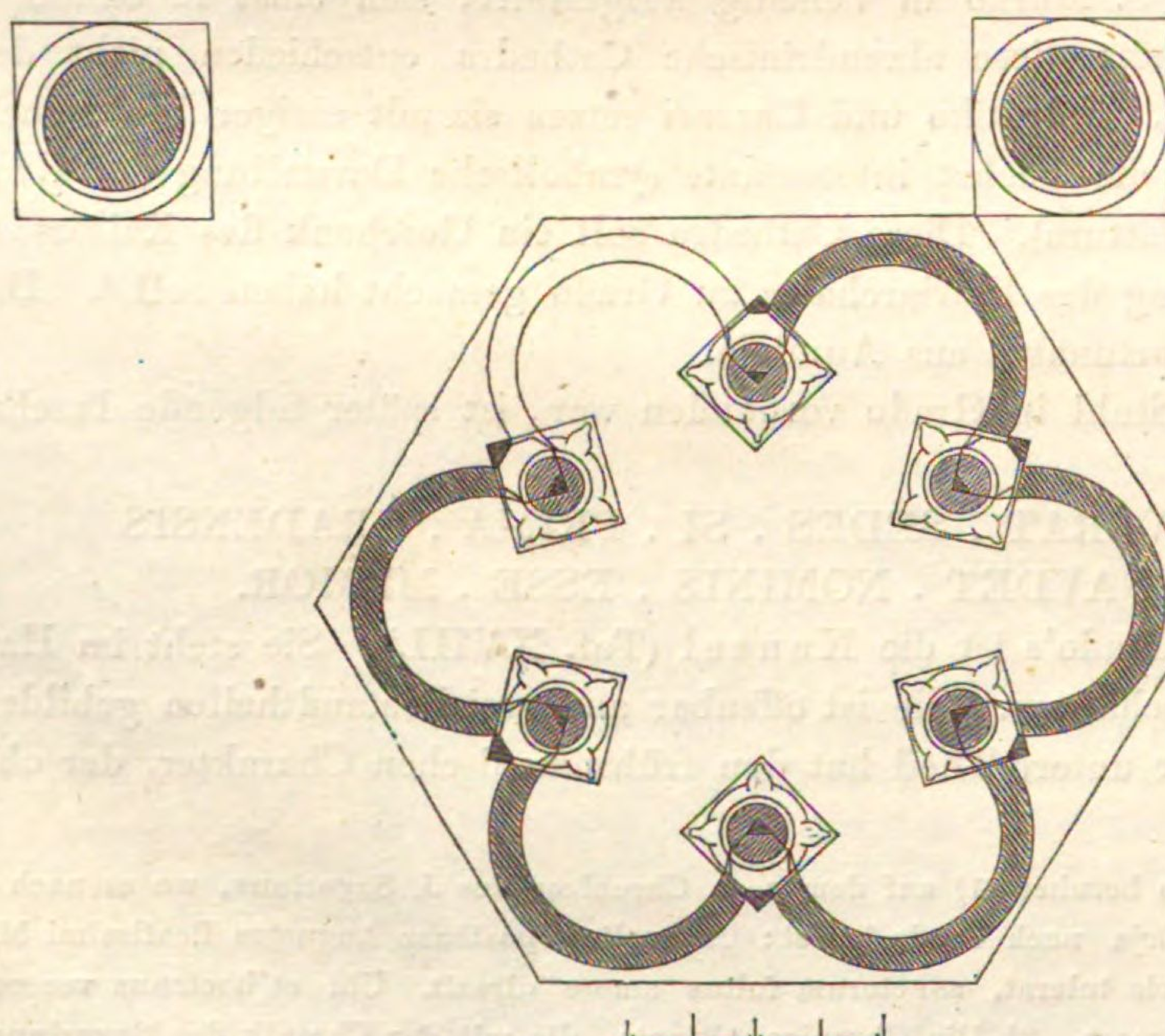
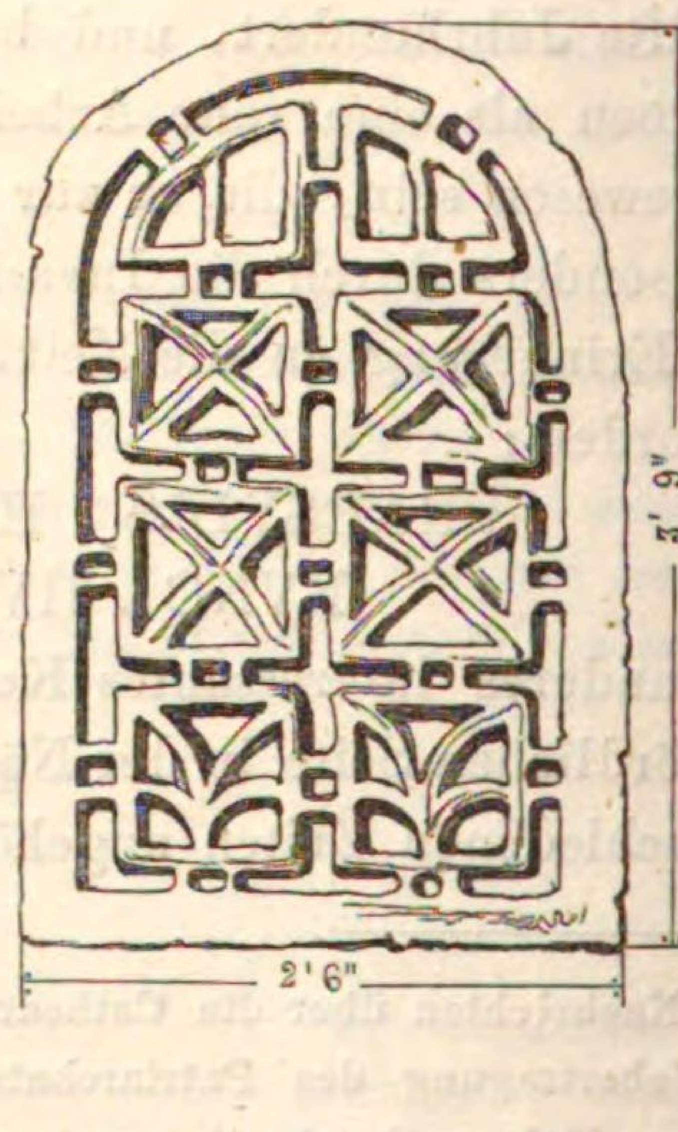


Fig. 16.



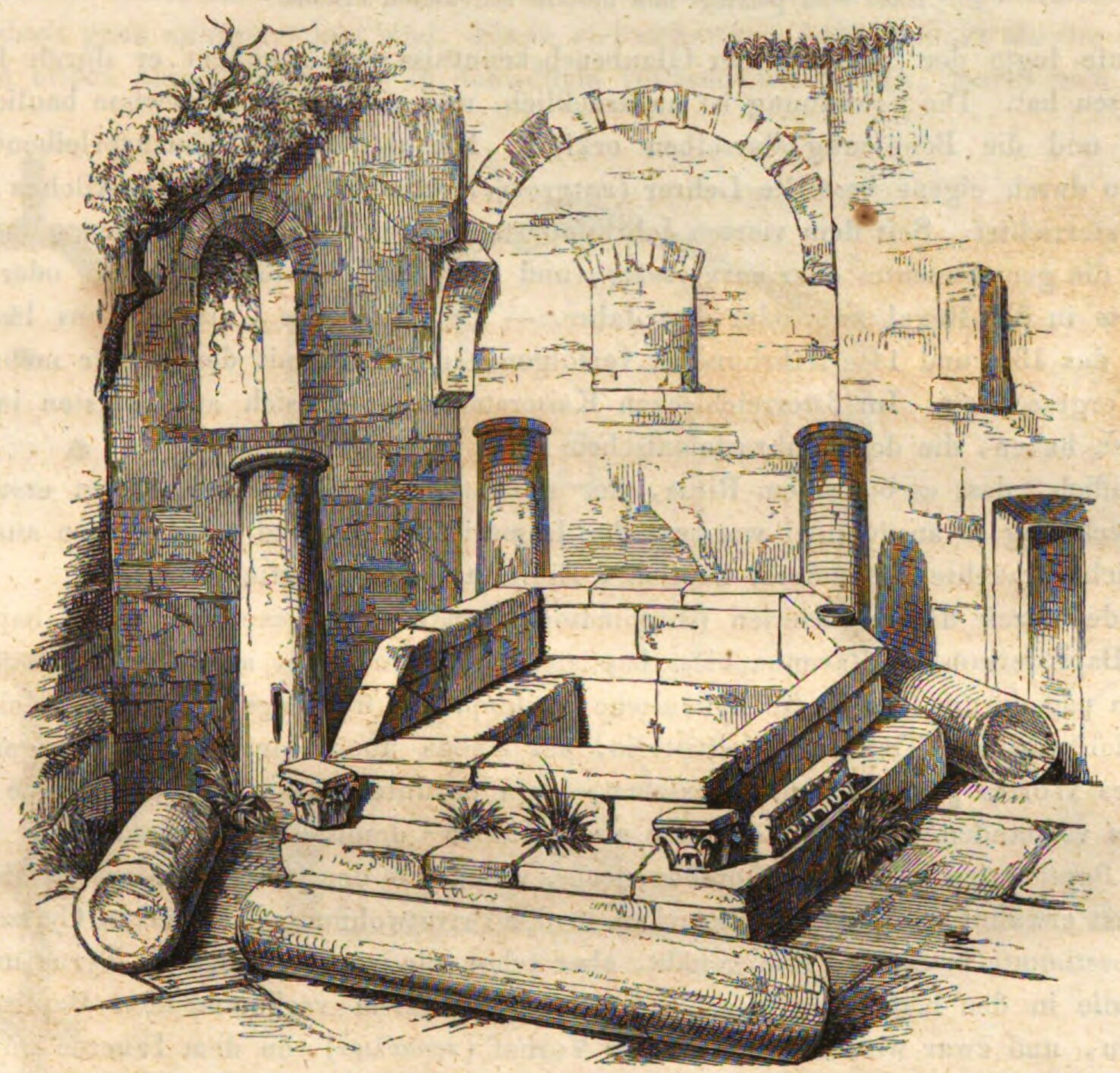
Karthago hin. Er sagt, dass der Analogius, auf welchen man Bücher zum Lesen oder Singen legte, von merkwürdiger Structur gewesen sei; er war im Ganzen aus einem Stück Marmor gearbeitet, und bestand aus einem oberen Theile, der von Säulen getragen wurde, zu dem man auf vier Stufen kam, und einem pulpitum, vor

dem acht Personen haben stehen können. Man sieht, dass die Hauptanordnung so war, wie man sie an unserer Kanzel findet, die, wenn sie gleich in den ausgebauchten Formen etwas ganz Eigenthümliches hat, doch mit denen in der Marcuskirche zu Venedig, zu Torcello, und mit den bekannten Ambonen in Rom und in der Sophienkirche in Konstantinopel grosse Aehnlichkeit hat.

Schliesslich theilen wir aus Grado das Bild eines alten Fensterverschlusses (*Fig. 16*) mit, der in Marmor ausgeführt zu den wenigen Ueberresten vom alten Baue zählt.

Das Baptisterium zu Aquileja (*Fig. 17*), welches sich auf den ersten Blick als zur Taufe per immersionem gebaut darstellt, macht nöthig, auf diese Form der Taufe mit wenigen Worten hinzuweisen. Der Ritus des Untertauchens war ohne Zweifel in der alten Kirche der gewöhnlichste Taufakt gewesen. In der

Fig. 17.



zur Taufe festgestellten Zeit, in den Vorabenden des Oster- und Pfingstfestes und seit dem vierten Jahrhundert am Tage der Erscheinung des Herrn wurde der Täufling entweder einmal, oder auch zur Erinnerung an die Dreieinigkeit oder an die drei Grabestage Christi dreimal untergetaucht, wie sich Papst Gregor der Grosse in einem Briefe an den Bischof von Sevilla, Leander, ausdrückt. Das Untertauchen wurde als eine descensio ad infernum, das Herauftauchen aus dem Wasser als eine resurrectio betrachtet. Vor dem Untertauchen wurde seit dem vierten Jahrhundert der Täufling mit geweihtem Oele gesalbt, nach der Taufe wurden die Neophyten mit dem geweihten chrismatischen Oele gesalbt, als Symbol des geistlichen Priesterthums der Christen, und durch Auflegung der Hände als Zeichen der religiösen Weihe eingesegnet. Der Täufling war nakt, [1] und

[1] Ohne Unterschied des Geschlechtes. — Der h. Ambrosius (Serm. XX) rechtfertigt die Nacktheit in schönen Worten; „Nudi in saeculo nascimur, nudi etiam accedimas ad lavacrum: ut nudi quoque et expediti ad coeli januam properamus. Quam autem absurdum est et incongruum, ut quem nudum mater genuit, nudum suscepit ecclesia, dives intrare velit coelum?"

wurde nach dem Taufakte, in dem eine παλινγενεσία ψυχῆς vollzogen ward, auch mit einem neuen Kleide [1] angethan. Es wurden Männer und Weiber abgesondert getauft, bei ersteren assistirten die Diakone, bei letzteren die Diakonissinnen. In den Monumenten zu Aquileja befinden sich speziell dafür ganz bestimmte Anhaltspunkte. Kerzen und Beleuchtung durch Lampen spielten ebenfalls bei der altchristlichen Taufe eine bestimmte Rolle, wurden ja die Baptisterien auch φωτιστήρια und die Taufe selbst φωτισμός d. i. sacramentum illuminationis genannt. In mehreren alten Baptisterien in den von uns behandelten Gegenden finden sich auch Einrichtungen zum Anbringen der Lampen. Was bei einer alten Taufe alles nöthig war, zeigen deutlich folgende drei Verse eines alten Dichters:

Sal, oleum, chrisma, cereus, chrismale, saliva,
Flatus, virtutem baptismatis ista figurant.
Haec cum patrinis non mutant sed tamen ornant.

Vor der Taufe legte der Täufling sein Glaubensbekenntniss ab, nachdem er durch längere Zeit einen Unterricht genossen hat. Die Erwähnung ist ausdrücklich, weil sich dadurch gewisse bauliche Einrichtungen der Baptisterien und die Benützung derselben erklärt. Die der Kirche Einzuverleibenden (κατηχούμενοι, audientes) wurden durch eigens bestellte Lehrer (κατηχητής, catechistes), einen Geistlichen, Lector, Diacon oder Presbyter unterrichtet. Seit dem vierten Jahrhunderte wurden sie in drei Klassen getheilt, die audientes oder ἀκροώμενοι, die genuflectentes oder κατηχούμενοι, und competentes (i. e. baptismum) oder φωτιζόμενοι. Der Unterricht dauerte in der Regel zwei oder drei Jahre. — Der Ritus des Untertauchens lässt sich in einigen Gegenden bis in das 13te und 14te Jahrhundert verfolgen, und kam mit der immer mehr durchgreifenden Kindertaufe in Vergessenheit. Im österreichischen Kaiserstaat mag er sich am längsten in Istrien und den Gegenden erhalten haben, die dem ambrosinianischen Ritus folgten.

Es ist begreiflich, dass es bei einem Ritus, der so komplicirt und schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung so ausgebildet war, wie der Immerisonsritus, und der einen so ausgedehnten vorbereitenden Unterricht brauchte, besonderer baulicher Einrichtungen bedurfte.

Diese Gebäude waren die Baptisterien (illuminatoria, φωτιστήρια, tinctoria, aulae baptismales u. s. f.). Das katholische Baptisterium zu Ravenna hiess baptisterium Arrianorum, an anderen Orten wurde das Baptisterium, ecclesia paganorum (das in die italienische Volkssprache übergegangene chiesa dei pagani) genannt. In Aquileja speziell wird die Taufkirche battisterio, der Anbau aber chiesa dei pagani genannt. Man darf bei Erklärung des Wortes paganus nicht übersehen, dass darunter nicht bloss ein Heide im gewöhnlichen Sinne des Wortes verstanden wird, sondern dass auch Kinder [2] damit gemeint werden.

Die ältesten Baptisterien in den Katakomben, jenes, welches in den Gestis S. Marcelli als in einem Privathause vorkommend erwähnt wird, das Baptisterium in der Privatwohnung des Diakon Cyriacus u. a. m. haben natürlich keine bestimmte bauliche Form gehabt, aber schon die von Eusebius zu Tyrus und Antiochien erwähnten, sowie die in den Katechesen des Cyrillus von Jerusalem vorkommenden Baptisterien haben eine bestimmtere Form, und zwar wird in letzterer der Vorhof (προαύλιον) von dem Inneren unterschieden, auch scheinen an manchen Orten abgesonderte Taufsäle für Männer und für Frauen gewesen zu sein. Da in einigen dieser älteren Taufkirchen Synoden abgehalten, in anderen eine sehr grosse Anzahl von Personen zur Taufe zugelassen wurde, so müssen dieselben schon ziemlich gross gewesen sein. In späteren Zeiten muss das Verbot Justinians, in Privathäusern zu taufen (das in der Nov. XLII. c. 2. sogenannte παραβαπτίζειν), sowie das allgemeine Verbot der παραβαπτίσματα für die orientalische Kirche, der Verbreitung spezieller Taufkirchen günstig gewesen sein.

Die Form solcher Taufkirchen war in der Regel eine runde oder polygone, kreuzförmig zu Pola, sechseckig oder achteckig, wie letzteres zu Ravenna, Rom, Mailand, Worms, Pirano, Parenzo, Cremona, Parma, Constantinopel u. s. f. der Fall war. In der Mitte stand der Taufbrunnen (piscina, fons, κολυμβήθρα), der

[1] Die Neophiten, gewöhnlich in weissen Linnen gekleidet, trugen das weisse Taufkleid von der Ostervigilie bis zum Sonntag nach Ostern, daher letzterer: Dominica in albis. Augusti. A. II. S. 450.

[2] s. Du Cange, Gloss. med. et inf. lat. (ed. Henschel) unter: paganus.

natürlich, wo die Immersion stattfand, zum Hinauf- und Hinabsteigen eigens mit Stufen eingerichtet war. Die Zahl dieser Stufen war verschieden, manchmal sieben, manchmal sechs. Diesen Zahlen legte man eine symbolische Bedeutung [1] bei, so wie auch nach dem heil. Ambrosius die achteckige Form der Baptisterien desswegen so besonders zu empfehlen wäre, weil die Zahl acht das Symbol der Vollkommenheit ist. Auch der gewöhnliche Eingang der Baptisterien von Westen soll seine symbolische Bedeutung gehabt haben. In Aquileja ist, wie aus dem Grundriss-Entwurfe (*Fig. 18*) ersichtlich ist, von der achteckigen inneren Form die Rede, die Zahl der Stufen ist fünf.

Das Baptisterium gehört zu den ältesten Theilen von Aquileja, es sind jedoch keine bestimmten Anhaltspunkte vorhanden, um es mit Sicherheit irgend einer Zeit oder einer Person zuzuschreiben. Die Sage bringt es theils mit dem heil. Hermagoras, theils mit dem Papst Pius und Kaiser Constantin dem Grossen in Verbindung. Auch wird schon zu Zeiten Aurelians ein zu Aquileja befindliches Baptisterium erwähnt, über dessen Lage wir jedoch ganz ununterrichtet sind. Einen viel sichereren Anhaltspunkt als die in diesen Sagen erwähnten Angaben bilden ohne Zweifel die in demselben vorhandenen Säulen, marmornen Architrave und

Fig. 18.

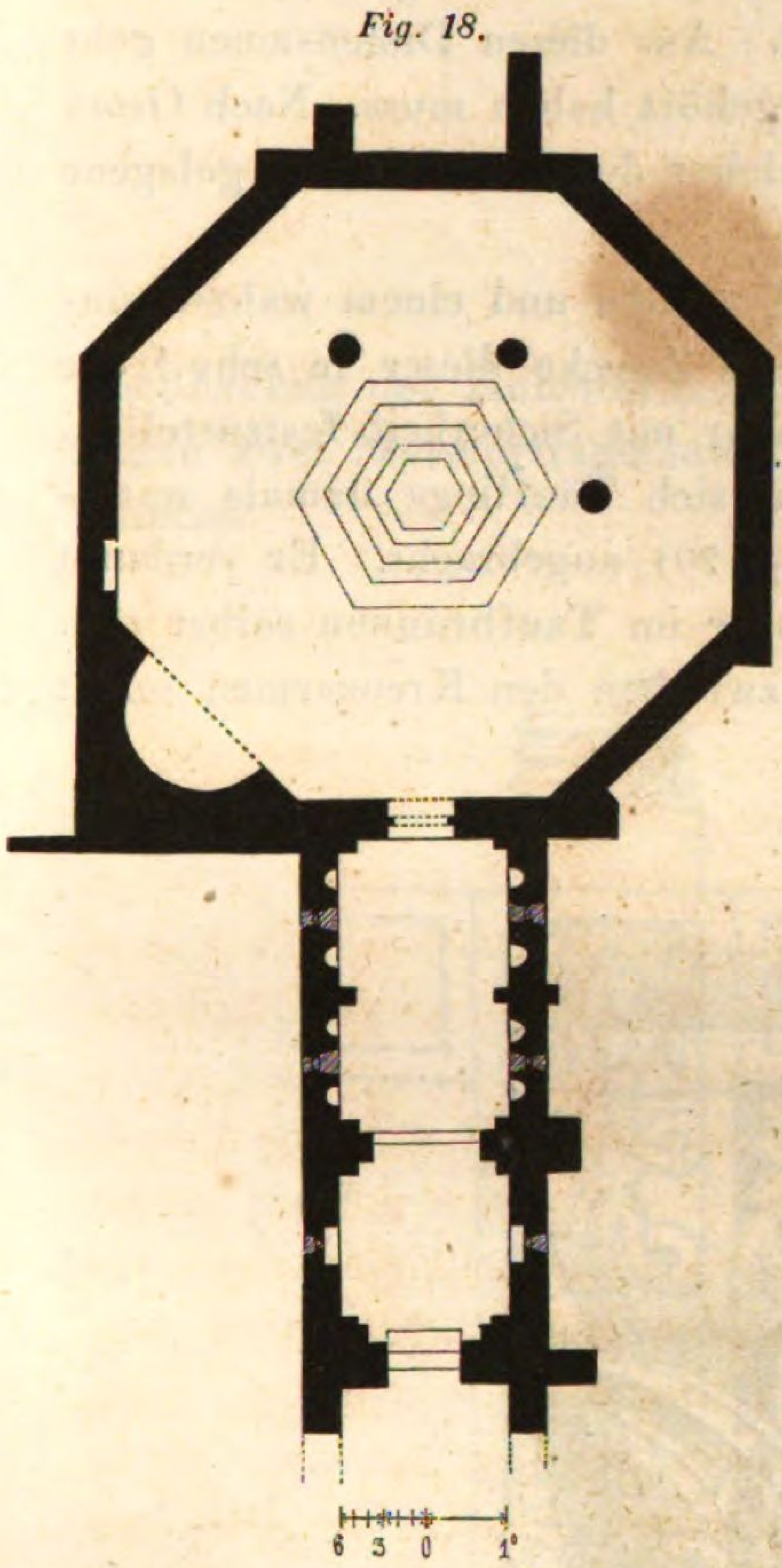
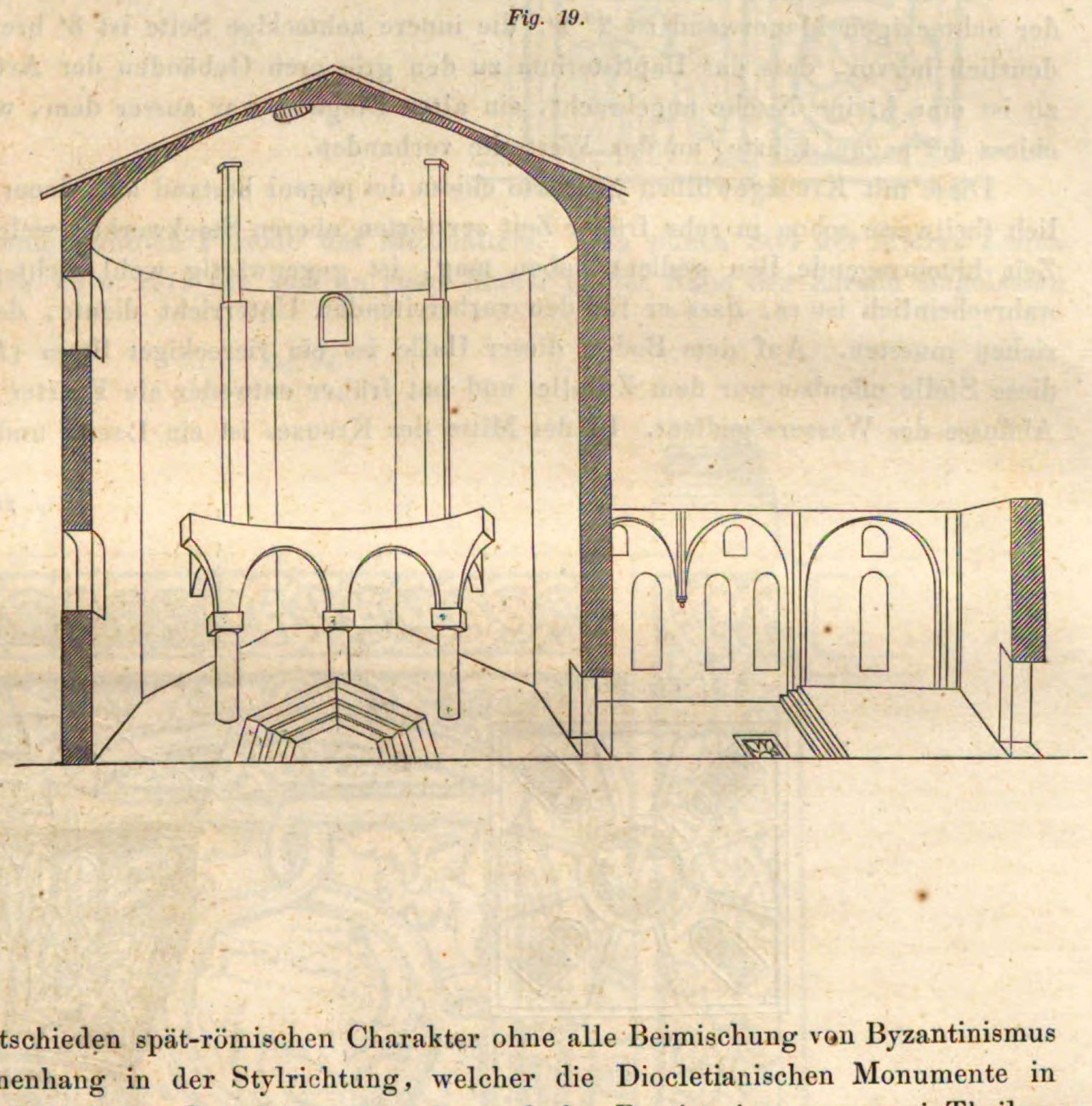


Fig. 19.



andere Ornamente, die alle den entschieden spät-römischen Charakter ohne alle Beimischung von Byzantinismus haben. Sie zeigen einen Zusammenhang in der Stylrichtung, welcher die Diocletianischen Monumente in Spalato angehören. Wie ein Blick auf den Grundriss zeigt, bestund das Baptisterium aus zwei Theilen, dem eigentlichen Baptisterium mit dem von Säulen umgebenen Brunnen zum Untertauchen, und einem schmalen gangartigen Gebäude, in der Volkssprache chiesa dei pagani genannt. Das eigentliche Baptiste-

[1] Isid. de divin. off. II. 24. Fons autem omnium gloriarum origo est, cujus septem gradus sunt: tres in descensu, propter tria quibus renuntiamus: tres in ascensu, propter tria quae confitemur: septimus vero is est qui in quatus, similis filio hominis, extinguens fornacem ignis, stabilimentum pedum, fundamentum aquae, in quo omnis plenitudo divinitatis habitat corporaliter." Andere legen diese sieben Tritte oder Gradi wieder anders aus. S. Binterim, Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche. Mainz 1825. I. S. 81.

rium[1] ist gegenwärtig ohne Dach und im eigentlichen Sinne nur mehr eine Ruine. In den Zeiten, in denen der Canonicus Bertoli sein Werk über die Alterthümer von Aquileja schrieb, war dasselbe besser erhalten, so zwar, dass man seine Bedachung theilweise erkennen konnte, wir haben desswegen im verkleinerten Maassstabe die Abbildung Bertoli's (*Fig. 19*) wiedergegeben, in dieser Abbildung sieht man deutlich eine Kuppel, die durch ein oben angebrachtes Fenster wahrscheinlich erst aus späterer Zeit ihr Licht erhielt, die sechs Granitsäulen, welche den eigentlichen Taufbrunnen umgaben, waren noch unter einander durch Archivolten verbunden, von deren Scheitelhöhe einstens Lampen herabgehangen haben mögen. Man sieht endlich in diesem Holzschnitte nach innen zu angebrachte Pfeiler, von denen gegenwärtig nur mehr einzelne Ansätze vorhanden sind. Auch von der alten Steinpflasterung sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden, und wenn auch gegenwärtig Sorge dafür getragen wird, dass einer weiteren Zerstörung dieses Gebäudes durch die Witterung Einhalt gethan wird, so ist doch bei solch veränderten Cultusformen der Taufe und der Verödung der Gegend an eine vollständige Restauration nicht mehr zu denken. Die Säulen, von denen gegenwärtig noch drei aufrecht stehen, haben eine Höhe von 1⁰ 2′, der obere Säulendurchmesser beträgt 2′ 3″, der untere 2′ 4″. Der eigentliche Taufbrunnen hat einen Durchmesser von 2⁰ 3′ 4″, die Entfernung desselben von der achteckigen Mauerwand ist 2⁰ 2′, die innere achteckige Seite ist 3′ breit. Aus diesen Dimensionen geht deutlich hervor, dass das Baptisterium zu den grösseren Gebäuden der Art gehört haben muss. Nach Osten zu ist eine kleine Nische angebracht, ein alter Eingang war ausser dem, welcher durch die östlich gelegene chiesa dei pagani führte, an der Westseite vorhanden.

Diese mit Kreuzgewölben gedeckte chiesa dei pagani bestand aus einem Unterbau und einem wahrscheinlich theilweise schon in sehr früher Zeit zerstörten oberen Stockwerke; welchem Zwecke dieser in sehr frühe Zeit hineinragende Bau gedient haben mag, ist gegenwärtig wohl nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, wahrscheinlich ist es, dass er für den vorbereitenden Unterricht diente, dem sich Täuflinge damals unterziehen mussten. Auf dem Boden dieser Halle ist ein viereckiger Stein (*Fig. 20*) angebracht. Er verdankt diese Stelle offenbar nur dem Zufalle und hat früher entweder als Fenster oder im Taufbrunnen selbst zum Abflusse des Wassers gedient. In der Mitte des Kreuzes ist ein Lamm und zwischen den Kreuzarmen selbst

Fig. 20.

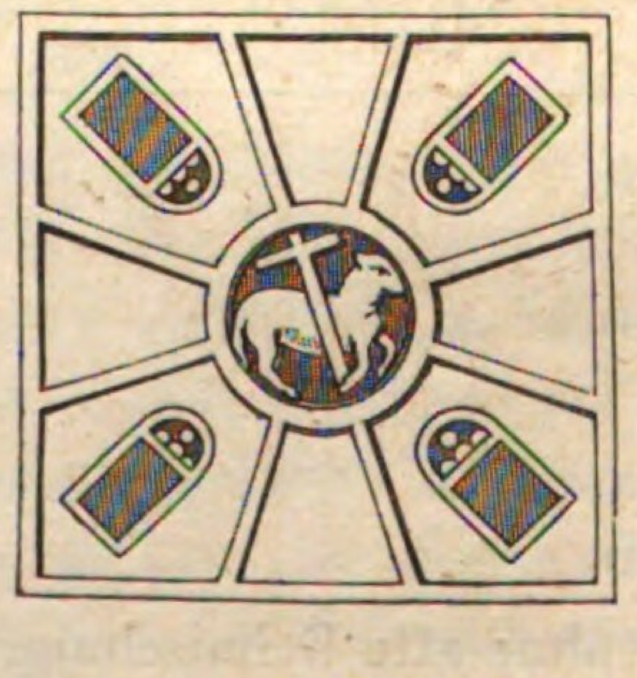
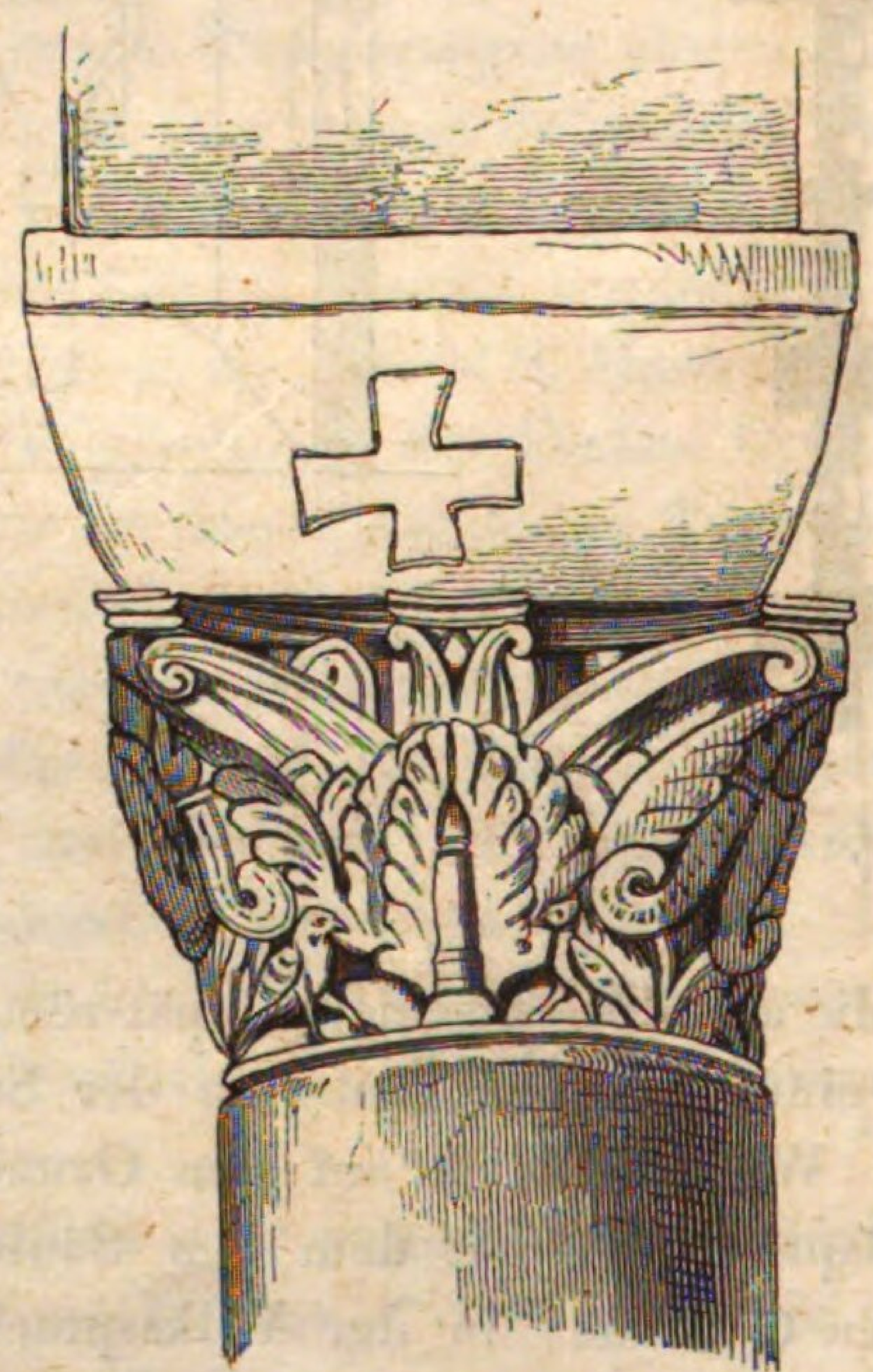


Fig. 21.



sind vier kleine Fensterchen angebracht. Der Porticus von der chiesa dei pagani ist ein späterer, aus verschiedenen, theilweise sehr alten Gebäudetheilen ausgeführter Bau. Den Styl der Säulen verdeutlicht die *Fig. 21*.

[1] s. Gaetano Ferrante „Autica basilica di Aquileja", wo die Grundrisse mit grosser Genauigkeit verzeichnet sind.

Sie ist wesentlich von jenen verschieden, die man in Parenzo, Ravenna u. s. f. aus der Blüthezeit der ravennatisch-byzantinischen Periode findet. Das vorliegende Kapitäl ist eine Nachahmung einer späteren, in der

Fig. 22.

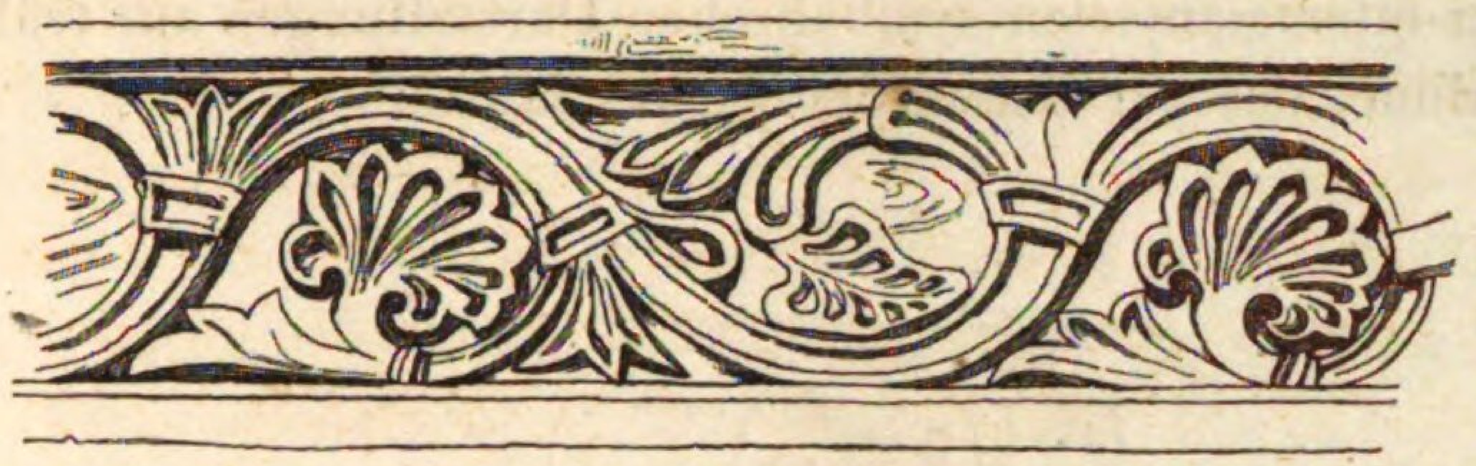
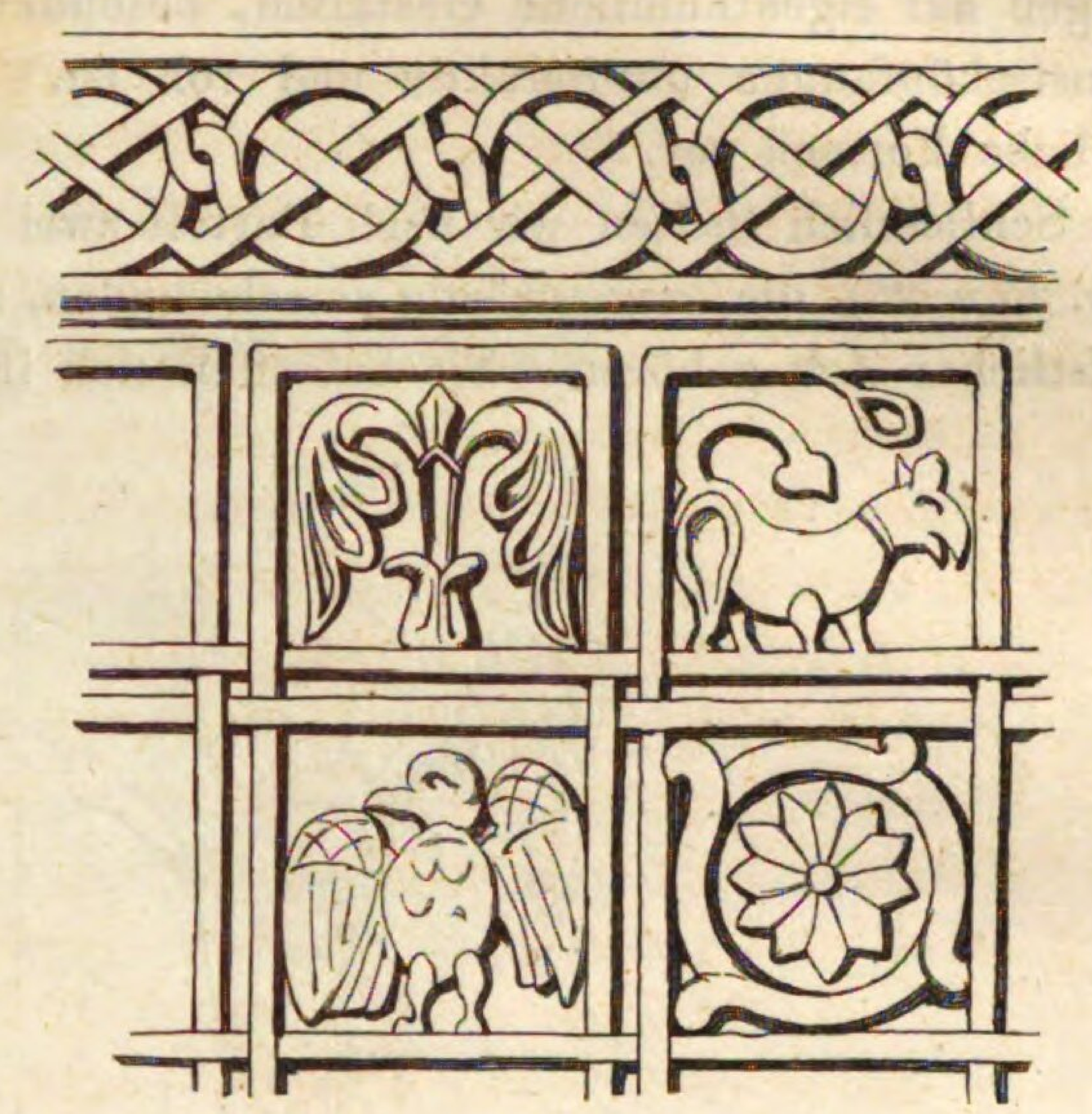
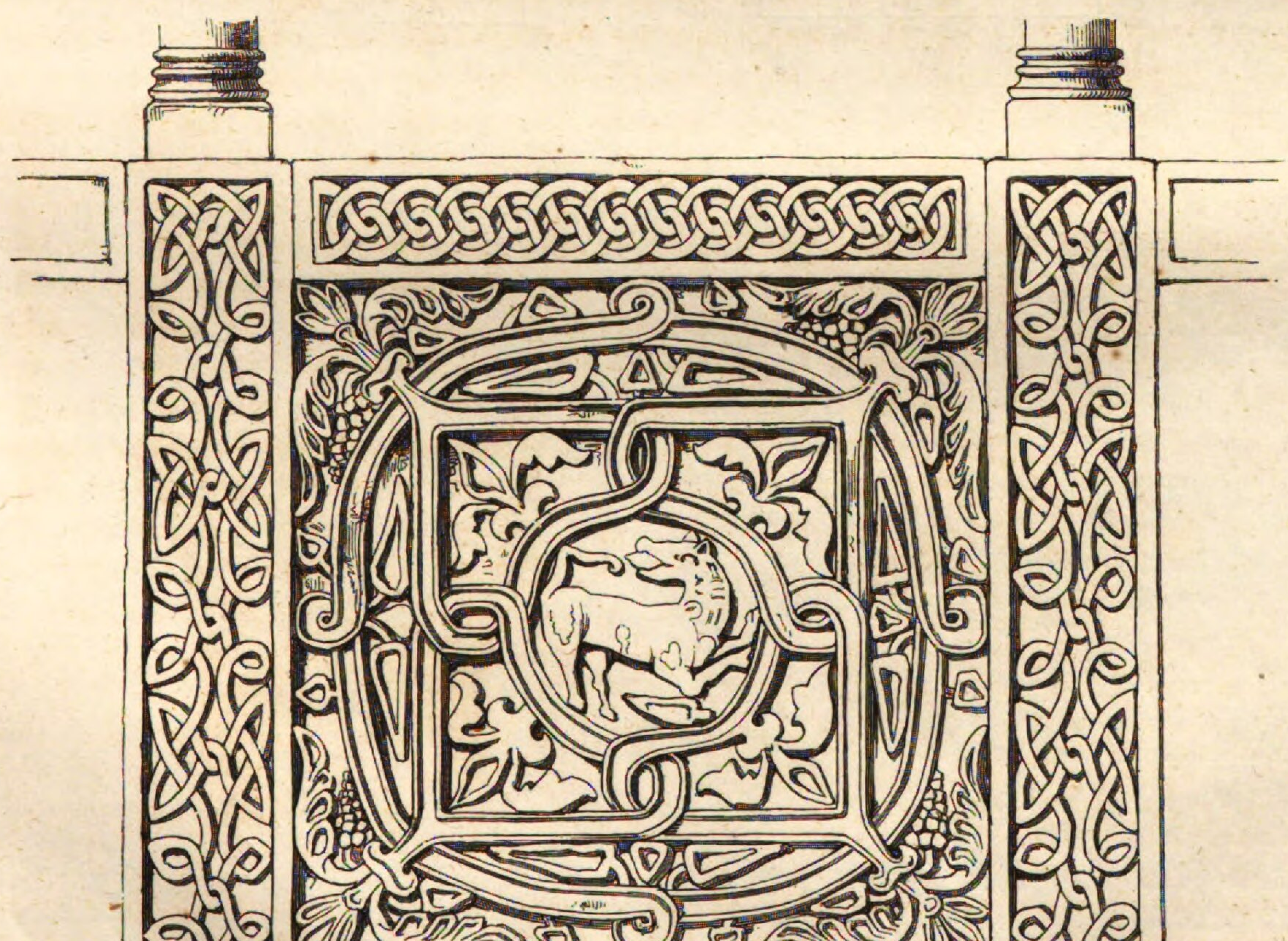


Fig. 23.



Handhabung der Kunstformen wenig geübten Periode des Mittelalters. Den reinen Styl der älteren Zeiten zeigen zwei Marmorfragmente (*Fig. 22 u. 23*), die sich an einer Mauer in der Nähe der Kirche eingelassen befinden.

Fig. 24.



In *Fig. 24* geben wir das interessante Beispiel einer Kunstperiode, die an der Küste Venetiens sich häufig vertreten findet, und welche wir mit der Zeit der Völkerwanderung und der Herrschaft der Longobarden in Ver-

bindung bringen möchten. Es haben sich an diesem Altarabschlussgeländer aus dem Innern der Kirche keine Spuren von den Traditionen der römisch-griechischen Technik und Geschmacksbildung erhalten. Alles zeigt eine Verwilderung der Sitten, eine ungeregelte Phantasie, die in einzelnen Fällen auf ihren bizarren Wegen auf eigenthümliche Gestalten, besonders in Ornamenten, kömmt, in figuralischen aber und höheren Kunstschöpfungen unproduktiv und roh ist. Im Dome von Venedig, Torcello, Cividale u. s. f. kommen ähnliche Formen vor.

Schliesslich theilen wir nach Bartoli zwei Abbildungen von den Evangelisten Markus und Johannes mit (*Fig. 25 u. 26*), die, gegenwärtig verschwunden, zu den interessantesten symbolischen Darstellungen aus früherer christlicher Zeit gehören. Sie befanden sich im Atrium, das zur chiesa dei pagani führte.

Fig. 25.



Fig. 26.



Der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Ober-Oesterreich

von

Dr. Ed. Freih. von Sacken.

Tafel XIX.

Der Altar in der christlichen Kirche als die geheiligte Stätte, wo der Opfertod des Heilandes auf unblutige Weise erneuert wird, und der Abendmahltisch, wo sich der Herr in verhüllter Gestalt als Speise hingibt, bildet den Mittelpunkt des christlichen Lebens, den vornehmsten Bestandtheil der Kirche. Der Tisch beim letzten Abendmahle ist der Ursprung des christlichen Altares, der auch die Form des viereckigen Tisches beibehielt, anfänglich aus Holz, [1] seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts häufig aus Stein, [2] bis das Concil von Epaon i. J. 509 ausdrücklich steinerne Altäre gebot. Schon in den ältesten Zeiten wurde als Regel eingeführt, das heilige Messopfer, welches im 2ten Jahrhundert als ein vom Abendmahl getrennter Cultus, im 3ten Jahrhundert in seinen Haupttheilen schon so gefeiert wurde, wie noch heutigen Tages, [3] über den Gräbern der Martyrer, welche ihr Blut für Christum vergossen hatten, darzubringen. Das Opferblut des Menschen sollte sich gewissermaassen mit dem des Erlösers mischen, — mit dem Sühnungsopfer für die Menschheit auch das des würdigen Theilnehmers und Nachfolgers desselben dem Herrn dargebracht werden: es entspricht diess der Idee der Gemeinschaft der Gläubigen, des Einstehens für einander durch den bethätigten Glauben, — dem Wesen der Kirche.

Die Altäre wurden daher, besonders in den Catacomben zur Zeit der Christenverfolgungen, über den Gräbern der Martyrer erbaut, wie es schon in der Offenbarung Johannis (VI, 9) angedeutet ist, und wo ein solcher sein Blut vergossen hatte, setzte man womöglich einen Altartisch hin, oder man sammelte seine Ueberreste und legte sie unter den Altar. [4]

Nach den Zeiten der Verfolgung wurde diese Sitte beibehalten, man erbaute die Basiliken über den Martyrergräbern [5] und legte ihre Reliquien in die Altäre. Dieser Umstand brachte eine Veränderung der Gestalt des Altares hervor, der zur steinernen Tumba, zum Sarkophage wurde, zugleich an das Grab des Erlösers, den Hauptaltar der ganzen Christenheit, erinnernd. Als sich seit der Mitte des 4ten Jahrhunderts

[1] Optat. De schism. Donat. VI. 1. — Abbé Pascal, Origines et raison de la liturgie cathol. col. 96. — Das Holz erinnerte zugleich an das Holz des Kreuzes, an dem das Erlösungswerk vollbracht wurde.

[2] Gregor von Nyssa (Opp. T. III. p. 369) um 370 und der h. Chrysostomus um 400 erwähnen der steinernen Altäre als etwas nicht seltenen.

[3] Vgl. die Constitut. apost, die ihren Haupttheilen nach aus dem III. Jahrh. stammen. Rheinwald, kirchl. Archäologie S. 144.

[4] So die Mensa Cypriani, wo dieser Heilige getödtet wurde (Augustin. Opp. T. V., p. 1250). „Pignora Sanctorum divinae gloriae mensae", sagt der h. Paulinus (um 410).

[5] Die meisten Basiliken Roms, die Ursula- und Gereonskirche in Köln, die über den Gräbern der thebaischen Legion vom h. Felix erbaute Kirche zu Trier u. a.

die Anzahl der Altäre ausserordentlich mehrte und eine Kirche deren oft viele erhielt,[1] musste man sich begnügen, um einzelne Theile der heiligen Ueberreste, denen ja doch dieselbe Bedeutung und Kraft innewohnte und gleiche Verehrung gebührte wie den ganzen Leichnamen, in den Altar zu legen. Reliquien müssen noch jetzt in jedem Altare, auf dem das h. Messopfer dargebracht werden soll, vorhanden sein.

Die Form des Tisches verschwindet allmählig in der römischen Kirche und bleibt nur als Ausnahme (z. B. in Goslar, im alten Dom zu Regensburg, in der Crypta zu St. Gereon in Köln, zu Cividale etc.), wo dann die Reliquien in die hohlen Stützen der Tischplatte gelegt wurden.[2] Die sarkophagförmigen Altarsteine aber erhielten anfänglich die üblichen Symbole: das Monogramm Christi mit *A* und *Ω*, das Lamm, die Taube u. dgl., dann einfache Skulpturen, später reichen Schmuck von goldenen und silbernen Tafeln, mit Edelsteinen besetzt, oft von ausserordentlichem Werthe,[3] zuweilen durchbrochen, so dass man das Martyrergrab im Innern sehen konnte; diese Tafeln oder Antipendien bildeten eine Verkleidung des Altares. Der Altar stand nämlich bis in's 13te Jahrhundert frei im Chore oder am Eingange der Apsis (Altarnische) und der Priester verrichtete das Messopfer hinter dem Altare stehend, dem Volke zugewendet, wie auch hinter dem Altare in der Ausrundung der Apsis die Sitze für die Geistlichkeit mit der cathedra des Bischofs in der Mitte angebracht waren.

Ueber dem Altare war eine von vier oder sechs Säulen getragene Decke oder Baldachin, das sogenannte Ciborium angebracht, so dass er in einem kleinen Gebäude stand, an die Stiftshütte des alten Testamentes erinnernd. Die Säulchen, welche diesen Baldachin stützten, waren durch Bogen oder einen geradlinigen Architrav mit einander verbunden. Oben auf dem Dache prangte das Kreuz, — schon seit Constantins Zeit mit dem Bilde des Gekreuzigten,[4] zu welchem gewendet das Volk betete; es war von Lichtern, bei festlichen Gelegenheiten von Blumengewinden umgeben. Im Innern des Ciboriums gerade unter dem Kreuze[5] hing das Gefäss mit dem Leib Christi, häufig als Taube gestaltet,[6] an Kettchen von der Decke herab, umgeben von Ampeln und Lampen; von diesem erhielt der ganze Bau seinen Namen[7]. Das Ciborium hatte Vorhänge (tetravela), um den Altar mit den geheiligten Gefässen sammt dem celebrirenden Priester den Augen der im Schiff der Kirche befindlichen Menge zu entziehen, was nicht nur wegen des oft plötzlichen Ueberfalls der Heiden nothwendig war, sondern auch bei der Opferung geschah, welche den Katechumenen verhüllt bleiben musste, und während der Wandlung selbst, bis die heil. Hostie und der Kelch nach weggezogenen Vorhängen den Gläubigen gezeigt wurde. Die Pracht, der grosse Aufwand, mit welchem der fromme Sinn der frühern christlichen Jahrhunderte die Heiligthümer der Kirche ausstattete, da die Schätze der Erde dem Herrn der Welt als sein Eigenthum zum Opfer dargebracht werden und zu seiner Verherrlichung dienen sollten, zeigte sich auch an den Ciborien, die häufig aus edlen Metallen gefertigt und mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückt wurden. Kaiser Constantin liess sieben Altäre für die Basilika

[1] Schon zur Zeit Constantin des Grossen hatte eine Kirche oft mehrere Altäre (Eusebius, Vita Constant. IV. 45). Die von Alcuin beschriebene Kirche von York hatte 30 Altäre, zu St. Gallen sind auf dem alten Plane 17 angegeben. Vgl. Binterim, Denkwürdigk. d. christl. Kirche IV. 1, S. 109.

[2] Görges, der St. Blasiusdom zu Braunschweig, S. 31. — Nebenaltäre, auf denen die Reliquien und heiligen Gefässe aufgestellt waren, erhielten häufig die Form des Tisches, z. B. in Binson, Norrey, St. Quinin de Vaison etc. S. Didron, Annales arch. IV, p. 238 und Caumont, Cours d'antiquités monum. VI, p. 163. — In der griechischen Kirche blieb man stets der ursprünglichen Form des Abendmahltisches getreu, ebenso die Reformirten und Anglikaner, wo der Altar bloss Ort der Communion ist.

[3] Z. B. S. Ambrogio in Mailand, S. Marco in Venedig, die Kirchen von Basel, Komburg u. a.

[4] Lactant. in Passione Dom. — Kreuser, Kirchenbaukunst I, S. 72.

[5] Concil. Turon. anno 567 II, c. 3.

[6] Solche Tauben finden sich im Domschatze zu Salzburg, im Stifte Göttweig, im k. k. Antikenkabinette. Eine bei Du Sommerard (Les arts au moyen-âge chap. XIV, pl. III.) abgebildete hat am Fussgestelle — denn sie wurden auch auf den Altar gesetzt — Oehre zum Aufhängen.

[7] Derlei Ciborien sind noch bei S. Clemente, S. Giorgio al velabro, S. Maria in Cosmedin in Rom, S. Maria in Toscanella, S. Ambrogio in Mailand u. a. a. O. Vgl. Ciampini, De sacris aedificiis, besonders p. 126. — Mabillon, Annal. ord. S. Bened. T. I, p. 488, T. II, p. 96. 308, 479, T. IV, p. 13 und Vet. Analect. T. I, p. 408.

St. Johann im Lateran machen, deren jeder 260 Pfund an Gold und Silber hatte; Papst Leo III. errichtete in der St. Peters- und St. Paulsbasilika Ciborien, von silbernen Säulen getragen, jedes über 2000 Pfund wiegend; das prächtigste aber war in der Sophienkirche zu Constantinopel, fast ganz von Gold, auf dem kuppelförmigen Dache eine Kugel mit dem Kreuze, die allein bei 200 Pfund schwer war.

Die beschriebene Einrichtung des Altares, der erhöht stand, — wobei die Idee des Thrones mit dem Baldachin hervortritt, — erhielt sich ziemlich gleich bis in's 13te Jahrhundert, [1] nur blieben späterhin die Vorhänge weg, nachdem weder Ueberfälle der Heiden zu befürchten standen, noch bei der allgemein üblichen Kindertaufe Katechumenen in grösserer Anzahl vorhanden waren. Auch stellte man im Mittelalter das Cruzifix gerne auf den Altar, wie auch das Gefäss mit dem Allerheiligsten, welches oft die Form eines Thürmchens (turricula, tabernaculum) hatte, mit einem feinen Netze (conopeum) überdeckt; es wurde ausser der Zeit des Gottesdienstes in der Sakristei, bisweilen auch in einem eigenen Tabernakel unter dem Altarkreuze aufbewahrt. [2] Auch der übrige Altarschmuck (Lichter, Reliquienkästchen, Diptichen u. s. w.) erhielt seine Stelle auf dem Altare selbst. [3] Dadurch verlor das baldachinartige Ciborium seine Bedeutung und wurde meist ganz weggelassen; im 13. Jahrhundert kommt es nur mehr selten vor. [4] Ausnahmsweise erhielt sich diese Form bis in's 15te Jahrhundert, so sind im Dom zu Regensburg und bei St. Stephan in Wien Seitenaltäre an der Umfassungsmauer mit gothischen Baldachinen von Säulen getragen; ja sogar die für Vorhänge bestimmten Eisenstangen sind noch zu sehen. [5]

In der Periode des romanischen Styls wurden die Altarsteine in entsprechender Weise ausgeschmückt, mit Rundbogen, Säulchenstellungen, oft auch mit Skulpturen; ebenso hatten die aus Gold- oder Silberplatten gefertigten Antipendien, meist von getriebener Arbeit, reichen bildnerischen Schmuck. Aufbaue auf dem Altare selbst aus dieser Periode sind nicht bekannt; das Altarwerk zu Wechselburg in Sachsen scheint, da dessen gegenwärtige Aufstellung nicht die ursprüngliche ist, ein Lettner gewesen zu sein. [6]

Im 13. Jahrhundert ging bezüglich des Altares eine wichtige Veränderung vor, indem er eine andere Stelle, nemlich an der Rückwand des Chorabschlusses, erhielt; der Priester stand nun vor dem Altare, mit dem Gesichte gegen Osten, vom Volke abgewendet. Diese Stellung ganz oder nahe an der Wand, die hohen Verhältnisse der gothischen Architektur in ihrem Prinzip des Aufwärtsstrebens bedingten einen pyramidalen Aufsatz auf dem Altare, um ihn ansehnlicher zu machen und mit dem Geiste der Architektur in Einklang zu bringen. Die entwickeltere Malerei und die mit ihr verwandten Künste boten zu dieser Ausschmückung die Mittel.

Man wählte die Form des Diptichons oder Triptychons, einer Tafel mit Flügeln zum Zusammenklappen. Schon in der frühern Zeit wurden Diptichen auf den Altar gestellt; sie enthielten auf den Innenseiten geschriebene Verzeichnisse von Heiligen, vornehmen Geistlichen und Gemeindegliedern, die als Beschützer oder Wohlthäter der Kirche in einer besonderen Beziehung zu ihr standen und deren Namen an gewissen Tagen verlesen wurden, auf den Aussenseiten aber waren sie mit bildlichem Schmuck versehen. Diese Tafeln machte man nunmehr grösser und stellte die Heiligen und Patrone statt der Namen bildlich dar.

[1] Im XI. und XII. ist das Ciborium noch gewöhnlich; solche hatten die Dome von Mainz und Strassburg (Grandidier, Essai p. 24).

[2] Tabernaculum wurde die bewegliche Feldkirche genannt, die Constantin d. Gr. in den Krieg gegen die Perser mitnahm und nach den Capitul. Caroli M. a 769 (ed. Baluz. T. I.) scheint es ein geweihtes Zelt gewesen zu sein. Später hiess so das Gefäss mit dem Leib des Herrn (s. Du Cange, Glossar. s. v.) und die Bedeutungen von ciborium und tabernaculum verschmelzen ineinander. So war das von K. Arnulf dem Stifte St. Emmeran im Jahr 892 geschenkte Ciborium mit acht goldenen Säulchen, von einem silbernen Netze bedeckt, gewiss nur ein auf den Altar zu stellendes Tabernakel (Mabillon, Ann. Ord. 5. Bened. T. III. p. 286). Bischof Durandus († 1296) leitet das Tabernakel von der Bundeslade (arca testamenti) ab, wie schon Constantin d. Gr. die von Titus aus Jerusalem mitgebrachte Bundeslade auf den Altar der lateranensischen Basilika gestellt haben soll. (Rationale div. offic. Lib. I. c. 2.

[3] Der Altarschmuck bestand nach Durandus (l. c. cap. 3) in „capsis, — die auf den Altar gesetzt wurden, — in palleis, phylatteriis (Reliquienkästchen), candelabris, crucibus, aurifrisio, vexillis, codicibus, velaminibus et in cortinis."

[4] Durand I. c. 2. num. 16.

[5] Das erst im Jahr 1509 errichtete Tabernakel zu St. Stephan in Mainz hatte Metallsäulen.

[6] Puttrich, Denkm. d. Baukunst des Mittelalters in Sachsen. I. Schorn in der deutschen Vierteljahrsschrift 1841, 4, 131.

Von dieser Art ist der herrliche, im Jahr 1320 aus einem Antipendium hergestellte sogen. Verdünen-Altar zu Klosterneuburg, [1] der Reliquien - Altar in der Kathedrale zu Arras, [2] viele Altäre mit Elfenbeinschnitzwerk, Gemälden oder Emailarbeit in Italien. Bisweilen bestand das Altarwerk über dem mit Skulpturen versehenen Altarsteine bloss aus einer Reihe an einander gesetzter Tafeln, 5—6 Fuss hoch mit einzelnen Feldern und Nischen in Rahmen und architektonischen Verbindungsgliedern.

Im 15ten Jahrhundert bei dem hohen Aufschwunge der Skulptur und Malerei bildete sich diese Altarform, besonders in Deutschland, zu einem besondern Systeme aus in den sogenannten Flügelaltären. Der Grundtypus derselben ist ein viereckiger Schrein, welcher bemaltes Schnitzwerk enthält, mit beiderseits bemalten Flügeln auf einer ebenfalls mit Bildwerk geschmückten Staffel (predella) stehend; über ihm erhebt sich ein architektonischer Aufbau (aus Holz geschnitten) von leicht aufsteigendem Thürmchenwerk mit Figuren. Doch gab es sehr mannigfaltige Modifikationen: oft, besonders in Flandern und Niederdeutschland, vertrat ein Bild die Stelle des Altarschreines, auch waren die Flügel nicht immer zum Schliessen eingerichtet; letztere haben an ihren Innenseiten manchmal bemalte Reliefs. Der Schrein enthält immer die Hauptdarstellung; Christus oder Maria, von Heiligen umgeben. Die Aussenseiten der Flügel zeigen in der Regel Darstellungen aus der Passionsgeschichte, dann wurden sie zur Fastenzeit geschlossen, — wie man gegenwärtig die Altarblätter mit Tüchern verhängt und ein Passionsbild darauf anbringt, — um die Darstellung des Leidens Christi anschaulich zu machen. Altäre mit zwei Flügelpaaren (Wandelaltäre) waren für gewöhnlich ganz geschlossen, wo sich dann meist Scenen aus dem Leben des Heiligen, dem der Altar geweiht war, zeigten, oder mehrere einzelne Heilige, welche zu einem frommen Lebenswandel und durch ihr Beispiel zur Nachahmung aufmuntern sollten. Bei geschlossenen innern Flügeln sah man eine fortlaufende Reihe von Scenen aus der Leidensgeschichte. [3] An der Rückseite des Schreines ist häufig das jüngste Gericht, am Sockel das Schweisstuch Christi gemalt (Rothenburg, Zwickau, Schneeberg), wahrscheinlich, da die Beichtstühle hinter dem Altare standen, um die Gemüther der Beichtenden zur Reue und Busse zu ermuntern. [4]

In ästhetischer Beziehung bringt das bemalte Schnitzwerk eine treffliche Wirkung hervor. Die Ursachen der Anmalung der Holzsculptur, — eine Kunstübung, die vorzüglich Deutschland ihre Ausbildung verdankt, — liegen sowohl in dem wenig edlen Material, als auch in der durch die gemalten Fenster der gothischen Kirchen hervorgerufenen Nothwendigkeit einer farbenreicheren, glänzenderen Ausstattung, endlich in dem künstlerischen Bedürfnisse, die Malereien der Flügel mit dem plastischen Theil in Harmonie zu bringen. Zudem liess sich der Ausdruck der Köpfe, — um den es sich in der christlichen Kunst ja vorzugsweise handelt, — durch die mit feinem Gefühl und Unterordnung alles Zufälligen ausgeführte naturgemässe Behandlung wundersam erhöhen, die feinere Empfindung findet nur in dem zarten Spiel der Farbe, im Glanz und Blick des Auges ihren vollständigen Ausdruck. Wesentlich dabei ist die Vergoldung der Gewänder, welche die Gestalten über die materielle Wahrheit hinaus zu einer gewissen Verklärung und Idealität der Erscheinung erhebt, die jeden Vergleich mit der Wirklichkeit beseitigt. — So entstand durch die Wechselwirkung von Malerei und Sculptur ein eigenthümlicher Kunstzweig, der einen hohen Grad von künstlerischer Wahrheit bedingte und die Idee allseitig auszudrücken gestattete. Bei den vorherrschend malerischen Kunstelementen im 15ten Jahrhundert war die Malerei vom entschiedensten Einfluss auf die Holzsculptur, welche sie sich gewissermaassen ganz dienstbar machte, die auch genau ihrem Entwicklungsgange folgt und dieselben Stylmodificationen zeigt. Die Bildschnitzer gehörten mit den Malern zu einer Zunft, [5] und namhafte Künstler, wie Wohlgemuth, Herlen u. a. übten beide Künste aus, ja die Bemalung des Schnitzwerkes musste wohl vom Bildhauer ausgehen, wenn das Werk in Harmonie kommen sollte.

Die Fertigung eines Altarwerkes wurde Einem Künstler anvertraut, [6] der es dann mit Hülfe seiner

[1] Arneth und Camesina, das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg.

[2] Annales archéol. VIII, p. 181.

[3] Bei manchen Altären, z. B. zu Blaubeuren, Zwickau, Hersbruck ist eine umgekehrte Anordnung in Bezug auf die Flügel.

[4] S. Beil. zur Augsburger Postzeitung, 1856, Nr. 132.

[5] Adr. Beier, De collegiis opificum ed. Struve, cap. II. §. 3. Die Bildhauer in Stein gehörten zur Steinmetzzunft, daher zu den Bauleuten, dagegen Schreiner, Bildschnitzer, Karten- und Bildermaler zur Tischlerzunft.

[6] Daher in der Aufschrift mancher Altäre der Ausdruck: hoc opus perfectum est per etc., wo bloss der leitende Künstler genannt ist.

Gesellen oder auch anderer selbstständiger Kräfte zu Stande brachte. Je nachdem dieser vorzugsweise Maler oder Bildschnitzer war, ist der eine oder andere Theil des Altares besser. [1]

Werke dieser Art sind in ganz Deutschland sehr zahlreich, aber von verschiedenem Kunstwerth, je nachdem ein bedeutenderer Meister oder blos Gesellen, die mit Benützung von Zeichnungen, Kupferstichen oder Holzschnitten (von M. Schongauer, Mecheln, Dürer u. a.) dergleichen Arbeiten oft handwerksmässig genug ausführten, dabei betheiligt waren. Schwaben, Oberbaiern und Pommern [2] sind besonders reich. Auch Oesterreich steht nicht zurück, wie unter andern die schönen Schnitzaltäre zu Wr. Neustadt (v. 1447), Käfermarkt (1495), Salzburg, Laach, Schönbach, Pöggstall, Heiligenblut, Reifling, Hallstatt, Zwettl, Mauer, Pulkau bezeugen. Bei weitem das vorzüglichste Werk dieser Art ist aber der auf Tafel XIX. dargestellte grosse Flügelaltar zu St. Wolfgang im Salzkammergute Oberösterreichs. — Dieser Ort, höchst malerisch an einem herrlichen, freundlichen Gebirgssee gelegen, ist sehr alt. Der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg, lebte fünf Jahre in stiller Zurückgezogenheit (982—987) am Ufer des Sees auf dem benachbarten Falkenstein, und soll eine Kapelle zu Ehren Johannes des Täufers gebaut haben, welche der Ursprung des Marktfleckens war. 1182 findet sich diese Kapelle urkundlich erwähnt, aber schon 1307 erscheint hier eine Kirche zum heiligen Wolfgang als Filiale der uralten, 740 gestifteten Benedictiner-Abtei Mondsee. Im Jahr 1429 wurde sie bei einem grossen Brande ganz eingeäschert, so dass sie völlig neu gebaut werden musste, was durch Simon Reichlin, Abt zu Mondsee, geschah; 1460 war sie vollendet und wurde in diesem Jahre eingeweiht. 1480 brannte das Dach ab und wurde im folgenden Jahre durch Abt Benedict Eck wieder hergestellt. Diese Kirche hat, durch Terrainverhältnisse bedingt, blos eine (nördliche) Abseite von gleicher Höhe mit dem breiten Schiffe und einwärts springende Strebepfeiler, an welche sich die halbsäulenförmigen Gurtträger der zusammengesetzten Kreuzgewölbe anlehnen. Das Maasswerk der Fenster scheint beim Brande zu Grunde gegangen zu sein, denn jetzt stossen die Pfosten oben stumpf an. Die drei Portale sind von rothem Marmor, mit reichem Stabwerk und Reliefs (ein bemalter Christuskopf und der heilige Wolfgang in Halbfigur) in den Bogenfeldern.

Frei im Chore in leichter, prachtvoller Architektur bis an die Gewölbe emporsteigend steht der grosse Flügelaltar. [3] Ueber dem Predell (2′ 9″ hoch, 4′ 8″ breit), welches Schnitzwerk mit bemalten Flügeln enthält, erhebt sich ein viereckiger Schrein, 12′ 6″ hoch, 10 Fuss breit mit Schnitzwerk, — die Figuren etwas über Lebensgrösse, — durch doppelte, beiderseits bemalte Flügel zu verschliessen; über diesem ein architectonischer Aufsatz von 15 Fuss Höhe, ebenfalls mit Figuren. Eine Inschrift auf dem äussern Flügelpaare nennt den Meister und das Jahr der Vollendung des Werkes: Benedictus abbas in mannsee hoc opus fieri fecit ac complevit per magistrum || Michaelem Pacher de Prawnegk anno dm. m^0. cccc^0. lxxxI^0.

Im Schreine ist die bedeutsame, symbolische Vorstellung, wie Gott Vater die heilige Maria zum grossen Geheimniss der Menschwerdung weiht, darüber schwebt der heilige Geist, dienende Engel umgeben die Scene; zur Seite stehen die Heiligen Wolfgang (rechts) und Benedict. Die Handlung geht in einem Dome, — dem Himmelsdome vor, einer Halle mit fünf gothischen schönen Fenstern. Gott Vater, eine majestätische Gestalt im Mannesalter von edlem Ausdruck und sprechender Geberde, eine reiche Krone auf dem Haupte, hält in der Linken die Weltkugel, auf der das Kreuz steht, die Rechte ist segnend erhoben gegen die in Demuth und Andacht vor ihm knieende heilige Jungfrau, die als Himmelskönigin eine zarte Krone auf dem herabwallenden Haar trägt. Der Kopf ist von der höchsten Schönheit, von einem Hauch der Jungfräulickeit und Unschuld, einem Zauber der lieblichsten Anmuth umflossen, dabei von so bedeutungsvollem Ernste und hoher Würde, dass hier der Inbegriff aller erhabensten Tugenden ausgedrückt erscheint. Wie sie mit gefalteten Händen vor ihrem Schöpfer kniet, sanft und mild in leichter Wendung des Kopfes auf den Beschauer herausblickt, erscheint sie als hülfreiche Fürbitterin dem, der sich ihr vertrauensvoll naht.

[1] So sind z. B. bei den Altären von Nördlingen, Bopfingen, Zwickau, Halle (Morizkirche), Schwabach die Gemälde besser, bei denen zu Rothenburg, Marburg, Neustadt, Laach, Walkstadt, Blutenburg den vielen in den Kirchen Pommerns die Schnitzwerke.

[2] S. Kugler: Pommer'sche Kunstgeschichte, in dessen kleinen Schriften I. S. 792 ff.

[3] Zuerst besprochen von F. C. Weidmann, der Führer nach und um Ischl, S. 169. — Förster, Gesch. der deutschen Kunst II. 34 und 261.

Die Fülle des Ausdrucks und der Empfindung lässt den Fehler der zu kurzen Proportionen der Hauptgestalten übersehen. Unendlich lieblich sind auch die Engel, welche als dienende Geister die Vorstellung umgeben: zwei in freudiger Andacht aufblickende Engelchen mit Turbanen halten die Enden der Gewänder, damit sie nicht den Boden berühren, vier tragen die Teppiche, mit denen die ganz mit Maasswerk durchbrochenen Schemeln belegt sind, vier andere im Hintergrunde einen schönen Vorhang mit gemalten Arabesken. Auf jeder der beiden Säulen zur Seite der Darstellung stehen zwei lobsingende Engel, feine Gestalten, nicht Kinder, nicht Jünglinge, von hoher, idealer Schönheit, und über den aus verschlungenen Aesten gebildeten Baldachinen sind zwei, welche in die Posaune stossen, den Ruhm Gottes und der heiligen Jungfrau aller Welt zu verkünden. — Ueber der ganzen Vorstellung füllen herrliche Baldachine den Obertheil des Schreines aus, gebildet von geschweiften Spitzbogen mit schönen Kreuzblumen und Fialchen aus gewundenen Aesten.

Die beiden Heiligen Wolfgang und Benedict sind würdige, schöne Gestalten, die Köpfe von einer merkwürdigen Individualität und Naturwahrheit, ungemein lebensvoll. In den edlen Zügen liegt ein Ausdruck von Abgeschlossenheit und innerer Festigkeit, in ihrer Haltung eine gewisse Freiheit und imponirende Grandezza, wie sie deutschen Werken dieser Zeit sonst nicht eigen zu sein pflegt. Prachtvoll ist das Costüme des heiligen Wolfgang, die Tiara ist mit Perlen geziert, in der Agraffe des Pluvials, dessen wie gestickter Saum Apostelfiguren enthält, ein Engel, im edelsteinbesetzten Pastorale das Osterlamm geschnitzt; das Kirchenmodell in seiner Rechten hat einen herrlichen gothischen Thurm. St. Benedict blickt auf die Vorstellung in der Mitte hin, er trägt die schwarze Mönchskappe und die weite goldene Flocke über dem Talar; in der Linken hält er den Abtsstab (ohne Krümmung) und den Becher, aus dem sich eine Schlange windet, [1] welchen er mit der Rechten segnet. Ueber jeder dieser Figuren ist wieder ein schöner Baldachin.

Diese Schnitzwerke sind von hoher künstlerischer Bedeutung und in Bezug auf Tiefe der Empfindung, Energie des Ausdrucks, Formenschönheit und Reichthum der Ausstattung den besten Kunstwerken dieser Art beizuzählen. In den Köpfen zeigt sich durchaus eine gesunde, lebensfrische Idealität: man erkennt die dem Leben entnommene Bildung, den süddeutschen Gesichtstypus, dessen Anschauung dem Ideale zu Grunde liegt. In der statuarischen, ganz dem Wesen der Plastik gemässen Anordnung liegt eine ruhige Grösse, die eine bedeutsame, ernste Wirkung hervorbringt. Bewunderungswürdig ist die Durchführung, die bis ins kleinste Detail geht: an Köpfen und Händen sind alle Adern und Falten, an den Gewändern die feinsten Stickerei-Verzierungen angegeben. Ebenso ist die Bemalung bis in die feinsten Nüancen der Farbe durchgeführt, und doch hält bei aller Naturwahrheit die künstlerische Empfindung jede materielle Wirkung ferne und der Eindruck ist ein durchaus harmonischer, wohlthätiger.

Von ausgezeichneter Schönheit ist die reiche Umrahmung des Schreines, ein Muster des edelsten Geschmackes. Unter Laubwerk sind 24 kleine Figürchen, Adam, Johann der Täufer, Propheten und Krieger, — alttestamentarische Personen in mannigfaltigen Stellungen sehr zart geschnitten und äusserst durchgeführt, ebenfalls bemalt.

Zu beiden Seiten des Altarkastens, — also nur bei ganz geschlossenen Flügeln sichtbar, — stehen auf laubgeschmückten Consolen die frei gearbeiteten Figuren der Heiligen Florian und Georg, ganz gerüstet, auf dem Kopfe den Turban, in der Hand hält jeder eine roth und weiss gemalte Fahne. Die Rüstungen mit Spitzen, Buckeln und durchbrochener Arbeit, von der schönen, dem gothischen Styl entsprechenden Form, wie sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts üblich war, [2] sind den schlanken, jugendlichen Körperformen angepasst. Der heilige Florian giesst Wasser aus einer Kanne auf eine brennende Burg, Georg zückt das Schwert gegen das zu seinen Füssen sich krümmende Ungethüm, auf welches er im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit herabblickt. Diese herrlichen Gestalten treten uns wie Ritter aus den höfischen Gedichten des Mittelalters entgegen, in deren edler, graziöser Haltung sich die feine Sitte, in den schönen Köpfen Frömmigkeit und Tugend ausdrückt. Meisterhaft ist die Technik, wie Panzerhemde und Platten frei aus Holz geschnitten sind. Offenbar rühren sie von derselben Künstlerhand her, wie das Schnitzwerk im Schreine. In den Spitzsäulen der hohen Baldachine über ihnen sieht man die h. Margaretha und Katharina.

[1] Diese bedeutet das Gift; die Mönche von Vicovaro bei Tivoli wollten ihn nämlich wegen seiner Strenge vergiften.

[2] Aehnlich den Harnischen des Erzherzogs Sigmund von Tirol, † 1496 in der k. k. Ambraser-Sammlung. S. Sonken, Beschreib. der k. k. Ambr.-Samml. I, S. 109.

Die Architektur des Aufsatzes über dem Altarkasten ist, wie unsere Abbildung zeigt, vom reinsten Style; in harmonischem Organismus wie Pflanzen aufwachsend, steigen die fünf Spitzthürme empor. Die Fülle der architektonischen Glieder, der reiche ornamentale Schmuck und die glänzende Vergoldung bringen eine treffliche Wirkung hervor. Die figuralischen Darstellungen sind: in den drei mittleren Thürmchen Christus am Kreuze mit Maria und Johannes, oben Gott Vater mit der Weltkugel, neben ihm Engel; in den Seitenthürmchen rechts der Erzengel Michael mit der Wage, auf den Teufel in der schwereren Wagschale hauend, oberhalb eine h. Nonne mit Buch, — links Johannes der Täufer und die h. Ottilie. Es sind tüchtige Arbeiten von würdigem Charakter und ernster Haltung, aber den Schnitzwerken des Schreines weit nachstehend, — wahrscheinlich von einem Schüler oder Gesellen gefertigt.

Die Gemälde der Flügel sind augenscheinlich von verschiedener Hand. Die Innenseiten des ersten Flügelpaares zeigen folgende Darstellungen aus dem Leben Mariä (siehe Taf. XIX.): Die Geburt Christi. Die in Anbetung des Kindes versunkene Mutter sehr schön, das Kind naturwahr und von lieblichem Ausdruck; anbetende Engel haben sich auf das Dach der ärmlichen Hütte niedergelassen. Meisterhaft gezeichnet ist der Ochs bei der Krippe und die Aussicht in eine Strasse im Hintergrunde. — Die Beschneidung. Der Oberpriester, der das Kind auf dem Schoosse hält, ist eine herrliche Gestalt, der Kopf von edlem Ausdruck, trefflich modellirt und von tiefer, kräftiger Farbe; sein brockatenes Kleid sowohl durch Klarheit des Motives als effectvolle Durchführung ausgezeichnet. Zwei Männer, einer mit Pelzmütze, der andere ein weisses Tuch über dem Kopfe halten das Tuch, auf dem das Kind liegt, dessen Gesicht einen schmerzlichen, aber doch sanften Ausdruck hat. Maria blickt ängstlich auf dasselbe hin, zwei Männer und eine Frau sind Zuseher, durchaus schöne Köpfe. Sehr gut ist der architektonische Hintergrund. — Die Vorstellung im Tempel, eine einfache Composition, die aber durch eine in den Vordergrund gestellte Säule etwas störend unterbrochen wird. Der heilige Simon, ein Greis von edler Würde, nimmt das Wickelkind, welches ihm Maria, eine sehr liebliche Gestalt voll Demuth und jungfräulicher Anmuth darreicht, auf den Arm. Im Greise Joseph tritt die Idee des Nährvaters hervor; im Hintergrunde sieht man den Altar mit brennenden Kerzen. — Der Tod Mariä, ein Bild von still feierlichem Ernste und der tiefsten Empfindung. Die Charakteristik in den Köpfen der 9 Apostel ist wunderbar. Einige starren im stummen, thränenlosen Schmerz auf die Sterbende hin, andere beten, Petrus ist bemüht, die Sterbekerze in die schon erstarrten Hände zu drücken, einer bläst die Kohlen im Rauchfasse an, während ihm die Thränen über die Wangen rollen. Oben wird die Seele der Verstorbenen von fünf Engeln emporgetragen, Christus nimmt sie liebreich auf. In der Archivolte des Bogens über der Vorstellung sind die Voreltern der heiligen Maria en grisaille gemalt.

Die gemüthvolle Auffassungsweise dieser vier Bilder, die einfache Composition, der ruhige Ernst, manche Eigenthümlichkeit in den Gesichtsbildungen, denen bei aller Idealität ein ausgeprägtes nationales Element zu Grunde liegt, die Vorliebe für lichte, schillernde Stoffe mahnen sehr entschieden an die ältere schwäbische Schule, besonders Fr. Herlen, selbst Zeitbloom in dessen früherer Periode, und zeigen, wie diese unverkennbar den Eyck'schen Einfluss, der sich über alle deutschen Schulen mehr oder weniger durchgreifend erstreckte. Er zeigt sich in der Behandlungsweise, der leuchtenden Farbengebung, den Costümen, der bestimmten Charakterisirung und naturgetreuen Durchführung der Stoffe und perspektivischen Hintergründe. Hier aber erscheint noch ein anderes Element: die Grossartigkeit der Charakteristik, die ernste, tiefe, zur feinsten Harmonie gemässigte Farbe mit bräunlichen Lokaltönen, die markige Kraft derselben, die treffliche Modellirung, endlich die breite Behandlung der nicht eckig gebrochenen Falten erinnern an die Werke der venetianischen Maler dieser Zeit, zu welchen der Künstler in Beziehung gestanden zu sein scheint. Man kann diese Bilder daher als Arbeiten eines in der schwäbischen Schule gebildeten Meisters, der aber die Werke seiner italienischen Zeitgenossen kannte und studirte, bezeichnen. Mit den Schnitzwerken, bei denen ebenfalls die Freiheit im Ausdrucke, die Grandezza in den Gestalten und Kraft in der Bemalung auffällt, zeigen sie die entschiedenste Verwandtschaft, beide scheinen von derselben Hand und zwar vom Hauptkünstler des Altarwerkes Michael Pacher von Bruneken (in Tyrol) gefertigt zu sein, der ohne Zweifel Schnitzer und Maler war, da er mit der Anfertigung fast blos aus Schnitzwerk bestehender Altäre betraut wurde. [1]

[1] Das Nähere über diesen Künstler s. unten.

Werden die innern Flügel geschlossen, so sieht man in fortlaufender Reihe acht Darstellungen aus dem Leben des Erlösers, in denen er in seiner erhabenen Würde als Wunderthäter und Lehrer erscheint: 1) Die Taufe Christi. Er blickt voll Andacht gegen Himmel; die Stellung des Johannes ist etwas verdreht. Die Richtigkeit der Zeichnung und Freiheit in Behandlung des Nackten lassen ein tüchtiges Naturstudium erkennen, denn die Muskulatur ist fast bis zum materiellen ausgedrückt. Oben ist eine Glorie, herum vier dienende und anbetende Engel, im Hintergrunde eine weite Landschaft. — 2) Die Versuchung. Satan, eine hässliche Gestalt im schwefelgelben Gewande, mit Bockshörnern, Bosheit und Gemeinheit im Gesichte, deutet auf die Steine am Boden; Christus von sprechender Geberde. Im Hintergrunde die Versuchung auf dem Berge und auf der Zinne des Tempels (in Gestalt einer gothischen Kirche) in epischer Darstellungsweise. — 3) Das Wunder bei der Hochzeit zu Canaan. In einer Halle sitzen die Gäste beim Mahle und sehen mit grosser Neugierde und Erstaunen zu, wie Christus, der erhaben über die Natur in der Stellung eines Gebietenden vor den Krügen steht und sie segnet, das Wunder wirkt. Sehr gut charakterisirt ist einer der Apostel, der sich über seinen Sitz zurückbiegt, um in die Krüge zu sehen. Maria, eine liebliche Gestalt und eine Frau in der fränkischen Tracht dieser Zeit stehen hinter Christus. Die Zeichnung ist hier etwas hart, aber streng und charakteristisch. — 4) Die Speisung der 5000, sehr lebendig aufgefasst. Christus, ruhig und würdevoll, segnet einen Fisch, den ihm ein Knabe darreicht, ein Apostel untersucht seinen Brodsack, ob sich nichts darin finde, vier andere stehen staunend dabei. Am Boden sitzt die harrende Menge; im Hintergrunde eine Burg auf steilen Felsen. — 5) Die Juden wollen Jesum steinigen, wieder ein sehr lebensvolles Bild von 17 Figuren von der trefflichsten Durchführung. Der Tempel ist als gothische Kirche dargestellt, von einer Halbkuppel, durch welche das Licht einfällt, geschlossen. Christus, edlen Schmerz in den Zügen, tritt ruhig durch das reich verzierte Marmorportal heraus, dem Beschauer entgegen; im Tempel heben die Juden Steine auf und schleudern sie mit aller Anstrengung nach ihm, — sehr lebendige, charakteristische Gestalten, besonders einer, der mit der linken Hand seinem rechten Arm grössere Kraft zum Wurfe zu geben sich bemüht. Im Hintergrunde eilen mehrere die Treppe herab. Meisterhaft ist die Architektur. Bemerkenswerth ist die treffliche perspektivische Wirkung und das Streben nach einem magischen Beleuchtungs-Effekt durch das von oben einfallende Licht. Die Costüme sind sehr phantastisch. — 6) Die Vertreibung der Verkäufer aus dem Tempel. Jesus, in dessen Zügen heiliger Zorn liegt, ist von hastiger Bewegung. Sehr gut ist die Furchtsamkeit der Juden ausgedrückt, deren einer, Tücke und Bosheit in seinem Wesen, dem Schlage ausweichend sich davonmacht. Nebendinge und die Architektur wieder sehr naturwahr. — 7) Die Ehebrecherin vor Christus. Beschämt, voll Reue steht die Frau vor ihm, der in der Haltung eines Richtenden ihr auf den Boden deutet. Die Scene geht in der Kirche von St. Wolfgang vor, der Altar im Hintergrunde ist ein Tisch, darüber ein Traghimmel. Unter den Zuschauern zeichnet sich ein herausblickender Greis aus, im Hintergrunde sind mehrere Leute, die fortgehen. Der Ausdruck ist tief empfunden, die Durchführung der Köpfe und reichen Gewänder vortrefflich. — 8) Die Erweckung des Lazarus, eine sehr figurenreiche Composition von klarer Anordnung, ausdrucksvoll und von merkwürdiger Rundung. Christus, neben dem mehrere Apostel stehen, ist von idealer Schönheit, die Zuschauer wenden sich mit Eckel weg oder halten sich die Nase zu. Die Gestalt des Lazarus in ihrer strengen Zeichnung und den bräunlichen, transparenten Schatten erinnert fast an Werke des Mantegna. Tief empfunden ist der Schmerz der beiden Schwestern, deren eine erschrickt, während die andere still weint und betet. In Bezug auf Charakteristik und Ausdruck ist dieses Bild das beste. — Auffallend bei diesen Bildern ist die Wahl der Gegenstände, die sonst bei Wandelaltären nicht üblich sind. In Composition und Ausführung sind sie von den vier oben besprochenen der Innenseite wesentlich verschieden. Die Auffassung ist hier weniger ernst und kirchlich, sondern mehr genremässig und auf gemüthvolle Weise in's wirkliche Leben gezogen; die Scenen, bei denen das Wesentliche der Begebenheit stets scharf erfasst ist, scheinen gleichsam in der Zeit des Künstlers und mitten unter seinen Mitbürgern vorzugehen. Eigenthümlich ist auch das Heraustreten mancher Figuren gegen den Beschauer, wodurch dieser mit der dargestellten Scene in engere Verbindung gebracht und mit einbezogen wird.

Die idealen Gestalten haben einen durchaus edlen Ausdruck, eine ruhige, schlichte Würde, in den übrigen, die mehr dem Leben entnommen sind, zeigt sich eine scharfe Charakteristik, die sich in starken Gegensätzen gefällt: so sind die dem Heiland feindlichen Personen hastig und eckig in den Bewegungen, oft an's

Carrikirte streifend. Ueberall aber erkennt man ein durchdachtes Lebensstudium, individuellen und richtigen Ausdruck der Seelenzustände und eine ausserordentliche Naturwahrheit in der sehr gewissenhaften Durchführung. Die Zeichnung ist streng, obwohl nicht frei von Härte und bekundet eine grosse Kenntniss der Perspektive. Die Farbengebung ist bei aller Detaillirung durch tiefe, bräunliche Lokaltöne wirksam. Christus trägt immer ein violettes Gewand, (den Rock ohne Naht) ohne Unterkleid und Mantel, Maria ein stahlgrünes Oberkleid, die Juden enge Beinkleider, weite Mäntel und Schnabelschuhe; das heimische Costüme ist sparsam angewendet, meist ist es, um den orientalischen Charakter auszudrücken, in's Phantastische gezogen, besonders die Mützen, Turbane und Hauben. Einige Figuren zeigen die Bürgertracht der Zeit, — die Ehebrecherin die bayerische Riegelhaube — andere die reichere, mit Perlen, Edelsteinen und Pelz besetzte höfische Kleidung. Die Heiligen haben tellerförmige, gepresste Nimben. Landschaftliche und architektonische Hintergründe sind mit grösster Liebe und Verständniss ausgeführt. Im Ganzen zeigen diese Gemälde eine entschiedene Verwandtschaft mit den Werken der fränkischen Schule, insbesondere Wohlgemuths und rühren von der Hand eines bedeutenden, selbstständigen Künstlers dieser Schule her. —

Von schwächerer Arbeit sind die Bilder auf den Aussenseiten des zweiten Flügelpaares, Scenen aus dem Leben des heiligen Wolfgang: 1) Er lässt als Bischof Getreide, das eben in Säcke geschüttet wird, zu Gunsten der Armen verkaufen. 2) Er predigt in der Kirche. 3) Ein besessenes Weib wird vor ihn geführt, zwei Lahme kommen herbei; im Hintergrunde der Bau der Kirche in St. Wolfgang (es ist die jetzige), in der Thüre der Bischof, wie er den Teufel aus dem Weibe treibt. — 4) Der Heilige baut die Kapelle am Falkenstein, sein Diener schüttet Mörtel in den Trog. Die Berge am Ufer sind ganz charakteristisch und getreu. Es sind diess handwerksmässige Arbeiten von harter Zeichnung und blasser Farbe, aber entschieden der schwäbischen Schule entstammend, wie die Gesichtsbildung und manche andere Merkmale bezeugen.

Besser und von tieferer Empfindung sind die Malereien auf der Rückseite des Schreines. In der Mitte ist der ganzen Höhe nach der heilige Christoph gemalt, der Patron der Schiffer, sehr sinnig und offenbar mit Bezug auf die Lage der Kirche am See, — zu beiden Seiten einzelne Heilige: Othmar, lesend, Erasmus, Franciscus, das Cruzifix betrachtend, Ulrich, Hubertus, Clara, Aegydius, und Elisabeth, bei letzterer die Jahreszahl 18Λ9 (1479), welche beweist, dass schon in diesem Jahre am Altare gearbeitet wurde, also im Ganzen wohl vier Jahre. Diese schönen Figuren voll frommer Innigkeit, grossartig in Haltung und Gewandung verrathen die Hand eines tüchtigen Künstlers der oberdeutschen Schule, der sich durch einen sinnigen, in sich gekehrten Ausdruck, eine besondere süsse Zartheit der Empfindung und bei strenger Zeichnung durch ein mehr grauliches Colorit von den Künstlern, welche die Flügel malten, unterscheidet. Das Predell ist ebenfalls mit trefflichem Bildschmuck, des Altares würdig, versehen. In einer wie eine gothische Kirche gebildeten Vertiefung ist die Anbetung der heiligen drei Könige in Schnitzwerk dargestellt, die Figuren ganz rund. Maria, ein weisses Tuch über dem Kopfe, ist sehr lieblich, die in stiller Frömmigkeit anbetenden Könige von tief empfundenem Ausdruck. In der aus Blattwerk und Trauben gebildeten Umrahmung sind Jünglinge und Jungfrauen, welche dem im obern Theile liegenden Könige Gefässe darbringen.

Auf den innern Seiten der Flügel, mit denen die Nische des Predells zu verschliessen ist, sieht man die Heimsuchung und Flucht nach Egypten, auf den Aussenseiten die vier Kirchenlehrer Hieronymus, Ambrosius, neben ihm die Seele des Kaisers Theodosius in Flammen, Augustinus und Chrysostomus. Diese Bilder, im warmen Ton gehalten, sind vortrefflich, die Kirchenlehrer schöne Köpfe voll Würde und Ausdruck. Dieser Theil des Predells ist ohne Zweifel von dem Künstler des Schnitzwerkes im Schreine und der vier innern Flügelbilder, — Michael Pacher. Die Rückseite zeigt wieder in mehr schülerhafter Arbeit die vier Evangelisten in halben Figuren von ziemlich genremässiger Auffassung, wahrscheinlich von dem Maler der Scenen aus dem Leben des heiligen Wolfgang.

So wurde das herrliche Werk durch den Tyroler-Künstler M. Pacher mit Beihülfe wenigstens dreier Maler — der 8 innern Bilder, dem der Aussenbilder und dem der Rückseite des Schreines — gefertigt. Von den Lebensumständen dieses bedeutenden Meisters ist wenig bekannt. Seine Familie hatte in Brunecken das Bürgerrecht, starb aber schon im XVI. Jahrhundert aus. „Meister michel der maler, purger zu Brawnekh" kommt schon in einer Urkunde von 1467 vor. Im städtischen Archiv in Botzen ist ein Contract vom Jahre 1481 aufbewahrt, die Herstellung eines grossen, geschnitzten Flügelaltares für die Kirche in Gries bei

Botzen betreffend. [1] Der Schrein sollte die Krönung Mariä geschnitzt enthalten, zu beiden Seiten St. Michael und Erasmus, die Flügel inwendig Reliefs aus dem Leben Mariä, aussen Passionsbilder gemalt, an den Schmalseiten des Schreines Sebastian und Florian, im Aufsatze das Cruzifix, oben die Gottesmutter mit dem Kinde, alles rund geschnitzt, das Predell („Sarch"), die geschnitzten Brustbilder von vier Heiligen, die Flügel des Sarchs inwendig Reliefs, aussen Bilder. Für dieses Werk, das in vier Jahren vollendet sein soll, erhält „der erben vnd weis Maister Michel Pacher Maler von Brawnegk", dem die Leitung des Ganzen übergeben wird, 350 Mark perner guter Meraner Münz. Von diesem Altare ist der Schrein mit den Flügeln noch an Ort und Stelle zu sehen; er soll von vorzüglicher Schönheit sein. Als Maasse werden in dem Contrakte die des Altares in der Pfarrkirche zu Botzen angegeben.

Professor Ainmüller in München besitzt einen von daher gekommenen Altar, welcher genau die Dimensionen des Schreines in der Kirche zu Gries hat (6 Fuss Höhe, 5 Fuss Breite), es scheint daher, dass es der aus der Botzner Pfarrkirche ist, dessen Maasse dem Pacher'schen Werke in Gries zu Grunde gelegt wurden. Dieser Umstand und der Kunstcharakter des Ganzen lassen hier mit aller Wahrscheinlichkeit auch ein Werk Pachers erkennen. [2] Der geschnitzte Schrein enthält die Anbetung des neugebornen Jesukindes, im Hintergrunde naht der Zug der drei Könige, — etwas naturalistisch in der Behandlung aber mit edlem Schönheitssinn; auf den Flügeln inwendig in Relief, aussen gemalt einzelne Heilige, schöne, würdige Gestalten. Das 2 Fuss hohe Predell enthält eine Pietà geschnitzt, die Flügel Heilige in Halbfigur, innen Reliefs, aussen gemalt. Dieses Werk muss v o r 1481 gefertigt sein, da seine Dimensionen dem in Gries zum Muster gegeben wurden.

Sonst sind noch wahrscheinliche Werke Pachers: Die Fresken am sogenannten Stöckl zu Welsberg, eine Maria mit dem Kinde an dem ehemaligen „Widum für die Gsellpriester" in Brunecken, endlich zwei geschnitzte Tafeln (Kreutzabnahme und Vesperbild) und vier Bilder aus der Passion im Ursulinerkloster daselbst. Hoffentlich werden mit der Zeit noch mehrere Werke dieses ausgezeichneten Meisters, der eine wahre Zierde der österreichischen Kunst ist, bekannt werden.

Die Kirche in St. Wolfgang besitzt ausser dem Altare noch manches Kunstdenkmal. Die Sakristeithüre ist mit einem geschweiften Wimberge überdeckt, an dem auf Consolen rund geschnitzte und bemalte Heiligenfiguren — Lucia, Margaretha, Ursula, Katharina, Agnes, Johannes der Täufer und Christus, die Hand in die Seitenwunde legend, angebracht sind, — tüchtige Gesellenarbeiten aus dem Ende des XV. Jahrhunderts.

Etwas jünger sind zwei Tragleuchter: die mit Weinranken gezierten Stangen haben oben Capitäle von durchbrochenem Blattwerk, darauf ein knieender Engel, in der Rechten den Kerzenträger, in der Linken die Schelle.

In der Sakristei wird ein zinnerner Kelch sammt Patene bewahrt, welcher von dem heiligen Wolfgang während seines Einsiedlerlebens gebraucht worden sein soll. Die Form des Kelches, die niedrige, nicht geschweifte Cupa, der sehr breite Fuss, so wie die Gestalt des Kreutzes auf der Patene stimmen mit dieser Tradition überein. Ein Pastorale (Krummstab) mit hölzernem, elfenbein- und silberverziertem Schafte wird ebenfalls dem heiligen Bischofe zugeschrieben. Doch könnte diess höchstens vom Schafte gelten, der aber auch seinen Gliederungen nach aus späterer Zeit zu sein scheint, denn der Obertheil aus emaillirter Bronce ist unzweifelhaft eine schöne Arbeit des XII. Jahrhunderts.

Die den Bischöfen und Aebten zukommenden Krummstäbe [3] hatten im Mittelalter verschiedene For-

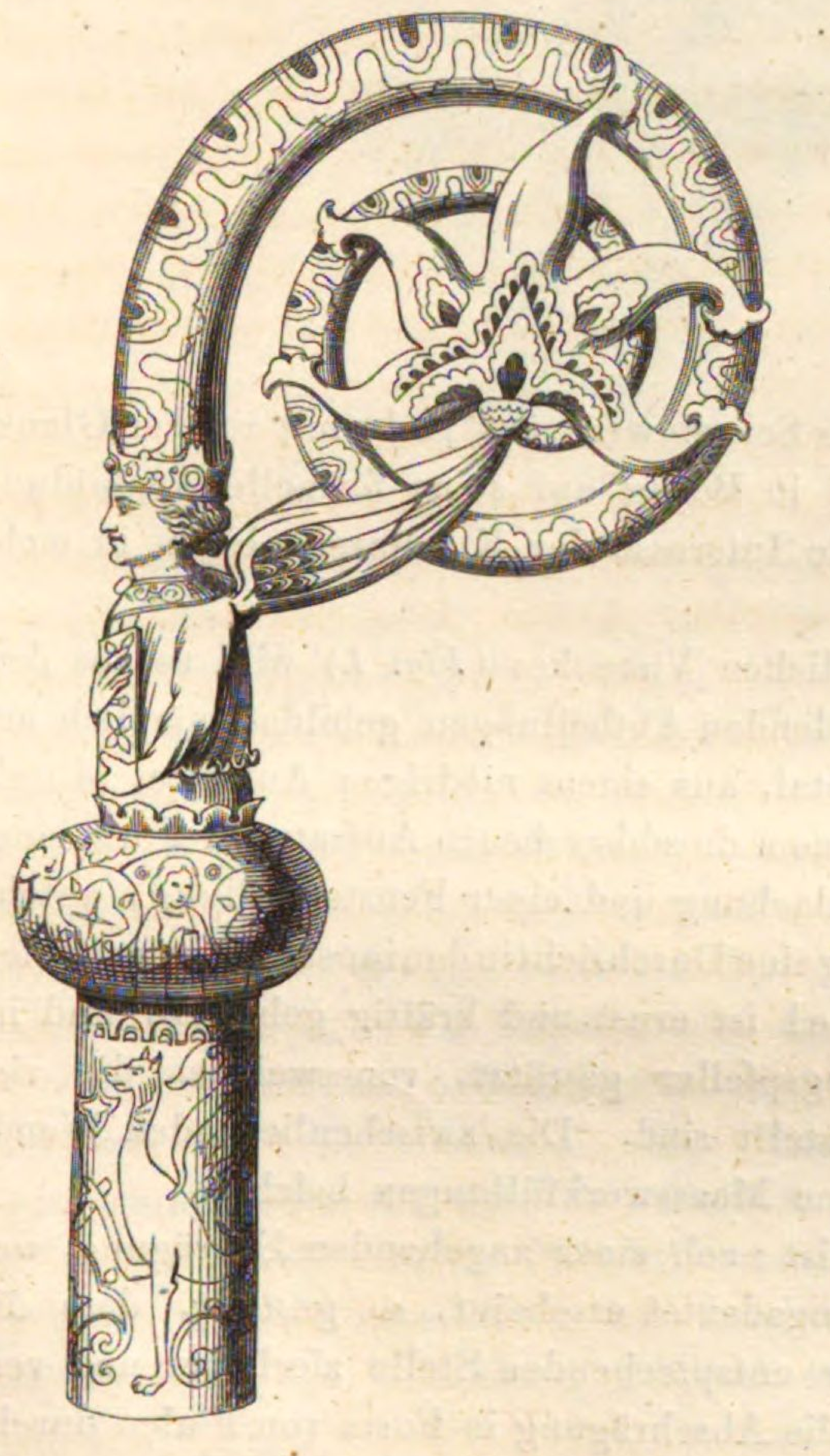
[1] Abgedruckt im deutschen Kunstblatt 1853, S. 131.

[2] Förster, Denkm. deutscher Baukunst, Bildnerei u. Malerei I., 2. Abth. S. 19.

[3] Der Papst hatte einen geraden Stab oder Scepter (ferula), da der heilige Petrus sich bei Erweckung des Bischofs Maternus von Trier eines solchen bediente. — Der Krummstab der Aebte hat in der Regel als Unterscheidungsmerkmal vom bischöflichen unter der Krümmung ein Schweisstuch.

men. [1] Im X. und XI. Jahrhundert war es die eines einfachen, oben hakenförmigen Stabes, unten mit einer Spitze und mit einem Knopfe unter der Krümmung. Die Symbolik, welche dieser Form zu Grunde liegt, ist, die Gläubigen mit dem Obertheil sanft an sich zu ziehen, die Widersacher mit der Spitze zurückzustossen; der Knopf ist das Symbol der Gottheit des Erlösers. [2] Als Nebenform kommt statt des Hakens das Krückenkreuz (T) vor mit bedeutungsvollen Verzierungen. Von der Mitte des XII. Jahrhunderts an wird die aus Elfenbein oder Bronce mit Email gefertigte Krümmung ein oder mehrere Male schneckenförmig umgebogen, welche Form von nun an fast die ausschliessliche blieb. Bei den elfenbeinernen bildet gewöhnlich ein Drache die Krümmung, der böse Dämon, der das Kreutz oder das Lamm mit der Fahne zu verschlingen trachtet, oder er hält den Apfel der Verführung im Rachen. Die Krümmungen aus Bronce, welche Gelegenheit zur Anwendung des reichsten Farbenschmuckes im Email darboten, endigen in eine Blume mit mehr oder weniger mandelförmigen Blättern, in Bezug auf den blühenden Priesterstab Aarons (Numeri XVII. v. 8); an den Verzierungen entfaltet sich eine tief bedeutsame Symbolik. Diese Art war im XII. Jahrhundert vorzüglich beliebt. Von der Mitte des XIII. Jahrhunderts an werden gerne bildliche Darstellungen angebracht: die Verkündigung, Maria mit dem Kinde, das Cruzifix, der Erzengel Michael, heilige Bischöfe u. s. w. und mit der Ausbildung der gothischen Architektur kommen statt der symbolischen Ornamente architektonische Verzierungen und Blattwerk zur Anwendung.

Fig. 1.



Am Schafte unseres Pastorales (*Fig. 1.*) sind in farbiger Email Greifen mit erhobenen Flügeln und verschlungenen Schwänzen, die bösen Dämonen symbolisirend, die dem Abgrunde entstiegen und miteinander im Bunde der Kirche feindlich sind. Darüber ist der Knopf, — das Symbol der Gottheit des Erlösers, mit den Halbfiguren der vier Evangelisten (eingravirt und mit Schmelz ausgelegt), Sternen und Blumen auf dem blauen Grunde des Himmels, oben mit einer Blätterkrone, welche die königliche Würde und den Sieg des Heilands über die bösen Mächte andeutet. Dieser entsteigt ein gekrönter Engel, in den Händen ein geschlossenes Buch, an die Engel (Bischöfe) der Apokalypse, denen die tiefsten Mysterien anvertraut wurden, erinnernd: was die getreuen Engel gegenüber den finstern Dämonen sind, das sollte der gute Seelenhirt gegenüber dem Bösen und den Lastern der Welt sein. Diese Halbfigur ist aus Bronce vortrefflich gearbeitet, Krone und Gewandsaum sind mit Edelsteinen besetzt, die Flügel prangen in schönster Farbenpracht, die Augen bilden schwarze Perlen. Der Engel trägt den gekrümmten Obertheil, der mit farbigen, dreitheiligen Wolken — vielleicht mit Beziehung auf die Trinität — verziert ist, die Vollendung im Himmel bezeichnend, und in eine schöne, fünfblätterige Blume endigt, so dass der bischöfliche Stab gleich dem Priesterstabe Aarons zu blühen scheint.

[1] S. darüber die umfassenden Aufsätze von Abbé Barraud und Arth. Martin in den Mélanges d'archéologie v. Cahier und Martin, T. IV. p. 145 u. 161—256 mit zahlreichen Abbildungen.

[2] Honorius v. Autun, Gemma animae und Durandus, Rat. div. offic. L. III. p. 35 drücken diese Symbolik durch den Vers aus: „Attrahe per primum, media rege, punge per imum" welchen auch der Stab des Bischofs Otto v. Hildesheim († 1279) als Inschrift hat.

Reliquien-Schrein zu Salzburg

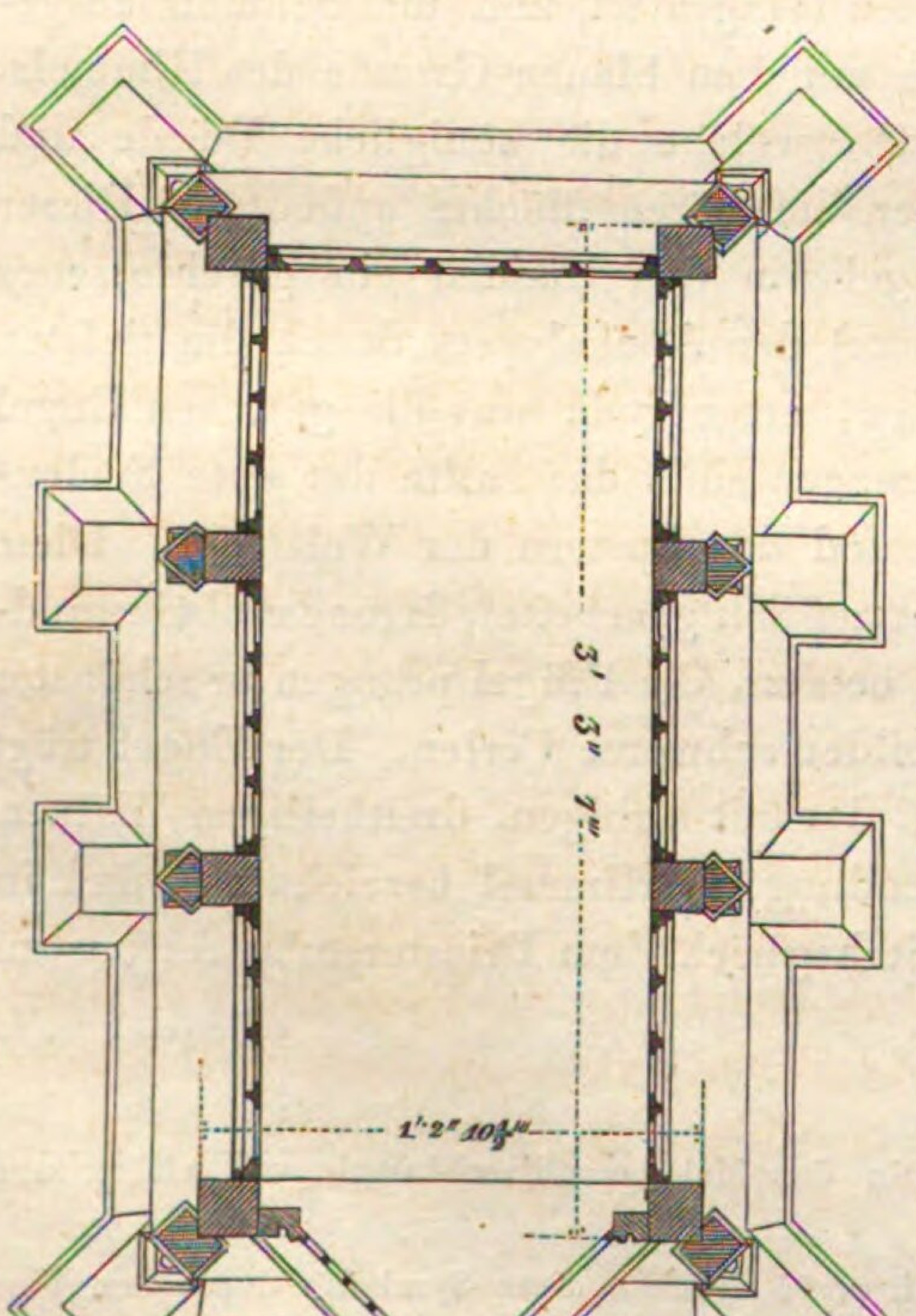
von

Fr. Bock.

Taf. XX.

Die Spitalkirche zu Salzburg bewahrt ein höchst merkwürdiges Schreinwerk aus Holz mit reicher Glanzvergoldung und entsprechendem Farbenschmucke, welches sowohl in Bezug auf seine formelle Ausbildung als auch in Hinsicht seines liturgischen Gebrauches das ungetheilte Interesse der Kunstarchäologen in mehr als einer Beziehung in Anspruch nimmt.

Fig. 1.



In Form eines länglichen Viereckes (*Fig. 1.*) wird es aus drei wesentlich zu unterscheidenden Abtheilungen gebildet, nämlich aus einem Untersatze, Piedestal, aus einem niedrigen Aufsatze, Mittelstücke und endlich aus einem durchbrochenen Aufsatze in Form einer Kapelle mit schräger Bedachung und einer Fensterstellung, welche durch ihre Durchbrechung eine Durchsicht in den innern Raum gestattet.

Der untere Sockel ist ernst und kräftig gehalten, und im Aufbaue durch Widerlagspfeiler gestützt, von welchen die vier äussersten über Eck gestellt sind. Die zwischenliegenden Wandfelder sind durch einzelne Maasswerkfüllungen belebt.

Das Mittelstück ist nach einer angehenden Schrägung, wodurch sein Basament angedeutet erscheint, so gestellt, dass die Widerlagspfeiler an der entsprechenden Stelle zierlicher und verjüngt heransteigen und die Abschrägung in Form von Fialen durchbrechen (*Fig. 2*). Durch diese Widerlagspfeiler werden an den Langseiten drei Panelen gebildet, deren mittlere architektonische Vierpassfüllungen zeigt, während die beiden anderen mit den Basreliefs der weinenden heiligen Frauen Jacobe und Salome geschmückt sind. Die diesem Mittelstücke entsprechenden beiden Panelen der Stirnseiten enthalten zierliche Durchbrechungen von Maasswerk, welches unter einem geschweiften Spitzbogen seinen Abschluss findet.

Der am reichsten ausgestattete Theil des Reliquienschreines ist offenbar der obere Aufsatz, welcher, wie diess später ausführlicher angedeutet werden soll, die Bestimmung hatte, Reliquien und Reliquiengefässe aufzunehmen, und mittelst seiner Durchbrechung der Ansicht der Gläubigen zugänglich zu machen. Die Langseiten dieses Aufsatzes enthalten drei Fensterstellungen in überhöhten Spitzbogen mit kunstreich kombinirten Füllungen. Die Widerlagspfeiler zwischen denselben erhalten, in Form leichter

Fialen doppelt über einander gestellt, ihre letzte Verjüngung und Ausmündung, und durch diese, wie auch durch die kunstreich gearbeiteten Kreuzblumen als Bekrönung der überhöhten Fenstereinfassung wird die horizontale Linie des Dachgesimses wohlthuend unterbrochen.

Fig. 2.

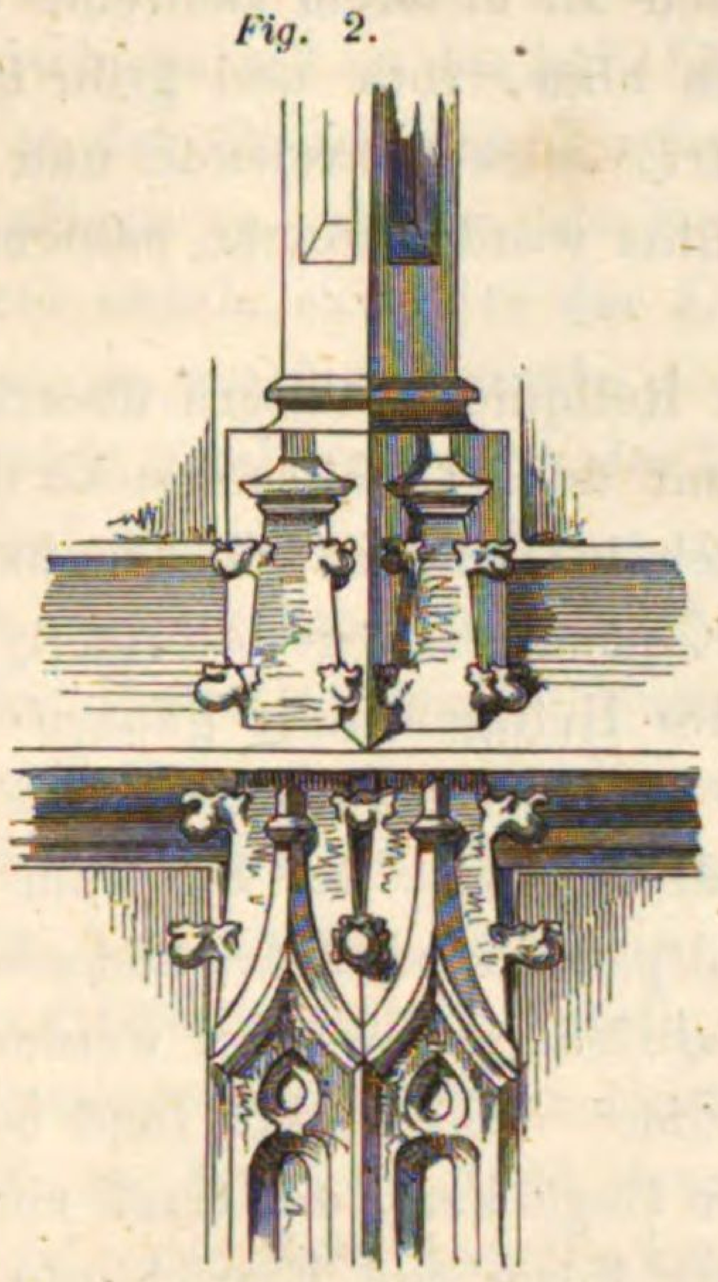


Fig. 3.

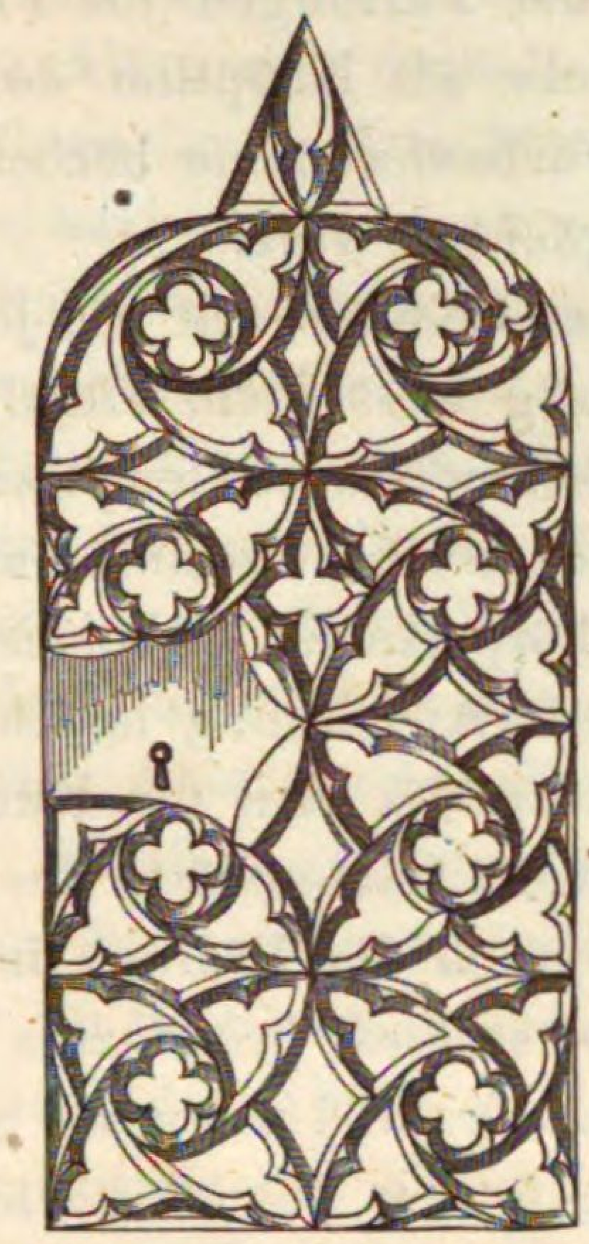


Fig. 4.



Das Dach selbst hat bei dem Bestreben des Meisters, seinem Kunstwerke nach Oben zu den reichsten Detailschmuck zu geben und zugleich die Massen der Bedachungsflächen zu beleben, zierliche Durchbrechungen in Weise von Ziegeln, welche sich schuppenartig aneinanderreihen. Auf der Bedachungslinie erblickt man eine gefällige Kammbekrönung (Crenon) in architektonischer Weise geformt, und dem ganzen Aufbaue zum stylgemässen Abschlusse dienend.

An der einen Stirnseite dieses oberen Aufsatzes, welche in der vorliegenden Aufrisszeichnung sich verschoben darstellt, bildet sich in Form eines Dreiecks und von einer reich gezierten Console getragen ein baldachinartiger Vorsprung, welcher durch den Abschluss mittelst eines zierlichen und schmuckvollen Gitterwerkes (*Fig. 3 u. 4*) ein Expositorium darstellt, welches offenbar den Zweck hatte, entweder die Pixidis mit den heiligen Oehlen aufzunehmen oder ein besonders werthvoll ausgestattetes Reliquiengefäss einzuschliessen. Es lässt sich nicht annehmen, dass dieses ornamentreich ausgestattete Expositorium als Sakramentshäuschen (sacrarium) gleichsam wie ein Tabernakel zur Aufbewahrung des Sanctissimum jemals hätte dienen können, indem mit Recht eine im Mittelalter wohl beachtete liturgische Vorschrift feststellte, dass mit dem „receptaculum", wo die Eucharistie throne, kein anderes Objekt, selbst nicht Reliquien oder geweihte Substanzen „reverentiae causa" in Verbindung gebracht werden dürfen.

Fig. 5.



Ausser den künstlich gearbeiteten Detailformen, wodurch sich dieser Theil des Schreines besonders auszeichnet, verdient auch der Abschlussgiebel desselben mit seiner kräftig und schwungvoll garbeiteten Kreuzblume und dem technisch höchst meisterhaft ausgeführten Blätterwerk, welches in der Form einzelner Grabben (*Fig. 5*) die ansteigenden Giebellinien reich belebt, die volle Aufmerksamkeit des Beschauers. Die entgegengesetzte Stirnseite des Schrankes zeigt mit Ausnahme des Vorsprunges, an dessen Stelle hier ein von einem Spitzbogen umrahmtes Maasswerk tritt, einen gleichen Abschluss.

Bevor wir diese Beschreibung zu Ende führen, sei es gegönnt darauf hinzuweisen, dass das vorliegende Schreinwerk nicht bloss hinsichtlich seiner gelungenen Anlage und Conception, sondern auch in Betracht seiner höchst schwungvollen und stilistisch rein durchgeführten Detailformen, und nicht weniger durch seine sorgfältige Bemalung und Vergoldung als Muster für ähnliche Compositionen aufgestellt zu werden verdiene und einen höchst wichtigen Beitrag zur Beantwortung der in jüngster Zeit häufig auftauchenden Frage gebe,

in welcher Weise das Mittelalter seine architektonischen Holzsculpturen stylgemäss ausgeschmückt habe? Die Antwort lautet dahin, dass das Mittelalter die unmalerische Oberfläche des Holzes immer zu idealisiren gesucht habe, indem das Materielle durch Farbenbemalung und Vergoldung seinem rohen Zustande enthoben und analog mit den edelsten, kostbarsten Materialien vergeistiget wurde. Auch an unserem Schreine wechseln auf sehr harmonische Weise in den Tiefgründen der Füllungen die Farben blau, roth und grün in einer Weise ab, dass durch Zutritt der Vergoldung, welche als Hauptton dominirt, alles Schreiende und Grelle vermieden und eine wohlthuende, kirchlich ernste Farbenharmonie herbeigeführt wurde, welche namentlich unseren modernen Polychromisten dringend anzuempfehlen wäre.

In seiner äusseren Form stimmt unser Schreinwerk mit jenen Reliquienbehältern überein, welche sich in grossem Formenreichthume und sehr häufig aus edlem Metalle mit dem Detailschmucke der Goldschmiedekunst gearbeitet, namentlich am Niederrheine und stellenweise auch in Belgien erhalten haben.[1]

Die meisten dieser grösseren Reliquienschreine (scrinia, arcae, phaeretra, gestatoria, lypsotheca genannt) haben eine solche Einrichtung, dass die körperlichen Ueberreste des Heiligen ihrer ganzen Ausdehnung nach darin ruhen können. Ihre grösste formelle Ausbildung haben sie in der romanischen Kunstperiode erfahren. Da dieser Styl breitere Flächen bot, so wandte man die Kunst des Emails, des Filigrans und den Schmuk edler Steine in kunstreicher Weise an, um die Grabesstätte des Stadtpatrons oder des Diöcesanheiligen in einer Weise auszuzeichnen, dass auf ihn der Spruch des Psalmes in Wahrheit angewendet werden konnte: „Nimis honorati sunt amici tui Deus, nimis confortatus est principatus eorum.“ Die Gothik fand bei ihrem Aufkommen eine Menge solcher Reliquienschreine vor, und wenn sie in die Lage kam, das Grab eines Kirchenpatrons künstlerisch herzustellen, so entlehnte sie in der Regel die äussere Form und Einrichtung der vorhergegangenen Kunstepoche, ohne jedoch hinsichtlich der Belebung grösserer Flächen durch figurative Darstellungen, theilweise getrieben, theilweise emaillirt, mit ihr gleichen Schritt einhalten zu können.

Auch auf die Anlage und formelle Einrichtung des vorliegenden Reliquariums sind die Vorbilder der früheren unzweifelhaft maassgebend gewesen. Aehnliche Scrinien im gothischen Style, entweder in Stein oder durch die Goldschmiedekunst ausgeführt, finden sich verhältnissmässig nur wenige vor. In ersterer Beziehung weisen wir auf jenen zu Souvigny in Frankreich,[2] in letzterer auf den Makkabäer-Schrein in der Andreaskirche zu Köln, und auf jene drei Reliquienschreine in der Form sehr reich konstruirter gothischer Capellen, welche im reinsten gothischen Style aus Silber gearbeitet, noch heute im Kirchenschatze zu Aachen sich erhalten haben.

Wir glauben schliesslich die Behauptung aufstellen zu dürfen, dass unser Schrein nicht so sehr eine strenge Nachbildung architektonischer Steinbildung, als vielmehr die gelungene Imitation jener reichen aus edlen Metallen gearbeiteten Scrinien sei, welche aus den Meisterwerkstätten der Goldschmiedekunst zu Nürnberg und Augsburg hervorgegangen sind. Dieser Behauptung spricht auch der Umstand das Wort, dass abgesehen von den äusserst fein gebildeten Formen, wie sie vorzugsweise den Arbeiten der Goldschmiedekunst eigenthümlich sind, auch der ganze obere Theil unseres Schreinwerkes in reicher Glanzvergoldung prangt, so dass auch in dieser Beziehung ein goldenes Schreinwerk dargestellt werden soll.

Nach dem Vorausgeschickten erübrigt uns noch, die Bestimmung und den Zweck unseres Kunstdenkmales festzustellen, wobei wir über das Gebiet blosser Hypothesen nur schwer hinausgeführt werden dürften. Eines jedoch scheint festzustehen, dass unser, der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehöriger Schrein ursprünglich weder für die spätgothische Kirche, in deren Sakristeiraume er gegenwärtig ohne besondere Sorgfalt aufbewahrt wird, noch auch für jenen Zweck bestimmt gewesen sei, für welchen er gegenwärtig in Verwendung steht, indem er nämlich alljährlich während der Charwoche als Grab Christi mit an

[1] Solche prachtvolle Scrinia haben sich am zahlreichsten in der Erzdiözese Köln erhalten. Unter denselben nehmen die von Siegburg (Organ f. christl. Kunst. 1853, S. 149) Kaiserswerth, der Patroclusschrein aus Soest (gegenwärtig im königl. Museum zu Berlin), ferner jene in den Domschätzen von Aachen und Köln die erste Stelle ein. In Belgien finden sich zu Tournay, Courtray, Brügge und Huy bei Namur ähnliche Schreine, die bestimmt sind, den Körper des Heiligen in seiner ganzen Ausdehnung aufzunehmen.

[2] Lenoir: Architecture monastique. Paris 1857. II. Band. S. 263. — Violet-le-duc.: Dictionaire de l'Architecture. Paris 1854. I. S. 469.

dem untersten Absatze angebrachten vier Gestalten der Grabeswächter, welche späteren Ursprunges sind, in die Kirche übersetzt wird.

Wahrscheinlicher ist es, dass unser Reliquienschrein früher als Retabel und Aufsatz über einer Altar-Predella gestanden habe. Obgleich die Altarmensa selbst als Opferstätte die Gebeine eines Heiligen seit frühester Zeit umschloss und so das heil. Opfer unmittelbar über dem Grabe desselben gefeiert wurde, so entstand doch später, als in der christlichen Kirche der Altar sich formell zu entwickeln begann, der Gebrauch, die Reliquien der Heiligen zu erheben, sie in kostbare, aus edlem Metalle angefertigte Reliquienschreine niederzulegen, und diese scrinia entweder der Länge nach, oder wenn mehrere Reliquienschreine den Altaraufsatz schmücken sollten, so auf die Predella des Altares zu stellen, dass die Stirnseite allein sichtbar wurde. Im letzteren Falle ruhte die Fortsetzung der Langseiten des Schreines, in besondern Kisten von skulptirtem Holz eingeschlossen, auf schlanken Säulchen von Stein hinter dem Altare in der Weise, dass zwischen der Abschlussmauer der Chorrundung und der Altarmensa nach innen ein Umgangsraum offen blieb. Ein solcher Altar, wo auf der Predella drei Reliquienschreine mit ihren Stirnseiten zum Vorschein traten, hat sich, aus der Frühzeit der Gothik stammend, heute jedoch leider von einem höchst unschönen Zopfaltar verdeckt, in der Kirche der heiligen Ursula zu Köln erhalten. Fast aus derselben Zeit dürfte der in reicher Fialen-Architektur konstruirte Aufsatz des Altars in der Elisabeth-Kirche zu Marburg herrühren. [1] Offenbar vertrat dieses Retabel in früherer Zeit die Stelle eines Reliquariums, indem die vielen in diesem Altarschreine befindlichen laubenartigen Vertiefungen (locelli) die Bestimmung hatten, Reliquien und Reliquiengefässe in sich aufzunehmen und zu bergen. Auch der Aufsatz des Altars in der Domkirche zu Paderborn, welcher gegenwärtig leider in einer Nebenkapelle keinem liturgischen Zwecke dient, deutet durch seine vielen nischenartigen Vertiefungen auf eine gleiche Bestimmung, und ersetzt die in der romanischen Kunstperiode getrennt auf den Altar gestellten grösseren Reliquarien. Es dürfte sonach die Vermuthung nicht unbegründet sein, dass auch unser Schrein ursprünglich als Aufsatz und Bekrönung eines Altars gedient habe, und zwar kann derselbe, nachdem sowohl die Langseiten, wie auch die Kopftheile gleich kunstreich ausgestattet sind, entweder seiner Länge nach oder in der Weise aufgestellt gewesen sein, dass die mit dem vorspringenden zierlichen Baldachine geschmückte Stirnseite den Gläubigen zugewendet war.

Aber auch die Ansicht lässt sich aufstellen und begründen, dass unser Reliquienschrein als Receptaculum für verschiedene Ueberreste von Heiligen entweder in der Kapelle einer grösseren Kirche auf einem entsprechenden Untersatze, oder auch an einer würdigen Stelle in dem Sakristeiraume (Armarium) unter passendem Verschlusse seine Aufbewahrung gefunden und als tragbarer Reliquienschrein gedient habe, welcher in den Patrocinien der Heiligen, deren Ueberreste er umschloss, öffentlich in der Kirche exponirt, oder auch bei feierlichen Veranlassungen in Prozession auf einer Tragbahre, wie diess heute noch in vielen Diöcesen im Gebrauche ist, umhergetragen werden konnte. Für diese Ansicht spricht nicht nur die zierliche reiche Form, sondern auch das leichte, zum Tragen ganz wohl geeignete Material, woraus derselbe angefertigt ist. Auch haben sich derlei tragbare Reliquienschreine aus skulptirtem Holz und mit Malereien auf Goldgrund reich geschmückt, in vielen Kirchen insbesonders des westlichen Deutschlands erhalten. Als die vorzüglichsten Schreinwerke dieser Art, meistens Nachbildungen analoger Vorbilder der Goldschmiedekunst (architectura palatesca), führen wir nur die berühmte Chasse de St. Ursule zu Brugge an, deren Füllungen mit vortrefflichen Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte der heiligen Ursula von der Meisterhand Memlings geschmückt sind; ferner ein ähnliches Scrinium mit kostbaren Miniatur-Malereien aus dem Leben des Heilandes an den vier Flachseiten und mit zierlichen reichvergoldeten architektonischen Füllungen an der Bedachung und dem Giebel in der Pfarrkirche zu Strälen (im Cleve'schen am Niederrheine); ferner den nicht weniger interessanten Reliquienschrein der Kirche St. Jakob in Köln. [2] Letzterer ist gleich dem Salzburger ganz in Holz

[1] Vergl. die Abbildung desselben in dem „Fingerzeiger auf dem Gebiete der kirchl. Kunst" von A. Reichensperger. Kirche und Altar der h. Elisabeth zu Marburg erfahren jetzt eben unter der geschickten und sorgfältigen Leitung des Hrn. Prof. Langer eine stylgetreue Wiederherstellung.

[2] Es steht in nächster Zeit zu erwarten, dass dieser sehr interessante Schrein, welcher als Meisterwerk der Skulptur in Köln keine Analogieen besitzt, von Künstlerhand restaurirt und einem kirchlichen Zwecke wieder zurückgegeben wird.

konstruirt mit vielem architektonischen Beiwerke aus dem Schlusse des 14. oder dem Beginne des 15. Jahrhunderts, und an seinen Flachseiten mit einer grossen Anzahl von kleinen Heiligengestalten, unter gothischen Baldachinen stehend, geschmückt. Endlich erwähnen wir als analoge Beispiele schliesslich noch den im Besitze des Stadtbaumeisters in Köln, Herr Weyer, befindlichen Reliquienschrein, einen kleineren, welcher ein Eigenthum der Pfarrkirche zu Brühl, bei Bonn ist, und jene drei aus Holz in der Form gothischer Kapellen konstruirten und an den Wänden mit den Reliefsgestalten verschiedener Heiligen geschmückten Reliquienkasten, welche einen werthvollen Bestandtheil des Domschatzes zu Quedlinburg bilden.[1]

Bleiben wir bei der früher ausgesprochenen Ansicht stehen, dass der Salzburger Reliquienschrein als Behälter für mehrere Reliquien in einem hervorragenden Theile der Kirche seine Aufstellung gefunden habe, so diente zweifelsohne der obere Theil dazu, diese Reliquien aufzunehmen, welche entweder in diesem der Durchsicht offenen Raume in besonderen aus edlem Metalle geformten Behältern zur Verehrung aufgestellt, oder auf einer mit Sammt bekleideten und mit Perlschnüren reich geschmückten Hinterlage in der Weise angeheftet waren, dass sie hinter Glasscheiben deutlich gesehen werden konnten. Der an der Stirnseite angebrachte baldachinartige Vorsprung mochte sonach die Bestimmung gehabt haben, einige kostbar gefasste Reliquienbehälter unter Verschluss aufzubewahren und dieselben von hieraus bei besonderen Veranlassungen den Blicken der Gläubigen zu exponiren.

Eine andere Frage entsteht hinsichtlich des unteren hohlen Theiles des Reliquienschreines. Die Darstellung der heiligen Frauen mit ihren Salbbüchsen auf den Panelen dieses Mittelstückes scheint darauf hinzudeuten, dass dasselbe eine Reminiscenz an das heilige Grab enthalten habe. Wenn wir nicht annehmen wollen, dass diese Darstellungen den Reliquienschrein überhaupt als ein heiliges Grab kennzeichnen wollen, so dürften in dem Mitteltheile Reliquien aufbewahrt gewesen sein, die eine besondere Beziehung zum heiligen Grabe haben, — Reliquien, wie wir sie unter den Bezeichnungen: de sepulchro Christi, de lapide Christi, de sindone Christi u. s. f. in alten Thesaurar-Verzeichnissen häufig aufgeführt finden.

Ohne Zweifel haben die erwähnten Darstellungen der heiligen Frauen sowohl für die gegenwärtige Bezeichnung unseres Schreines als heiliges Grab, wie auch für die Verwendung desselben als solches Veranlassung gegeben.

Im Interesse der mittelalterlichen Kunst wäre es sehr zu wünschen, dass dieser Schrein von erprobter Künstlerhand eine kunst- und stylgerechte Wiederherstellung erführe, und sonach einem höheren liturgischen Zwecke wieder gegeben werde.

[1] Kugler: Kleine Schriften I. 638.

Die gothische Thüre zu Bruck an der Murr

mit Andeutungen über die Entwicklung der Thürverschlüsse im Mittelalter

von

Fr. Bock.

Taf. XXI. und XXII.

Für die Archäologie dürfte es von grossem Interesse sein, wenn das Augenmerk auf hervorragende Utensilien und wesentliche Bestandtheile der Kirche gerichtet und die formelle und materielle Entwicklung derselben im Laufe der Jahrhunderte durch die drei bekannten Stylepochen dargelegt würde.

Anknüpfend an die interessante Thüre zu Bruck a/M. wollen wir es versuchen, die geschichtliche Entwicklung der Kirchthüre hinsichtlich der Form und des Stoffes, woraus sie in den verschiedenen Stylepochen des Mittelalters angefertigt wurde, in Kürze zu beleuchten. Man erwarte jedoch nicht eine erschöpfende Abhandlung über diesen bis jetzt in seinen Details noch nicht durchforschten Gegenstand, wozu jedenfalls eine grössere Menge von Abbildungen und ein breiterer Raum erfordert würde, als es diese Blätter bieten können.

A. Eine interessante Frage für eine Detailbearbeitung bietet die Frage, wie war in der älteren Basilika die Thüre formell beschaffen?

Ein reiches Materiale hierüber, wie auch überhaupt über die ältere innere und äussere Einrichtung der Basiliken, und die Form und den Stoff aller kirchlichen Geräthschaften findet der Forscher in den Schriften des Anasthasius Bibliothecarius, des berühmten Biographen der Päbste. Dieser Geschichtsschreiber nennt die Ausstattungen für Thürbekleidungen, wie sie vom V—VIII. Jahrhundert angewendet wurden, zuweilen vela ad ostium, cortinae ostii, vestes portae majoris u. s. w. Seinen Andeutungen zufolge, welche auch von gleichzeitigen Schriftstellern bestätigt werden, waren die Thüren selbst bloss in einfacher Weise aus schweren Holzfügungen gebildet, die dem Bedürfnisse, während der Nacht die Kirche mit ihren Schätzen zu verschliessen, vollkommen Genüge leisteten, da während des Tages und namentlich bei dem feierlichen Gottesdienste die Thürhüter, ostiarii, ein besonderer niederer ordo in der alten Kirche, das Amt von Wächtern versahen und den Ein- und Austritt der Gläubigen regelten. So hatte die Thüre als Verschluss bei gottesdienstlichen Funktionen nicht jenen Zweck, dem sie heute dient. Rechnet man noch hiezu das gelinde Klima Italiens, welches den Verschluss eines Gebäudes mittelst einer eigenen Thüre nicht nothwendig bedingt, so leuchtet es ein, wie an den älteren italienischen Basiliken die Stelle der Thüre mehr oder minder reiche Stoffe und Behänge von Seide, Leinen oder auch Leder einnehmen konnten. Die Kirche hatte es auf diese Weise in ihrer Macht, die Kirchthüren je nach der Bedeutung der Feste auszustatten und wir finden in Uebereinstimmung hiemit in älteren Autoren die Angabe, welche kostbaren Purpur- und Seidenstoffe zu solchen Thürbehängen gebraucht wurden. Auch waren sie zuweilen mit kunstreichen figurativen Stickereien verziert, wie es auch nicht an Andeutungen fehlt, dass sich in einzelnen Fällen zwei solcher Thürbehänge nach kurzen Zwischenräumen vorfanden, einer dem Inneren zugewendet, während der andere nach dem Vorhofe (Narthex, Paradisus) zu hing. Bis auf den heutigen Tag hat sich diese Einrichtung, Vela, Cortinae an den Thüröffnungen anstatt einer verschliessbaren Thüre anzubringen, in Italien allgemein erhalten, und zwar werden durch

Aufhängen solcher schwerer Seidenstoffe in Sammt und Damast die höheren Kirchen- und Patronsfeste dem Vorübergehenden angedeutet.

Aber nicht allein in Italien, auch im südlichen Frankreich scheinen älteren Autoren zufolge diese eben angegebenen Thürbekleidungen im Gebrauche gewesen zu sein. Wir lesen nämlich in dem Testamente des heiligen Aredius (St. Yrieix), geboren zu Limoges um 510, dass er sein grosses Vermögen als Patrocinium vorzüglich der Ausstattung der Kirche zuwendete, und es kommen in diesem Testamente ausser anderen kostbaren Geräthen auch reich verzierte Vorhänge zu Thürbekleidungen vor.[1] (Vela ornata de ostio majore, valentia solidos tres. Alia velia de ipso ostio valentia solidos tres. Item velum ad ostium minus valens solidos duo. Item velum pictum valens solidos quinque.) Auch mögen in Deutschland und in dem nördlichen Frankreich bei dem Bestreben, die Basilika nach Innen hin mit reichen Seidenbehängen an den Täfelungen, den Kanzeln, unter den Brüstungsmauern der Apsis, ja sogar an den Flachwänden des Langhauses auszustatten, auch noch im VII. und VIII. Jahrhunderte vielfach Thürbekleidungen in Seiden- und Linnengeweben (Pallia holoserica und subserica) besonders bei reichen Kirchen in Anwendung gebracht worden sein.

B. Es kommen jedoch bereits gegen den Schluss des VIII. Jahrhunderts und mehr noch in der Karolingischen Zeit viele Beispiele vor, dass man sich, namentlich in Deutschland, wo die Architektur einfacher und ernster auftrat, und auch die Utensilien und Geräthe sich nicht so formenreich entfalteten, wie in Mittel- und Süditalien, als Thürverschliessungen gegossener Flächen in Erz bediente. Diese Thürflügel in Erz (opus aereum, valvae) kommen in grösserem Maasstabe zuerst bei dem Baue des Liebfrauenmünsters zu Aachen vor, der von Eginhard geleitet und von italienischen und griechischen Künstlern ornamental eingerichtet wurde. Diese heute noch erhaltenen Thüren sind höchst einfach und bestehen auf jeder Seite aus Quadraturen als Füllungen, welche von einfach profilirten Einrahmungen mit Eierstabverzierungen und anderen einfachen Ornamenten, die noch den Einfluss der Antike beurkunden, eingefasst sind. Als aufliegendes Ornament fehlen auf diesen, wie überhaupt den älteren gegossenen Thürflügeln, niemals kräftig stylisirte Löwenköpfe, welche den Zweck hatten, durch den beweglichen Ring, der sich in der Mundöffnung befindet, die Schliessung der schweren Thürflügel zu bewerkstelligen. Dass diese Löwenköpfe auch eine symbolische Bedeutung haben, lässt sich nicht nur aus den Angaben gleichzeitiger Schriftsteller nachweisen, die den Löwen, abgesehen von seinen vielen anderen Nebenbedeutungen, vorzüglich als Wächter des Heiligthums bezeichnen,[2] sondern auch durch das Vorkommen eines meisterhaft gearbeiteten Löwenkopfes, einem Gusswerke des XI. Jahrhunderts an der Thüre einer alten Basilika in der Nähe von Limburg an der Lahn. Hier stellt der Löwenkopf als Thürornament offenbar den Heiland selbst dar, nach dem Spruche: „Vicit leo de tribu Juda,“ indem rings an den Seiten die symbolischen Thiere der Evangelisten in Halbfiguren angebracht sind.

Dass in Deutschland schon im IX. Jahrhunderte bei den unmittelbaren Nachfolgern Karls des Grossen und weiter auch im X. Jahrhundert der Erzguss im grösseren Umfange, namentlich zu Thürflügeln, Taufbecken, Standsäulen u. s. w. zur weiteren Entwicklung gelangte, lässt sich schon daraus folgern, dass die deutschen Gusswerke dieser Art von gleichzeitigen Schriftstellern Italiens mehrmals gerühmt werden. Gegen den Schluss des X. Jahrhunderts finden wir ebenfalls und zwar im Süden einen Bischof mit dem Baue seiner Kirche beschäftigt; es war diess Gebhard II., Bischof von Constanz, aus dem Hause der Grafen von Bregenz, der seine Stiftung, die Kirche des Klosters Petershausen mit einer kostbaren Thüre schmückte. Es heisst nämlich in der ausführlichen Beschreibung dieser Kirche:[3] „fecit valvas incomparabilis decoris.“ Die bekannten Thürflügel des Erzbischofes Willigis von Mainz († 1011) sind noch in einfacher Form gehalten, und zeigen nur grosse Füllungen, Panele mit einfach verzierten Einfassungen, die deutlich beweisen, dass die Kunst des Gusses damals noch eine schwierige war.[4]

[1] Texier: Dictionaire d'Orfevrerie. Paris 1857. S. 1454.

[2] Vergl. Heider: Ueber Thiersymbolik und das Symbol des Löwen in der christl. Kunst. Wien 1849, und desselben Verfassers Monographie über die romanische Kirche zu Schöngrabern. Wien 1855. S. 176.

[3] Fiorillo: Geschichte der zeichn. Künste in Deutschland. Hannover 1815. I. 295.

[4] Müller: Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde. S. 11.

Doch erscheint bereits im Verlaufe des XI. Jahrhunderts der Bronzeguss in Deutschland in seiner Anwendung auf Kirchthüren auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Im nördlichen Deutschland sind es die Thürflügel des grossen Bernward am Dome zu Hildesheim, welche den sprechenden Beweis dafür ablegen, welchen formellen und Ideen-Reichthum die Kunst in jener Zeit besass, wo sowohl die Conception, wie auch in vielen Fällen die technische Ausführung der Kunstwerke unmittelbar von der Geistlichkeit ausging. Ohne uns auf das nähere Detail dieses grossartigen Gusswerkes näher einzulassen,[1] fügen wir nur noch hinzu, dass zweifelsohne aus der Schule jener Metallkünstler, welche Bernward heranbildete, auch noch andere Thürflügel hervorgegangen sein mögen, wie auch die Hildesheimer Thüre mit jener zu Nowgorod[2] in einiger Beziehung stehen mag, zumal wenn man in Betracht zieht, dass verbürgten Nachrichten zufolge Bischof Bernward seinen anregenden Einfluss in Bezug auf Kirchenbauten und deren ornamentale und dekorative Einrichtung über den ganzen Norden ausgedehnt haben soll. Ob der ältere Dom zu Padeborn unter Mainwerth, dem Freunde und Zeitgenossen des heiligen Bernward, mit Erzflügeln geschmückt gewesen sei, wissen wir nicht, dessgleichen ist es nicht bekannt, ob Bischof Benno von Osnabrück, der nachweisliche Baumeister des Kirchendomes zu Speyer, seinen Bau mit einem Opus aereum an den Thüren geschmückt habe. Hinsichtlich ihrer reichen Folge symbolischer Darstellungen verdient auch die merkwürdige Erzthüre des Haupteinganges am Augsburger Dome, wahrscheinlich ein Werk des Bischofs Heinrich II. oder des Bischofs Embrico (zwischen 1042—1065) hervorgehoben zu werden.[3]

Auch in Italien fand, namentlich nach dem X. Jahrhunderte, die Sitte Eingang, vorzüglich die Haupteingänge der Kirchen mit ehernen gegossenen Thürflügeln zu schmücken, welche aus Deutschland, mehr aber noch aus Byzanz und von den Erzkünstlern Grossgriechenlands herstammten. Dass wirklich Byzanz, wo sämmtliche Kleinkünste, die eine manuelle Fertigkeit erforderten, bis ins XI. Jahrhundert ihren angestammten Sitz hatten, verschiedene Thürflügel in grossem Maassstabe und mit allem Beiwerke gegossener, ciselirter und getriebener Arbeit nach Italien geliefert habe, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die berühmte Abtei Monte Cassino, die primitive Stiftung des heiligen Benedikt, heute noch im Besitze prachtvoller Thürflügel sich befindet, welche der Abt Desiderius im Jahre 1066 zu Konstantinopel anfertigen liess, obgleich nachweislich in diesem Kloster um die gleiche Zeit Mönche aus Deutschland als Metallkünstler für kleinere kirchliche Geräthschaften thätig waren. Diese Thüren, im Uebrigen ziemlich einfach, haben als Hauptornament an dem unteren Sockel eine Inschrift, welche in leoninischen Versen die nähere Nachricht über Zweck, Herkommen, Geschenkgeber und Anfertiger dieser Thüren gibt,

In derselben Technik sind auch die höchst merkwürdigen Thürflügel von St. Marco in Venedig, nachweislich ein Werk der Byzantiner. Auf ihnen erscheinen aus Silber eingelassene Ornamentationen sehr zierlicher Art von reicher Formfülle in einem entschieden byzantinischen Charakter, welche technisch dadurch erzielt wurden, dass auf den glatten Füllungen in Erz die Zeichnung der Ornamente vertieft ausgestochen, sodann diese Vertiefungen durch Silberfluss ausgefüllt und später abgeglättet wurden.

C. Schon bei den oben angedeuteten Thüren des Bischofs Bernward, wie auch bei jenen zu Augsburg und Nowgorod zeigt sich offenkundig das Bestreben, die Flächen der Thüren mit kleineren Basreliefdarstellungen zumeist aus dem alten und neuen Testamente zu beleben, und auf diese Weise die Hauptthüre in organische Verbindung mit dem figuralischen und ornamentalen Reichthum zu bringen, welcher sich an den Eingangslauben der Kirchen entfaltet. Dieses Bestreben tritt noch auffälliger bei der romanischen Kunstepoche mit ihrem architektonischen Reichthum gegen Mitte des XII. und im ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts hervor, wo mit einem Male, da der Metallguss mit reichen scenirten Darstellungen noch immer seine technischen, mitunter auch wohl finanziellen Schwierigkeiten bieten mochte, ein anderes Material in den Vordergrund trat, das bis jetzt nur selten verwendet wurde. Die Fertigkeit des Meissels, womit der Bildhauer dem harten Steine schwung- und poesievolle, mitunter auch bizarre Formen zu entlocken wusste, führte nämlich zu dem Versuche, auch dem Holze zu kirchlichen Zweken eine solche technische und künst-

[1] Siehe Kratz: der Dom zu Hildesheim. II. 48.

[2] Adelung: Die Korssun'schen Thüren zu Nowgorod. Berlin 1823.

[3] Allioli: Die Bronze-Thüre des Domes zu Augsburg. Augsb. 1853.

lerische Gestaltung zu geben, wie sie der Stein und das Erz schon seit längerer Zeit erfahren hatten. Hiezu kam noch der Umstand, dass das Holz Gelegenheit bot, der Vorliebe der romanischen Kunstepoche für polychrome Dekorationen Rechnung zu tragen und auf diese Weise sogar die Thüren in harmonische Verbindung mit dem reichen Farbenschmucke zu bringen, der sich im Innern der Kirchen sowohl an den Wandflächen wie auch in den gemalten Fenstern entfaltete. Leider haben sich aus dieser Kunstperiode nicht viele solcher Thüren aus Holz erhalten. Doch sind wir im Stande, auf einige auf uns gekommene grossartige Originalthüren in skulptirtem und polychromirtem Holz hinzuweisen, welche den Beweis liefern, dass derartige Thüren vielfach in Anwendung kamen.

Das unstreitig bedeutendste Beispiel einer Thüre von Eichenholz, welche hinsichtlich ihres figurativen und ornamentalen Schmuckes kühn mit dem Schönsten wetteifern kann, was die vorangegangene Epoche an Bronzethüren leistete, findet sich, durch die Unbilden der letzten Jahrhunderte leider vielfach entstellt, an einem Nebeneingange der früher romanischen Kirche St. Maria im Kapitol zu Köln. Auf den beiden Thürflächen sind im Charakter der Frühzeit des XII. Jahrhunderts eine grosse Menge von Basreliefs zur Anschauung gebracht, welche die wichtigsten Momente aus dem Leben des Heilandes darstellen. Um diese Darstellungen, welche in quadraten Füllungen angebracht sind, läuft ein ziemlich breiter Rahmen, worin ein energisch ausgestochenes Ornament sich zeigt, das theilweise in Form von Pflanzenbildungen sich entfaltet, theilweise in Form von ineinander geschlungenen Kreisen, Quadraten, Bandverzierungen und anderen geometrischen Figuren offenbar dem Oriente entlehnt zu sein scheint. Charakteristisch an diesen Thürflügeln sind überdiess noch die in den vier Ecken derselben angebrachten, weit hervortretenden Knäufe (Bulla, poma). Es steht nicht zu bezweifeln, dass diese Thüre früher in Farbenschmuck dekorirt war, welcher durch den Zahn der Zeit erloschen ist.

Mit dieser Thüre in Köln hat in mehr als einer Beziehung eine nahe Verwandtschaft jene reich in Holz skulptirte und illuminirte Kirchthüre zu Voute-Chillac (Haute-Loire), welche leider nunmehr vielfach entstellt und verkürzt erscheint. Sie zeigt rücksichtlich ihrer originellen Pflanzenornamente viele Aehnlichkeit mit maurischen dessinirten Stoffen aus dem Schlusse des XI. Jahrhunderts und hinsichtlich ihrer geometrischen Ornamente eine nicht zu verkennende Verwandtschaft mit jenen der eben berührten Thüre St. Maria im Capitol.

Eine dritte Thüre dieser Art hat sich an dem Nebeneingange des baulich höchst merkwürdigen Domes von le Puy (Auvergne) erhalten.[1] Die Thürflügel zeigen nicht den Schmuck scenerirter Darstellungen wie die Kölner, sondern es kommt an ihnen abwechselnd ein vegetabilisches und geometrisches Ornament mit charakteristischen, ebenfalls ornamental gehaltenen Inschriften zur Entfaltung, welche gleich jenen an der Kirchthüre zu Voute-Chillac in leoninischen Versen gehalten sind.

D. Als namentlich gegen den Schluss der romanischen Kunstepoche das Bedürfniss nach Formenreichthum auch an untergeordneten Utensilien gebieterischer auftrat, ging man in Bezug auf die Kirchthüren auf eine neue Construktions- und Ornamentationsweise über, welche in kleineren Objekten theilweise schon früher angewendet wurde, und darin bestand, dass man das glatte Holz mit getriebenem oder geschlagenem Eisen- und Bronzewerk in der Form künstlicher Beschläge in Verbindung setzte. Zahlreich sind die Beispiele, welche sich hievon bis auf unsere Gegenwart erhalten haben, so dass es uns schwer fällt, auch nur die hervorragendsten und bezeichnendsten, welche für den entwickelten Formensinn der eben gedachten Kunstepoche ein glänzendes Zeugniss ablegen, unseren Lesern vorzuführen.

Was die vielgerühmte Kirchthüre an dem Baptisterium S. Giovanni zu Florenz für die Entwicklung des Bronzegusses in Italien, das ist für die transalpinischen Länder die Kirchthüre der Annenpforte an der Kathedrale Notre-Dame zu Paris, welche unstreitig als der formreichste und grossartigste Beleg für

[1] Caumont: Rudement d'Archéologie. Paris 1851. p. 210. An der mittleren Hälfte dieser Thüre liest man folgende Inschrift:

Hic tibi rex regum hoc condidit Odilo templum
Agminibus superis quem miscuit arbiter orbis.

Die übrigen Inschriften, die über Zeit und Anfertiger dieser Thüre ohne Zweifel Licht verbreitet hätten, sind nunmehr nur noch in einzelnen Bruchstücken zu lesen, indem man bereits vor längerer Zeit den unglücklichen Gedanken zur Ausführung brachte, die früher viereckige Thüre zu einer spitzbogigen zuzustutzen.

Kirchthüren hingestellt werden kann, welcher sich aus dem Schlusse des XII. Jahrhunderts bis auf unsere Tage erhalten hat.[1] Die Beschläge dieser Thüre, auf kräftigen Eichenbohlen durch stark vorstehende Nägel mit verzierten Knöpfen in der Form vier- oder sechsblättriger Rosen befestigt, haben den doppelten Zweck, als reich ornamentirte Angel die schweren Bohlen beweglich zu erhalten und in dauernder Weise aneinander zu schliessen, andererseits sollen sie als Ornamente die Thürflächen beleben und dieselben mit dem übrigen Portalschmucke in harmonische Verbindung setzen. Demgemäss befinden sich an jedem Flügel drei starke Hauptbänder, welche mit den Thürangeln in Verbindung stehen und zwischen diesen mit ihren reichen ornamentalen Ausstrahlungen parallel laufend je zwei Zwischenbänder, die neben ihrem Dekorationszwecke auch zum Bohlenverbande dienen. Durch diese Haupt- und Nebenbänder ist die ganze Thürfläche mit einem solchen Reichthum ornamentalen Schmuckes übergossen, wie wir ihn kaum an einem zweiten Beispiele nachzuweisen im Stande sind.

Ein einfacheres Beispiel, wie deren auch an vielen Pfarrkirchen Deutschlands vorkommen, sieht man an der Kirche zu Cadiac,[2] in etwas reicherer Ausstattung zu Dorcival[3] und in jener glänzenderen Entfaltung, wie sie auch an deutschen Kathedralen in den verschiedenartigsten Modifikationen häufig vorkommt, an der Kathedrale zu Sens. Ein besonderes Interesse hinsichtlich der Anordnung der Ornamente dürfte die Sakristeithüre der Kathedralkirche zu Rouen[4] bieten. Die eichenen Bohlen derselben werden durch drei breite Eisenbänder mit reich verzierten Ausläufern zusammengehalten, auch ergeben sich bei dieser Thüre kunstreich ausgearbeitete Schlösser und Riegel, wie auch auf den mittleren Flächen stark vortretende Metallknäufe, worin sich Ringe zum Schliessen der Thüre befinden, welche deutlich erkennen lassen, wie die entwickelte romanische Epoche auch den kleinsten Details von praktischer Bedeutung eine interessante formreiche Seite abzugewinnen wusste. Solche Knäufe finden sich als hervorragende Thürverzierung vielfach noch heute auf verschiedenen Kirchthüren, wie z. B. am Dome zu Minden, an der Eingangspforte St. Severin zu Köln, verschiedene zu Mainz u. s. w.

Neben dieser Ornamentationsweise traten in der romanischen Periode, namentlich als die Malerei sich weiter zu entwickeln begann, hin und wieder, jedoch immer nur als Ausnahmen und ohne entschiedene Ausbreitung, mit Ornamenten bemalte Thüren auf, welche erstere auf einem vertieft ausgestochenen Hintergrunde angebracht waren, auch mit Figuren wurden zuweilen die oberen Theile der Kirchthüren ausgestattet. Von diesen Thüren, welche allen Unbilden der Witterung fortwährend ausgesetzt waren, sind jedoch nur wenige Ueberreste auf uns gelangt, welche eben nur hinreichen, diese Ornamentationsweise kunstgeschichtlich sicher zu stellen.

E. Es entsteht nun die Frage, welches System der Ornamentation hat die Gothik bei den Kirchthüren in Anwendung gebracht? Um bei Beantwortung dieser Frage die Uebersicht nicht aus dem Auge zu verlieren, ist es gerathen, die Zeit der Entwicklung bis zur Ausartung der Gothik in zwei Hauptabschnitte zu sondern, deren ersterer die Frühgothik und die weitere Entwicklung der bereits im Schwunge stehenden romanischen Formen bis in das XV. Jahrhundert hinein umfasst, während der zweite Zeitraum das Hereinbeziehen der eigentlichen architektonischen Stylgesetze auf die Ornamentation der Kirchthüren zur Anschauung bringt.

Was nun die Formation und künstlerische Durchbildung der Thüre in der Frühzeit der Gothik betrifft, so ist im Allgemeinen zu bemerken, dass die meisten Detailkünste in diesem für die Entwicklung der Architektur entscheidenden Zeitraume von den mehr constructiven und systematischen Formengesetzen der Gothik wenig Notiz nahmen, sondern mit grosser Zähigkeit an den traditionellen Formgestaltungen des Romanismus haften blieben, und dieselben nur allmählig mit freieren Ornamentationsweisen zu beleben suchten. Daher treffen wir sowohl auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst als auch der Miniaturmalerei, der Elfenbeinschnitzarbeiten und der künstlichen Schmiedearbeiten aus der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts Formbildungen, die noch vollständig den Charakter der vorhergegangenen romanischen Periode an sich tragen. So zeigen auch die Eisenbeschläge an den Kirchthüren während dieses und des folgenden Jahrhunderts noch immer die For-

[1] Didron.: Annales archéologiques. Vol. XII. p. 50.

[2] Didron.: Annales archéologiques. Vol. XIII. p. 210.

[3] Caumont.: Rudment d'archéologie p. 361.

[4] Didron.: Annales archéologiques. Vol. V. p. 91.

mationen der beliebten romanischen Lilienausbildungen mit wenigen stylistischen Modifikationen und nur stufenweise macht sich in den Blattformationen ein Aufgeben des charakteristischen romanischen Blattwerks und ein Hinneigen zu den mehr naturalistisch gehaltenen Laubornamenten geltend, die auf dem Gebiete der Architektur zur fast ausschliesslichen Herrschaft gelangt waren.

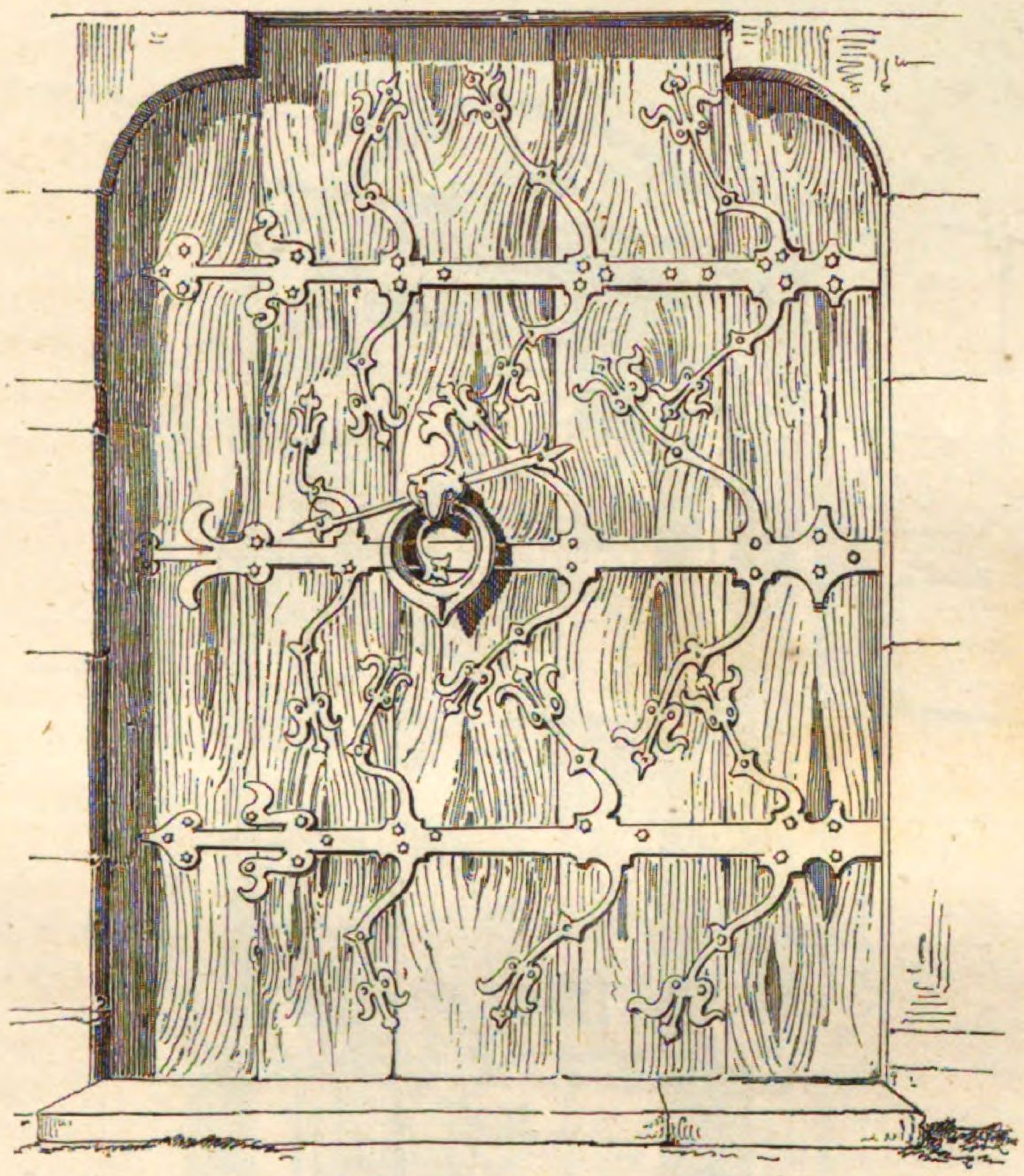
Neben diesen Kirchen- und Sakristeithüren mit ihren reichen Eisenbeschlägen, in welchen man den Kampf zwischen den lange geübten traditionellen Kunstformen und dem neuen naturalistischen Bildungsprinzip deutlich erkennen kann, kommen auch häufig ornamentirte Thüren zum Vorschein, welche ohne alle Eisenbeschläge bloss aus mehrfach über einander gefügten Eichenbrettern bestehen, die auf ihren äusseren Flächen durch kleine Quadraturen belebt sind, welche auf ihrer unteren Fläche unterlegt und durch eine ausgeschnittene vielblättrige Rose belebt sind. Von solchen Kirchthüren haben sich mehrere bezeichnende Beispiele am Niederrhein erhalten. Wir erinnern nur an die Kirchthüre am Dome zu Xanthen, an jene der Kirche zu Calcar und an eine Hausthüre zu Wesel, welche unzweifelhaft früher als Kirchthüre diente.

Bereits mit dem XIV. Jahrhundert treffen wir auch gothische Thürbeschläge, aus deren Detailbildungen es ersichtlich wird, dass die Gothik auch dem ungefügigen Eisen ihre eigenthümlichen charakteristischen Formen angepasst hatte; jedoch zeigt sich in diesen Formbildungen noch nicht jener architektonische Zwang, der sich erst in der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts bei den Eisenbeschlägen der Thüren zu erkennen gibt. Es würde zu weit führen, in langer Reihe alle jene zierlichen Beschläge aufzuführen, auf welchen neben den dem Pflanzenreiche entnommenen Ornamentationen auch die Drei- und Vierpassformen der Gothik vorkommen, durch welche die grösseren Eisenflächen durchbrochen und belebt werden. Als hervorragendes Muster für viele noch vorfindliche Analogieen verweisen wir auf jene prachtvollen Thürbänder und Ausläufer, welche als kräftige Eisenbeschläge an einer Seitenthüre der interessanten gothischen Kirche zu Viersen bei Krefeld sich noch heute vorfinden.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts beginnt in der Kleinkunst jene Epoche, wo der Handwerker eine solche manuelle Fertigkeit, und eine solche Sicherheit in der Handhabung seiner Werkzeuge erlangt hatte, so dass er vermöge seiner vielen technischen Hülfsmittel auch dem härtesten und widerstrebendsten Materiale mit Leichtigkeit die zierlichsten Formen abzugewinnen wusste. Die schaffende Idee trat jedoch immer mehr in den Hintergrund und das Suchen und Haschen nach zierlichen reichen Detailformen wurde Hauptsache. Bei solchen Formenspielereien, die man oft ohne Noth einem ungeeigneten Materiale aufdrang, ging die Kunst meist leer aus und man verirrte sich in Künstelei. Auch wurde gegen Schluss des 15. Jahrhunderts den Eigenthümlichkeiten und der Natur des Materials, das zur Bearbeitung vorlag, in formeller Beziehung nicht mehr Rechnung getragen, sondern man zwängte zuweilen einem ungefügigen Materiale Formen auf, wie sie nur an einem weicheren sich in Anwendung bringen liessen. Bei dem Hange des Kunsthandwerkers, namentlich auf deutschem Boden, constructiv in seinen Bildungen zu Werke zu gehen, bei dem Uebergewichte, das namentlich in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts das architektonisch-geometrische Gesetz in allen Kunstzweigen ausübte, kann man sich nicht wundern, dass auch der Schlosser und Schmied sich der herrschenden Geschmacksrichtung fügte und bei seinen Schlosserarbeiten, so wie bei seinen Thürbeschlägen architektonisch zu Werke ging und sich Mühe gab, mit dem Zirkel allerlei Maasswerksformen zu Tage zu fördern, anstatt als frei schaffender Ornamentalist aus Flur und Wald seine Bildungen, wie in der vorhergehenden Periode, zu nehmen. Es erscheinen jetzt bei Kirchen- und Sakristeithüren häufig breite Eisenbänder mit Durchbrechungen in complicirten Formen von Fischblasen. Nur an den Ausläufen dieser Bänder setzen sich hin und wieder noch einzelne Blätter und Ornamente an. Das Schloss selbst erscheint bei reicheren Thüren manchmal mit Construktionen von Baldachinen verziert, worunter kleinere in Eisen gegossene Heiligenfiguren thronen. Die Thürringe selbst haben meistens eine runde Unterlage von Eisenblech mit architektonischen Durchbrechungen, und sind rund und hohl gehalten mit ähnlichen à jour Durchbrechungen. Alle diese Durchbrüche bei Eisenbeschlägen an Kirchthüren und an Thüren bei Reliquien- und Paramentenschränken in Eisenblech mit architektonischem Zierwerk sind in der Regel mit rothen, blauen und grünen Farbenunterlagen von Pergament, Tuch, Papier etc. geschmückt. Neben diesen architektonischen Beschlägen, die von dem Uebergewicht der Architektur und ihrer Bildungen gegen Schluss des Mittelalters Zeugniss ablegen, findet man auch eine Menge von Kirchthüren, die aus kleinen Quadraturen mit profilirten Rahmen bestehen, worin sich in Holz skulptirte Panele befinden, die einem eigenthümlichen Bildungsgesetze

vermittelst des Meissels und des Hobels ihr Entstehen zu verdanken haben. Diese gehobelten Panele sind auch hin und wieder an Kirchthüren nach Oben und Unten hin mit einzelnen Laubornamenten verziert. In der grössten Mannigfaltigkeit erscheinen diese eigenthümlichen Holzpanele, zuweilen auch mit architektonischen und Pflanzenformen vermischt, an Kasten, Truhen, Schränken etc. Gegen Schluss des 15. Jahrhunderts, wo im Mobiliar sich ein grösserer Formenreichthum zu entwickeln begann, scheinen diese reichen, phantasievollen Gestaltungen der verschiedensten Panele, wie sie an profanen Utensilien vorkamen, auch auf Kirchen- und Sakristeithüren übergegangen zu sein. Neben dieser mehr ornamentalen Ausstattung der Thüren erscheinen

Fig. 1.



aber auch namentlich mit Beginn des 16. Jahrhunderts reichere Kirchthüren in Holz, die vollständig architektonisch gehalten sind. Man sieht an solchen Kirchthüren nicht selten Spitzbogenstellungen neben einander mit Widerlagspfeilern, Ausmündungen von Fialen mit überhöhtem Spitzbogen, dem sogenannten Eselsrücken, die an der Thüre und im Materiale des Holzes verjüngt und in zierlicher Gestalt das wieder geben, was man im Steine, an der Kirche entlang, in einfacherer Form aufgestellt hat.

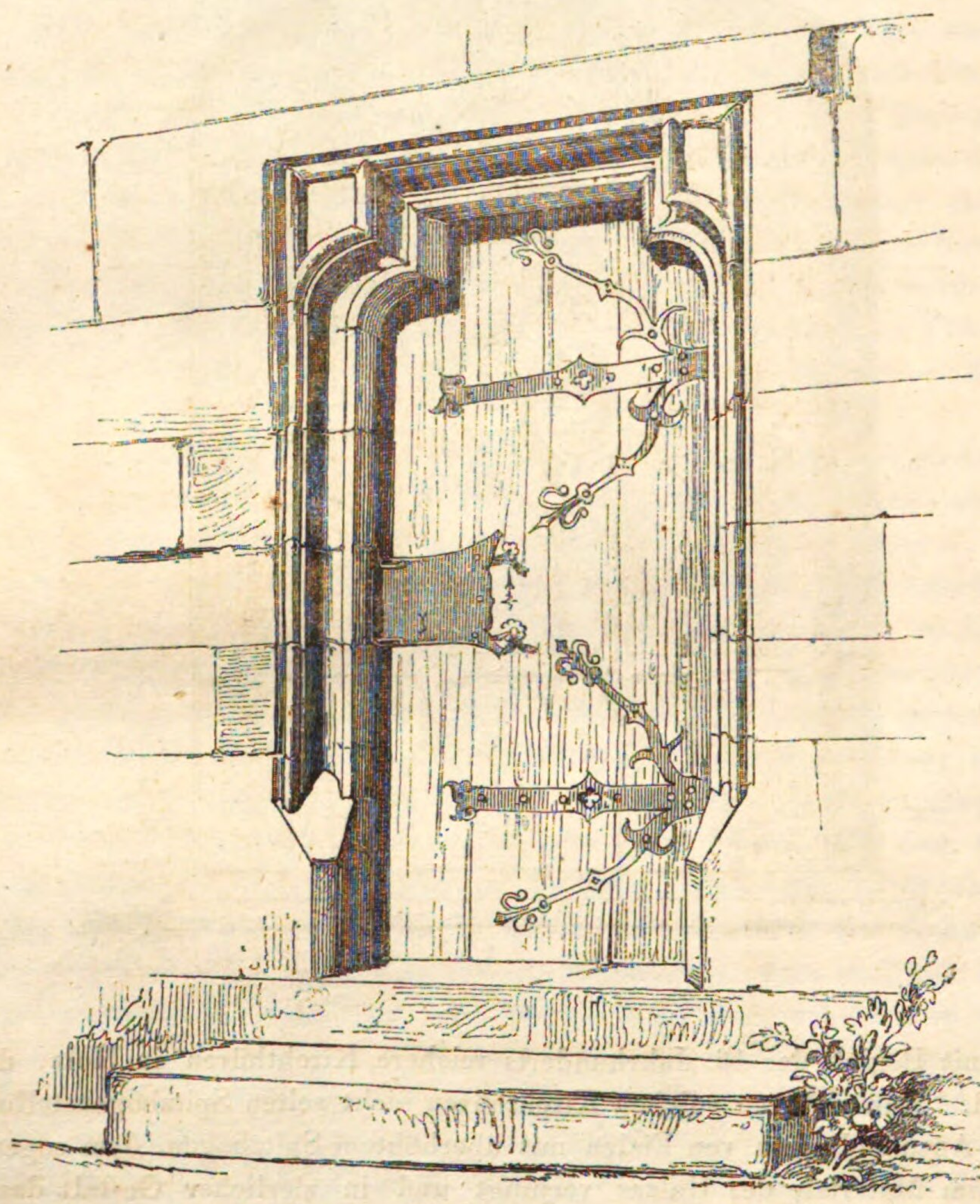
F. Ohne uns auf die Formen einzulassen, wie sie die früheste Renaissance bei Thürbeschlägen in Anwendung brachte, fügen wir in Kürze nur noch hinzu, dass die Renaissance das architectonische Bildungsprincip der letzten Gothik vollständig verliess und sich wieder den Pflanzenbildungen anschloss. Auch scheint man in dieser Periode, wie überhaupt bei vielen Kleinkünsten, so auch bei den Thürbändern und Beschlägen aus der romanischen Kunstepoche viele Motive und Ornamente entlehnt und dem Bildungsgesetze der Renaissance gemäss umgestaltet zu haben.

F. B.

Nach der vorausgeschickten geschichtlichen Darstellung dürfte es den Lesern von Interesse sein, an einigen Beispielen, wie sie sich innerhalb der Grenzen des Kaiserstaates vorfinden, dem Entwicklungsgange der Eisenarbeiten zu folgen, als deren Abschluss, insoweit wir das Mittelalter im Auge behalten, die prachtvolle Brucker Thüre gelten kann.

Ein Beispiel aus dem Schlusse des XIII. Jahrhunderts ist die Thüre der Kirche zu Collin in Böhmen (*Fig. 1*). Sie zeigt drei flache Eisenbänder, deren jedes in sechs ornamentale Nebenbänder nach oben und unten ausmündet, welche durchaus mit dem aus dem Oriente stammenden Lilienornamente geziert sind. Die Befestigung dieser Bänder an den Bohlen mittelst hervorstehenden Knöpfen bildet sowohl durch die verzierten Köpfe, wie auch durch die symmetrische Anordnung derselben einen Theil der gesammten Dekora-

Fig. 2.



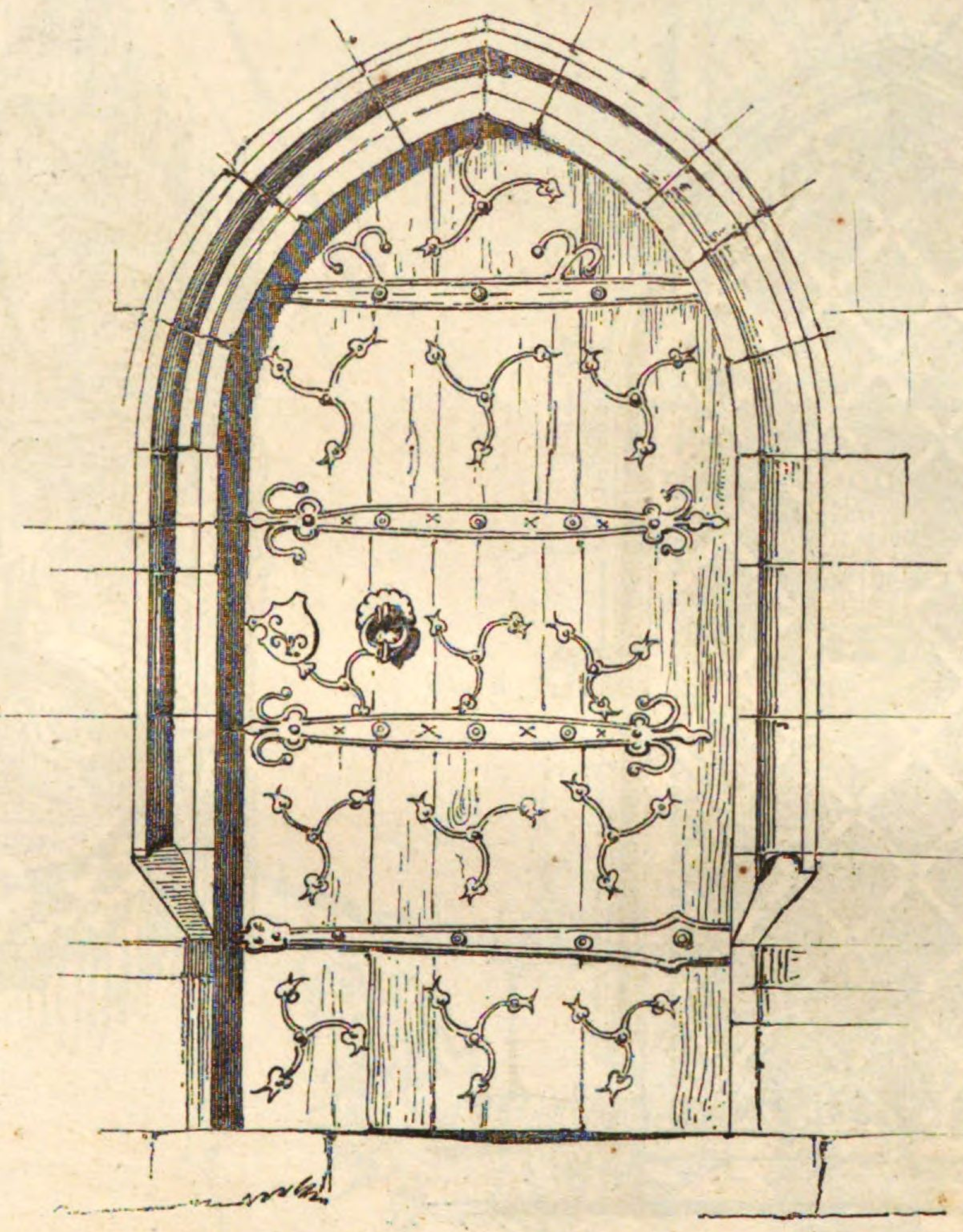
tion. Der Thürgriff ist ein kräftig stylisirter Stierkopf im romanischen Style mit einem massiv gehaltenen Ringe.

Aehnliche Beispiele aus dem Beginne des XV. Jahrhunderts, woraus wir auf die Zähigkeit schliessen können, mit welcher an den traditionellen Formen festgehalten wurde, finden wir an der Seitenthüre der Brucker Pfarrkirche (*Fig.* 2) und an der Eingangspforte der Rupprechtskappelle auf dem Friedhofe zu Bruck (*Fig. 3*). Den späteren Ursprung ersterer Thüre im Vergleiche mit jener zu Collin ersehen wir aus dem schon mehr stylisirten Lilienornamente und aus den Maasswerkverzierungen, mit welchen die Flächen der Bänder geschmückt sind. Letztere Thüre giebt einen interessanten Beleg für die Abtrennung der Hauptbänder und ihrer Gliederungen von den Zwischenbändern und das selbstständige Auftreten der

letzteren. Die Deckplatte des Schlosses hat die Form eines Wappenschildes, und den Thürklopfer bildet ein Ring mit durchbrochener Rosette.

Ein anderes System der Dekoration befolgt die Sakristeithüre der Brucker Pfarrkirche (*Fig. 4*). Die ganze Fläche des Eichenholzes ist nämlich mit Eisenblech in der Art verkleidet, dass durch einzelne Eisenstreifen über den ganzen Raum der Thüre Felder gebildet werden, deren jedes entweder mit gegliederten Maasswerkverzierungen oder in freier ornamentaler Weise geschmückt ist. Die Ornamente sind in Blech getrieben und ciselirt und die Maasswerkverzierungen in der Weise aufgelöst, dass zwei übereinander liegende Eisenplättchen angewendet erscheinen, deren oberes das herumlaufende Plättchen, das untere die beim Stein-

Fig. 3.



maasswerke gewöhnliche Hohlkehle charakterisirt. Zu beiden Seiten der Plattstreifen, welche die Feldereintheilung bilden, sind als innere Felderbegrenzung schraubenförmig gewundene Stäbchen angeordnet und die innere Dekoration der Felder hebt sich in energischer Weise von einer Unterlage ab, welche aus abwechselnd rothem und blauem Pergamente gebildet ist. Die einzelnen Blechstreifen sind durch verzierte Nägel an das Holz befestigt. Tafel XXI. gibt eine Zusammenstellung der interessantesten auf dieser Thüre zum Vorscheine kommenden Dekorationsweisen. Beiläufig in der Mitte der Thüre ist ein Thürgriff angebracht, welchen wir auf Tafel XXII. unseren Lesern vorführen. Sowohl die Fläche des Ringes, wie auch die innere Fläche der darüber liegenden Deckplatten sind mit geometrischem Maasswerke in dem an der ganzen Thüre hervortretenden Geschmacke der späteren Gothik, wodurch diese Thüre als ein Werk aus dem Ende des XV. Jahrhunderts charakterisirt wird, reich geschmückt.

Ein analoges Beispiel eines so gestalteten Thürklopfers treffen wir auch an der Hauptthüre der Klosterkirche auf dem Nonnberge zu Salzburg (*Fig. 5*), nur ist bei diesem das Maasswerk, welches die Deckplatte schmückt, mehr ornamental mit feiner Verschlingung von Pflanzenbildungen gestaltet, und die eigentliche Handhabe ist in ihrem Mittelraume der Art durchbrochen, dass die darunter liegende Deckplatte sichtbar wird.

Aus der Zeit der eben geschilderten Sakristeithüren stammt auch eine kleine in dem Sakristeiraume (*Fig. 6*) angebrachte Schrankthüre aus Eisen, durch Bandstreifen in regelmässige rautenförmige Felder getheilt und in den Durchkreuzungspunkten mit ornamentalen Nagelköpfen geziert. Die einzelnen Felder sind ohne

Fig. 4.

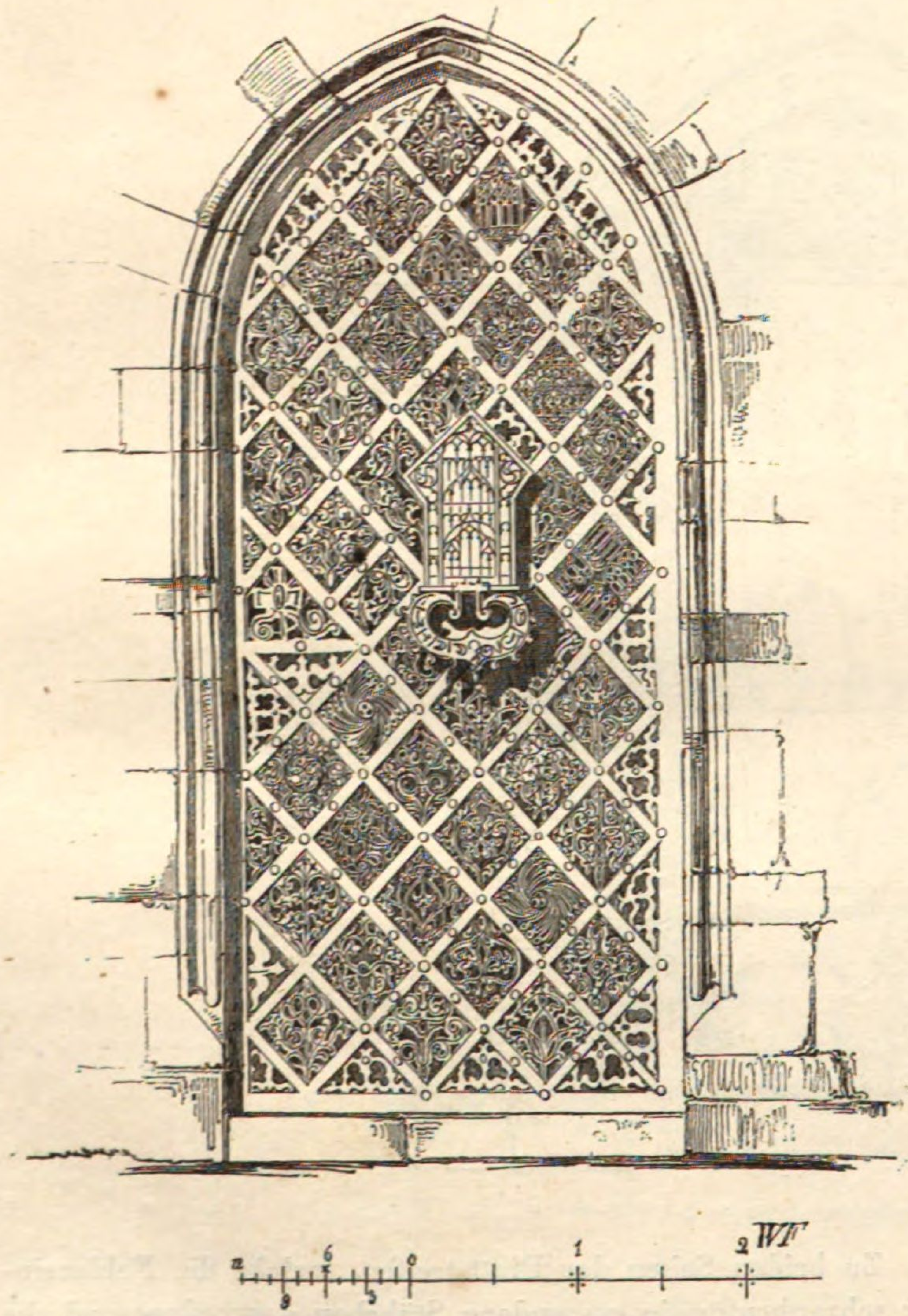
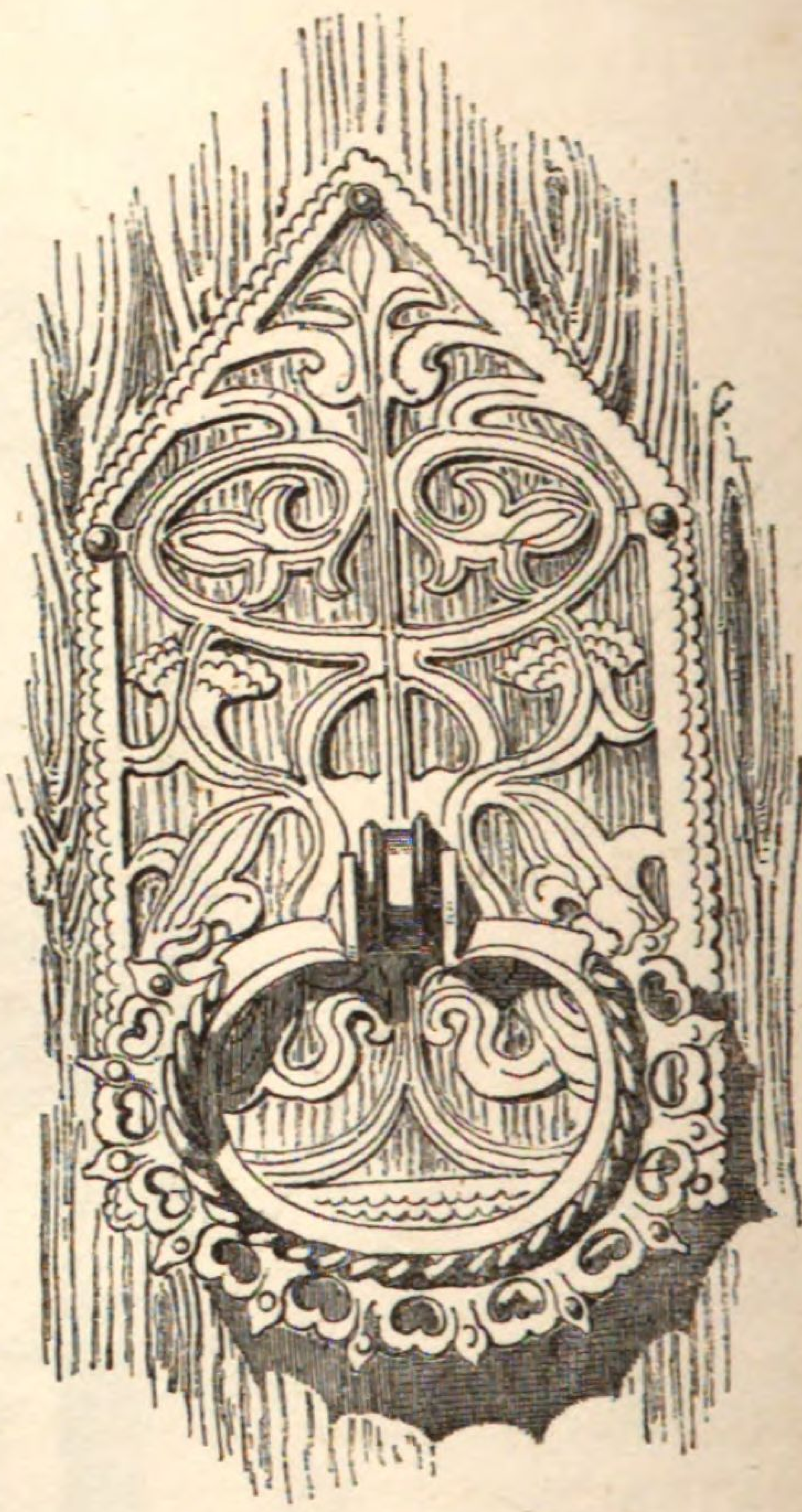


Fig. 5.



Ornamentation, mit Ausnahme jener beiden, in welchen das Schloss und der Thürring angebracht sind. Letzterer (*Fig. 7*) hat als Hintergrund ein aus Eisen getriebenes Ornament, welches in seiner Auflösung schon an die Uebergangsformen in die Renaissance mahnt. Der Ring selbst ist mit Maasswerk, Knorren und einem Thierkopfe geziert.

Interessant durch die freie Behandlung des Ornaments ist schliesslich die Schlossdeckplatte an einer Thüre, gleichfalls im Inneren der Sakristei (*Fig. 8*). Die Abgrenzung an den drei äusseren Seiten bildet ein spiralförmig gewundener Eisenstreifen, dessen Ausgänge Thierköpfe bilden, an der Thürkante selbst läuft

ein durchbrochener Blechstreifen als Abschluss, dessen Ornament ein um einen Mittelstab sich schlingendes, dem Diestelblatte verwandtes Pflanzengewinde bildet. Ueber der Schlüsselöffnung steigt nach zwei Seiten ein

Fig. 6.

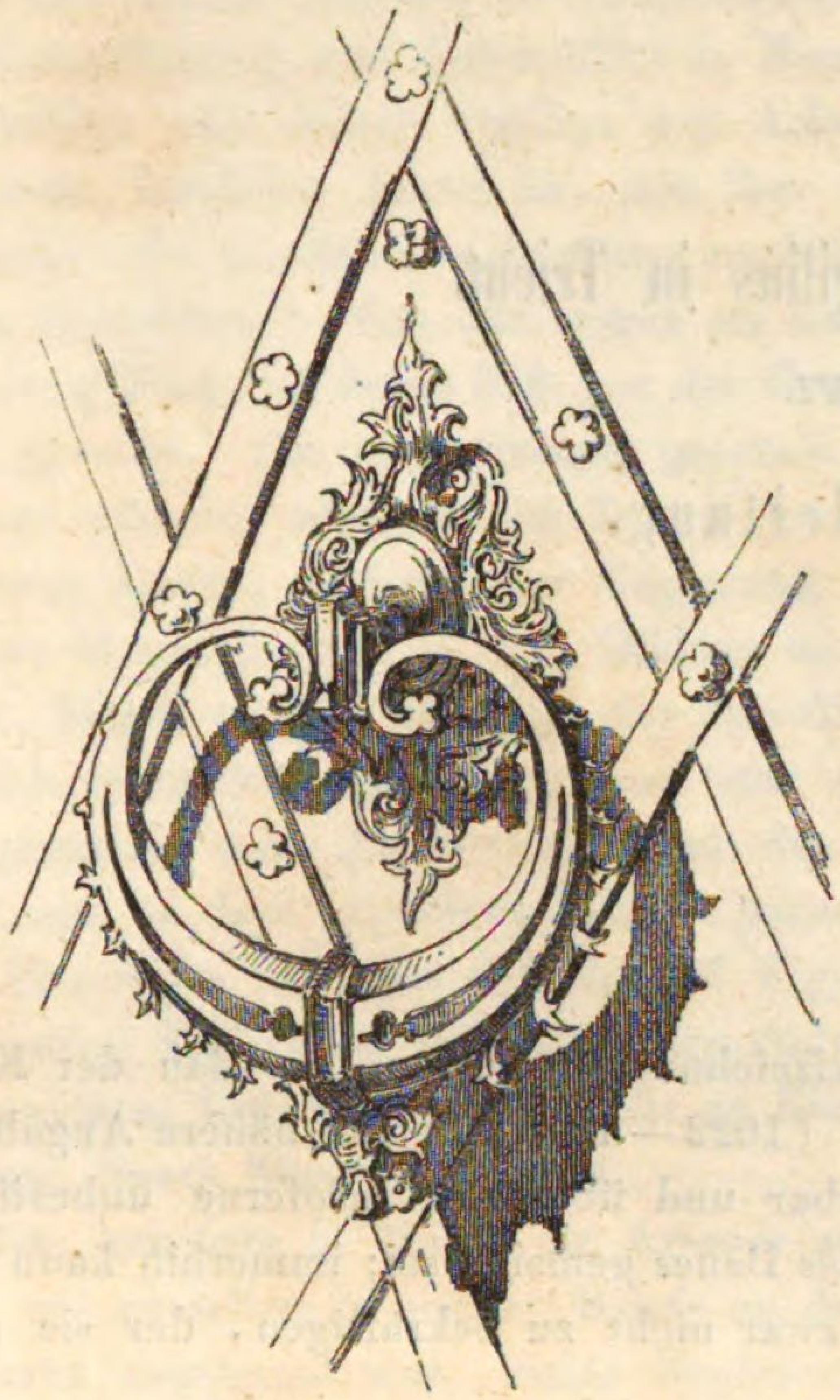


Fig. 7.

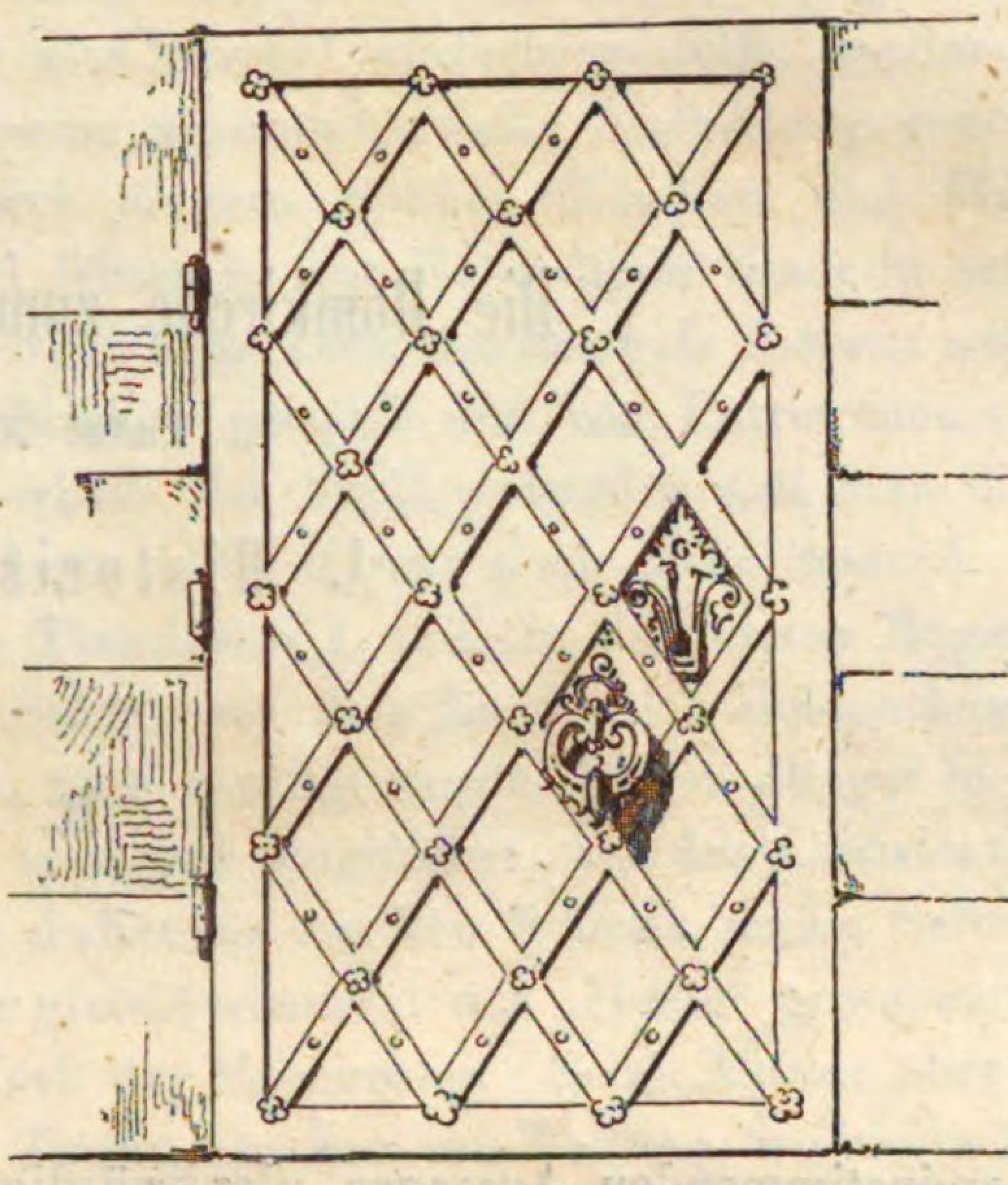
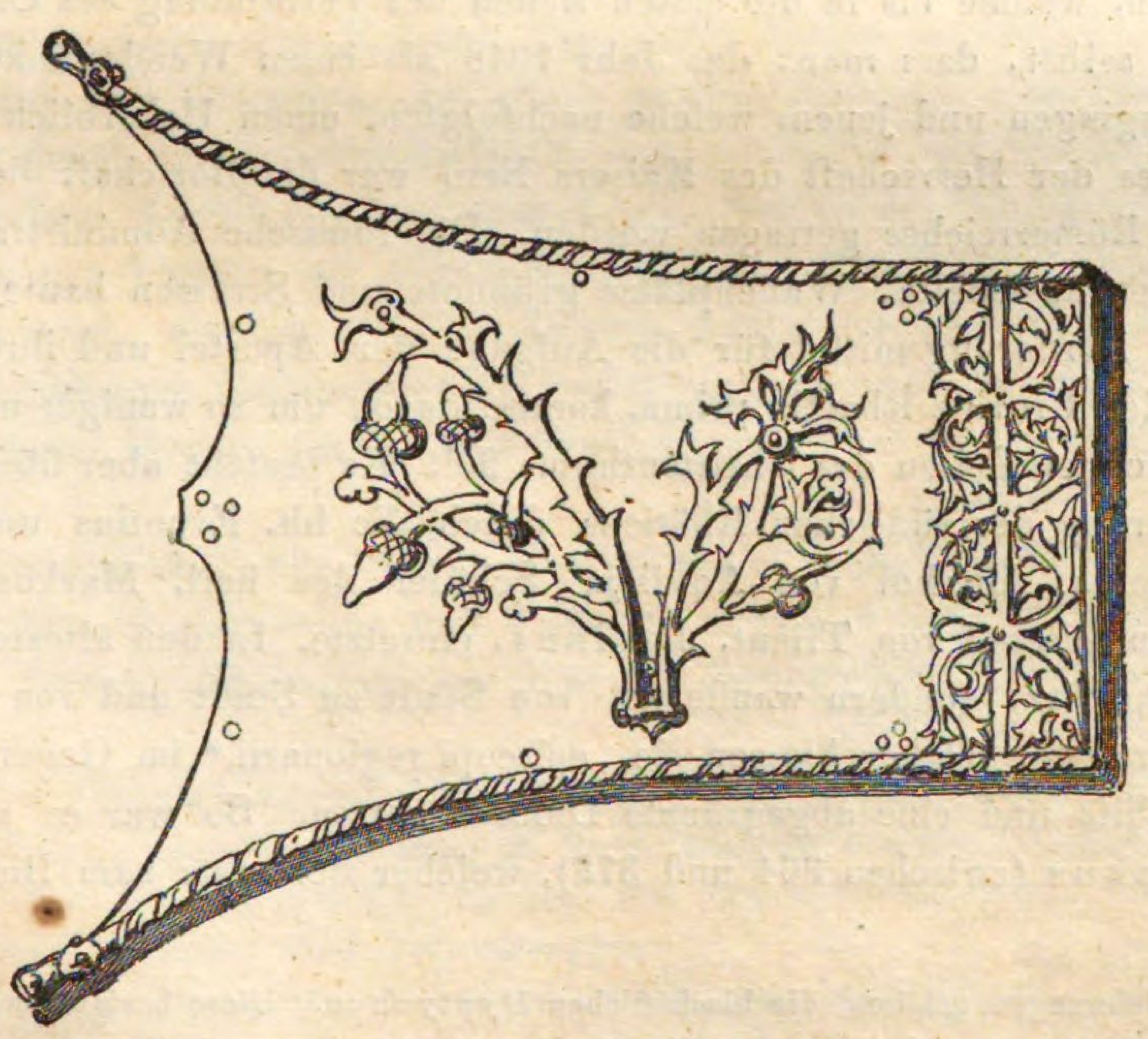


Fig. 8.



ähnliches Blattornament mit Distelköpfen auf. Einzelne Theile desselben sind getrieben und in Strichmanier ciselirt, die anderen Theile mit kleinen Nietenköpfen verziert.

Dr. G. Heider.

Die Domkirche zum heil. Vigilius in Trient.

Tafel XXIII.—XXVI.

A. Historische Einleitung.

von

R. Kink.

Die übereinstimmenden Aussagen glaubwürdiger alter Aufzeichnungen setzen den Bau der Kirche des heil. Vigilius in Trient in die Zeit des Bischofs Ulrich II. (1022—1055).[1] Die nähere Angabe, welche hiefür das Jahr 1048 annimmt, ist zwar nicht gerade erweisbar und überdiess insoferne unbestimmt, als nicht gesagt wird, ob damit der Beginn oder die Vollendung des Baues gemeint sei; immerhin kann man aber diese Zeitbestimmung, welche die strenge Geschichtsforschung zwar nicht zu bekräftigen, der sie aber auch nicht zu widersprechen vermag, unangefochten lassen.

So wie aber dieser Bau später manche wesentliche Umgestaltungen erhielt, so schloss er sich andererseits auch an frühere Bauten an, welche bis in die ersten Zeiten der Verbreitung des Christenthums zurückführen. Es ergibt sich daher von selbst, dass man, das Jahr 1048 als einen Wendepunkt im Auge behaltend, den Ereignissen, welche vorhergingen und jenen, welche nachfolgten, einen Ueberblick widme.

Zur Zeit des Beginnes der Herrschaft des Kaisers Nero war die Botschaft des Christenthums bereits in alle grösseren Städte des Römerreiches getragen worden. Die römische Administration, welche in den entlegensten Ländern Kolonisten ansiedelte, Waffenplätze gründete und Strassen baute, wurde, sich selbst unbewusst, ein Werkzeug und Förderungsmittel für die Aufgabe der Apostel und ihrer Jünger. — Trient (Tridentum), die Hauptstadt der Provinz Rhaetia prima, konnte davon um so weniger unberührt bleiben, da deren Kolonisirung eben in die ersten Zeiten des Christenthums fiel. Es besteht aber überdiess die bestimmte Nachricht, dass die Christianisirung des südlichen Rhätiens durch die hh. Eventius und Hermes und vor Allen durch den heil. Hermagoras, Bischof von Aquileja Schüler des heil. Markus, erfolgte. Eben dieser war es, welcher den ersten Bischof von Trient, Jovinus, einsetzte. In den ältesten Zeiten hatten aber viele Bischöfe keinen bestimmten Sitz, sondern wanderten von Stadt zu Stadt und von Thal zu Thal, ihre apostolische Mission zu vollbringen. Daher hiessen sie „episcopi regionarii," im Gegensatze zu den „stationarii," welche einen bleibenden Sitz und eine abgegränzte Diöcese hatten. So war es auch in Trient. Erst der sechzehnte Bischof, Cyriakus (zwischen 364 und 378), welcher der erste zum Bischofsstabe auch die Mitra

[1] Zu diesen ältesten Aufzeichnungen gehören die bischöflichen Dyptychen. Diese bestanden ursprünglich aus zwei elfenbeinernen Platten und enthielten die Namen und die Reihenfolge der Bischöfe, theils zur Aufbewahrung überhaupt, theils um ihre Namen bei der Messe, wo sie in das Gebet eingeschlossen wurden, daraus zu recitiren. In späterer Zeit wurden damit auch Kalendarien und liturgische Aufzeichnungen verbunden. In Trient besteht, aus der Zeit des obgenannten Bischofs Ulrich II., das Dyptychum Udalricianum, dessen Inhalt volle Glaubwürdigkeit verdient, da er durch analoge Aufzeichnungen in Brescia und Verona und durch Incidenzstellen in den Briefen und Werken der Kirchenväter bestätiget wird.

fügte, war ein episcopus stationarius. Ihm folgte Asterus, letzterem der heil. Vigilius, der Patron der Kirche und der Diöcese. [1]

Er war der älteste Sohn der heil. Maxentia, welche zur Zeit der Kaiser Jovian und Valentinian mit einem reichen Römer aus patrizischem Geschlechte vermählt in Rom lebte. Damals gelangte, in Folge des Beispieles des Kaisers Julian, das Heidenthum wieder zu einem solchen Aufschwunge, dass (laut einer gleichzeitigen Aufzeichnung vom Jahre 371) in Rom nicht nur alte Tempel wiederhergestellt, sondern auch neue erbaut wurden. Als daher Vigilius von Athen, wo er seine wissenschaftliche Ausbildung genoss, zurückgekehrt war, beschloss Maxentia, mit ihm und den zwei jüngern Söhnen Claudian und Majorian Rom zu verlassen. Sie wendeten sich zuerst nach Bergamo und lebten in der Nähe dieser Stadt in selbstgebauten Zellen als Cönobiten. [2] Von dort zogen sie nach Trient. Nach dem Tode des Bischofs Asterus wurde Vigilius, kaum zwanzigjährig, im Jahre 388 von der Gemeinde zum Bischofe gewählt und vom Patriarchen von Aquileja, Valerian, geweiht. Die Consekration geschah jedoch ausserhalb der Stadt, entweder weil man die Ueberzahl der Arianer scheute, oder weil im Innern der Stadt eine katholische Kirche noch nicht bestand.

In jenen Zeiten, zu Ende der Regierung des Kaisers Theodosius I. und in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Honorius, war in den Städten die arianische Sekte, auf dem Lande das Heidenthum noch weit verbreitet. So wie ursprünglich, als der christliche Glauben noch verfolgt wurde, dessen Jünger in verborgenen Stätten sich sammelten und abgelegene Orte aufsuchten, so zogen umgekehrt, als das Christenthum Staatsreligion geworden war, die Ueberbleibsel des heidnischen Anhanges aus den Städten in die Seitenthäler und auf das Land, so dass „Landbewohner“ (paganus) endlich gleichbedeutend mit „Heide“ genommen wurde.

Mit Feuereifer verfolgte der Bischof Vigilius das Werk der Bekehrung. Seine Mutter aber wählte sich einen einsamen Aufenthalt einige Stunden südwestlich von Trient, am See von Toblino, wo sie in hohem Alter ihr gottgeweihtes Leben beschloss. Ihr zu Ehren wurde eine Kirche gebaut, von der die Ortschaft noch heute den Namen „Santa Massenza“ führt.

Vigilius bekehrte in Trient die Arianer zum katholischen Glauben. Im Jahre 397 zog er in das Nonsthal, wo, wie er selbst in seinem Briefe an den heiligen Johannes Chrysostomus sagt, der christliche Namen noch beinahe unbekannt war. Seine Begleiter Sisinius, Martyrius und Aerxander, Männer aus Kappadozien, fanden dort den Martyrertod in den Flammen. Doch ihre Asche wurde der Samen des Christenthums und auf der Stelle, wo sie den Feuertod erlitten hatten, baute Vigilius die erste Kirche im Nonsthale. Auch in der Stadt Trient errichtete er ihnen eine Kirche; eine zweite Kirche (eigentlich nur einen Altar) weihte er zu Ehren der hh. Gervasius und Protasius. In seiner ganzen Diöcese, zum Theile auch in den Diöcesen Verona und Brescia wurde durch ihn der christliche Glauben verbreitet und das Heidenthum ausgerottet. Nur in dem abgelegenen Seitenthale Rendena gab es noch Leute, welche die Ambarvalien feierten und den alten Göttern opferten. Dorthin zog Vigilius mit seinen Brüdern und dem Priester Julian. Als er das Bildniss des Saturnus in die Sarka warf, rotteten sich die Bauern zusammen und steinigten ihn. Damit war aber auch das Werk seines zwölfjährigen Hirtenamtes vollendet und er hatte „seine Ernte fröhlich eingebracht,“ als er den Tod der heiligen Zeugen fand, nach dem er sich stets gesehnt hatte. Es geschah diess am 26. Juni des Jahres 400. [3]

Sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Eugippius, baute zu seinem Andenken eine Kirche auf der Stelle, wo der Altar der hh. Gervasius und Protasius errichtet worden war. Er starb im Jahre 425. Aeusserst dürftig sind die Nachrichten, welche wir über die darauffolgenden Zeiten des Bisthums haben. Die

[1] Hierüber bestehen alte, zum Theile gleichzeitige Aufschreibungen, welche den Archiven von Trient, Verona und Bergamo entnommen und bei Bonello: „Notizie istorico-critiche intorno al B. M. Adalpreto Vescovo“ Band II, S. 328—349 abgedruckt sind. Ueberdiess ist noch ein Briefwechsel zwischen dem heil. Vigilius, dem heil. Ambrosius (vom J. 388), dem heil. Simplicianus (vom J. 397) und dem heil. Johannes Chrysostomus (vom J. 398) vorhanden.

[2] Auf dieser Stelle baute im Jahre 727 der Bischof Antoninus von Bergamo die Kirche des heil. Vigilius.

[3] „Sub consulati Stilichonis“ ohne nähere Angabe. Das erste Consulat Stilicho's fiel in das Jahr 400; hätte die gleichzeitige alte Aufzeichnung ein späteres Consulat Stilicho's gemeint, so wäre diess, wie sich mit Grund annehmen lässt, ausdrücklich angeführt worden. Der Bericht über das Martyrerthum des Vigilius wurde sogleich, „ex more antiquo,“ an den Papst Innocenz I. eingesendet, der die Hauptfahne des Kaisers Honorius in dem Kriegszuge Stilicho's gegen Rhadagais damit schmücken liess. — Der Vigilius-Tag wurde im Jahre 1497 vom Bischofe Ulrich IV. als ein Festtag der Diöcese verordnet.

Völkerstürme der Westgothen, der Alanen und Sueven, der Rugier und Heruler, der Ostgothen und der Longobarden, überflutheten Italien und Rhätien. Als das Longobardenreich dem Schwerte Karl's des Grossen erlegen war, schenkte Letzterer dem Bischofe Ursus weltliches Besitzthum in Riva und im Thale Judikarien. Dessen dritter Nachfolger, Hyltigarius, der zur Zeit lebte, als Karl der Grosse Kaiser geworden war, erneuerte den Bau der Vigiliuskirche. Nach ihm tritt die Geschichte des Bisthums wieder völlig in das Dunkel. — Der Bischof Manasses, der Verwandte und Günstling des Königs Hugo von Italien, erhielt von diesem im Jahre 933 die Bisthümer Verona, Mantua und Trient, dann das Erzbisthum Mailand und im Jahre 935 auch die Markgrafschaft Trient. Die Grafschaft ging seinen unmittelbaren Nachfolgern wieder verloren. Nach 92 Jahren aber, im Jahre 1027, verlieh der Kaiser Konrad II., der Salier, dem Bischofe Ulrich II. für immerwährende Zeit die Grafschaft Trient als Reichslehen und fügte dazu im Jahre 1028 die Grafschaft Bozen und Vintschgau.

Dadurch mit den nöthigen Mitteln ausgestattet, vielleicht angeregt dusch die Consekration der Kathedrale in Aquileja unter dem Patriarchen Poppo, welcher er im Jahre 1031 beiwohnte, oder durch die Wiederauffindung des heiligen Blutes in Mantua, bei welcher er, im Jahre 1048, gleichfalls zugegen war, beschloss Bischof Ulrich an die Stelle der kleinen Vigiliuskirche, welche bis dahin bestanden war, einen grossartigen Bau zu setzen. Er gab dem Dome eine neue, grössere Gestalt, baute eine Krypta und errichtete darin einen Altar zu Ehren der heil. Maxentia. [1]

Somit sind wir wieder beim Jahre 1048 angelangt, und es erübrigt noch, die bezüglichen Nachrichten, welche die Geschichte von da ab uns noch zubringt, anzuführen.

Von dem Bischofe Adalpret I. (zwischen 1118 — 1124) ist aufgezeichnet, dass er dem Hauptaltare des heiligen Vigilius eine andere Gestalt, nach Art der römischen Kirchen, gab. [2] Dessen Nachfolger, Bischof Altmann (1124 — 1149), nahm an dem Dome mehrere Neubauten vor und weihte ihn im Jahre 1145 oder 1146 im Beisein des Patriarchen von Aquileja und des Bischofs von Konkordia feierlich ein. Er übertrug dahin einen Theil der Reliquien der hh. Sisinius, Martyrius und Alexander. Ebenso weihte er den Altar der heil. Maxentia in der Krypta und liess die Gebeine derselben unter diesem Altare beisetzen. [3] — Der Bischof Friedrich von Wangen (1207 — 1218), welcher den Wanga-Thurm an der Etsch-Brücke und den bischöflichen Palast, der mit dem Dome in Verbindung steht, baute, liess auch an dem Dome selbst beträchtliche Bauherstellungen vornehmen. Die Zeit und Art des Baues und der Name des Baumeisters sind uns aufbewahrt. [4]

Seit dem Jahre 1027, wo die Bischöfe von Trient die Reichsfürstenwürde und eine nicht unbeträchtliche weltliche Macht erlangten, gewann ihre Geschichte mehr Consistenz und trat deutlicher in den Vordergrund. Das bedeutendste Moment hiebei war die Vereinigung mit dem deutschen Reiche. Es lag ebenso im Interesse der deutschen Kaiser, denen diese Strecke Landes wegen des Ueberganges nach Italien besonders wichtig war, als im Interesse der Bischöfe selbst, dass die Stadt und das Gebiet von Trient dem Einflusse der norditalischen Municipien und dem Eroberungsgelüste der Machthaber, welche sich später in denselben festsetzten, ferne gehalten würde. Zur Zeit der Hohenstaufen Friedrich I., Heinrich VI. und Friedrich II. wurde diese Richtung mit besonderem Nachdrucke betont. Unter dem Bischofe Konrad II. (1188 — 1207)

[1] „Cryptam fundavit, Altare relevavit totamque Ecclesiam in melius mutavit.“ Ein späterer Katalogus aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts drückt sich so aus: „Locum subterraneum fecit in Cathedrali et Altare divae Maxentiae, Chorum fecit et Altare superius et totum templum renovavit.“

[2] „Altare vetustum cum pilio ad instar Romanae Curiae, ubi nunc monumentum s. Sysinii et aliorum redegit.“ Antiquus Catal. — „Renovavit Altare majus divi Vigilii in Cathedrali reducens illud ad formam Romanae Ecclesiae.“ Alter ant. Cat.

[3] „Ecclesiam b. Vigilii noviter renovavit, consecravit reliquiasque s. s. Martyrum Vigilii, Sisinii, Martyrii et Alexandri et aliorum Sanctorum collocavit.“ Dyptich. Udalr.

[4] Hieher bezieht sich folgende, auf einen weissen Stein mit gothischen Buchstaben eingegrabene Inschrift: „Anno Domini MCCXII. ultima die Februarii presidente venerabile Tridentino Episcopo Frederico de Vanga et disponente huius Ecclesie opus incepit et construxit Magister Adam de Arognio Cumane Dioc. et circuitum ipse, sui Filii, inde sui Aplatici cum appendiciis intrinsece et extrinsece istius Ecclesie magisterio fabricarunt. Cuius et sue prolis hic subtus sepulcrum manet. Orate pro eis.“ — Der Anonimo trent. sagt pag. 221: „rinovè il palazzo episcopale attaccato alla Cattedrale e riformò il Coro della medesima Cattedrale.“ — Zu bemerken ist noch, dass der noch stehende Wanga-Thurm ebenfalls im Jahre 1212 gebaut wurde.

war an die Verheirathung nach der Lombardei oder der Veroneser Mark der Verlust der bischöflichen Lehen geknüpft. Das Verhältniss des Bischofs Friedrich von Wangen zum Kaiser Friedrich II. war so innig, dass er von demselben im Jahre 1213 zum Reichsvikar für die Lombardei, Tuscien und Romagna, mit dem Rechte, Krieg und Frieden zu schliessen, ernannt wurde.

Mit eben diesem Bischofe ging aber die politische Macht Trient's wieder zur Neige. Kaiser Friedrich liess es nach dessen Tode gewähren, dass der Ghibelline Ezzelin von Romano, Herr von Padua, viele Jahre hindurch Trient besetzt hielt und die bischöflichen Temporalien an sich zog. Seinem Beispiele folgten später die Grafen von Tirol, namentlich Meinhardt II. (1258—1295). Der Bischof Egno, Graf von Eppan (1241—1273), der erste, der einen Suffraganbischof und Generalvikar hatte, musste sein Leben im Exil beschliessen. Unter seinem Nachfolger Heinrich II. (1274—1289) war der Dom mehrmals Zeuge eines merkwürdigen Aktes, mit dem der Bischof in Gegenwart des ganzen Kapitels, bedrängt von dem Grafen von Tirol, die weltlichen Besitzthümer des Bisthums dem heil. Vigilius zum Eigenthume übergab und hierüber durch einen Notar ein förmliches Rechtsdokument ausfertigen liess. Erst als im Jahre 1363 die Grafschaft Tirol an das Haus Oesterreich kam, wurde mit diesem mächtigen Nachbar durch eigene Compaktaten ein dauernder Frieden hergestellt. Mehrere Bischöfe, namentlich Johann Hinderbach (1465—1486) und Bernhard von Kles (1514—1539) leisteten dem Hause Habsburg viele und wichtige Dienste in Rom und auf den Reichstagen.

Unter dem obgenannten Bischofe Johann wurde der neue Chor der Kathedrale geweiht und die Ueberreste der Reliquien der hh. Sisinius, Martyrius und Alexander, welche sich noch in der ihnen geweihten Kirche im Nonsthale befanden, am 25. Mai 1472 unter dem Altar des Chores bestattet.

Von Bernhard von Kles angefangen, waren vier Bischöfe nach einander mit dem Purpur geschmückt. Von 1539—1658 hatten vier Bischöfe aus dem Hause Madruz (Christoph, Johann Ludwig, Karl Gaudenz, Karl Emanuel) den Bischofstsuhl inne. Die ersteren drei, zugleich Kardinäle, beschlossen ihr Leben in Rom. Ihre Zeit war für Trient eine Zeit grösster Blüthe und Wohlhabenheit. Eine königliche Pracht und Freigebigkeit wurde an ihrem Hofe entfaltet, mit herrlichen Bauten wurde die Stadt geschmückt, Künste und Wissenschaften fanden Aufnahme und Pflege. Weit mehr noch aber lenkte Trient viele Jahre hindurch die Aufmerksamkeit der ganzen Christenheit auf sich, als die Väter des Conciliums dort versammelt waren. Doch nur die ersten acht Sitzungen unter Paul III. und sechs Sitzungen unter Julius III. wurden im Dome, die übrigen in der Pfarrkirche S. Maria Maggiore gehalten. Dagegen fand die feierliche Promulgation der Dekrete wieder im Dome statt.

Im Jahre 1682 unter dem Bischofe Franz von Alberti-Poja (1677—1689) wurde dem Dome auf der Südseite eine Kapelle zugebaut. Ein grosser Theil der Gemälde im Innern der Kirche stammt aus der Zeit dieses Bischofs. Der Bischof Dominikus Anton, Graf von Thun-Hohenstein (1730—1758), errichtete zur Erinnerung an die im Jahre 1703 abgewendete Feindesgefahr einen neuen Hauptaltar mit vier Säulen. Die alte Krypta wurde bei diesem Anlasse niedergerissen.[1]

Von dem Kriegsjahre 1703 angefangen, behaupteten die Bischöfe noch durch ein volles Jahrhundert ihre weltliche Würde als Reichsfürsten. Im Jahre 1803 aber, drei Jahre bevor das Reich selbst aufgelöst wurde, traf den Bischof von Trient das Los der Säkularisation. Bald darauf zum Königreiche Italien geschlagen, wurde Trient seit 1814 dauernd mit Oesterreich vereinigt und in politischer Beziehung der Grafschaft Tirol, in kirchlicher der Metropolie Salzburg zugewiesen.

[1] Auf einer der Säulen befindet sich folgende, auf diesen Bau sich beziehende Inschrift:

D. O. M.
Ut totius Aedificii Symmetria
illustrata pateret, Tholo
altius elevato, Fornicibus
Pictura excultis, et depressa
Crypta, in qua Sanctae Maxentiae
Ossa condita erant, Pavimentum
hoc Altari Majori ac Odeo
substractum marmoreisque
Septis et Gradibus terminatum
fui Anno MDCCXL.

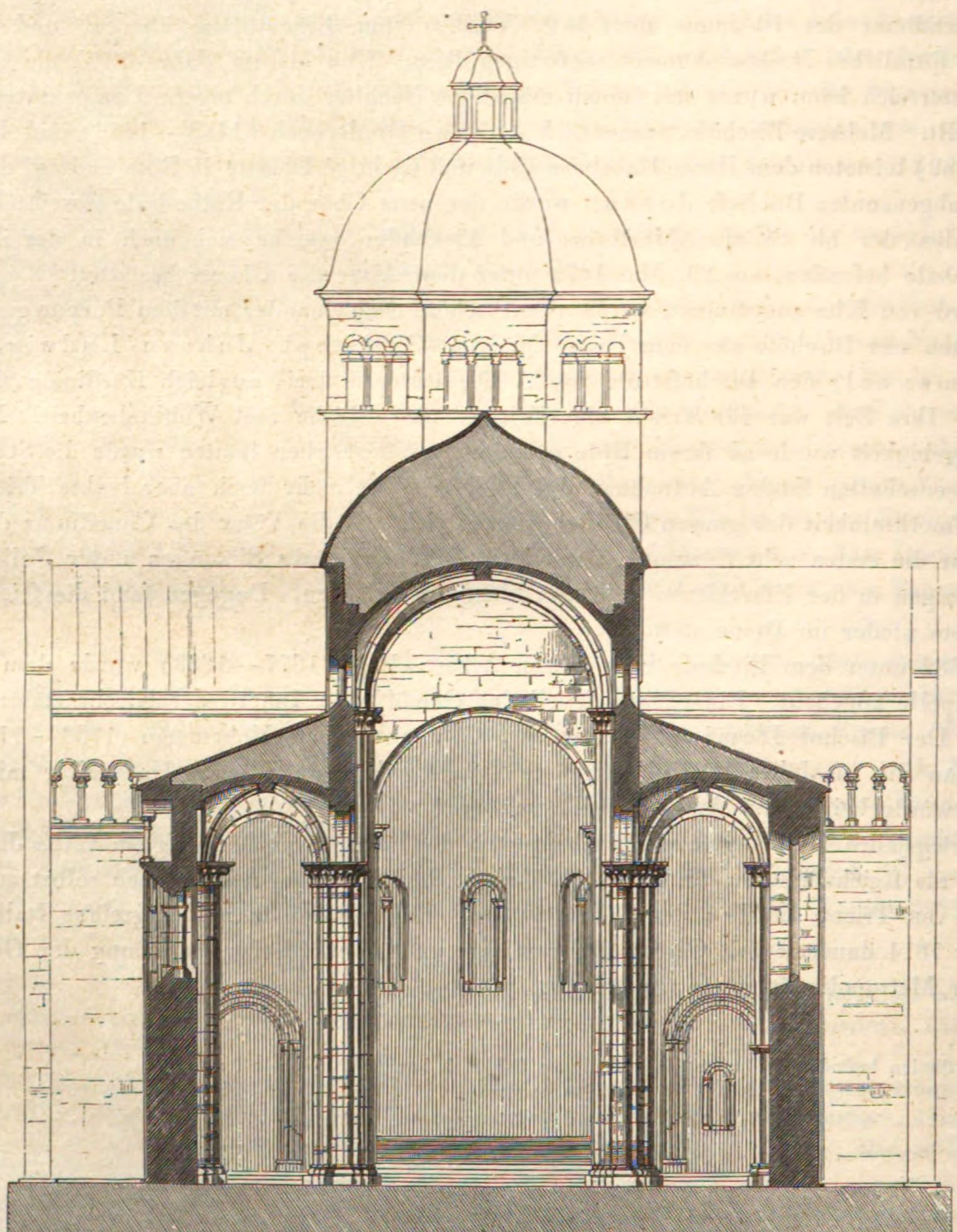
B. Bau-Beschreibung

von

Prof. A. Messmer.

Der Dom von Trient ist nebst der Stiftskirche von Inichen die einzige bedeutende Kirche romanischen Styls, die sich im Kronlande Tirol erhalten hat. Er ist weniger ausgezeichnet durch Grösse als durch die Einfachheit und Tüchtigkeit des Styls, der sich an einzelnen Theilen des Aeussern zu einer besonde rn

Fig. 1.



Anmuth entfaltet, so dass diess Gebäude in der Baugeschichte des 13. Jahrhunderts, dem der grössere Theil angehört, eine würdige Stelle einnimmt. Dazu kommt noch ein merkwürdiger Umstand. An der Grenze zwischen Deutschland und der Lombardei gelegen, verschmilzt er gewissermaassen die Styleigenthümlichkeiten

beider Gebiete zu einem Ganzen, das in dieser Weise schwerlich wieder angetroffen wird. Um eine möglichst genaue Vorstellung von seiner Gestalt zu geben, betrachten wir zuerst die Gesammtanlage, dann das Innere, endlich das Aeussere.

Die Kirche hat die gewöhnliche Richtung von Westen nach Osten. Sie bildet eine dreischiffige gewölbte Basilika (Taf. XXIII) in Gestalt des lateinischen Kreuzes, mit wenig vortretendem Querschiff; die Vorderderseite flankiren zwei Thürme, von denen jedoch nur der nördliche fertig gebaut ist und über der Vierung erhebt sich eine achteckige Kuppel. Die Seitenschiffe, durch Pfeiler und Rundbogen vom mittleren getrennt, haben ungefähr die halbe Breite und etwa zwei Drittheile von der Höhe des letzteren. Eigenthümlich ist, dass sie ihre halbrunden Apsiden und besonderen Eingänge an der Ostwand des Querschiffes haben. Das Querschiff selbst hat die Höhe des Mittelschiffes und einen geradlinigen Schluss. Der Chor bildet eine etwas erhöhte Fortsetzung des Mittelschiffes und schliesst, wie die Seitenschiffe, mit einer halbrunden Apsis. Ausser dem Hauptportal an der Façade und den erwähnten zwei östlichen Eingängen führt noch ein Portal von der Nordseite, westlich neben dem Querschiff in's Innere; vermuthlich war ein entsprechendes Portal auch an der Südseite, aber es ist durch den modernen Anbau der Kreuzkapelle verdeckt worden. Das Material ist durchaus der weissröthliche Tridentinermarmor, der durch seine Härte der Witterung sehr gut widersteht und mit der Zeit eine bräunliche Färbung annimmt, die von einer ernsten Wirkung ist. Fast der ganze Bau ist dem Zugang und Anblicke frei, nur die Ostseite des nördlichen Kreuzflügels und die anstossende nördliche Wand des Chors bis zur Apsis sind durch angrenzende Gebäude des ehemaligen bischöflichen Palastes verdeckt.

Die Gestalt des Innern (Taf. XXIV und *Fig. 1*) ist folgende. Zehn freistehende Pfeiler, deren Abstand ungefähr der Breite der Abseiten oder der halben Breite des Mittelschiffes gleichkommt, scheiden die Schiffe, die mit Kreuzgewölben gedeckt sind; zwei Pfeiler tragen ausserdem die Eingangshalle zwischen den Thür-

Fig. 3.

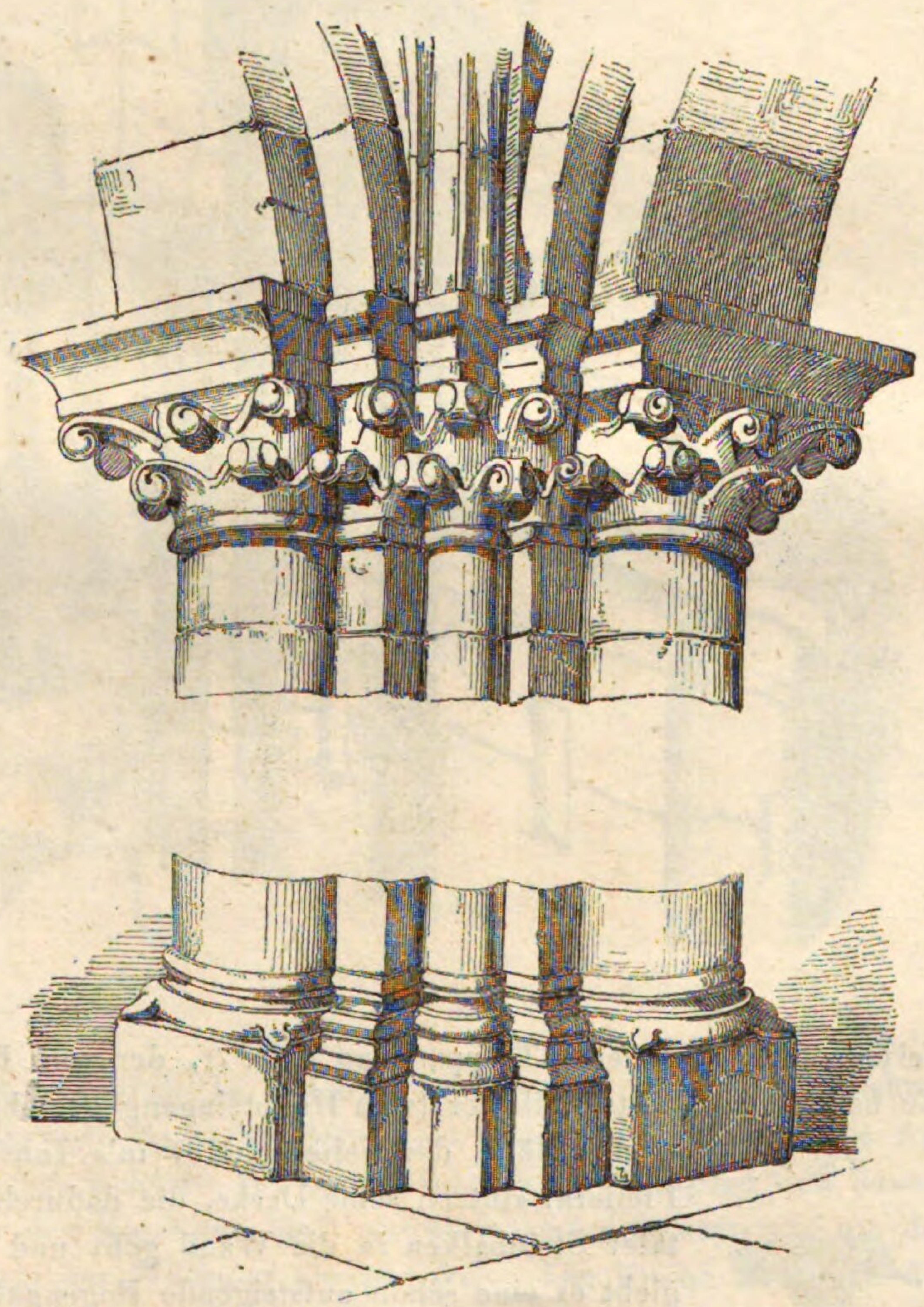
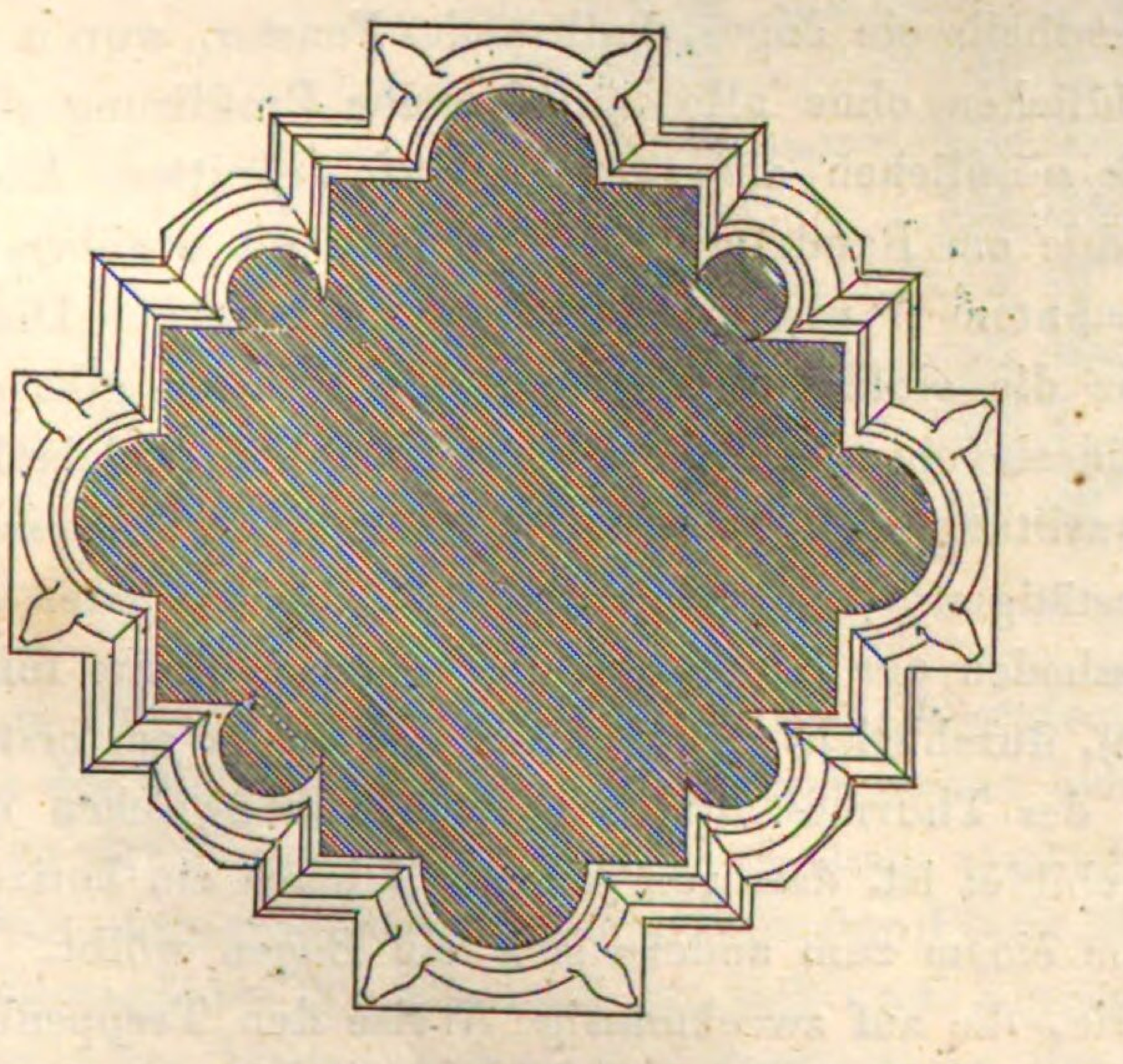


Fig. 2.



men und vier die Kuppel über dem Kreuz. Die Bildung derselben ist die gewöhnliche des ausgebildeten romanischen Styls. Der Kern ist kreuzförmig oder ein Quadrat mit ausgenommenen Ecken (*Fig. 2 u. 3*). An den vier Flächen streben Halbsäulen empor und in die Ecken sind um die Hälfte schwächere Säulchen oder

Dienste gestellt. Sie haben über dem Sockel die attische Basis mit dem Eckblatt, das meist wohlgebildet ist, bald ein Knollen, bald ein Blatt oder eine Thierklaue (*Fig. 4*). Die Kapitäle sind korinthisirend mit zwei Blattreihen, deren Stiele etwas mager gebildet sind, aber eine üppig schwellende Traube an der Spitze tragen in der Weise, die man in den lombardischen Kirchen häufig findet. Den Pfeilern entsprechen an den Seitenwänden ebenso viele Pilaster, die im südlichen und nördlichen Schiff verschieden gebildet sind; dort fehlt an der Stirnseite die Halbsäule, aber die Ecksäulchen sind vorhanden (*Fig. 5*); hier fehlen diese, ist aber die Halbsäule vor die Pfeilerfläche gesetzt. Dem früher erwähnten Höhenverhältniss der Schiffe entsprechend, steigt die nach Innen gekehrte Seite der Hauptpfeiler, als Pilaster an der Oberwand des Mittelschiffs noch ein Drittel höher auf, um als Gurtträger der Mittelwölbung zu dienen. Die Pfeiler unter der Eingangshalle haben bloss die Höhe der Wandpilaster, die der Vierung sind so hoch als die Scheitel der Arkadenbogen. Aus der Pfeilerzahl ergeben sich für die Wölbung der Schiffe je sechs Felder, die über den Abseiten nahezu quadratisch, über dem Mittelschiff doppelt so breit als lang sind. Die Längen- und Quergurten, welche die Arkaden zwischen den Gurten und die Gewölbefelder umschliessen, sitzen auf einer karniesförmigen Platte über dem Kapitäl der Halbsäule und den dahinter stehenden Ecken der Pfeilerfläche; dem entsprechend wird ihr Profil eine breitere und eine darauf liegende schmälere viereckige Platte. Die Diagonalgurten (*Fig. 6*) oder Kreuzrippen steigen von den Ecksäulchen der Pfeiler und Pilaster auf und haben eine viereckige, am Rande eingekehlte Unterlage, auf der ein rundes Band mit aufgeklebtem oder aufgemaltem Laubwerk liegt. Die Seitenwände haben zwischen je zwei Pilastern meistentheils ein enges, halbrundes Fenster, wovon die südlichen ohne alle künstlerische Profilirung sind, die nördlichen aber eine scharfgeschnittene Hohlkehle am Rand und ein Säulchen mit darüber gespanntem Wulst in der Laibung zeigen. Diess, wie die einfachere Bildung der Pilaster gibt der Südseite ein alterthümlicheres Aussehen, welche Beobachtung sich auch an der Gestalt des Aeussern bestätigen wird. Eigenthümlich ist an jeder der Seitenwände ein offener Treppengang (*Fig. 7*), der vom Fussboden der Kirche in die beiden Thürme führt. Er beginnt am dritten Pilaster (vom Haupteingang gerechnet), durchbricht den zweiten und endet am ersten, in der Höhe der Seitenschiffe, in's Innere des Thurmes. Säulchen, je vier zwischen den Pfeilern, stützen seine Decke, die dadurch gebildet ist, dass von jedem Säulchen ein horizontaler Steinbalken in die Wand geht und von einem zum andern sich ein Bogen wölbt. So giebt es eine schön aufsteigende Bogengallerie, die auf zweckmässige Weise den Treppenbau bloss legt und die Wandmasse erleichtert. Der Gedanke ist eigentlich vom Aussenbau genommen und hat sein Vorbild in den Gallerien, die am Giebel lombardischer Kirchen hinauflaufen, namentlich in S. Michele und S. Pietro in Cielo d'oro zu Pavia, die vielen anderen Kirchen zum Muster gedient haben. Doch muss man zugeben, dass hier die Anwendung des Gedankens vollkommen be-

Fig. 4.

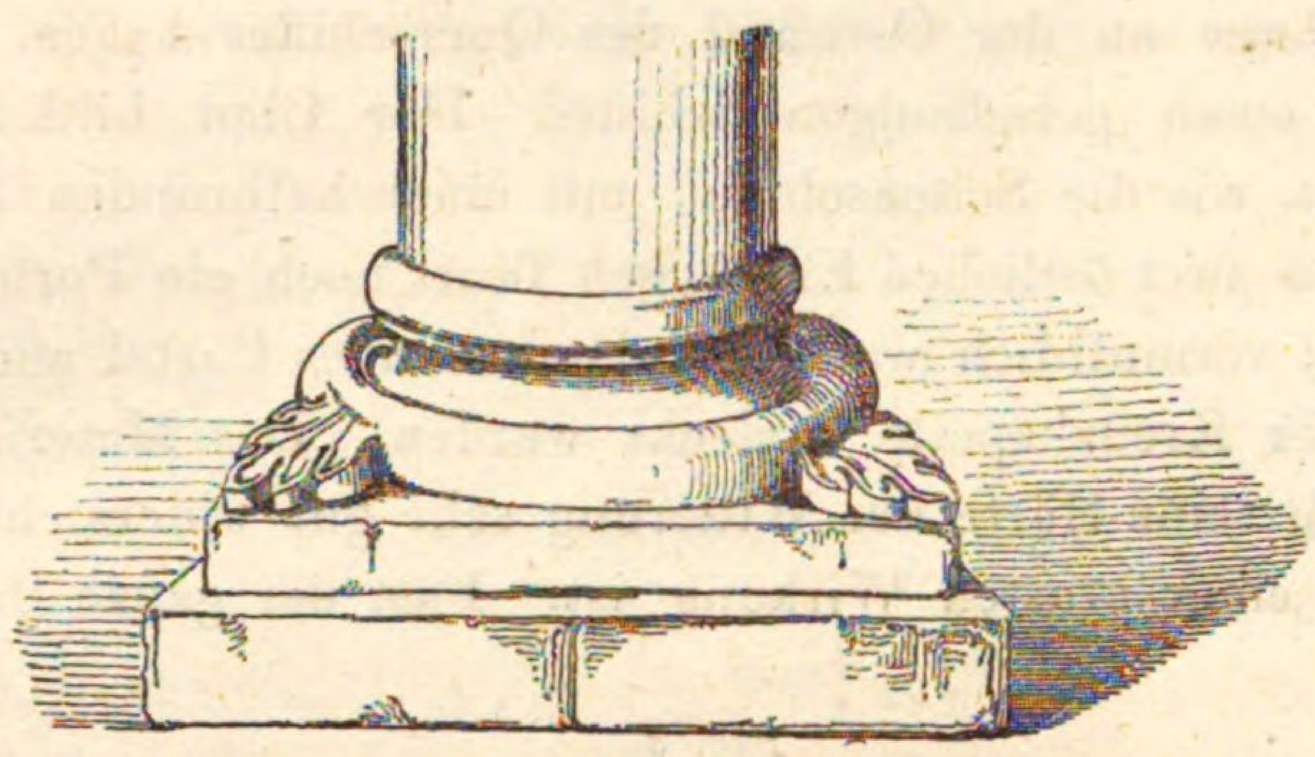


Fig. 5.

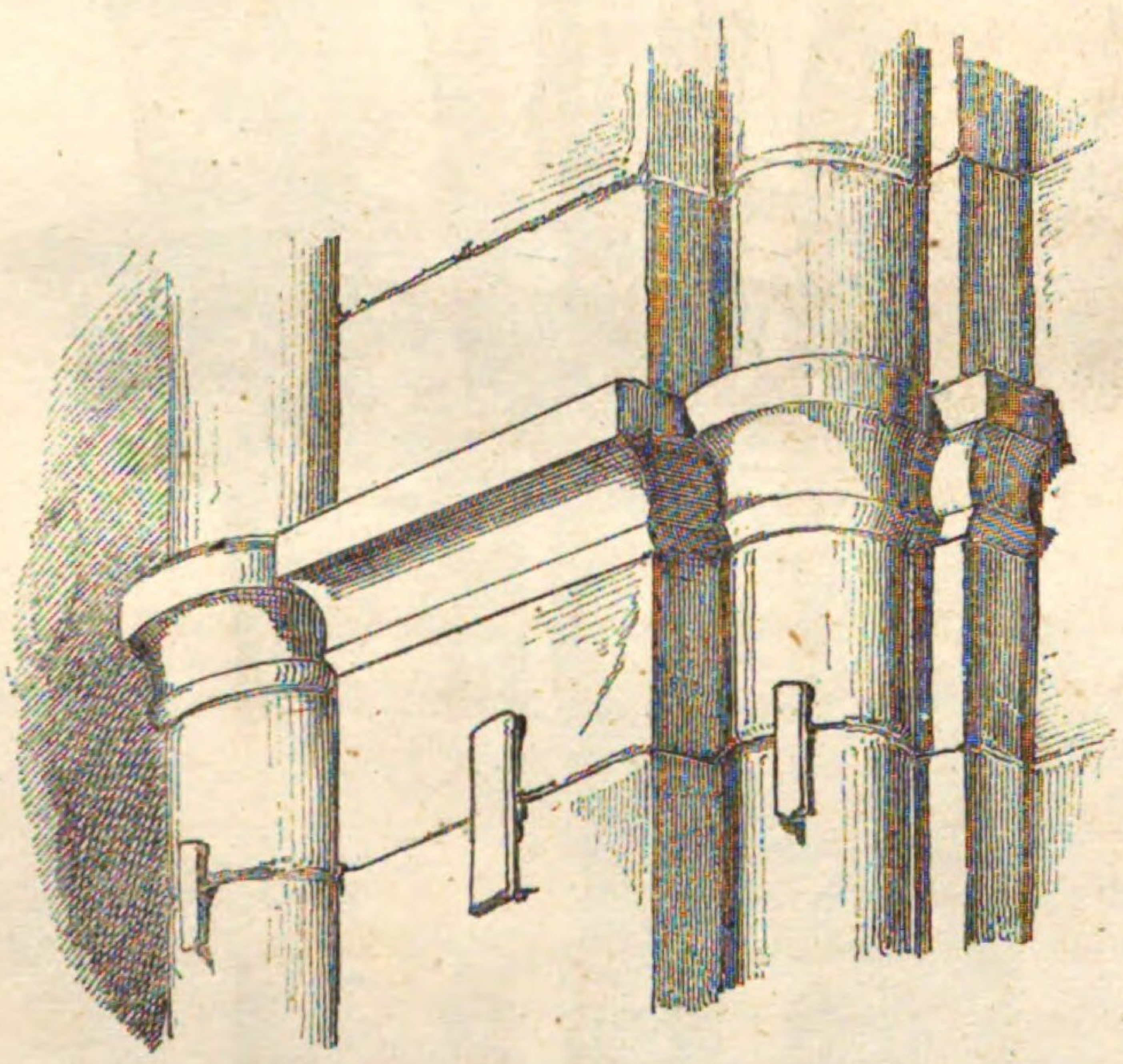
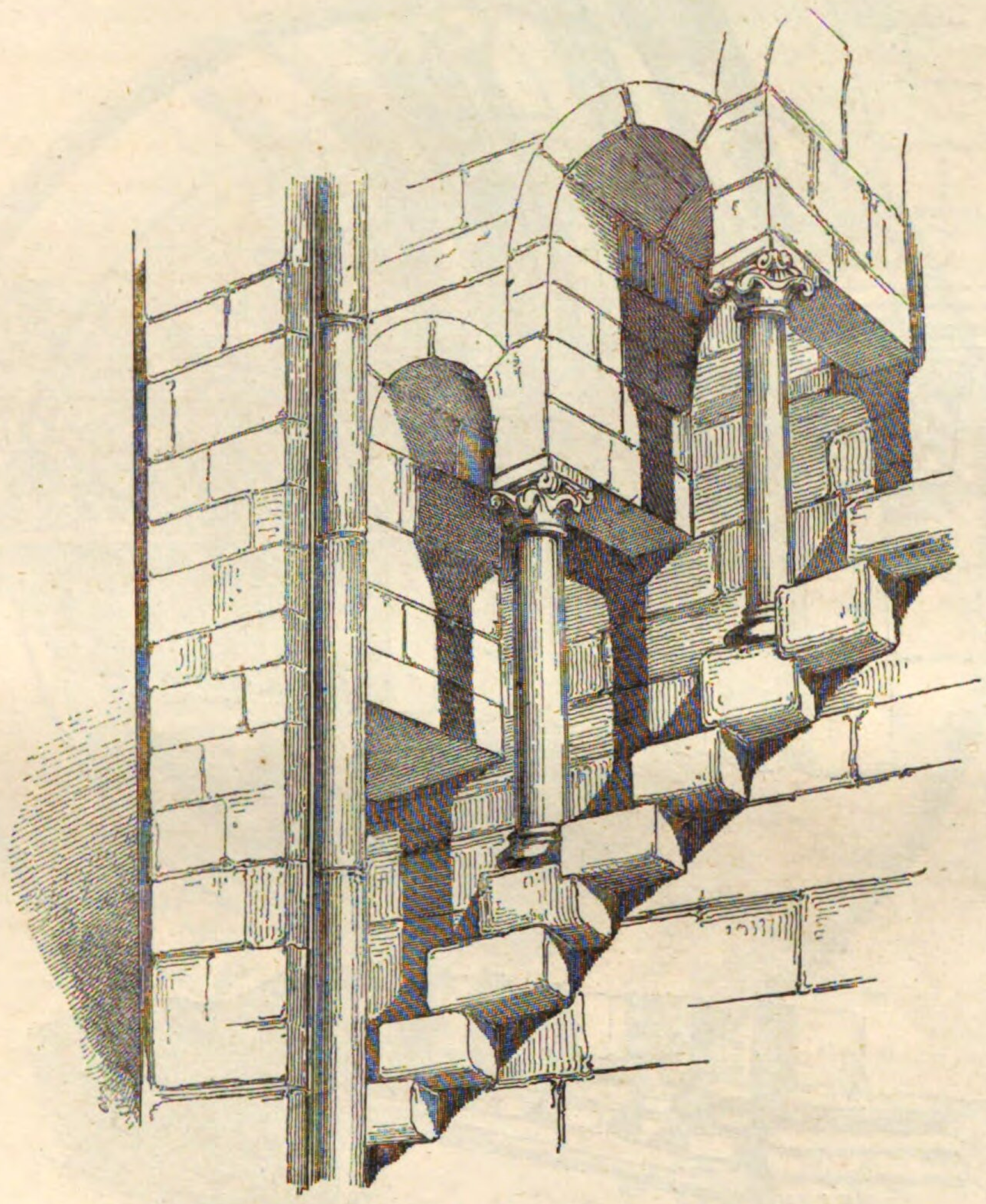


Fig. 6.



rechtigt und wohl glücklicher ist als an einem Giebel, wo die Stiege im eigentlichen Sinn zu nichts führen kann. — Die Scheidbogen des Mittelschiffs über den Seitenarkaden sind massiv, nur oben von je einem glatten Rundbogenfensterchen durchbrochen. — Die Pfeiler der Vierung sind etwas stämmiger gebildet und die Kapitäle mehr zusammengepresst, eine feine Andeutung des darauf lastenden Druckes. Die alte Gestalt der Kuppel ist leider verschwunden und hat nunmehr einem fremdartigen Oval Platz gemacht; eine längliche Gestalt muss sie immer gehabt haben, weil der Grundriss eine solche bedingt. — Das Querschiff hat in jedem Flügel ein einziges Kreuzgewölbe, dessen Diagonalrippen auf den Ecksäulchen der Kuppelpfeiler und zwei andern in den Wandecken ruhen. Die Nord- und Südwand, d. i. die beiden Stirnseiten, bilden eine geradlinige Mauer

Fig. 7.

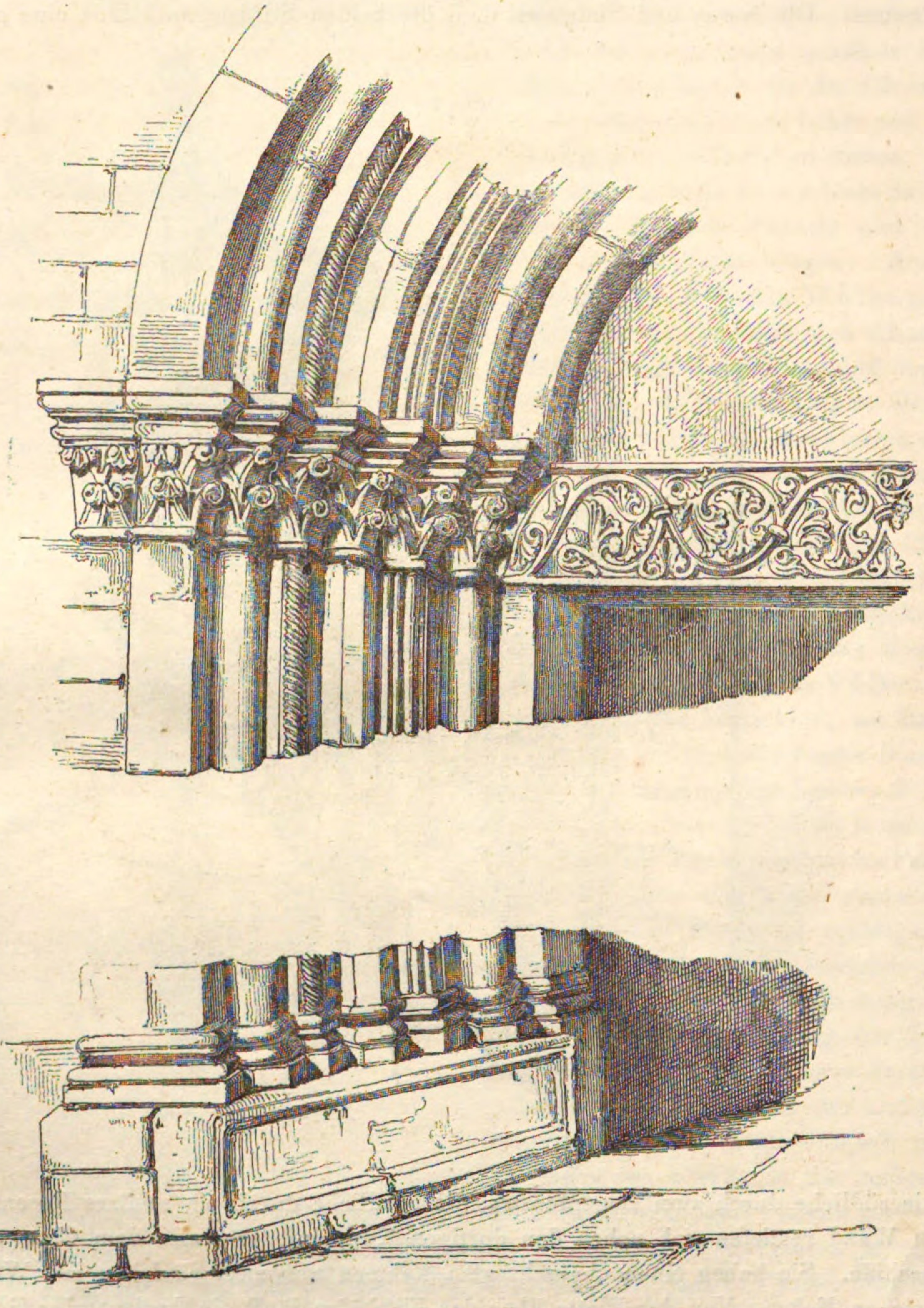


ohne Pilaster, die südliche durch zwei Bogenfenster, die nördliche durch ein schönes Rosenfenster erleuchtet. An der östlichen Wand vertiefen sich neben den dortigen Kuppelpfeilern, also dem Chor zur Seite, die Apsiden der Seitenschiffe. Sie haben einen abgeschrägten Rahmen von zwei Säulchen mit Wulsten und dazwischen ausgenommenen Ecken. Von der Platte über den Kapitälen läuft ein horizontaler Gesimsstreif um das Halbrund der Nischen, auf den sich zwei Rippen von der Wölbung niedersenken. Die Nische lässt von der Breite der Mauer noch so viel Raum übrig, dass beiderseits, gegen die Schlusswand zu, Eingänge angebracht sind. Die Wände des Querschiffes boten durch ihre grösseren Flächen und die etwas bessere Beleuchtung eine günstige Gelegenheit für Gemälde; man sieht daselbst noch schöne Reste alter Bilder. — Der Chor hat

nur ein einziges etwas längeres Travée, gegen Osten durch einen Pilaster mit zwei Ecksäulchen begrenzt, woran sich die Rundung der Altarnische anschliesst. Diese erleuchten östlich drei Fenster von schöner Profilirung; zwei durchbrechen die südliche Wand, die nördliche geht nicht in's Freie.

Nun wenden wir uns zum Aeusseren, zunächst zur Façade. Die Thürme sind von unten auf in einem massiven Viereck angelegt; der südliche hat jedoch kaum zwei Drittel der Façadenhöhe. Das Viereck des

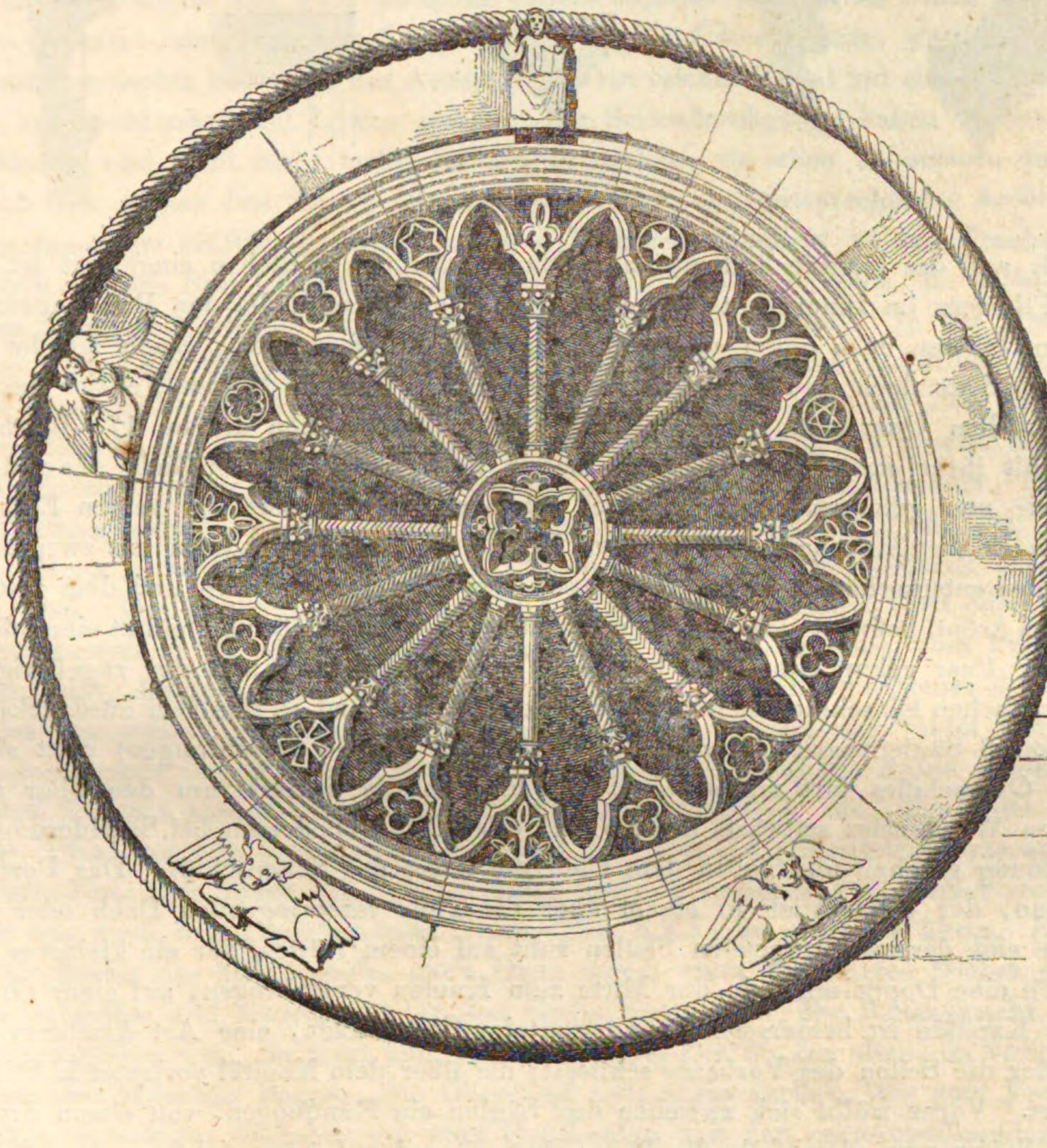
Fig. 8.



nördlichen bildet vier Abtheilungen oder Stockwerke, durch einfache Gesimse getrennt, das oberste mit einem Rundbogenfenster. Darüber erhebt sich noch ein achteckiges Stockwerk; jede Seite desselben hat ein schlankes Doppelfenster durch zwei hintereinander gestellte Säulchen getheilt. Das Achteck sammt der Kuppel darauf kann nicht mehr dem alten Bau angehören; es hat denselben Styl mit der modernisirten Kuppel über dem

Kreuz. — Vom Mittelbau zwischen den Thürmen nimmt den untern Theil das Portal (*Fig. 8*) ein. Es ist rundbogig, mit abgeschrägter und reichverzierter Laibung nach deutscher Weise. Von dem Sockel steigen nämlich drei Säulchen (das mittlere achteckig) und dazwischen ebenso viele vortretende Wandecken über attischer Basis auf. Die korinthisirenden Kapitäle sind, wie die Basen, auch um jene Ecken herumgeführt, so dass ein ununterbrochener Blätterkranz entsteht. Die Archivolte steht auf einer Deckplatte über den Kapitälen und ist, den vertikalen Theilen entsprechend, aus drei Rundstäben und den reich gemusterten Ecken zusammengesetzt. Auf dem Thürsturz ist ein schön gemeisseltes Rebengewinde. Im Tympanon sieht man

Fig. 9.



ein altes Madonnenbild mit Heiligen. Ueber dem Thor befindet sich das schöne grosse Rosenfenster, das das Mittelschiff beleuchtet (*Fig. 9*). Es ist eingefasst von einem gewundenen Band, innerhalb welchem man die Symbole der Evangelien sieht; auf der Spitze ist die sitzende Gestalt des Heilandes. Der einwärts abgeschrägte Rahmen des Fensters ist mit Rundstäben, Leisten u. s. w. ausgelegt und gibt so ein reichgestaltetes Profil (*Fig. 10*). Die Mitte der Rose zeigt ein Vierblatt im Kreise, von dem sechzehn Speichen auslaufen, die meist aus gewundenen Säulchen gebildet sind. Von ihren Knäufen geht ein gothisirender Kleeblattbogen von einem zum andern, die Ecken am Umkreis füllen Blumen- und geometrische Figuren. Darüber befindet sich noch eine kleinere Rosette und hart unter dem Dach ein Rundbogenfenster, über das sich der halbrunde, etwas geschweifte Giebel erhebt, der venetianischen Bauten nachgebildet scheint. Die Façade ist nicht der günstigste Theil des Baues. Die Mauermasse ist im Ganzen zu einförmig und nackt; das Portal und die Rose

an sich sehr schön, vermögen die Oede der übrigen Theile nicht ganz zu überwinden, um einen schönen Gesammteindruck hervorzubringen. Namentlich ist der Stumpf des südlichen Thurms nur kümmerlich eingedeckt; ein trauriger Anblick und der Giebel fremdartig und geschmacklos.

Das Aeussere des südlichen Seitenschiffes ist gleichfalls arm an Schmuck. Ueber einem zwei Fuss hohen nach der attischen Basis gebildeten Sockel steigt die Mauer bis unter das Dach glatt empor; verwitterte Tragsteine, auf denen vielleicht einmal Statuen standen, ragen daraus hervor. Die Fenster sind auch nach

Fig. 10.



Fig. 11.



Fig. 12.



Fig. 13.

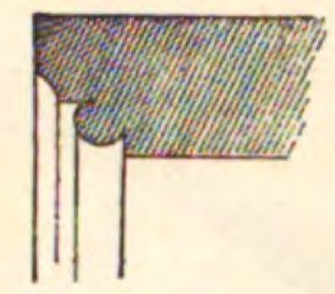


Fig. 14.



Aussen unverziert bis auf das längere hinterste am Thurm, das von Säulchen eingefasst ist. Zwischen den Fenstern sind den Pilastern im Innern entsprechend Lissenen angebracht, die den Rundbogenfries unter dem Dache tragen, dessen Spitzen nach unten selbst wieder allerlei Köpfe bilden. Auch an der Oberwand des Mittelschiffs über dem Seitendach sind Lissenen, aber ohne Fries und die kleinen Fenster dazwischen gleichfalls unverziert. Vor dem Querschiff unterbricht den alten Bau unschön die im 17. Jahrhundert gebaute Kreuzkapelle, die mit ihrer achteckigen Kuppel massiv heraustritt. Die südliche Façade des Querschiffs, zu der wir nun gelangen, ist von einer schönern Anlage. Sie hat keinen Eingang. Die zwei grössern Fenster, die sie durchbrechen, sind wie von Innen, so auch von Aussen mit zwei Säulchen, ausgekehlten Ecken und den entsprechenden Bogen eingefasst. Zwischen den Fenstern und dem glatten dreieckigen Giebel, der die Wand krönt, befindet sich von einem kräftigen Sims (*Fig. 11*) unterstützt eine offene, horizontale Zwerggallerie von 11 Paar gekuppelten Säulchen (ohne die Ecksäulchen) und der zugehörigen Zahl Rundbogen, die durch dreifachen Einschnitt nach Innen abgeschrägt sind und so den Bau ausdrucksvoll beschatten. Dieselbe Gallerie von 8 Säulenpaaren (eins in der Mitte zum Knoten verschlungen) setzt sich auch an der östlichen Wand des Querschiffes fort und schliesst sich hier an die Gallerie um den Chor an. Der untere Theil dieser östlichen Wand zeigt seitwärts das Portal (Taf. XXVI), dessen bei Schilderung des Innern an dieser Stelle Erwähnung geschah und neben dem Chor die Apsis des Seitenschiffs. Das Portal hat den sog. lombardischen Vorbau, der bekanntlich in einem über die Thür vorspringenden Dach oder Tabernakel auf Säulen besteht. Die eine der zwei tragenden Säulen ruht auf einem Löwen, der ein kleineres Thier umkrallt, die andere, eigentlich eine Doppelsäule, in der Mitte zum Knoten verschlungen, auf einer Gruppe kauernder Männlein. Auf die Kapitäle ist beiderseits ein horizontaler Steinbalken, eine Art Architrav rückwärts nach der Mauer gelegt, der die Seiten des Vorbaues schliesst; die über dem Kapitäl vortretende Stirne des Balkens ist mit Laub verziert. Vorne wölbt sich zwischen den Säulen ein Rundbogen, von einem dreieckigen Giebel gekrönt, auf dessen Spitze man gleichfalls die Figur eines sitzenden Löwen sieht, zu dem Schlangen emporkriechen. In diesem an romanischen Kirchen so häufig vorkommenden Symbol wollte eine derbe Phantasie ohne Zweifel den Kampf des guten und bösen Prinzipes und den Sieg des ersteren anschaulich machen. Die Laibung des Portals hat drei achteckige Säulchen und dazwischen zwei ausgenommene Winkel mit den entsprechenden Bogen; der Thürsturz zeigt wie am Hauptportal ein schön geschwungenes Rosengewinde, eine deutliche Beziehung auf das unblutige Opfer. Im Bogenfeld ist eine alterthümliche Statue des heil. Vigilius. — Die Seitenapsis hat über einem zwei Fuss hohen Sockel eine noch höher gezogene attische Basis. Zwei Pilaster mit Halbsäulen theilen sie in drei Theile, der mittlere hat ein enges rundbogiges Fenster, das aber im Innern durch einen Altar verdeckt ist. Darüber läuft von den Pilastern unterbrochen eine blinde Zwergsäulengallerie, die gleichsam den Fries vertritt und über die sich das weit ausladende Dachgesims vorstreckt.

Die nördliche Seite des Schiffes, zu der wir uns nun herumwenden, ist hier die Schauseite, weil dem Hauptplatze vor der ehemaligen bischöflichen Residenz zugekehrt, und daher auch die schmuckreichste. Hier zeigt schon die untere Thurmseite ein mit Säulchen (deren Kapitäle allerlei Köpfe vorstellen) und Bogen mannigfaltig verziertes Fenster. Unter dem Dach des Nebenschiffes läuft die ganze Seite entlang eine Gallerie von 33 Säulchenpaaren, ganz so gebildet wie an der südlichen Front des Querschiffes. Die untere Mauer hat Lissenen, die bis zur Gallerie ansteigen, dazwischen ein rundes und drei Bogenfenster mit üppigen Rahmen. Die Fenster verrathen ihren jüngern Ursprung deutlich, indem sie die Lissenen unorganisch unterbrechen. Ja wenn man die ganze Nordseite mit der schlichter behandelten südlichen vergleicht, kann man kaum anders urtheilen, als dass hier eine bedeutende Umwandlung vor sich gegangen sei; ein Stück der alten Mauer mit seinen Lissenen vielleicht aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, wo von bedeutenden Bauten die Rede ist, blieb stehen, aber Fenster, Gallerie und wohl auch die innern Pilaster wurden im Sinne des entwickelten romanischen Styls neu gemacht oder verändert. [1] — Des Eingangs auf dieser Seite, westlich neben dem Querschiff, wurde schon früher gedacht; hier zeigt das Aeussere nur ein reiches Portal mit einem Vorbau auf sechs Säulen, von denen die zwei vordersten auf Löwen stehen. Die Seitendurchgänge haben bereits Spitzbogen und die Kapitäle der Säulen sind wohl nicht mehr die ursprünglichen, sie sehen zu modern aus. Die Laibung des Portals hat auch hier wieder drei Säulen mit verzierten Ecken und entsprechender Archivolte; das Laubwerk der Kapitäle ist besonders kräftig gearbeitet, auf dem Thürsturz kommen zu den Traubenranken noch Vögel und im Bogenfeld ist das Bild Christi und der Evangeliensymbole. — Auch die sechs Fenster des Mittelschiffs über dem Seitendach sind auf dieser Seite mit Säulchen geschmückt. In der Mauer bemerkt man hie und da figurirte Steine; der Sockel der ganzen Seite ist vermuthlich durch Auffüllung verdeckt. — Die nördliche Front des Querschiffes gleicht ganz der südlichen; nur ist hier statt der zwei Bogenfenster das ausgezeichnete Radfenster. In seinem äusseren Rahmen sieht man 12 Figuren, die oberste hält in jeder Hand eine Krone, die auf der einen Seite sind in abwärts gekehrter (fallender) und flehender, die auf der andern in aufsteigender Richtung abgebildet. Es scheint ein sog. Glücksrad, dessen Profil *Fig. 12* zeigt; es ist dem heil. Zeno in Verona nachgebildet, das daselbst durch die beistehende Inschrift als Erfindung des Briolotus gepriesen wird. Die Figur in der Mitte, die das Rad treibt, scheint Gott oder Christus vorzustellen. Die Ostseite des Querschiffs ist hier ganz wie am südlichen Flügel; nur dass beim Portal neben der Seitenapsis der Vorbau fehlt. Leider ist dieser Theil jetzt durch eine hineingeflickte Mauer dem Anblick von Aussen entzogen. — Das Hauptdach des Schiffes folgt der Gestalt des Giebels und bildet fast ein Halbrund. Die jetzige Hauptkuppel wurde im vorigen Jahrhundert unter Bischof Dominikus Anton erhöht und der Anschluss an den alten Styl fiel, wie nicht anders zu erwarten, nur oberflächlich aus. Sie bildet nun zwei achteckige Stockwerke; das untere mit vier ovalen, das obere mit acht doppelt getheilten, etwas schmächtig gerathenen Bogenfenstern versehen, über denen der Sims und das flache Kesseldach von Kupfer steht.

Nun bleibt uns noch das Aeussere vom Chor (Taf. XXV) zu schildern übrig. Er besteht aus einem Rechteck von der Breite des Mittelschiffs, nach Oben durch einen dreieckigen Giebel geschlossen, und der Apsis, die etwas schmäler und niedriger unter dem Giebel heraustritt. Die Seitenansicht ist, wie schon früher bemerkt, nur gegen Süden frei. Sie zeigt über dem Sockel drei Fenster der alten, im vorigen Jahrhundert verschütteten Krypta mit hübschen Bogen. Die Oberwand tritt etwas zurück, ihre zwei Fenster haben als Rahmen ein schlankes achteckiges Säulchen mit zwei Hohlkehlen und den correspondirenden Bogen; unter dem Dach setzt sich die Zwerggallerie des Querschiffes fort. [2] — Das Profil der Archivolte derselben zeigt *Fig. 13*. Die Apsis ist vorzüglich reich geschmückt. Sie hat nach der Höhe vier Abtheilungen. Die Basis bildet auch hier wieder die Krypta mit drei Fenstern. Darüber erheben sich zwei schlanke Pilaster

[1] Diess lässt sich auch aus der streng wörtlichen Deutung der denkwürdigen Inschrift von 1212 entnehmen. Denn ausser der allgemeinen Angabe des Baues (der auch ein Dombau sein kann) wird besonders hervorgehoben, der Meister habe mit seiner Sippschaft circuitum . . . cum appendiciis intrinsece et extrinsece huius ecclesiae fabricirt. Damit ist wohl am ehesten die Gallerie (der Laufgang) und die Ausschmückung gemeint.

[2] An dem Eckpfeiler gegen die Apsis ist der Stein mit jener merkwürdigen Inschrift, die oben mitgetheilt wurde, eingemauert.

mit Halbsäulen bis zum Dachsims und theilen das Halbrund in drei Felder. Den Theil über der Krypta bis zu den Fenstern umzieht eine blinde Bogengallerie. Darüber sind drei Fenster von vorzüglich reicher Bildung, indem die Zahl der Säulchen und Bogen um sie sich verdoppelt und die Laubkränze der Kapitäle sogar über die Zwischenwände fortgesetzt sind, dass über das Ganze der Ausdruck einer heitern Fülle verbreitet ist. Das Mittelfenster hat neben sich zwei verschlungene Säulenpaare, welche auf Greifen ruhen. Oben endlich krönt das Ganze die Zwerggallerie von eckigen Säulchen. Unter dem einfach ausladenden Dachsims (*Fig. 14*) ist eine Art Zahnschnitt von spitzer Bildung, wie er einfach und gedoppelt in lombardischen Kirchen häufig gefunden wird.

Es wurde Anfangs gesagt, dass sich an diesem Bauwerke gewissermaassen der deutsche und lombardisch-romanische Styl verschmelzen. Wir wollen diesem interessanten Umstande noch einige Aufmerksamkeit schenken. Ein deutscher Gedanke ist vor Allem die Verbindung der Thürme mit der Façade, da bekanntlich in Italien und auch in der Lombardei der Campanile nie einen organischen Theil des Kirchengebäudes bildet, sondern gewöhnlich isolirt steht, wie in S. Zeno. Deutsch ferner sind die Breiten- und Höhenverhältnisse, die Maasse der Abseiten im Verhältniss zum Mittelschiff, die enge Pfeilerstellung im Verhältniss zur Gewölbhöhe. In den italienischen Bauten strebt alles mehr nach Weiträumigkeit, die Wölbung, ohnehin in der romanischen Basilika selten und auf verhältnissmässig niederm Unterbau, gewinnt fast nirgends den Ausdruck des Leichten, wie die Beispiele von S. Michele in Pavia und S. Ambrogio in Mailand darthun mögen. Hier hingegen liegt in den engen und dabei schlanken Verhältnissen schon ganz der Ausdruck jenes Vorwärts- und Aufwärtsstrebens, das kurze Zeit darauf im gothischen Styl sein Genügen suchte. Die vorausgeschickten historischen Nachrichten zeigen, dass die Bauzeit gerade in die Periode fällt, da Trient als Sitz eines deutschen Reichsfürsten seine Bedeutung hatte. Was ist also natürlicher, als dass der deutsche Bauherr auch den Hauptgedanken des Gebäudes, d. i. Grundriss und Aufriss, deutsch diktirte? Genau das sagt ja auch die Inschrift: praesidente Episcopo Tridentino Federico de Vanga et opus disponente. — Hingegen liess er seinem Meister aus Como genügende Freiheit im Detail, um die in seiner Heimath gebräuchlichen Formen in Anwendung zu bringen. Schon die geringe Beleuchtung ist ein Zug italienischen Geschmackes, der das volle Licht von den Orten religiöser Sammlung auszuschliessen und dieselben in eine ehrfurchtweckende Dämmerung einzuhüllen liebt. Von den Fenstern sind wenigstens die beiden Radfenster auf die naheliegenden Beispiele lombardischer Kirchen zurückzuführen, wo sie Regel sind, während sie an deutschen Kirchen nur in seltenen Fällen vorkommen, wie am Querschiff des Basler-Domes. Die Stiegengallerie im Innern wurde schon als Nachbild lombardischer Giebelverzierung genannt. Der verwandte Schmuck der Zwerggallerien, die sich mit ihren tiefen Schatten wie ernste Kränze dem Bau um die Stirne legen, ist wieder von naheliegenden lombardischen Kirchen, wie S. Zeno und Dom von Verona herübergekommen, wenn er auch gleichzeitig in ein Paar Kirchen des alten Köln angewendet ist. Der Vorbau an den Portalen ist so eigenthümlich lombardisch, dass er nur wie ein dünner Faden (durch Botzen, Inichen) bis S. Zeno in Reichenhall und Salzburg reicht, weiter hinaus kaum mehr zum Vorschein kommt. Der ganze reiche Schmuck des Chorschlusses ist wieder von einem durchaus südlichen Gepräge und vorzüglich auf das energische Spiel von Licht und Schatten unter einem südlichen Himmel berechnet. Um noch auf ein Paar Einzelnheiten aufmerksam zu machen, so haben jene in der Mitte zum Knoten verschlungenen Säulenpaare ihr Original sicher in einem Marienaltar von S. Zeno; und jener spitze Zahnschnitt unter dem Gesims der Hauptapsis gehört fast zu den auszeichnenden Merkmalen altlombardischer Bauten, wie, um ein Paar Beispiele zu nennen, am sog. alten Dom in Brescia und am S. Fedele zu Como. Vorzüglich charakteristisch ist endlich die Bildung der Säulenkapitäle. Bekanntlich hat der romanische Styl in Deutschland gerade an den Kapitälen die mannigfaltigsten Formen producirt. Auch in der Lombardei fehlt diese Mannigfaltigkeit besonders in älterer Zeit nicht. Aber allmälig ist gerade die Form, die im Trienter Dom angewendet ist, die bei weitem vorherrschende geworden und sie vereinigt auch Strenge und lebendige Frische in einem so vorzüglichen Grade, dass sie bis in die Zeiten der Frührenaissance den Styl beherrschte. Selbst Bramante wusste in dem berühmten Bau des Ospedale maggiore in Mailand nichts Schöneres an ihre Stelle zu setzen. Wir haben also hier in der That einen deutschen Baugedanken im südlichen Gewande, eine Verbindung, die vielleicht in keinem zweiten Gebäude so eigenthümlich hervortritt. Bei alledem ist es keineswegs ein Gemisch und die Durchführung von einem vollkommen einheitlichen Charakter, was sich, um nochmals darauf zurückzukommen, besonders in der durchaus gleichen Kapitälbildung zu er-

kennen gibt. Die Technik ist eine vorzügliche, das Bauliche wie das Ornament ist mit gleich sicherer Meisterschaft behandelt.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals den ästhetischen Eindruck des Innern, so ist er Anfangs vermöge der geringen Beleuchtung etwas beengend und düster; wie man sich aber etwas an diese Dämmerung gewöhnt hat, beleben sich die schlanken Linien und maassvollen Formen zu einer ernsten erhebenden Harmonie. Vom Aeussern gewährt schon die Nordseite mit ihren schmucken Fenstern und Bogen einen heitern Anblick. Von einer besonders festlichen Wirkung ist aber die Ostseite. Allerdings schauen uns hier mehr als anderswo, wie Erinnerungen an alte Naturträume, manche phantastisch-barbarischen Gebilde an; aber im Ganzen ist die verständige Strenge der architektonischen Verhältnisse und der blühende Reichthum des Details zu einer schönen Anmuth verbunden. Besonders herrlich ist dieser Theil im Glanze des Sonnenlichtes, wenn jede scharfgeschnittene Linie zur Geltung kommt, oder im sanften Weben des Mondscheins, wenn jene phantastischen Gebilde zu einem geisterhaften Leben zu erwachen scheinen.

Um noch ein Wort über die Erhaltung zu sagen, so ist dem Bau durch die Zerstörung der Krypta, durch die Errichtung der modernen Kuppel, und der Kreuzeskapelle und andere Zuthaten manche Unbild geschehen. Im Uebrigen ist die Masse des Baues so ziemlich erhalten, wenn auch, besonders im Innern, in einem vernachlässigten Zustande, welcher der Hoheit der altehrwürdigen Kathedrale keineswegs angemessen ist.

Von der alten Nachbarschaft der Kathedrale, der fürstbischöflichen Burg (Taf. XXV), welche laut einer Inschrift 1676 unter Bischof Sigmund Adolf, Grafen von Thun, umgebaut wurde, hat sich hart an der Nordseite des Chors noch ein köstliches Stück erhalten. Es ist ein drei Stock hohes Viereck, oben mit zierlich getheilten Bogenfenstern und von gabelförmigen Zinken gekrönt. Das untere Geschoss bildet eine Kapelle (nun Dom-Sakristei), deren Apsis mit Halbsäulen und Rundbogenfries, in einem alterthümlichern Styl als der Dom, an der Ostseite hervorragt und ein schlankes Glockenthürmchen neben sich hat. — An der nördlichen Seite des Palastes, der nun das Kreisgericht enthält, ist noch ein viereckiger Burgthurm stehen geblieben, der mit seinem keck ausladenden Zinnenkranz, in der Weise mancher Thürme in Verona, einen schönen Anblick gewährt.

Der Taufbrunnen der erzbischöflichen Metropolitankirche zu Salzburg

von

Fr. Bock.

Taf. XXVII.

Was den formellen Theil des höchst merkwürdigen Taufbrunnens im Dome von Salzburg betrifft, von welchem wir auf Tafel XXVII eine Abbildung vorführen, so kann behauptet werden, dass er sich in seiner äussern Gestalt strenge an die traditionelle, ältere Form der fontes baptismales anschliesst, wie sie sich in vielen Kathedralen Italiens, Deutschlands und Frankreichs, meistens noch aus der Frühzeit des Mittelalters herrührend, vorfinden. Er ist die Form nämlich in Weise des „mare aëreum" des salomonischen Tempels gehalten und zeigt deutliche Analogieen mit den „canthari", wie sie als schalenförmige Bassins in beckenförmiger Aushöhlung zur Aufnahme einer grösseren Quantität des geweihten Taufwassers in der romanischen Kunstepoche gang und gebe waren. Diese Form des Taufbeckens ist auch bei der Bildung der kleineren, schon in der älteren Kirche gebräuchlichen „vasa lustralia" in Anwendung gekommen, nur mit dem Unterschiede, dass die meisten dieser Weihkessel bedeutend kleiner und becherförmig vertieft waren.

Der Salzburger Taufbrunnen besteht aus zwei Haupttheilen, die der Zeit, der Form und dem Material nach merklich von einander verschieden sind. Als solche Theile sind anzugeben das Fussgestell und das eigentliche Becken zur Aufnahme der geweihten Flüssigkeit. Der Sockel, worauf das Becken ruht, wird gebildet nach den vier Himmelsgegenden hin von vier Löwen in liegender Stellung, auf deren Rücken das Bassin auf vier Stellen ruht. Diese kunstreich gegossenen männlichen Löwen haben eine grösste Höhe von 13½ Zoll rheinisch bei einer Länge von 16½ Zoll. Wie es der Augenschein lehrt und es ein Vergleich mit den gegossenen Löwenköpfen deutlich ergiebt, wie man sie aus dem 11. und 12. Jahrhundert an vielen alten Kirchthüren des Occidentes fast formell identisch mit dem vorliegenden gehalten findet, rühren diese Gusswerke offenbar aus dem 12. Jahrhunderte her, was sich nicht undeutlich aus der schönen Stylisirung der Mähnen, die fast ornamental geordnet sind, eruiren lässt. Dieses laubförmige Ornament findet sich auch fortgesetzt an dem geöffneten Rachen zu beiden Seiten der Oberlippe. Die Klauen der Löwen sind ebenfalls auf eine eigenthümliche Weise mit einem breiten Ringe eingefasst und geschlossen, wie wir ihn bei dieser symbolischen Thiergestalt analog im 11. und 12. Jahrhundert in Sculpturen und Webereien häufig gefunden haben. Da nun, wie die Form und Inschrift des Taufbeckens, wovon im Folgenden weiter gehandelt werden soll, es deutlich angibt, die eigentliche fons baptismalis der obere Theil ein opus fusile aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts ist, so fragt es sich, welchem Zwecke diese Löwen früher gedient und wann dieselben ihre Entstehung gefunden haben. Wir sind der Ansicht, dass diese Löwen in liegender Stellung ehemals zu einem älteren Taufbecken gehörten, und demselben Zwecke, als Träger, Piedestal, dienstbar waren. Dieses ältere Taufbecken mochte im Laufe der Zeiten durch elementare Ereignisse vielleicht Schaden genommen und den Guss des oberen Beckens im Beginne des 14. Jahrhunderts herbeigeführt haben, so dass bei derselben Dimension, die man dem neuen Taufbecken übereinstimmend mit dem alten gab, diese vier Löwen, die der Stärke des Gusses wegen keine Verletzung erlitten hatten, wieder nach, wie vor zur ungehin-

derten Anwendung gelangen konnten. Dass unserer eben ausgesprochenen Ansicht nach diese Löwen einem ähnlichen Kunstwerke des 10. oder 11. Jahrhunderts angehören mögen, liesse sich auch noch aus dem Umstande erhärten, dass dieselben nicht nur formell mit dem getragenen Becken in keiner Verbindung stehen, sondern auch organisch mit der oberen Schale nicht zusammenpassen wollen. Es lehnt sich nämlich das Becken in seiner weiten Ausdehnung bloss an vier Punkten seiner unteren Peripherie und zwar nur leise auf eine ungleiche Weise an diese Löwen an und ist diese Verbindung des Beckens mit den liegenden Löwen an einer Stelle nach hinten hin sogar durch einen eingeschobenen Holzspahnzapfen bewerkstelligt worden. Auch das Material, woraus die Löwen und das darauf ruhende Becken gegossen wurden, ist durchaus verschieden. Die Löwen scheinen uns aus einer Mischung von Rothkupfer angefertigt zu sein, während zu dem Guss des weiten Beckens, unseres Bedenkens nach, eine Art Glockenspeise, eine eigenthümliche Legirung von Kupfer, Zinn und andern edleren Metallen, angewandt worden ist, die sehr weich ist und mit dem Messer fast geschnitten werden kann.

Der zweite Theil des Taufbrunnens, das obere, umfangreiche Becken, offenbar jüngerer Zeit angehörig, hat durch Künstlerhand eine reichere ornamentale und figurale Ausstattung erhalten. Die lichte Höhe des Beckens beträgt 21 Zoll rheinisch, bei einem Durchmesser des inneren Beckens von 48 Zoll. Im Innern ist das Bassin 20 Zoll tief. Die Dicke des Gusses, die nicht überall der Unregelmässigkeit des Gusses wegen dieselbe ist, beträgt $3\,{}^{1}/_{8}$ Zoll. Dieser Taufbrunnen in den ebenbezeichneten Dimensionen ist an der äusseren Peripherie von einem 2 Zoll breiten Rande umgeben, der $1\,{}^{1}/_{2}$ Zoll breit vorspringt und auf seiner äusseren Fläche mit einer erhaben aufstehenden Majuskelschrift ornamentirt ist. Derselbe abgeschrägte Rand befindet sich zur Abfassung des Ganzen an der unteren Peripherie des Beckens, jedoch ist derselbe an dieser Stelle nur 1 Zoll 2 Linien breit und dient als vorstehender Sockel, auf welchem die Bogenstellungen und die einzelnen Standbilder verschiedener Heiliger basirt sind. Es befinden sich nämlich auf der äussern Fläche des Beckens, von den beiden eben bezeichneten vorspringenden Rändern umgeben, sechzehn Bogenstellungen, die als Einfassung und so zu sagen als Baldachin zur Aufnahme einer gleichen Zahl von heiligen Bischöfen dienen, die nach gleichen Zwischenräumen, hautrelief hervortretend, dem Taufbrunnen zum reichen figurativen Schmucke gereichen. Diese Arkadenstellung setzt sich in einer Spannung von neun bis zehn Zoll gleichmässig an der äusseren Fläche des Beckens fort; die Säulen, die diese Arkaden tragen, sind entweder glatt gehalten oder schlangenförmig gewunden, zuweilen zeigen sie auch eine andere profilirte Form. Die Capitäle dieser wenig vorspringenden Säulchen von der Höhe von $7\,{}^{1}/_{2}$ Zoll zeigen überall dieselbe Form, nämlich die constante, ziemlich rohe Ausbildung des Kopfes eines gehörnten Widders, dessen geöffneter Rachen in die darunter befindliche Säule einmündet. Die Sockel dieser Säulchen werden bei allen gleichmässig durch die hervorspringende Darstellung eines menschlichen Kopfes, der als Fratze karrikirt ist, gebildet. Ueber den Capitälchen erheben sich Rundbogen als Bandstreifen in der Breite von 1 Zoll, nur wenig hervortretend, auf welchen erhaben aufliegend in lateinischen Majuskelbuchstaben die Namen jener heiligen Bischöfe und Kirchenlehrer angegeben sind, die ziemlich stark hervortretend, angethan mit Pontifikalgewändern unter diesen Bogen thronen. Da das vorliegende Taufbecken nicht so sehr als ein vollendetes Werk des höheren, künstlerischen Metallgusses zu betrachten ist, sondern vielmehr als Arbeit eines Meisters gelten kann, der den Metallguss als schlichter Handwerker übte, so erklärt sich auch der Umstand, dass bei den Darstellungen der vielen heiligen Bekenner und Märtyrer, wodurch die series episcoporum ecclesiae Salisburgensis offenbar veranschaulicht werden sollte, überall dasselbe Bild beibehalten und nur durch die Inschrift in dem darüber befindlichen Bogen jedesmal der Name eines anderen Heiligen bezeichnet wurde. Diese 16 bischöflichen Statuen in der Höhe von $11\,{}^{1}/_{2}$ bis 12 Zoll repräsentiren verschiedene Kirchenfürsten, wie sie in der rechten Hand das pedum pastorale halten und in der Linken den Evangeliencodex; angethan sind dieselben mit bischöflichen Gewändern, der alba, der tunicella, der casula, die sämmtlich in frühmittelalterlicher Form gehalten sind. Ueber dem Messgewande zeigt sich erhaben aufliegend das erzbischöfliche pallium, das auszeichnende Ehrengewand der salzburgischen Erzbischöfe, das auf der Brust durch ein pectorale, eine „fibula" zusammengehalten und befestiget wird. Um den Halsausschnitt des Messgewandes herum liegt faltenreich das humerale. Das Haupt dieser erzbischöflichen Kirchenfürsten ist mit einer sehr niederen Inful geschmückt, hinter welcher ein erhaben aufliegender nimbus sich kenntlich macht. Wie die Inschriften

der Rundbogen es deutlich besagen, stellen diese Statuetten die Reihenfolge der salzburgischen Erzbischöfe vor, deren Namen bereits in das calendarium der Heiligen eingetragen waren; jedoch kommen reverentiae causa auch solche Namen von Kirchenfürsten der Salzburgermetropole vor, die noch nicht von der römischen Kirche beatificirt und canonisirt waren. Auch sind unter diesen Aufschriften einzelne Namen von berühmten Bischöfen befindlich, die als Diöcesanpatronen dem Heiligencyclus des Erzstiftes Salzburg angehören.[1] Eigenthümlich erscheint es, dass neben den Statuen der Bischöfe einzelne kleinere Brustbilder angebracht sind, und zwar treten diese quadratisch geformten Medaillons bei allen Statuetten gleichmässig hervor. Es scheint damit das Portrait einer weiblichen Figur mit wallenden Haaren vorgestellt zu sein, dem Kopfputz nach etwa jener abbatissa, auf deren Befehl dieses Kunstwerk angefertigt worden ist. Wahrscheinlicher aber ist es, dass wenn diese vielen Portraits eine männliche Darstellung erkennen lassen, dieselbe das Portrait entweder des Meisters, der das Taufbecken gegossen hat, oder aber, was wir eher anzunehmen geneigt sind, des zeitlichen Erzbischofes der Salzburgerkirche, in dessen Auftrage oder unter dessen Regierung vorliegendes Gusswerk ausgeführt wurde, vorstellen. Noch fügen wir hinzu, dass sich in den Bogenzwickeln bei allen gleichmässig die Figur eines Vogels befindet. An derselben Stelle, wo die Füsse von zwei Rundbogen auf dem vorherbeschriebenen Capitäl zusammentreffen, erblickt man auch ein schön stylisirtes Laubwerk, vorstellend einen kleinen Eichenzweig mit Früchten. Dieses kleine, zierliche Ornament in einem schönen, strengen Style lässt vor allen andern Ornamenten des Taufbeckens deutlich erkennen, dass dasselbe wirklich in einer Kunstepoche angefertigt worden ist, wo hinsichtlich des vegetabilischen Ornamentes eine gewisse Freiheit der Auffassung und eine Nachahmung der Natur von den Künstlern diesseits der Berge angestrebt wurde, also zur Zeit, wo der gothische Styl schon zu seiner vollen, selbstbewussten Durchbildung und Entwicklung gekommen war.

Es erübrigte nun noch, bei vorliegender kurz gedrängter, übersichtlicher Beschreibung des Taufbeckens im Dome zu Salzburg die Inschriften anzugeben, womit der obere und untere Rand dieses merkwürdigen Gefässes verziert ist, und die Lösung des Räthsels zu versuchen, wie es gekommen sein mag, dass im Beginne des 14. Jahrhunderts die Formen und Reminiscenzen des im westlichen Europa schon längst überwundenen romanischen Styles im Hochstifte Salzburg noch Bestand und Geltung haben konnten. An dem oberen breiteren Rande des Beckens liest man in ziemlich stark vortretenden, frühgothischen Majuskelschriften folgende drei leoninische Verse, wodurch der Gebrauch und die Bestimmung des Gefässes dichterisch angedeutet wird:

Sum vas ex aere factum peccata delere,
Per me fit sacri purgatio vera lavacri;
Purgatur totum, quod sit baptismate lotum.

Auf dem unteren Rande machen sich drei andere leoninische Verse kenntlich, in welchen Sentenzen über die Gnade und Wirkung der Taufe mitgetheilt sind. Sie lauten:

Gratia divina, peccatorum medicina;
Munda mens fiat fontis unda;
Lex vetus erravit, nova lex me sanctificavit.

Noch fügen wir hinzu, dass sich dem früher angegebenen legendarium eine andere Inschrift anschliesst, die nach Hübner's Topographie I., 199, und nach dem jüngsten Werke von Petzolt über Salzburg's Kunstschätze lautet:

M. h. e. Fried. me fecit anno Domini MCCCXXI

Leider ist durch die unzweckmässige Aufstellung des Salzburger Taufbeckens an seiner jetzigen Stelle die Lesung des letzteren und interessanteren Theiles der Inschrift, wie wir sie eben gaben, dadurch gänzlich behindert, indem der Theil des Beckens, wo sich die Jahreszahl befindet, an die Wand anlehnt. Durch die

[1] Es folgen hier die einzelnen Namen jener heiligen Bischöfe, wie sie die betreffenden Inschriften deutlich angeben: „S. Joannes, S. Eberhardus, S. Ditmarus Martyr., S. Valentinus, (eine Inschrift fehlt, weil der Rundbogen fortgeschnitten ist), S. Augustinus, S. Vitalis, S. Ditmarus, S. Heretwigus, S. Eberhardus, S. Martinus. Nach Petzolt sollen sich, da von den 16 bischöflichen Statuetten der misslungenen Aufstellung zufolge, heute nur noch 12 ersichtlich sind, auf dem hinteren heute nicht zugänglichen Rande des Taufbeckens noch die Namen und Statuen der ältesten heiligen Erzbischöfe der Salzburger Kirche sich befinden, deren Namen angegeben sein sollen: „S. Rupertus, S. Vitalis, S. Amandus, S. Virgilius, S. Maximilianus."

freundliche Beihilfe des Herrn Maler Petzolt unterstützt, wurde uns jedoch die Entzifferung und Lösung der Jahreszahl, wie sie oben angegeben ist, vermittelst eines Abdruckes auf feuchtem Papier möglich gemacht, und wir tragen die volle Ueberzeugung, dass an dem wirklichen Vorfinden der Jahreszahl 1321 nicht der geringste Zweifel obwalte. Es fragt sich nun, wie die eben angegebene Abkürznng zu ergänzen ist. Möglich bleibt es, dass diese Abkürzungen heissen können:

Metropolitanus hujus ecclesiae Friedericus,

oder aber auch:

Magister hujus ecclesiae Fried. me fecit

Im letztern Falle besagte dann der Schluss der Inschrift, dass Friedrich, etwa ein Baumeister an der Salzburgerkirche, auch dieses Taufbecken hinsichtlich seiner künstlerischen Form für den Guss vorbereitet habe, welche Annahme uns jedoch zu gewagt und zu wenig stichhaltig erscheint; wir sind daher um so mehr bereit anzunehmen, dass diese Abkürzung also zu erklären ist: Friedrich, der Metropolit dieser Kirche (wo man dann zu dem M sich noch hinzudenken müsste: archiepiscopus), hat mich giessen lassen im Jahre 1321, zumal auch von 1315 — 1338 ein Erzbischof Friedrich III. aus dem steirischen Geschlechte der von Leibnitz der erzbischöflichen Kirche von Salzburg vorstand. Ein Blick auf die beifolgende stylgetreue Zeichnung möchte bei vielen wohl nicht ungegründete Zweifel aufkommen lassen, ob überhaupt diese Inschrift mit der Jahreszahl 1321 als eine authentische und primitive zu betrachten sei. Auch in früherer Zeit ist von verschiedenen Kunstgelehrten und namentlich von solchen systematischen Chronologisten, die die Thätigkeit der romanischen Kunstepoche mit einer feststehenden Jahreszahl ihren unabänderlichen Abschluss finden lassen, das angezogene Alter sehr in Zweifel gezogen worden. Wir erlauben uns solchen allzu ängstlichen Skrupeln gegenüber in Kürze Folgendes noch zu bemerken. Es darf der Annahme überhaupt kein Raum gelassen werden, dass die Inschrift später hinzugefügt worden sei. Die erhaben stehende, deutlich zu lesende Inschrift, aus demselben Materiale, von demselben Meister, zu Einer Zeit gemacht, ist zugleich mit den übrigen Ornamenten durch den Guss des Ganzen hervorgebracht worden und kann unmöglich in einem späteren Jahrhunderte hinzugefügt worden sein; es würde sich sonst diese Inschrift nicht als gegossen, sondern als erhaben aufstehend, aus dem Material heraus geschnitten und skulptirt kenntlich machen, was durchaus nicht der Fall ist. Es lässt sich nicht läugnen, dass den schwerfälligen sechzehn Rundbogen mit ihren romanischen vielgestaltigen Säulen, mit ihren Capitälen und Sockeln noch vollständig der Typus und der unveränderte Charakter anhafte, wie wir denselben in figuralen Darstellungen und architektonischen Ornamenten des 12. Jahrhunderts überall im übrigen Occident zu sehen gewohnt sind. Wir erklären uns dieses eigenthümliche verspätete Vorkommniss von streng romanischen Formen auf folgende Weise. Wie bekannt, trat der Spitzbogen mit seinen Consequenzen in selbstbewusster Form bereits beim Schlusse des 12. Jahrhunderts bei den älteren Kathedralbauten von Paris, Bourges, Chartres etc. auf. Am Rheine beginnt der neue Styl erst in dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts sich zu entfalten. Dreissig Jahre mochten vergangen sein, ehe der neue Styl auch bis nach dem südöstlichen Deutschland hin seine wellenförmige Bewegung geschlagen und neue Formbildungen veranlasst hatte. Ob die Gothik bereits in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dem ferngelegenen Südosten in vollständiger formeller Entwicklung selbstbewusst aufgetreten ist, kann heute nicht genau mehr bestimmt werden, da sich keine Monumente mehr aus dieser Zeit in Salzburg erhalten haben. Aber auch zugegeben, dass bereits in dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts der Spitzbogen im Salzburger Erzstifte, wo der vielen Handelsverbindungen mit Norditalien wegen die ererbten romanischen Formen sich länger erhalten haben mochten, zur Entfaltung gekommen ist, so steht es nicht zu bezweifeln, dass in Salzburg die Kleinkünste noch lange den angestammten hierarchischen Typus ihrer italienischen und byzantinischen Lehrmeister, wie sie die Vorfahren geübt hatten, mit Zähigkeit beibehielten, und so mögen denn gegen Schluss des 13. und selbst sogar mit Beginne des 14. Jahrhunderts noch ältere Maler, Bildhauer, Goldschmiede, Erzgiesser an dem berühmten Sitze der reichen Metropoliten Salzburgs sich gefunden haben, die unbeirrt um den mittlerweile neu aufgekommenen Styl als alte Meister die liebgewonnenen und ihnen fast stereotyp gewordenen Formen ihrer Jugend unausgesetzt geübt haben. Vielleicht mochte auch, da, wie bekannt, den ganzen Rhein entlang und in Schwaben an der grossen italienischen Handelsstrasse, deren Knotenpunkt Jahrhunderte hindurch im Süden die Metropole Salzburg war, viele italienische Kleinkünstler sich niederliessen, die namentlich die Kunst des niederen Metallgusses, beson-

ders im Zinn ausübten, der opifex des Salzburger Taufbeckens ein Lombarde sein, der die Formationen der Heimath seinem Kunstwerke aufzudrücken nicht unterliess. Eine andere Hypothese, die hier noch zugelassen werden könnte, wäre die, dass Erzbischof Friedrich im Jahre 1321, nachdem das ältere Taufbecken vielleicht Schaden gelitten haben mochte, das vorliegende, neue anfertigen liess und zwar vollständig adäquat mit den Formen des unbrauchbar gewordenen älteren, dem die oben erwähnten älteren vier Löwen zum Piedestal gedient haben. Obwohl das Taufbecken in seinen alterthümlichen, ernsten Formen zu den heiteren italienischen Formen der heutigen Kathedralkirche von Salzburg nicht harmoniren will, so verdiente doch der Taufbrunnen eine bessere liturgische Aufstellung nach den älteren Gesetzen im nördlichen Nebenschiffe, und zwar eine solche Aufstellung, dass das Becken auf seiner marmornen Unterlage freistände, so dass der Taufbrunnen von allen Seiten umschritten werden könnte und auf diese Weise eine genaue Besichtigung von allen Seiten möglich wäre. Auch der höchst unschöne und unpassende Helm, der heute die vorgeschriebene Bedeckung des Taufbrunnens bildet, in Rothkupfer angefertigt, dürfte gewiss in nächster Zeit entfernt werden, um von Künstlerhand durch einen Aufsatz ergänzt zu werden, der mit den älteren Formationen des Taufbeckens in stylgerechter Verbindung stände.

Die Kirche der heil. Barbara zu Kuttenberg

von

J. Er. Wocel,

k. k. Universitäts-Professor.

Tafel XXVIII—XXXIII.

I. Baugeschichte der Kirche.

Ueberraschend ist der Anblick, den die Stadt Kuttenberg dem Reisenden gewährt, der auf der Strasse dahin fahrend, welche die Eisenbahnstation Kolin mit der Kreisstadt Cáslau verbindet, seine Blicke nach Westen schweifen lässt. Hinter den Häuschen und Hütten des Dorfes Malin ragt der mächtige Bau der Sedlecer Marienkirche, umgeben von den weitläufigen Gebäuden des ehemaligen Cistercienserklosters, welche gegenwärtig die Etablissements einer k. k. Tabakfabrik einschliessen, und weiter gegen Westen erhebt sich amphitheatralisch die Häusermasse der kön. Bergstadt Kuttenberg, aus deren Schosse zahlreiche Thürme in die Lüfte ragen. Im Norden wird die Stadt durch Dinzenhofers imposanten Bau, das Kloster der Ursulinerinnen, abgeschlossen, während im Süden die herrliche St. Barbarakirche am höchsten Punkte der Stadt gleich einer Krone ruht. An diesen Tempel schliesst sich das weitläufige ehemalige Jesuitenkloster an, mit seinen weitgestreckten horizontalen Linien einen auffallenden Gegensatz zu den in die Höhe strebenden Pfeilern und Fialen des benachbarten Gotteshauses bildend. Westlich begrenzt die Anhöhe Vysoká mit der hainumkränzten Kapelle am Gipfel den Horizont, vom Norden aber streichen die Kuppen der Gangberge herüber, und der letzte Auslaufer derselben rückt zum Vordergrunde nahe an Sedlec heran und stellt sich mit seinem goldschimmernden monumentalen Kreuze am Gipfel, als bedeutungsvollen Abschluss der ganzen Scenerie dar. Kaum dürfte eine Stadt in Böhmen — Prag allein ausgenommen — aus der Ferne einen so grossartigen Anblick gewähren, wie Kuttenberg. Es ist das Bild einer imposanten Hauptstadt, das sich dem Auge darbietet, eine Vorstellung, die allerdings beim Eintritte in die regellos gebaute Landstadt bedeutend geschwächt wird. Dafür wird aber das Interesse des Alterthumsforschers mächtig gefesselt durch zahlreiche mittelalterliche Baudenkmale, die von dem ehemaligen Glanze der reichen Bergstadt ein sprechendes Zeugniss geben. Die bedeutendsten dieser Baudenkmale sind: die grossartige St. Barbarakirche, deren Geschichte und Schilderung den Gegenstand dieser Abhandlung bildet, ferner die Erzdechanteikirche zu St. Jacob, die Mutter-Gotteskirche, die vor der Stadt gelegene Kirche der allerh. Dreifaltigkeit, der Wälische Hof mit seiner schönen Erkerkapelle, das ehemalige Burggebäude der Herren Smischek von Wrchowišt mit zwei Erkerkapellen (jetzt die Hauptschule), das sogenannte steinerne Haus, der schöne gothische Wasserkasten und das reichgezierte gothische Gemach im Thurme des ehemaligen Fürstenhauses. Ueberdiess gewahrt man viele gothische Portale- und Sculpturen an den Bürgerhäusern; vor wenigen Jahrzehnten war die Zahl der gothischen Fenster- und Thoreinfassungen viel bedeutender; leider schmolz sie durch barbarische Restaurationen, besonders aber durch die Verbauung der Laubenhallen, sehr zusammen.

Die Gründung und der Aufbau der St. Barbarakirche zu Kuttenberg steht in nächster Beziehung zu der historischen Entwicklung der Stadt selbst, daher ich mich bemüssigt fühle, einen raschen Hinblick auf die älteste Geschichte der Stadt zu thun. — Die Stadt Kuttenberg hat ihren Ursprung, Reichthum und historischen Glanz den mächtigen Silberadern zu verdanken, welche die Höhen, auf deren Abhange sie gebaut ist, in ihrem Schosse bargen. Den Zeitpunkt der ersten Entdeckung jener Silberschätze vermag die Geschichte nicht nachzuweisen; ja selbst der historische Fabeldichter Hájek hat es verabsäumt, ein Histörchen über die Entdeckung des Kuttenberger Bergsegens, in der Weise, wie er es bei andern minder wichtigen Bergwerken Böhmens gethan, zu fingiren. Ueber diese Versäumniss Hájek's geräth der alte Kuttenberger Chronist Kořinek in patriotische Entrüstung, die er jedoch als glaubensstarker Verehrer Hájek's mit dem Verse des Horac zu beschwichtigen sucht: Opere in magno fas est obrepere somnum. Dafür will aber Kořinek eine alte schriftliche Nachricht zu Kuttenberg gefunden haben, welche dahin lautet, dass im Jahre 1237 ein Mönch des Klosters Sedlec sich in dem an sein Kloster grenzenden Walde erging, daselbst sich im Schatten niederliess und die Psalme lesend einschlummerte; als er darauf erwachte, habe er drei Silberrüthlein, die aus dem Felsen hervorgewachsen waren, erblickt, worauf er, Gott dankend, seine Kapuze (Kutte), um den Ort zu erkennen, hingelegt und in das Kloster zurückgekehrt, seine Entdeckung dem Abte freudig mitgetheilt habe. Diese Sage ist offenbar etymologischen Ursprungs, indem man den Namen Kuttenberg von der Mönchskutte abzuleiten suchte, wiewohl kein Zweifel darüber obwaltet, dass aus dem altdeutschen kutten = graben, wühlen, der Name Kuttenberg entstanden war. Die ersten Bergleute, welche hier nach Erzen gruben, waren aus Deutschland herbeigerufen worden und hatten nicht bloss in den technischen Benennungen der Bergbauobjecte, von denen Kořinek ein ganzes Register anführt, [1] sondern auch in vielen Ortsnamen der nächsten Umgebung von Kuttenberg, z. B. Kank (Gang), Kuklik (gut Glück), Turkank (Durchgang) das Andenken an ihre Sprache und Abstammung zurückgelassen. Der Zweck dieses Aufsatzes erlaubt es nicht, die Urkunden und historischen Belegstellen anzuführen, die sich auf die Gründung und den Aufschwung Kuttenbergs beziehen und die man in Graf Sternbergs Geschichte der böhmischen Bergwerke nachlesen kann; wir beschränken uns bloss auf die Angabe, dass die erste Entdeckung des Kuttenberger Silberbergwerks auf den Gründen der zum Kloster Sedlec gehörigen Pfarrei Malin, nahe an der Grenze der Pfarre Pněvic, welche dem Prager Domkapitel gehörte, um die Mitte des 13. Jahrhunderts stattgefunden habe. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts war, in Folge des ausserordentlichen Silbergewinnes, der aus den Kuttenberger Gruben in die kön. Kammer floss, die Zahl der Ansiedler so bedeutend, dass mehrere hölzerne Kirchen und Kapellen zur Abhaltung des Gottesdienstes daselbst aufgebaut werden mussten. Dass die Einkünfte dieser Kirchen und Kapellen durch das mächtige Anwachsen der Bevölkerung sich am Anfange des 14. Jahrhunderts sehr bedeutend gehoben hatten, erhellt aus einer im Jahr 1324 ausgestellten Urkunde, in welcher Ulrich, Prager Domherr und Vorsteher der Pfarre Malin, sich bereit erklärt, die Einkünfte der zum Maliner Kirchspiele gehörigen Filialkirchen zu Kuttenberg dem Armen- und Krankenhause des Klosters Sedlec zu überlassen, unter der Bedingung, dass der Sedlecer Abt die Verbindlichkeit übernehme, dem Maliner Pfarrer und seinen Kaplanen für ihre Functionen in den Kuttenberger Kirchen die entsprechende Vergütung zu leisten. [2] In dieser Urkunde heisst es unter Anderm: „Weil man schon vor langer Zeit, zu Lebzeiten meines Vorgängers, des Maliner Pfarrers Johann, an dem Orte, welcher gegenwärtig insgemein Kuttenberg genannt wird, auf den Gründen und innerhalb der Jurisdiction der Maliner Pfarrei Silberlager entdeckt hatte, so war es nöthig, dass wegen der Menge des von allen Seiten dahin strömenden Volkes zur Ausübung des Gottesdienstes hölzerne Kirchlein und Kapellen erbaut wurden." [3] Wie grossartig der Aufschwung und Reichthum der Kut-

[1] Staré Pameti Kuttno-Horské. Prácy Jana Kořinka. V Praze 1675.

[2] Das lateinische Original dieser Urkunde ist mir nicht bekannt; die böhmische Uebersetzung derselben findet man in Sym. Eust. Kapihorsky Historie klåštera Sedleckého. S. 23.

[3] Gab es noch gegen das Ende des 13. Jahrhunderts zu Kuttenberg bloss hölzerne Kirchlein und Kapellen, so kann man unmöglich annehmen, dass daselbst bereits unter Wenzel I. eine prächtige Stadt (urbs magnifica) angelegt worden sei, wie Graf Sternberg in seiner Geschichte der böhm. Bergwerke I. 47., sich auf eine in Palacky's Formelbücher I. 311. aufgenommene Urkunde berufend, angibt. Die angeführte Urkunde bezieht sich keineswegs auf die Gründung Kuttenbergs, sondern auf die des um die St. Galli-Kirche gelegenen Theiles der Altstadt Prag, wie bereits Hammerschmid im Prodromus Gloriae Pragenae p. 160, und jüngsthin Tomek in seiner Geschichte der Stadt Prag nachgewiesen haben.

tenberger Bergwerke bereits am Schlusse des 13. Jahrhunderts gewesen war, erhellt deutlich aus den um das Jahr 1300 vom König Wenzel II. erlassenen Constitutionen oder Bergrechten, worin es unter Anderm heisst: „Es ist seit Jahrhunderten nicht erhört, dass so viele und so vorzügliche Verpachtungen und Uebereinkünfte auf einem so engen Raume stattgefunden hätten, als auf unserem Silberbergwerke in Kuttenberg, welches uns die göttliche Vorsehung vom Anfang der Welt vorbehalten hat. Mit zum Himmel erhobenen Händen wollen wir dem Schöpfer danken, dass er uns auch hierin beglückt hat, dass, während fast in allen Königreichen der Welt der Bergsegen vertrocknet ist, das einzige fruchtbare Böhmen zu unserer Zeit mit seinem Gold und Silber uns erquickt."

Die hohe Blüthe der Kuttenberger Bergwerke umfasst einen Zeitraum von fast dreihundert Jahren, worauf vom Jahr 1523 angefangen, der Ertrag derselben, wiewohl im 16. Jahrhundert noch immer bedeutend, nach und nach abnimmt, bis er seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts beinahe gänzlich verschwindet. Während jener Blüthenperiode hatten nach Balbin die Kuttenberger Gruben wöchentlich 1000 Mark Silbers, also 52,000 Mark jährlich in die kön. Kammer geliefert, ein Ertrag, der dem fünften Theil der Einkünfte gleichkommt, welche die Könige von Spanien aus den weltberühmten Bergwerken von Potosi bezogen hatten. [1]

Der ausserordentliche Gewinn, der den Gewerken und Bürgern Kuttenbergs aus dem reichen Bergsegen erwuchs, so wie die denselben von den Königen ertheilten hochwichtigen Privilegien und die Freiheiten im Handel und Gewerbe hoben mächtig das Ansehen und die Bedeutung der Stadt, die dadurch den ersten Platz nach der Hauptstadt des Königreiches einnahm. Eine natürliche Folge des wachsenden Reichthums Kuttenbergs war, dass nicht bloss an der Stelle der alten hölzernen Kapellen neue Gotteshäuser, sondern auch bedeutende öffentliche und Privatbauten von Stein aufgeführt wurden. So liess König Wenzel II. am Ende des 13. Jahrhunderts ein burgähnliches Gebäude daselbst aufführen, wo er während seines Aufenthaltes in Kuttenberg residirte und späterhin durch Kunstverständige, die aus Florenz herbeigerufen wurden, eine Münzstätte errichten liess. In diesem noch jetzt in seinen Haupttheilen erhaltenen Gebäude, welches von den ersten italienischen Münzern den Namen des Wälischen Hofes erhielt, wurden bekanntlich im Jahr 1300 die ersten böhmischen Groschen geprägt. In diese Periode fällt auch die Erbauung der Kirche zu Mariä Himmelfahrt, welche, wiewohl durch Brände bedeutend beschädigt und mehrmal ungeschickt restaurirt, sich noch immer als ein bedeutendes Bauwerk des gothischen Styles darstellt. Im Jahr 1310 wurde durch das reiche Vermächtniss eines Bürgers und Gewerken die St. Jakobskirche gegründet, deren Bau im Jahr 1358 vollendet ward. Dieser ansehnliche gothische Bau hat sich beinahe ganz frei von verstellenden Zuthaten auf unsere Tage erhalten. Urkundlich kann ferner nachgewiesen werden, dass das Bürgerspital mit der Kirche des heil. Kreuzes, welche leider in neuerer Zeit umgebaut und zu profanen Zwecken eingerichtet wurde, von dem reichen Bürger Stefan Pirknar um das Jahr 1324 gegründet und reich dotirt ward.

Während der Zeitpunkt der Gründung der vorerwähnten Baudenkmale Kuttenbergs mit ziemlicher Verlässlichkeit bestimmt werden kann, herrschten bis auf unsere Tage über die Periode der Gründung und Erbauung des grossartigsten Bauwerkes jener Stadt, der St. Barbarakirche, vielfache Zweifel und Widersprüche. Kořinek beruft sich auf einen Plan der Stadt Kuttenberg vom Jahr 1610, worin verzeichnet stand, dass dieses Gotteshaus im Jahr 1300 gegründet und erst nach mehr als 200 Jahren, d. i. 1548, in seiner gegenwärtigen Gestalt vollendet wurde. Diese Angabe erscheint dem alten Kuttenberger Chronisten um so glaubwürdiger, da derselbe in den Errichtungsbüchern (Libri Erectionum), die bekanntlich von dem hochverdienten ersten Prager Erzbischof Ernst von Pardubic im Jahr 1358 gegründet wurden, trotz aller Nachforschung keine Erwähnung der Gründung der St. Barbarakirche gefunden hatte; diese Gründung musste daher, nach der Schlussfolgerung Kořinek's, in einer der Stiftung der Errichtungsbücher vorangegangenen Periode stattgefunden haben. Diese Angabe Kořinek's wurde aber von den meisten spätern böhmischen Topographen verworfen und das Jahr 1483 als die durch schriftliche Zeugnisse festgestellte Erbauungszeit angenommen. [2] Allerdings scheint diese Annahme ihre Begründung in den durchaus unverdächtigen Memoiren

[1] Vergl. Megerle von Mühlfeld, Merkwürdigkeiten der kön. freien Bergstadt Kuttenberg. Wien 1825.

[2] Sowohl Schaller's Topographie (Czaslauer Kr. S. 50), als auch Sommer's: Das Königr. Böhmen (11. Bd. S. 377) geben das Jahr 1483 als das Gründungsjahr dieser Kirche an.

des Dačicky von Heslowa zu finden, wo es heisst: „Im Jahr 1483 am Freitage vor dem St. Bartholomäitage legten der Schöppenmeister Johann Adler und Prokop Kroupa mit andern Kuttenberger Herrn den ersten Stein über dem Chore der St. Barbarakirche.“ Aus der Angabe, dass der erste Stein über dem Chore der St. Barbarakirche (nad kurem kostela svatobarborského) gelegt ward, ist zu ersehen, dass der Chor der Kirche zu jener Zeit grossen Theils vollendet war, und dass hier nicht von der ersten Grundsteinlegung, sondern von der Fortsetzung des Baues die Rede ist.

Kořinek äussert sich über die Gründung der St. Barbarakirche im 19. Handsteine seines Werkes auf folgende Weise: „Unter den von den ersten Ansiedlern Kuttenbergs aufgeführten Kapellen befand sich eine zur Ehre der Blutzeugin Christi Barbara auf jener Anhöhe, wo gegenwärtig der herrliche Tempel steht, erbaute Kapelle. Diese Kapelle überdauerte einige Schock Jahre und wurde nicht bei dem Aufbau der neuen Kirche abgebrochen, sondern blieb in dem neuen Baue und zwar vor dem Hochaltare stehn, bis sie späterhin, da sie den neuen Bau verunstaltete, eingerissen ward. So lange diese herrliche Basilika so zu sagen noch in der Wiege lag, d. i. noch wenig aus den Grundfesten sich erhob, verhielt sich der Maliner Pfarrer, unter dessen Jurisdiction die Kuttenberger Kirchen gehörten, ganz ruhig, dafür haltend, dass die Kuttenberger ein Gastmahl für ihn selbst bereiten. Als aber der Tempel sich immer herrlicher in die Höhe hob, und die Chorkapellen, die den Hochaltar umgeben, eingewölbt, ausgetüncht, in denselben kostbare Altäre aufgestellt, und daselbst Fundationen errichtet waren, da begann sich der Maliner Pfarrer zu regen (tu počal beran trkati a lew řwáti). Die Kuttenberger nahmen aber ihre Zuflucht zum Tribunal des Prager Erzbisthums und wiesen durch Zeugen und glaubwürdige Allegate nach, dass die neue, ausserhalb der Stadtmauer aufgeführte Kirche keine Filiale der Pfarre Malin sei, sondern innerhalb der Jurisdiction des Pfarrers zu Pněwic liege. Da nun der Maliner Pfarrer merkte, dass die Entscheidung zu Gunsten der Kuttenberger ausfalle, so appellirte er an den päbstlichen Stuhl. Die ersteren sandten aber ihre Boten gleichfalls nach Rom, die es auch erwirkten, dass Pabst Bonifacius IX. eine Bulle erliess, durch welche die St. Barbarakirche aus der Jurisdiction der Maliner Pfarre eximirt und der Pfarre von Pněwic als Filiale zugesprochen wurde.“ „Ich habe,“ fährt Kořinek fort, „lange vergeblich nach dieser Bulle geforscht; aber siehe, während ich dieselbe schmerzlich vermisse, werde ich durch eine andere Bulle desselben Pabstes erfreut, welche nicht bloss den Inhalt der ersteren wiederholt, sondern auch neue Gnadenbezeugungen, und zwar, dass die Kuttenberger in jener Kapelle beichten und zum Tische des Herrn gehen dürfen, enthält.“ Kořinek entschuldigt sich, dass er diese Bulle wegen ihrer Weitläufigkeit nicht anführen könne, dass dieselbe aber in Kuttenberg leicht zu finden sei.

Wiewohl kein Zweifel darüber obwaltet, dass es den Bemühungen der Kuttenberger gelungen war, ihre neue Kirche dem Sprengel des Maliner Pfarrers zu entziehen und dieselbe unter die Jurisdiction des Pfarrers von Pněwic, der auch Pfarrer oder Rector der neuen Kirche wurde, zu stellen, so hörten doch die Reibungen mit dem Maliner Pfarrer, dem die übrigen Kirchen Kuttenbergs unterstanden, nicht auf. Geschlichtet wurde dieser Streit erst durch den Vertrag, welcher zwischen den streitenden Parteien am 16. April 1410 im St. Jakobskloster der Altstadt Prag abgeschlossen wurde, und durch den der Hauptpunkt der Beschwerde des Maliner Pfarrers, nämlich die unbefugte Bestattung bei der neuen Kirche, der innerhalb des Maliner Pfarrsprengels, d. i. in der Stadt Kuttenberg, Verstorbenen, durch den erwählten Schiedsrichter Konrad, Bischof von Olmüz, auf die Weise geordnet war: dass kein Bewohner Kuttenbergs am Kirchhofe der St. Barbarakirche bestattet werden dürfe, ausser er habe es vor seinem Hinscheiden ausdrücklich verlangt. Interessant für unsern Zweck ist folgende in diesem Vertrage enthaltene Bestimmung:

„Item, in den Steinbrüchen und Felsen, die zum Sedlecer Kloster gehören, und auf den Feldern, die beim Hofe in der Heugasse vor dem Kouřimer Thore liegen und mit vollem Rechte Eigenthum des Klosters sind, können die Arbeiter und Maurer unbehindert Steine aller Art zum Aufbaue dieses neuen Tempels, so viel sie brauchen, brechen, ausgraben, zuhauen, auf welche Weise immer ausheben und abführen, grosse und kleine Werkstücke zum beliebigen Hauen und Formen und zwar bis zum völligen Ausbau der Kirche.“ [1]

Blicken wir uns nun nach den unmittelbaren noch vorhandenen Quellen um, aus welchen wir bestimmte Nachrichten über die erste Bauperiode der St. Barbarakirche schöpfen können. Die wichtigste dieser

[1] S. die Vergleichungsurkunde in Sym. Eust. Kapihorského Historye Kláštera Sedleckého. W. Praze 1630.

Quellen eröffnen uns die im Jahr 1348 gegründeten Errichtungsbücher, in welchen alle seit jenem Jahre bis zur Periode des Hussitenkrieges gegründeten kirchlichen Beneficien und Stiftungen mit der grössten Genauigkeit und Ausführlichkeit verzeichnet wurden. Die erste ausdrückliche Erwähnung der Kirche Corporis Christi zu Kuttenberg geschieht in einer Urkunde vom Jahr 1388 (Lib. erect. Tom. III. p. v. 45), in welcher gesagt wird, dass vor dem erzbischöflichen Vicar Kuneš von Trzebowel (Kunsso de Trzebowel) der Altarist des Altars der heil. Apostel in der Kirche des heil. Fronleichnams zu Kuttenberg, Herr Leonard Eisengraber erschienen war und eine rechtsgiltige deutsche Urkunde vorgewiesen habe, welche besagt, dass im Jahr 1386 Katharina, des Lenhart Hagens eheliche Hausfrau, einen ewigen Jahreszins von 10 Schock Prager Groschen zu einer heiligen Messe vermacht habe, welche ihr Schwestersohn Lenhart Eisengraber lesen soll. Von Seite des erzbischöflichen Vicariats wurde diese Stiftung dem genannten Altaristen oder Kapellan des Altars der heil. Apostel in der Corporis Christi Kirche und dessen Nachfolgern am 11. September 1388 bestätigt.

Ueberaus wichtig ist das zunächst folgende, die Errichtung der neuen Kapelle Corporis Christi und St. Barbarae betreffende Dokument vom Jahr 1389, dessen Inhalt in gedrängter Kürze lautet: Der erzbischöfliche Vicar Nicolaus Puchnik bestätigt, es sei ihm die letztwillige Verfügung des Henil Perkschmid durch den Pfarrer von Pněwic und inquisitor hereticae pravitatis Martinus vorgelegt worden, welche Folgendes enthält: Im Jahr 1389 am 15. des Augustmonats sei Andreas, Pfarrer zu Kirchlin (?) und Kapellan der neuen Kapelle Corp. Christi und St. Barbarae in der Wohnung des Stadtrichters Fridus erschienen und habe den öffentlichen Notar und Verwahrer des Stadtbuches, in welches die Testamente eingetragen werden, gebeten, er möge dieses Buch aufschlagen und eine Urkunde, welche ein Vermächtniss von 10 Schock B. Gr. zur neuen Kirche Corp. Chr. und St. Barbarae enthält, hervorsuchen. In diesem Buche wurde nun ein Testament in deutscher Sprache (in vulgari teutonico) vorgefunden, folgenden Inhalts: „Henil Perksmyd aht mit wolbedacht mut und unter guten Wissen und mit rechten Vernunft czu den czeiten do er mit Krankheit vberladen was czu im geruffen dy bescheiden leute Heinrich von Rosental Jakob Munczschreiber Herman Risen und Andres Pollner und pat sy durch got das sy weren tot petleute und auch furmunden seines geschoftes do schik und schuf er x schok groschen jerliches und ewiges czins in di czech und bruderschaft der schreiber dy sey won news gestift haben czu lob und eren dem heyligen leichnam unseres Herrn u. s. w.“ [1]

Hervorzuheben ist noch folgende Bestimmung dieser Vermächtnissurkunde: wor auch sache ob der abt von Czedlicz der pharrer des perges czum Kutten ader ander geystleyche ader wertleyche herschaft in dise stiftunge und gescheft einfoll machen wolden — — so mugen dy furmunden des vorgenanten selgerets mit rat der ganczen pruderschaft die in czeiten sein werden dy egenante messe legen wo sy hin wellen — — — Actum Lamberti Anno lxxxiiii^to^ (1384). Nachdem die legalisirte Abschrift dieser Urkunde dem erzbischöflichen Vicar vorgelegt worden, erklärte der oben erwähnte Pfarrer und Ketzerrichter Martinus, dass die Testamentskuratoren im Einklang mit der Willensmeinung des Testators den Jahreszins von 10 Schock Pr. Gr. der neuen Kirche Corporis Christi und St. Barbarae auf ewige Zeiten zuwenden und übergeben sollen.

[1]) Bezeichnend für die Characterisirung jener Zeit ist die umständliche Ausführlichkeit, die in den Angaben der Libri erectionum herrscht; als Beispiel möge hier eine Stelle aus dem Anfange der angedeuteten Fundationsurkunde, und zwar diejenige angeführt werden, in welcher die Kirche Corporis Christi zum erstenmal auch sanctae Barbarae genannt wird: Anno nativitatis J. Chr. MCCC octuagesimo nono, indictione duodecima die XV. mensis Augusti hora nona vel quasi Pontificatu sanctissimi in Christo patris et domini dom. Urbani — pape sexti anno XII in opido dicto Montes Kuthnis (sic) Pragens. dioecesis in quadam stuba superioris comodi anterioris domus habitationis circumspecti viri Fridussii judicis ejusdem opidi in me (sic) notarii publici infrascripti et testium presencia subscriptorum — — constitutus est personaliter honorabilis vir dominus Andreas plebanus sive rector ecclesie parochialis in Kyrchlin (wahrscheinlich die vulgare deutsche Benennung der kleinen Pfarrkirche zu Pněwic) prope montes Kuthnis — nec non minister sive capellanus nove capelle prope dictos Montes in honore (sic) corporis Christi et sancte Barbare virginis edificate — ubi idem dominus Andreas discretum virum Martinum — notarium scribamque juratorum — ac custodem seu registratorum libri ejusdem opidi personaliter accedens fassus est ac dixit — testamentum super et de censu — capellanie ipsius — — in hujusmodi libro — esse inscriptum — et supradictum notarium ac custodem dicti libri requisivit ac eidem humiliter supplicavit ut ipsi ibidem hujusmodi librum exhiberet et aperiret. — Qui quidem Martinus notarius quemdam librum in papiro scriptum magnum de quadam almaria excepit et eundem librum exposuit. In quo libro dictus dominus Andreas quoddam testamentum — — in vulgari theutonico scriptum invenit et digito ipsius indicavit etc. —

Zugleich bittet der Priester Martinus, dass die Kapelle (Kirche) Corp. Christi und St. Barbarae zu einem Kirchenbeneficium auf ewige Zeiten erhoben, und der Jahreszins von 10 Schock Gr. der genannten Kirche und ihren Verwesern zugesprochen, bestätigt und einverleibt werden möge. — Darauf wird ausführlich berichtet, wie die Proclamation (Crida) der besagten Stiftung durch den Pfarrer von Gruneth (Grunta) an einem Sonntage in der genannten Kirche verlautbart wurde, und dass, nachdem gegen diese Fundation Niemand Einsprache gethan, der erzbischöfliche Vikar die Hirche der heil. Barbara in perpetuum beneficium ecclesiasticum erhoben und in aller Rechtsform bekräftigt habe. Das Patronats- und Präsentationsrecht solle aber eines Theils von dem Prager Domkapitel, andern Theils von den Cechmeistern der Bruderschaft Corporis Christi zu Kuttenberg ausgeübt werden. [1] Die Consistorialbestätigung dieser Fundation erfolgte zu Prag am 28. Juli 1396. —

Aus diesen zwei Fundationsinstrumenten lassen sich folgende für die Geschichte der St. Barbarakirche wichtige Folgerungen ableiten: Aus der ersten Urkunde geht hervor, dass der Bau dieser Kirche unter dem ursprünglichen Namen Corporis Christi bereits im Jahr 1388 so weit gediehen war, dass bei dem ohne Zweifel in einer der Kapellen des Chorumgangs errichteten Altare der heil. Apostel ein Kapellan angestellt werden konnte. — Aus der zweiten Confirmationsurkunde vom Jahr 1389 ersieht man, dass zu jener Zeit der Chor bereits ausgebaut war, indem der daselbst befindliche Hauptaltar der heil. Barbara ausdrücklich genannt und die Kirche unter diesem Namen zum erstenmal angeführt wird. Der Pfarrer von Pněwic wird auch als Rechtsvertreter derselben bezeichnet, was sich aus dem Patronatsverhältnisse des Pfarrers von Pněwic zu der St. Barbarakirche von selbst ergibt. Ferner ersieht man aus derselben Urkunde, dass zu Kuttenberg eine Zunft oder Zeche der Schreiber bestanden und sich im Schosse derselben eine fromme Bruderschaft zur Ehre des heil. Leichnams gebildet hatte, welche wahrscheinlich mit der Entstehung der Kirche Corporis Christi ihren Anfang nahm. Durch diese Thatsache wird die irrige Meinung Kořinek's berichtigt, welche in die meisten neuern Schriften und Berichte über die St. Barbarakirche überging, dass nämlich die Bruderschaft des heil. Fronleichnams aus dem Grunde fraternitas Czeche genannt ward, weil die Genossen dieses frommen Vereines in Czech, d. i. in einer Vorstadt Kuttenbergs, die noch auf diesen Tag denselben Namen führt, wohnten. Endlich ist aus der letzten Testamentsbestimmung des Henil Perkschmid ersichtlich, dass im Jahre 1384 die Patronatsverhältnisse der neuen Kirche noch nicht geregelt waren, weil noch immer zu befürchten stand, dass der Abt von Sedlec und das Patronat der Kuttenberger Kirchen in diese Stiftung störende Einfälle machen könnten; aus der Consistorialbestätigung vom Jahr 1389 geht aber hervor, dass diese Hindernisse fünf Jahre später bereits gehoben waren, indem der erzbischöfliche Notar die Kapellanie (Kapellanie = Kapelle oder Kirche selbst) der St. Barbarakirche nicht nur zu einem Beneficium ecclesiasticum erhoben, sondern auch das Mitpatronat derselben an die erwähnte Bruderschaft übergeben hatte.

Die dritte Kapelle in der St. Barbarakirche, von der die libri erectionum (Tom VI. p. 109) Kunde geben, ist die des heil. Kreuzes. Die deutsche am St. Cecilientage 1393 ausgestellte Urkunde besagt: Wir Wenczlaw von Kugeticz Richter Nykuss Schönhar, Bernhard Gruber Schöppenmeister u. s. w. (darauf werden noch 14 Schöppen namentlich angeführt), bekennen und thuen kundt — — das für uns kommen ist in eynen vollen ratt — der bescheiden merten Oderin unser lieber mitburger und hatt bekennt mit wohlbedachten — wie das er recht und redlich — auff gib mit krafft diz priffs czehen schok gutten groschen jerliches und ewiges czinses auf seinen hoff und erbe genannt Rattbors gelegen in Cölner kreis — — — czu der newen kirchen des heiligen Leichnams und sanct Barbara gelegen ffur dem perge czum Kutten czu eyne ewige messe — — —

Aus den weitern auf diese Fundation sich beziehenden Verhandlungen erfährt man, dass, als die Proklamation (Crida) dieser Stiftung in der Kirche verlautbart wurde, der Maliner Pfarrer dagegen Einsprache gethan mit der Behauptung, dass Martin Oderin jenen Jahreszins von 10 Sch. Gr. bereits früher der oberen

[1] Die bezeichnendsten Stellen am Schlusse der Bestätigungsurkunde lauten: — — prescriptam Capellaniam (corporis Christi et sancte Barbare) juxta termini exigentiam in perpetuum beneficium ecclesiasticum ereximus et creavimus ac presentibus erigimus et creamus — — — de ceteroque in antea juris ecclesiastici et non mundani volumus reputari. Jus autem patronatus et presentandi rectorem ad dictam capellaniam — spectabit et pertinebit pro ut est ordinatum et dispositum inter venerabiles viros dominos Prelatos et Capitulum Ecclessie pragensis ex una et magistros Czeche fraternitatis in monte Kuthnis parte ex altera. — — —

Kirche zu Kuttenberg (der gegenwärtigen Dekanalkirche zu St. Jakob), welche eine Filiale der Maliner Pfarrei gewesen, vermacht habe. Nachdem aber derselbe nach Verlauf einer festgesetzten Frist von 24 Tagen für seine Behauptung keinen rechtsgiltigen Beweis vorzubringen vermochte, wurde jene Schenkung durch den erzbischöflichen Vicar der heil. Kreuzkapelle zugewiesen und feierlich bestätigt am letzten Juli 1399.

Im VI. Bande p. 205 der Errichtungsbücher sind die Urkunden eingetragen, welche die Stiftung des Altares der heil. Katharina in der St. Barbarakirche bei Kuttenberg (prope montes Kuttnas [sic]) betreffen. Der Kuttenberger Bürger Petrus Linicida (Leinwandverkäufer) widmet einen Jahreszins von 10 Sch. Gr., der auf dem Dorfe Rodonin haftete, zu einer ewigen Messe in der Kapelle der heil. Katharina. In der betreffenden deutschen Stiftungsurkuhde, die bereits im Jahr 1398 „donnerstags vor dem Suntag Reminiscere“ ausgestellt wurde, heisst es: „die selbe ewige mess soll gelesen und gehalden werden czu der Newen kirchen fur den perg in der kapellen sanct Katharine.“ Die Bestätigung dieser Stiftung von Seite des erzbischöflichen Administrators in spiritualibus Johannes Kbel erfolgte am 19. Feber. 1403. Petrus Linicida hat überdiess, wie aus dem vorliegenden Dokumente erhellt, ein Messbuch im Werthe von 15 Schok Gr., drei kostbare Ornate, zwei silberne Kelche und drei Kreuze von demselben Metall, zu dem in der St. Katharinakapelle abzuhaltenden Gottesdienste gestiftet.

Die fünfte Stiftung der Zeitfolge nach ist die des Bürgers Haymann Glenczl (Lib. er. VI. p. 113), welcher im Jahre 1399 gleichfalls 10 Schock Gr. zu heil. Messen bei dem Altare des heil. Johannes des Täufers in der neuen bei den Mauern der Stadt gelegenen Kirche des heil. Fronleichnams und der heil. Barbara (in nova ecclesia Corporis Christi et s. Barbarae prope muros montis sita) vermachte.

Der VI. Band S. 209 enthält die Dokumente, welche sich auf die Stiftung der sechsten Kapelle, und zwar die des heil. Apostels Thomas und des heil. Eligius beziehen. Die Stifter sind die Bürger Andreas Polner und Konrad Noz, welche den auf einem Alodialgute bei Neukolin haftenden Zins von jährlichen 10 Sch. Gr. für die Errichtung eines Altars zur Ehre der Heiligen Thomas und Eligius in der neuen St. Barbarakirche bei Kuttenberg widmen, mit der Bedingung, dass bei diesem Altare wöchentlich 4 Messen gelesen werden sollen. Das betreffende Notariatsinstrument enthält die merkwürdige Klausel, dass im Falle der Beneficiant Johann Englisch oder dessen Nachfolger es versäumen sollten, eine oder die andere Messe zu lesen, sie für jede verabsäumte Messe als Strafe einen Groschen zum Zwecke des Baues oder der Ausschmückung der Kirche (pro fabrica aut ornamentis ejusdem ecclesie) zu erlegen haben. Der Stiftungsbrief ist im Jahr 1400 ausgestellt, die Notariatsurkunde aber am 5. März 1403. Die Bestätigung des erzbischöflichen Vicars erfolgte bald darauf am 15. März 1403.

Im Jahr 1400 am 20. October vermachte der Bürger Peter von Pisek (Petrus de Pieska) zum Seelenheil seiner Eltern und Vorfahren, insbesondere aber seiner Gattin Barbara, den auf einem Hofe zu Radboř im Koliner Kreise (in districtu Coloniensi) radicirten Zins von 10 Sch. Gr. zur Errichtung einer Kapellanie in der Kapelle der allerheil. Jungfrau Maria in der neuen Kapelle Corporis Christi und der heil. Barbara bei Kuttenberg. Diese Stiftung wurde von dem erzbischöflichen Vicar Nicolaus Puchnik am 11. Febr. 1401 bestätigt.

An demselben Tage (20. Oct. 1400) hatte Peter von Pisek zugleich mit seinem Bruder Wenceslaus noch zwei Stiftungen, und zwar bei der Kapelle der heil. Jungfrau Maria und bei jener der heil. Apostel, errichtet. — Aus einer in den Errichtungsbüchern T. VI. p. 457 eingetragenen Urkunde vom Jahr 1405 erfahren wir, dass der Kapellan Andreas de Sicca an die erzbischöfliche Curie mit der Bitte sich gewendet habe, dass der oben erwähnte auf dem Hofe zu Radboř haftende, durch Peter von Pisek der Kapelle der heil. Jungfrau Maria vermachte Jahreszins von der Hypothek zu Radboř auf einen Hof zu Sukdol im Kouřimer Bezirke übertragen werde, weil durch die anhaltenden Kriege die Güter bei Radboř so sehr verwüstet wurden (gwerris durantibus destructa et annihilata), dass der Kapellan den gebührenden Zins von den betreffenden Grundbesitzern nicht erlangen konnte. — Diese Urkunde wirft ein Streiflicht auf den Zustand, in welchem Böhmen durch die Streitigkeiten und Kämpfe der böhmischen Herrn mit König Wenzel IV. versetzt wurde. Die Verwüstung der um Kuttenberg gelegenen Güter, welche in unserer Urkunde geschildert wird, fällt eben in jene Periode, wo König Wenzel von seinem Bruder Sigmund in Oestreich gefangen gehalten ward und die Kuttenberger im Vereine mit den wenigen dem Könige treugebliebenen Herren sich gegen die Feinde ihres Monarchen erhoben hatten. Sigmund lagerte sich mit einem mächtigen Heere zwischen

Kolin und Kuttenberg und unterwarf sich endlich nach vielen Kämpfen die reiche Bergstadt. In einem dieser Gefechte ward der grosse Staatsmann und Dichter Herr Smil Flaška von Pardubic erschlagen. — Ferner vermachte nach den Errichtungsbüchern (Tom VI. p. 410) die Bürgersfrau Barbara von Truhenitz in ihrem Testamente 10 Sch. Gr. der neuen bei Kuttenberg gelegenen und seit mehr als zwei Jahren verwahrlosten Kirche des heil. Fronleichnams und der heil. Barbara (in capella nova Corporis Christi et sancte Barbare virginis et martiris prope montes Kutnis situata — ab annis duobus et amplius neglecta). Der Altar, bei welchem die Kapellanie und die heil. Messen gestiftet werden sollten, wird von den Testamentsexecutoren mit den Worten bezeichnet: ad altare sancti Michaelis archangeli — in capite chori statim contra altare magnum situatum. Die Stiftungsurkunde ist datirt in montibus Chutnis a. D. 1404 in die sancti Viti martiris. Die Bestätigung des erzbischöflichen Vicars erfolgte am letzten Juni desselben Jahres. Die Bemerkung der Donationsschrift, dass die Kirche der heil. Barbara seit mehr als zwei Jahren verwahrlost gewesen sei, deutet offenbar darauf hin, dass der Bau der Kirche durch die oben erwähnten politischen Reibungen und Kämpfe eine Unterbrechung erlitten habe. — Durch die wiederhergestellte Ruhe im Lande wurde das Werk jedoch mächtig gefördert. Ein glänzendes Zeugniss des frommen Eifers, der die reichen Bürger der Bergstadt beseelte, gewährt die Gründung und die überreiche Ausschmückung der Kapelle der heil. drei Könige durch den Bürger und Gewerken Peter von Pisek, der, wie oben erwähnt wurde, bereits drei Kapellen in der St. Barbarakirche fundirt hatte. Der erzbischöfliche Notar Adam von Nečetic besagt in der Bestätigungsurkunde vom Jahr 1405 (Lib. er. IX. H. 4), dass der ehrbare und fürsichtige Mann Peter von Pisek, Bürger zu Kuttenberg zum Frommen seiner Seele und zum Seelenheile seiner Eltern und Vorfahren eine ungemein kostbare Kapelle zur Ehre der heil. drei Könige in der Kirche des heil. Fronleichnams und der heil. Barbara bei Kuttenberg gegründet, neu aufgebaut und derselben einen ewigen Jahreszins von 30 Sch. Gr. zu dem Zweck vermacht habe, damit der Gottesdienst daselbst um so feierlicher abgehalten werde. In dieser Urkunde wird der bereits früher als Kapellan erwähnte Leonhard als Pfarrer (Rector) der St. Barbarakirche bezeichnet. Der für jene Zeit sehr bedeutende Jahreszins floss von einem dem Kloster Sedlec dargeliehenen und auf Teinitz an der Elbe hypothecirten Kapitale ein. Die Kapelle der heil. drei Könige bildete gleichsam eine Kirche für sich und enthielt einen Hauptaltar und drei Seitenaltäre. Ueberdiess wird in der Confirmationsurkunde angeführt, dass Peter von Pisek viele kostbare Altäre und Kirchengeräthe der von ihm gegründeten Kapelle geschenkt, und zwar ein grosses silbernes und vergoldetes Kreuz, 21 Mark schwer, 9 Monstranzen, 2 Pacificale, 24 Ornate, 4 Kelche, 3 Missale, einen grossen Viatikus, ferner viele Leuchter und andere Gegenstände des Kirchenschmuckes. Zwei Kleriker waren ausschliessend zur Dienstleistung in dieser Kapelle bestimmt. Ueber die sichere Aufbewahrung jener Kostbarkeiten, die Reinigung der zahlreichen Alben und der Kirchenwäsche, die Reinhaltung der Leuchter und Lampen und die Füllung der letzteren mit Oel sind in der Urkunde die genauesten Verfügungen angegeben; überdiess werden darin die speciellsten Anordnungen in Betreff des in der Kapelle bei verschiedenen Kirchenfesten abzuhaltenden Gottesdienstes angeführt.

Aus den hier angeführten Dokumenten geht hervor, dass der Bau der St. Barbarakirche um das Jahr 1389 so weit vorgeschritten war, dass einige Kapellen des Chores bereits eingeweiht und mit bedeutenden Donationen versehen waren; die Grossartigkeit der ganzen Choranlage nöthigt uns aber zu dem Schlusse, dass der erste Grundstein des Baues mehrere Jahre früher, etwa um das Jahr 1380, gelegt worden sei. Vom Jahre 1393 bis 1405 mehrt sich die Anzahl der Altäre und Kapellen, deren reiche Ausstattung in der Kapelle der heil. drei Könige ihren Höhepunkt erreicht. — Von den in unsern Urkunden genannten Kapellen haben bloss die des heil. Kreuzes, der heil. Katharina und des heil. Eligius — alle drei an der Nordseite des Kapellenkranzes — bis auf unsere Tage die Namen ihrer ursprünglichen Einweihung behalten. Die überreich dotirte Kapelle der heil. drei Könige, welche nach Kořinek's Berichte auch die Piseker Kapelle nach ihrem Gründer Peter von Pisek genannt ward, bildete ehemals die südliche Kreuzvorlage der Kirche, während in der nördlichen Vorlage der Eingang und die Sakristei angebracht waren. Bis zum Abschlusse der Kreuzvorlagen mochte sich der gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ausgebaute und dem Gottesdienste bereits gewidmete Theil des Baues erstreckt haben. Der Raum zwischen den Kreuzvorlagen wurde, wie es bei andern grossen und lange dauernden Kirchenbauten

üblich war, durch eine Verschallung geschlossen und der Bau des Schiffes ausserhalb des abgeschlossenen geweihten Raumes fortgesetzt.

In den hier angeführten Dokumenten der Errichtungsbücher besitzen wir allerdings die unmittelbaren gleichzeitigen Zeugnisse über die Gründung der St. Barbarakirche, über die Fortsetzung und das Gedeihen des Werkes, über die reiche Dotirung der Altäre und der Kapellanien u. s. w.; wir vermissen aber in denselben jede Andeutung über den Künstler, der den Plan zu dem Gotteshause entworfen, über die Werkmeister, die den Bau geleitet und über die Steinmetzen, die denselben mit den Werken ihres Meissels ausgeschmückt hatten. Diese Urkunden hatten allerdings bloss den Zweck, die Patronatsrechte und das kirchliche Eigenthum sicher zu stellen und die Sanction der obersten geistlichen Behörde nachzuweisen. Die Anführung der Namen der Meister, die beim Baue der Kirche thätig waren, lag nicht in ihrer Intention. Dafür enthalten diese Urkunden zahlreiche und wichtige Andeutungen über das Hypothekarwesen, über das ehemals in Böhmen wohleingerichtete Notariatsinstitut, über die bei Käufen und Verträgen gebräuchlichen Observanzen und Formen und bilden eine reiche, bis jetzt kaum berührte Quelle zur Darstellung des Städtewesens des 14. Jahrhunderts in Böhmen. Die alten, jetzt grösstentheils vergessenen Namen der Plätze und Gassen, ja der einzelnen Häuser, wie auch die Namen der ehemaligen grösstentheils deutschen Patriciergeschlechter Kuttenbergs tauchen aus diesen Dokumenten hervor, welche zugleich den schlagendsten Beweis liefern, wie zahlreich und mächtig das deutsche Element in den Städten Böhmens vor dem Ausbruche des Hussitenkrieges vertreten war.

Kein schriftliches Denkmal nennt uns den Namen des Baumeisters der St. Barbarakirche in der vorhussitischen Periode. Im Kuttenberger Archive sucht man vergebens nach historischen Daten aus diesem Zeitraume, denn die Stürme des Hussitenkrieges hatten alle Denkmale dieser Art daselbst vernichtet; mit Ausnahme des Bergrechtes (jus montanum) König Wenzel II. findet sich dort kein Dokument, das über die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts hinausreicht. Da nun auch die alten böhmischen Chronisten über die erste Gründung und die Baumeister dieses Gotteshauses schweigen, so sind wir genöthigt, zu Analogien unsere Zuflucht zu nehmen, welche uns auf die Spur des Künstlers leiten dürften, aus dessen schöpferischem Geiste der Plan dieses Kunstdenkmals entsprungen war. Da fesselt nun vor allem unsere Aufmerksamkeit Peter Arler von Gemünd, der zweite Baumeister des Prager Domes und der St. Bartholomäuskirche zu Kolin. Bei näherer Vergleichung des Chorbaues der St. Barbarakirche mit dem von Arler ausgeführten Chore der Dekanatkirche zu Kolin gewahrt man, dass viele Details, namentlich die Pfeilerconstruction, der Umgang und die Kapellenverhältnisse beider Kirchen auffallend übereinstimmen. [1] Vermag man nun auch nicht historisch nachzuweisen, dass Arler selbst den Plan der Barbarakirche entworfen und den Bau derselben geleitet, so war es doch sein Künstlergenius, der zu dieser Konstructionsweise den ersten Impuls gab; der Erbauer der St. Barbarakirche war unstreitig aus Arler's Schule hervorgegangen, deren Thätigkeit eben zur Zeit des Chorbaues im vollen Schwunge war.

Zweite Bauperiode.

Aus der bereits oben angeführten Stelle der Denkwürdigkeiten des Dačicky von Heslowa erhellt, dass nach einer Pause von mehr als sechzig Jahren der erste Stein über dem Chore der St. Barbarakirche im Jahr 1483 feierlich gelegt wurde. In Dačicky's Memoiren sucht man aber vergeblich nach den Namen der Baumeister dieses Domes; die einzige Quelle, in welcher dieselben auftauchen, sind die Staré pamětí Kuttno-Horské, die der Jesuit Kořinek im Jahr 1675 herausgab. Kořinek ist ein Geschichtschreiber ganz eigenthümlicher Art. Grosse Belesenheit und eifriger Sammelfleiss kann ihm nicht abgesprochen werden; hingegen ist seine Chronik durchaus eine Tendenz- und Parteischrift, in welcher das Streben, den historischen Ruhm Kuttenbergs und zugleich den mackellosen Katholicismus dieser Stadt vom Anbeginn derselben bis auf seine Zeiten nachzuweisen, vor Allem in den Vordergrund tritt. Von der fast zweihundertjährigen Periode, wo der Utraquismus in der Stadt herrschte, nimmt er gar keine Notiz und schildert dafür mit überschwenglichen Worten

[1] S. Grueber's Characteristik der Baudenkmal ein Böhmen. Mittheil. der S. S. Central-Commission 1856. S. 242.

in Hájek's fabulistischer Manier die Siege, welche die Kuttenberger im Kampfe über die Taboriten errangen. Die historische Grundlage dieser Kriegsthaten, die Namen und Jahreszahlen sind allerdings richtig; die amplificirende Ausschmückung und masslose Uebertreibung derselben ist aber die Frucht des energischen Ketzerhasses und der Begeisterung des Verfassers für die Ehre der von ihm verherrlichten Stadt. Durch sein originelles, in zwanzig Handsteine getheiltes Werk strömt überdiess eine eigenthümliche poetische Ader und ein Humor, der den Verfasser auch bei der Schilderung der gräulichsten Schlachtscenen nicht verlässt. Mit körnigen Sprichwörtern, Dialogen und zahllosen Reimen sucht der Verfasser sein Werk zu würzen, ja er flicht sogar auf originelle Weise die Nachahmung des Gesangs der Nachtigall hinein. Bei allen diesen Mängeln und Auswüchsen kann man den Angaben Kořinek's zumal dort, wo dieselben in keinem Konflikt mit der Haupttendenz seiner Chronik stehen, Vertrauen schenken. Derselbe hatte alle damals bekannten Quellen, zuvörderst aber die Archive zu Kuttenberg fleissig benützt; die in seinem Werke angeführten Namen, Jahreszahlen und Fakta stimmen mit den Angaben der Chronik Pulkawa's der Dačicky'schen Memoiren, des Eustach Kapihorsky u. s. w. überein. Es ist daher kein Grund vorhanden, die Richtigkeit seiner Notizen über die Werkmeister der zweiten Bauperiode unserer Kirche aus dem Grunde in Zweifel zu ziehen, weil dieselben sonst in keinem historischen Werke jener Periode vorkommen. Die beiden zu Kuttenberg befindlichen Archive sind durch widrige Vorfälle und wohl auch durch Achtlosigkeit und Verwahrlosung, zumal im verflossenen und in den ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts, stark herabgekommen; und Kořinek mochte so manche Urkunde bei seinem Werke benützt haben, die man in jenen Archiven gegenwärtig vergebens sucht.

Die Denkwürdigkeiten des Kuttenberger Bürgers Nikolaus Dačicky von Heslowa, worin dieser die historischen Aufzeichnungen seiner Vorfahren eingetragen und sodann die Geschichte seiner Zeit (er starb im Jahre 1626 im 70. Lebensjahre), insbesondere aber die Schicksale seiner Vaterstadt, in chronologischer Ordnung mit musterhafter Genauigkeit verzeichnet hatte, geben uns keinen Aufschluss über die Meister, welche den Bau der St. Barbarakirche geleitet hatten. Die wichtige Handschrift des Dačicky — gegenwärtig im Besitze des böhmischen Museums — enthält zahlreiche, sehr schätzbare Beiträge zur Geschichte Böhmens im 15., 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts; vorwaltend sind aber darin die auf Kuttenberg sich beziehenden Aufzeichnungen: nicht bloss die politischen und kriegerischen Wirren, deren Schauplatz diese Stadt gewesen, die verschiedenen Phasen des Kuttenberger Bergbaues, die Elementarunfälle, der Aufbau öffentlicher und Privatgebäude, sondern auch ergreifende Gerichtsscenen, ferner die Schicksale der einzelnen Familien, der Tod der meisten bedeutendern Einwohner und die Bestattung derselben ist darin mit diplomatischer Treue verzeichnet. Um so mehr muss man bedauern, dass der fleissige Chronist nicht ausführlicher über den Bau der Barbarakirche schrieb; doch sind die wenigen sich darauf beziehenden Nachrichten immerhin schätzenswerth, indem sie uns einige sichergestellte Data über den Fortgang und die Schicksale dieses Baues gewähren.

Kořinek berichtet nun, die Kuttenberger hätten einem ausgezeichneten Baumeister, Namens Hanuš, die Fortsetzung des Baues anvertraut, welcher im Jahr 1482 die Steine im Bruche Pták brechen und dieselben in einem Hause, das zu diesem Zwecke gegenüber dem Eingange der Barbarakirche erbaut ward, behauen liess, worauf im Jahr 1483 am 22. August die zweite feierliche Grundsteinlegung über dem Chore des Domes erfolgte. Als den nächsten Nachfolger des Hanuš bezeichnet Kořinek einen Meister Johann (Jan) und fügt hinzu, dass beide als Meister, die in der Steinmetzkunst wohl erfahren waren, in alten Schriftdenkmalen gepriesen werden. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass Hanuš und Jan einen und denselben Meister bezeichnet; denn Hanuš (Hans) ist gleichbedeutend mit Jan, und Kořinek mochte die wechselnde Bezeichnung eines und desselben Namens, die er in seinen Quellen vorgefunden, auf zwei verschiedene Personen bezogen haben. Welchen Antheil die beiden — oder vielmehr der eine — Meister Johann an der Fortsetzung des Baues gehabt haben, lässt sich schwer bestimmen; wahrscheinlich wurde von denselben der dreischiffige Bau, dem ursprünglichen Plane entsprechend, fortgesetzt. — Um das Jahr 1490 tritt aber jener Meister auf, dessen originelles Genie den bedeutendsten Einfluss auf den Organismus des Gesammtbaues geübt hatte, nämlich der Prager Baccalaureus Matthias Raisek. Ueber diesen ausgezeichneten Künstler findet man in der Fortsetzung der Chroniken des Přibík Pulkawa und Beneš von Hořowic folgende interessante Notiz: [1]

[1] Dieses bedeutende historische Quellenwerk wurde von der kön. böhm. Gesellsch. der Wissensch. im Jahr 1829 herausgegeben unter dem Titel: Staří Letopisowé čeští od r. 1378 do 1527.

„Im Jahr 1475 den Montag nach Palmsonntage wurde der Grundstein zum Thurme beim Königshofe am Graben zu Prag gelegt. König Wladislaw selbst legte den ersten Stein in die Ecke des Thurmes gegen Sonnenaufgang. In demselben Jahre wurde der Thurm bis zur Höhe der Brücke hinaufgebaut. Im nächsten Jahre trat ein ziemlich gelehrter (dosti učeny) Schulmagister und Baccalaureus (ein anderes Manuscript fügt hinzu: Rektor der Teynschule) auf, welcher Skulpturen in Stein auszuführen verstand. Die Prager Rathsherrn beschieden ihn zu sich und fragten, ob er wohl am Baue des Thurmes sich betheiligen, bei dem Maurermeister Wàclaw arbeiten, das Blumen- und Bildwerk in Stein hauen und alles Schmuckwerk am Thurme verfertigen wolle. Jener erklärte, er sei bereit, mit diesem Meister gemeinschaftlich zu arbeiten und alsogleich das Werk zu beginnen. Und der erwähnte Baccalaureus arbeitete mit Meister Wàclaw, der ein Laie war (Kteryž laik byl) bis in die Hälfte der unteren Fenster, und die Rathsherrn gaben ihm wöchentlich XIV (eine zweite Handschrift XL) Groschen. Sodann aber im dritten Jahre stand der Baccalaureus gegen jenen Meister auf und behauptete vor den Schöffen, er getraue sich, Alles besser auszuführen, als jener Meister, der nicht im Stande sei, so kunstreich wie er (Mathias) Bilder und Blumen aus Stein zu hauen; er zeigte sodann einige seiner Steinmetzarbeiten vor mit der Frage, ob jener Meister wohl im Stande sei, so etwas zu verfertigen? Der Meister wurde sodann von den Herrn verabschiedet und der Baccalaureus Mathias baute von nun an allein den Thurm. Er wurde sodann Raysek zubenannt, weil er überaus schön zeichnen (raysowati) konnte. Derselbe hatte die Kunst des Steinwerks von Niemand erlernt; und hier war der erste Anfang seiner Werke, denn er war sehr sinnreich und erfinderisch. Und man zahlte ihm wöchentlich einen ungrischen Gulden.“ (Staří letop. 210.) [1]

Die St. Barbarakirche zu Kuttenberg gewährt einen unverkennbaren Beweis, dass Raisek, dessen Styl auch in den architektonischen Details auf charakteristische Weise ausgeprägt erscheint, den Bau nicht bloss eine lange Zeit hindurch geleitet, sondern auch die ursprüngliche Anlage so umgeändert habe, dass das Bauwerk eine eigenthümliche, von der ersten Intention durchaus abweichende Gestalt erhielt. Dem ursprünglichen Plane nach sollte die Kirche sich als ein dreischiffiger, mit einer Kreuzvorlage und einem um das Presbyterium geführten Kapellenkranze versehener Bau darstellen. [2] Das Presbyterium, der Kappellenkranz, die Kreuzvorlage und zum Theil wohl auch das Langhaus waren noch vor dem Ausbruche des Hussitenkrieges ausgebaut; in der zweiten Periode mag der erste Baumeister (Jan) den Bau weiter fortgesetzt haben, worauf dann Raisek eine völlige Umgestaltung des Kirchenschiffes und eine wesentliche Umänderung in der Anlage dieses Bauwerkes unternahm. Ohne Zweifel erhielt Raisek den Auftrag, den Bau nicht bloss fortzusetzen, sondern auch denselben in grösseren Dimensionen auszuführen. Der Meister unternahm es nun, die dreischiffige Kirche in eine fünfschiffige umzuwandeln, und war daher genöthigt, im Organismus des bereits ausgeführten Baues bedeutende Aenderungen vorzunehmen. Nachdem er an der Nord- und Südseite die Füllungsmauern zwischen den Strebepfeilern durchbrochen, gab er den letzteren die Gestalt selbstständiger Pfeiler, führte die inneren Seitenschiffe zur Höhe des Mittelschiffes empor und schloss sodann die neuen Seitenschiffe an die alten Kreuzvorlagen an, so dass die letzteren den östlichen Schluss der äusseren Seitenschiffe bildeten. Dadurch ward dem inneren dreischiffigen Raume die imposante Form einer Hallenkirche gegeben und ebenso wurde der Chorumgang, der ursprünglich gleich den inneren Seitenschiffen niedrig angelegt war, zur bedeutenden Höhe empor geführt. Dieses allerdings kühne Unternehmen musste nothwendig auf bedeutende Schwierigkeiten stossen, die der geniale Meister zwar glücklich besiegte, deren Spuren sich jedoch in vielen auffallenden Abnormitäten, zumal in den oberen Partien des Chorumgangs, nachweisen lassen. Das Chorgewölbe hatte Raisek im Jahr 1499 vollendet, welches aus folgender im Schlusse der Chorwölbung in einem Spruchbande angebrachten Inscription erhellt:

[1] Jener Thurm, an dem Raisek zuerst seine Kunstfertigkeit bewiesen — gegenwärtig der Pulverthurm genannt — bildete eines der acht Thore, welche die Altstadt Prag mit der Neustadt verbanden und grenzte unmittelbar an den Palast, in welchem Böhmens Könige im 14. und 15. Jahrhundert zumeist residirten. Als im Jahr 1484 die Gährung der Prager Bevölkerung gegen die Stadtschöppen losbrach und sogar das Leben des Monarchen in seinem Palaste bedrohte, verliess Wladislaw den Königshof und verlegte seine Residenz auf die Burg am Hradschin. Damals war der Thurm noch nicht zu der beabsichtigten Höhe emporgeführt und blieb unvollendet bis auf unsere Tage.

[2] Vergl. Grueber's Charakteristik der Baudenkmale in Böhmen. (Mittheil. der k. k. Centr.-Comm. 1856. S. 242.)

1499 serīssimo regnāte Wla dislavo testudo hec clausa est Ba calau Raiskowis opera...

Die Memoiren des Dačicky berichten, dass im Jahr 1491 der Primator Michael von Wrchowišt die erste Glocke für die St. Barbarakirche habe giessen lassen und dass dieselbe im Glockenstuhle (na zvonici) aufgehangen ward und den Namen Michael erhalten habe.[1] Ferner erwähnt dieselbe Handschrift, dass im Jahr 1504 am Samstag nach dem Ambrosiustage das erste (wahrscheinlich gemalte) Glasfenster für die St. Barbarakirche verfertigt ward. Sodann wird darin berichtet, dass im Jahr 1504 den Sonntag vor dem St. Mathäustage der utraquistische Bischof Philipp von Sidon den Hochaltar des heil. Fronleichnams daselbst feierlich eingeweiht habe.

Wichtiger ist die nächstfolgende, die St. Barbarakirche betreffende Angabe der Dačicky'schen Memoiren, welche lautet: „Im Jahr 1506 wurde der Bau der Barbarakirche zu Kuttenberg eingestellt.“ (L. 1506. Přestali stavěti kostela Barborského na Horách Kuttnách. Dač. f. XXVIII.) Diese Nachricht hat Nikol. Dačicky aus den eigenhändigen Aufzeichnungen eines Augenzeugen, nämlich seines Grossvaters Nikolaus von Prachnan geschöpft, denn der letztere berichtet gleich darauf: „Im Jahr 1506 am Montag nach dem St. Bartholomäustage habe ich, Niklas von Prachnan, zu Kuttenberg meine Vermählung gefeiert mit der Jungfrau Justine von Hor; der Priester Philipp, Bischof zu Sidon, hatte uns in der hohen Kirche (zu St. Jakob) getraut.“

Jene Nachricht eines Augenzeugen stellt es ausser Zweifel, dass im Jahr 1506 der Bau der Barbarakirche eingestellt oder vielmehr zeitweilig sistirt ward. Die Ursache dieser Sistirung muss zuvörderst in der bedeutenden Abnahme des Bergsegens gesucht werden, wodurch die Mittel zum Kirchenbaue, welche bisher von den Kuttenberger Gewerken gespendet wurden, zu versiegen begannen. Doch wurde vier Jahre später der Bau wieder aufgenommen, und König Wladislaw bewilligte (im Jahr 1510) einen wöchentlichen Beitrag von 2 Schock Gr. (nach dem damaligen Werthe eines Schocks beiläufig 20 fl.) aus der königl. Münze zur Auszahlung der bei dem Baue beschäftigten Arbeiter. Höchst wahrscheinlich ist es, dass damals Raisek nicht mehr am Leben war und man sich genöthigt sah, nach einem tüchtigen Nachfolger des genialen Meisters sich umzusehen. Kořinek bezeichnet nun als den vierten Baumeister einen gewissen Benedikt, denselben nämlich, der jenen grossen Palast in der Prager Burg im Jahr 1511 vollendet hatte. Dieser Benedikt ist Meister Beneš (d. i. Benedikt) von Laun, dessen ruhmvolles Andenken sich nicht bloss in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, sondern auch in mehreren bedeutenden Werken seines schöpferischen Geistes erhalten hat. Den Palast der Prager Burg, d. i. den grossen Wladislaw'schen Saal, hat Beneš zwar nicht, wie Kořinek erzählt, im Jahr 1511, sondern, wie zuverlässige Quellen berichten, bereits im Jahr 1502 vollendet; nahe liegt aber die Vermuthung, dass demselben in dem von Kořinek angeführten Jahre die Fortsetzung des Baues der St. Barbarakirche war anvertraut worden. Da nun Beneš im Jahr 1520 den Aufbau der St. Nikolauskirche in seiner Vaterstadt Laun unternommen, und dieses Werk, das bedeutendste Denkmal seiner künstlerischen Thätigkeit, bis zum Jahr 1528 geleitet, während dieser Periode überdiess den Bau der Dechanteikirche zu Brüx vollendet und im Jahr 1531 als achtzigjähriger Greis sein Leben geschlossen hatte, so fällt höchst wahrscheinlich seine Thätigkeit beim Baue der St. Barbarakirche zwischen die Jahre 1511 und 1520.

Von Beneš, oder vielmehr bloss nach den Entwürfen desselben, wurde der Oberbau des Kirchenschiffes, nämlich die Emporen und die breiten mit eigenthümlichem Masswerk gezierten Fenster in denselben, ausgeführt. Wahrscheinlich war auch nach dem Plane dieses Baumeisters die aus drei schlanken Zeltdächern bestehende Bedachung der Kirche ausgeführt; zu dieser Meinung berechtigt uns der Umstand, dass völlig dieselbe

[1] In einem alten, im Kuttenberger Archive befindlichen böhmischen Gedenkbuche findet man folgende auf Michael v. Wrchowišt sich beziehende Aufzeichnungen: Als im J. 1481 die Curatoren der St. Barbarakirche Rechnung legten, ergab es sich, dass an milden Gaben, Silbererzen u. dgl. beim Herrn Mich. v. Wrchowišt eingeflossen war: 175 ungr. Sch. und 25 Sch. 49 weisse Groschen. — Im J. 1486 legte Herr Mich. v. Wrochwišt Rechnung über alle zum Aufbau des Tempels eingegangenen Schenkungen, Vermächtnisse u. s. w. Die Einnahme betrug 286 Schock 27 Gr., die Ausgabe 223 Sch. 28 Gr. — Aus diesen Andeutungen ersieht man, dass bereits vor dem J. 1481 Anstalten zur Fortsetzung des Baues getroffen wurden, und dass Mich. v. Wrchowišt die ökonomische Leitung dieses Unternehmens übernommen hatte.

Dachform, wie sie auf älteren Abbildungen der St. Barbarakirche erscheint, auf der St. Nikolauskirche zu Laun, dem Meisterwerke des Beneš, noch gegenwärtig sich darstellt.

Der letzte Baumeister der St. Barbarakirche, dessen Kořinek noch erwähnt, war Niklas (Mikulás), „ein trefflicher Steinmetz, welcher bis zum Aufhören des Baues ausgeharrt hatte." Als Ursache der Einstellung des Baues giebt Kořinek an, dass mehrere Silbergruben, vornehmlich aber der reiche Eselsschacht im Jahr 1541 durch die Wasser ertränkt und somit die ergiebigsten Mittel zur Fortsetzung des kostspieligen Unternehmens vernichtet wurden. Allerdings wurde der wöchentliche Beitrag von 2 Schock böhm. Gr. aus der königl. Münze auch vom König Ludwig und Ferdinand I. zum Zwecke des Baues angewiesen; dieser reichte aber bei weitem nicht hin zur energischen Fortsetzung des Werkes. Man gab es daher auf, wie Kořinek S. 198 berichtet, neue Strebepfeiler und Säulen aufzuführen, und beschränkte sich seit dem Jahr 1541 darauf, die Emporen und andere Schmuckwerke im Inneren der Kirche zu vollenden, musste aber auch von der Ausführung dieses Unternehmens (im J. 1548) ablassen.

Im 13. Handstein seines Werkes stellt Kořinek die Frage, wie viel der gesammte Kirchenbau gekostet habe; gesteht aber, dass er ausser Stande sei darauf eine befriedigende Antwort zu geben. Ueber den Aufwand, der vor dem Ausbruche des Husitenkrieges auf den Bau geführt wurde, hatte sich nicht die geringste Notiz erhalten; aus der zweiten Bauperiode habe jedoch Kořinek ein Kostenverzeichniss, welches aber bloss einen Zeitraum von 40 Jahren umfasst, gefunden, aus welchem erhellt, dass in dieser Periode gegen 10000 Schock böhm. Groschen nur auf das Brechen, Behauen und Zuführen des Steinmaterials verwendet wurden. „Und, fährt derselbe fort, was mochte auf den übrigen Baubedarf aufgegangen sein, als auf Ziegeln für das Gewölbe, auf Glas, Blei und die Stöcke in die Fenster, auf die Eisenklammern zum Zusammenfügen der Quadern, auf das Holz für den Gerüstbau und die Bedachung, was mochten die Zimmerleute, die Dachdecker, was der Kalk, der Sand u. s. w. gekostet haben? Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich die Kosten des ganzen Baues auf 100000 Schock b. Gr (d. i. 1 Million Gulden) angebe."

Die Dačicky'schen Memoiren enthalten noch folgende, die St. Barbarakirche betreffende Notizen:

„Im Jahr 1595. Auf der rückwärtigen Seite der St. Barbarakirche wurde ein neuer Schild von Stein aufgestellt, in dessen Mitte sich ein vergoldeter Kelch befand; über dem Schilde waren 9 vergoldete Kugeln angebracht." Den gegen 2 Ellen hohen, stark vergoldeten Kelch liess im J. 1624 der damalige oberste Münzmeister Wilhelm von Wřešowic abnehmen und denselben sodann den Jesuiten übergeben. [1] — Von besonderem Interesse ist die nächstfolgende Aufzeichnung der Dačicky'schen Handschrift:

„Im Jahr 1626. Vor dem Palmsonntage in der Faste, liessen die bei der Barbarakirche angesiedelten Jesuiten jene kleine Kapelle mit dem St. Barbara-Altare, welche vor alter Zeit erbaut und um die ringsumher sodann der grosse Tempel des heil. Fronleichnams gegründet und aufgeführt wurde, einreissen und hinausschaffen. Auch liessen dieselben aus der Mitte der Kirche einige Stühle, in denen die Frauen zu sitzen pflegten, wegschaffen, worüber einiges Missvergnügen entstand. (Und so ward die Kirche geräumiger gemacht!)" Durch diese Notiz wird somit die bereits oben angeführte Angabe Kořineks, dass man die alte Kapelle der heil. Barbara vor dem Hochaltar des neuen Baues dabei stehen lassen, ausdrücklich bestätigt. Diese merkwürdige Thatsache erscheint in der That als eine ungewöhnliche Kundgebung von schonender Pietät gegen ein ehrwürdiges kirchliches Baudenkmal, wie solche die neuere Zeit wohl schwerlich wird aufweisen können.

Im Jahr 1626 wurde die St. Barbarakirche den Jesuiten, welchen Kaiser Ferdinand II. ein grossartiges Collegium in der nächsten Nähe der Kirche hatte bauen lassen, feierlich übergeben. Aus diesem Orden gieng auch der letzte Renovator jenes Tempels, nämlich der Rector P. Fabian Wesely hervor. Derselbe liess im Jahr 1732 die drei schönen, mit Kupfer gedeckten Zeltthürme, welche die Dachung der Kirche bildeten, wegnehmen und an der Stelle derselben das gegenwärtige Satteldach mit den mesquinen Thürmchen des Zopfstyls aufsetzen, worüber sich aber, wie eine gleichzeitige Handschrift bemerkt, ein grosses Missfallen in der Stadt kundgab. [2] Im Jahr 1733 musste das alte, einfache gothische Portal der Nordseite dem gegen-

[1] Megerle von Mühlfeld. Merkwürdigkeiten der k. Bergst. Kuttenb. 69.

[2] Sub Rectore P. Fabiano Wesely coepit renovari Ecclesia Sctae Barbarae, cum displicentia maxima totius urbis, siquidem dejecto ex eadem ecclesia praeclare disposito tecto et tribus magnificis cupro tectis turribus, posuit praesentes, satis rudes turres. M. S. Cuttn.

wärtigen Renäsanceportale, das einen grellen Gegensatz zu dem gothischen Baue bildet, weichen. Bei dieser Gelegenheit wurde auf Anordnung des P. Fab. Wesely das Wappen der Stadt Kuttenberg, welches über dem südlichen Eingangsthore prangte, herabgenommen. Dieses eigenmächtige Verfahren des P. Rektors verursachte eine bedeutende Aufregung unter der Bürgerschaft, und es entspann sich darüber ein Prozess, dessen endliche Entscheidung durch Kaiser Karl VI. dahin lautete, dass der Jesuitenorden auf eigene Kosten in Gegenwart des Magistrats und der Gemeinde das Wappen Kuttenbergs an seine vorige Stelle solle befestigen lassen, welcher Ausspruch auch im Jahr 1736 vollzogen ward. Uebrigens hat der genannte Rektor des Jesuitencollegiums ausser den angedeuteten unglücklichen Neuerungen auch mehrere zweckmässige Restaurirungen im Inneren und an der Aussenseite der Kirche ausführen lassen; namentlich liess er die schadhaften Phialen der Pfeiler an der Ostseite durch den Prager Steinmetz Peter Baumgartner restauriren, und den oberen reich ornamentirten Theil des höchsten Strebepfeilers dieser Seite neu herstellen.

Nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens im J. 1773 gelangte die St. Barbarakirche unter das Patronat des böhm. Religionsfonds und das Rektorat derselben wurde dem Erzdechant zu Kuttenberg übergeben.

Beschreibung der Kirche.

Die Kirche der heil. Barbara erhebt sich am höchsten südöstlichen Punkte des sanft aufsteigenden Bergrückens, auf welchem die Stadt Kuttenberg sich ausbreitet. Der imposante, frei vortretende Bau beherrscht das romantische Thal, durch welches der wilde Bach (Malešovka, vormals auch Wrchlice genannt) sich hinschlängelt. Aus dem Felsen der im Osten und Süden sich schroff zur Thalsohle hinabsenkt, sind zum Schutze der Grundfesten des Baues mächtige, durch starke Strebepfeiler gefestigte Mauern emporgeführt; an die Westseite der Kirche gränzt der ausgedehnte ehemalige Gottesacker, der gegenwärtig grossen Theils mit Obstbäumen bepflanzt ist; im Norden wird die Kirche durch einen neueren Anbau, nämlich durch den auf Schwiebogen ruhenden Gang, der die Kirche mit dem ehemaligen Jesuitenkloster verbindet und durch das darangebaute Häuschen des Kirchendieners verstellt.

Den Grundriss der Kirche Taf. XXVIII. bildet ein ziemlich regelmässiges Viereck, aus dessen Ostseite das Presbyterium in einem mächtigen Halbrund hervortritt. Die Länge der Kirche beträgt im Lichten 186, wovon auf das Presbyterium 66′, auf das Langhaus 120′ kommen; in der Breite misst dieselbe 122′[1]. Nach dem in Kořinek's Chronik vorhandenen Grundrisse, der offenbar die Kopie eines viel ältern ist, sollte das Langhaus die doppelte Länge des gegenwärtigen betragen, so dass die völlig ausgebaute Kirche eine Ausdehnung von mehr als 300′ in der Länge erhalten hätte.

Mächtig ist der Eindruck, den das Innere der Kirche auf den Eintretenden verursacht. Die zahlreichen hochgestreckten Pfeiler, die weiten Emporen der Seitenschiffe und die auf kühne Weise sich durchflechtenden Rippen der hohen weitgespannten Deckenwölbung gewähren einen imponirenden Anblick; zur Bewunderung wird man aber hingerissen, wenn man die Blicke über das Presbyterium schweifen lässt, das von reichgeschmückten Balustraden umgeben, von hohen und weiten prachtvoll gezierten Fenstern beleuchtet, mit dem dasselbe umgebenden Kapellenkranze eine bezaubernde Wirkung auf die Phantasie macht.

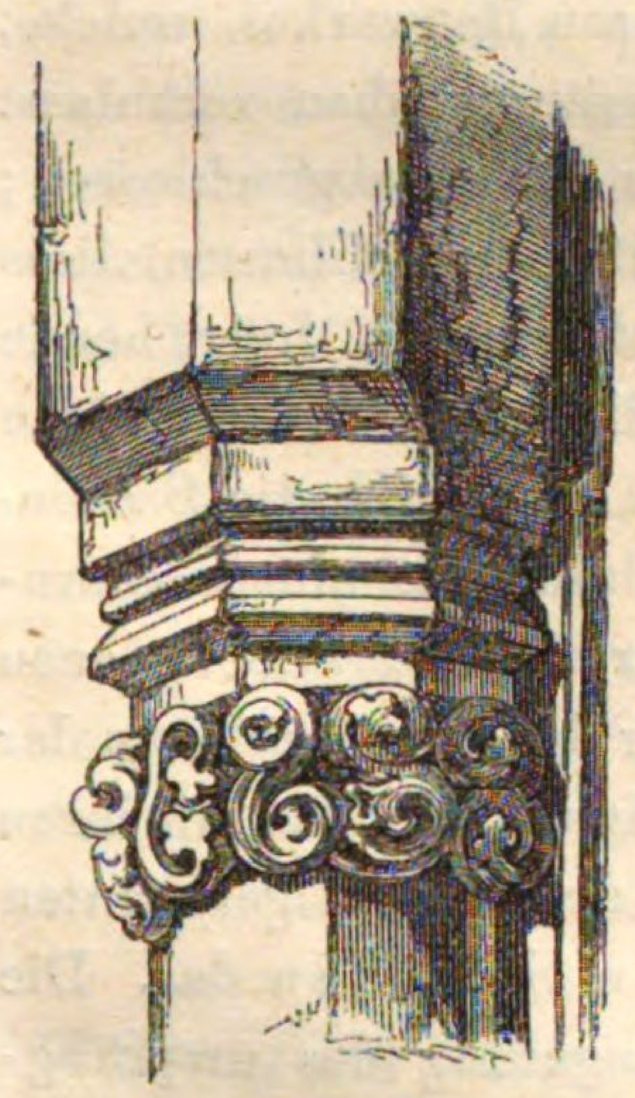
Der Kapellenkranz und die Mauern des Presbyterium bis zur Höhe der Galerie rühren aus der ersten vorhussitischen Periode des Baues her. Diese Theile des Baues weisen durchaus einfache und strenge Formen. Der Kapellenkranz wird durch acht Kapellen gebildet, deren Tiefe bloss 12′ beträgt. Die Seitenmauern der einzelnen Kapellen sind die schrägen Seitenflächen der keilförmigen, mit ihren Spitzen nach Innen gekehrten Strebepfeiler des fünfzehnseitigen Chorschlusses. Den Durchschnitt der aus der Spitze dieser Strebepfeiler vortretenden Dreiviertelpfeiler stellt Fig. b auf Taf. XXIX. dar. An den Diensten dieser Dreiviertelpfeiler gewahrt man die regelrechten gothischen Formen des XIV. Jahrh.; dieselben ruhen unmittelbar auf ihren hohen einfachen Sockeln und gehen ohne irgend eine Kapitälbildung in die Quer- und Kreuzrippen über. Die Wölbung der Kapellen wird durch ein einfaches Kreuzgewölbe gebildet; der Chor-

[1] In Herrn Pr. Grueber's Abhandlung: „Charakteristik der Baudenkmale Böhmens" (Mittheil. der k. k. Central-Commission 1856, S. 241) ist in der Angabe der Breite ein Druckfehler unterlaufen, indem statt 102′ die Zahl 122 stehen soll.

umgang hingegen ist, wie der Grundriss Taf. XXVIII. zeigt, mit einem complicirten, offenbar aus der zweiten Bauperiode herrührenden Sterngewölbe überdeckt. Die beiden an der Süd- und Nordseite an das Langhaus sich anschliessenden Seitenkapellen sind von Achse zu Achse der vorspringenden Stirnpfeiler 18′ breit, während die übrigen Kapellen in derselben Linie blos 15′ messen. Die sechs den hohen Chor umschliessenden Pfeiler sind auf gleiche Weise gegliedert; die zwei ersten derselben, wiewohl sie an Stärke den Pfeilern des Hauptschiffes nicht gleich kommen, sind doch bedeutend kräftiger, als die vier übrigen Pfeiler des Chorschlusses. Die gleichartige Profilirung der Pfeiler sowohl im Chore als im Mittelschiffe ist Taf. XXIX. Fig. *e* dargestellt. Die Gurtbogen, welche die einzelnen Pfeiler mit einander verbinden, entspringen unmittelbar aus den massiven keilförmigen Pfeilervorlagen. Die aus den beiden längern Seitenflächen des Pfeilerpolygons vorragenden Dienste sind nach dem innern Chorumgange gerichtet; im letzten bilden sie die Stützen des Sterngewölbes, auf der entgegengesetzten Seite sind sie aber durch die den Chor umgebende Galerie abgebrochen. — Die Balustrade der über den Arkaden des Chors in der Mauerdicke angelegten Galerie (Triforium) ist mit fantastischem Masswerk auf das Reichste ornamentirt; die einzelnen Abtheilungen dieses Triforiums zu denen der Zugang theils von den Emporen des Langhauses, theils vom Dache der Kirche sich öffnet, sind überdies mit schlanken, durch Spitzbogen verbundenen Rundsäulen geziert. Unmittelbar über den Triforien schrägt sich die Wandfläche gegen die Fenster ab, welche sich bis zur Deckenwölbung emporheben. Die ungewöhnlich weite Oeffnung der Fenster ist durch fünf, theilweise auch durch sieben aufstrebende Pfosten abgetheilt, welche oben durch Spitzbogen verbunden ein Masswerk stützen, das, wenn auch der spätgothischen Periode angehörend, in seinen überreichen wechselnden Motiven ein Zeugniss der schöpferischen Fantasie des Meisters liefert, nach dessen Anordnung dasselbe ausgeführt ward. Besonders prachtvoll gestalten sich einige Fenster des Chores, deren Stabwerk durch wagerechte schön ornamentirte Streife oder durch stufenweis aufsteigende, mit Phialen gekrönte Bogen, in mehrere Theile geschieden ist.

Die Fenster sind blos durch die Pfeiler von einander geschieden, welche gleichsam die Fortsetzung der durch die Triforien unterbrochenen Pfeiler des untern Chorraumes bilden. In der Höhe dieser Pfeiler gewahrt man Kapitälbildungen, die einzigen, welche im Innern des gesammten Kirchenraumes vorkommen (*Fig. 1*). Ueber den leicht an den Pfeiler angelegten Arabeskenornamenten tritt mit kräftiger Ausladung ein Kämpfer vor, der den Rippen des Sterngewölbes, das den Chor überspannt, zur Stütze dient.

Fig. 1.



Der untere Theil des Chores ist mit Balustraden umgeben, welche zwischen die Arkaden, die sich nach dem Chorumgange zu öffnen, eingefügt sind. Jede Balustrade sondert sich in zwei Theile: den untern bildet eine etwa 4′ hohe Mauer, die nach der Seite des Chorumgangs mit halberhabenen gothischen Arkaden geziert ist. Der obere Theil der Brustwehr in der ersten südlichen Chorarkade wird durch fünf offene Bogen gebildet, deren Zwischenräume durch eigenthümlich geformte, aus verschlungenen Aesten gefügte Verzierungen ausgefüllt sind. In einem der Bogenfelder prangt das Monogramm König Wladislaw II., das gekrönte W., und im nächsten Bogenfelde das seines Sohnes Ludwig, ein auf einem Schilde ruhendes gekröntes L. Diese Monogramme gewähren uns einen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Periode, in welcher diese Balustrade (wenigstens der obere, ornamentirte Theil derselben) ausgeführt wurde. Es ist die Zeit zwischen den Jahren 1509 und 1516; denn bekanntlich liess Wladislaw seinen dreijährigen Sohn Ludwig im Jahre 1509 zum Könige krönen, und da Wladislaw im Jahre 1516 starb, so konnten die gekrönten Namenszüge beider Regenten nur in der angedeuteten Periode vereint angebracht werden. Die zwischen länglichen Rechtecken eingefügten Ornamente der sechs übrigen Abtheilungen der Brüstung bilden Fischblasen, herzförmige Verschlingungen, Kreise und Rauten, in welche Vierpässe eingespannt sind, Arabesken und sich verschlingende Aeste; sämmtliche Hauptzüge dieses eigenthümlichen Masswerks sind mit Blättern und Blumenverzierungen durchwebt. In den Feldern der ersten nördlichen Balustradeabtheilung gewahrt man abermals die Monogramme der Könige Wladislaw und Ludwig.

Wenden wir uns nun zu der oberen, an den Chor gränzenden, Abtheilung des Langhauses. Der östliche, auf jeder Seite drei Gewölbjoche einschliessende Theil des Langhauses bildet, wie sich aus H. Prof.

Gruebers Untersuchung ergiebt, das ehemalige Querschiff oder die Kreuzvorlage des ursprünglichen dreischiffigen Kirchenbaues. Im nördlichen Arm der Kreuzvorlage ist jetzt die Eingangshalle und die Sakristei angebracht; aus der ersteren führt eine Wendelstiege auf das Dach; die an der westlichen Seite der Sakristei angelegte Treppe leitet zu dem gewölbten Gemache empor, welches zum Aufbewahrungsorte des kostbaren Messgeräthes diente. Ueber der Sakristei ist ein in späterer Zeit im barocken Style ausgeführter kleiner Musikchor von Holz angebracht. In die an den Chorumgang gränzende Travée der südlichen Kreuzvorlage wurde am Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Kapelle im barocken Zopfstyl hineingebaut. Ein gutes, in der Manier Brandels, der in dieser Kirche seine Grabstätte fand, ausgeführtes Bild der Kreuzabnahme ziert den Altar dieser Kapelle, welche die Todtenkapelle oder nach ihrem Gründer die Obitecky'sche genannt wird. Die zwei über den barocken Obitecky'schen Einbau vorragenden schmucklosen Fenster, die von den übrigen Prachtfenstern der Kirche auffallend abstechen, stellen sich als Ueberreste der ersten Bauperiode dar. Auf der Seitenansicht Taf. XXXI. ist es das siebente Fenster des Seitenschiffes, welches diese Kapelle beleuchtet. Ueberdies beweist die Struktur des rückwärtigen älteren Theils der Kapelle, dass dieselbe bereits in früherer Zeit vielfache Veränderungen erlitten hatte. Es liegt die Vermuthung nah, dass in diesem Travée der Kreuzvorlage die uralte kleine Kapelle der heil. Barbara eingeschlossen war, welche, wie Dačicky berichtet, von den Jesuiten im Jahr 1626 hinausgeschafft wurde. Die zwei folgenden Joche derselben Kreuzvorlage bildeten ehemals die Kapelle der heil. drei Könige, welche Peter von Pisek so reich geschmückt und dotirt hatte. Die Dreikönigs-Kapelle wurde auch die Kapelle der Münzer (mincířská) und nach ihrem Fundator die Piseker-Kapelle genannt; bereits zu Kořineks Zeiten führte sie aber nach dem darin befindlichen Altare des heil. Franziskus Xav., der noch heutzutage daselbst befindlich ist, den Namen der St. Franziskus-Kapelle. (Vergl. Kořin. S. 357.)

Das Mittelschiff und die Seitenschiffe. Das Mittelschiff wird durch vierzehn hochgestreckte Pfeiler gebildet, deren Profilirung Fig. *e* auf Taf. XXIX. veranschaulicht. Auch hier treten, sowie im Chore, die Dienste bloss gegen das Mittel- und das innere Seitenschiff vor, während die Pfeiler auf ihren keilförmigen massiven Vorlagen die sie verbindenden Spitzbogen tragen. Die Pfeilersockel, wiewohl gleich profilirt, haben ebenso wenig wie die des Presbyteriums dieselbe Höhe, denn diese wechselt von 3′ 3″ bis 3′ 11″ in ganz willkührlicher Weise. Das Mittelschiff zählt von einer Pfeilerachse zur andern 34′ Breite; die innern Seitenschiffe aber blos 21′. Die vier Seitenschiffe bilden die merkwürdigste Anomalie des ganzen Bauwerkes, welche, wie oben angeführt wurde, durch den spätern nach Raisek's Plane ausgeführten Erweiterungsbau veranlasst war. Das ursprünglich dreischiffige Langhaus war im Süden und Norden durch eine Mauer abgeschlossen; der Architekt, welcher die Aufgabe übernahm, an das Langhaus noch zwei Seitenschiffe anzuschliessen, liess die Füllungsmauern zwischen den Strebepfeilern abbrechen und verwandelte die letzteren in freistehende Pfeiler, die aber blos nach drei Seiten eine Profilirung erhielten, während an den Theilen der Pfeiler, welche dem innern Seitenschiffe zugekehrt sind, die ursprüngliche glatte Mauerfläche belassen war. (S. die Säulenprofile Taf. XXIX. c. d. f.) In der Höhe von etwa 44′ wurden die innern Seitenschiffe mit einem Sterngewölbe überspannt und auf diesem breite Galerien oder Emporen angelegt; die Pfeiler aber, zwischen denen die Brustwehr der Emporen eingefügt ist, strecken sich über dieselben weiter empor bis zur Wölbung der Halle. (S. den Längen- und Querschnitt auf Taf. XXX.) Und so stellen sich die drei innern Schiffe mit ihren von der Brustwehr der Galerie durchschnittenen Pfeilern, welche bis zu dem über alle drei Schiffe gespannten Gewölbe emporstreben, als eine imposante Hallenkirche von drei gleich hohen Schiffen dar. Die äussern Seitenschiffe erscheinen als die mit dem Langhause parallel laufende Verlängerung des ursprünglichen Querschiffes, und indem sie an das Ganze sich zwar organisch anschliessen, aber eine viel grössere Breite als die innern Seitenschiffe haben, vermehren sie auf bedeutende Weise den Eindruck der Grossräumigkeit, den das Innere des Baues auf den Besucher übt. — An der Westseite ist die Kirche durch eine Nothmauer abgeschlossen; in derselben ist das Hauptthor angebracht, dessen Flügel bloss bei besondern Feierlichkeiten und Processionen geöffnet werden; durch eine Seitenthür tritt man in die kleine Vorhalle, aus welcher eine steinerne Treppe auf den Orgelchor und zu der Emporkirche führt.

Die Emporhallen. Der Erweiterungsbau der Kirche fällt in die Regierungsperiode König Wladislaw II., wo Kuttenberg vor allen Städten des Königreichs durch Privilegien ausgezeichnet, häufig die Residenz des Monarchen und der Sitz der tagenden Landstände war. Damals stand der Kuttenberger Bergbau in voller

Blüthe und mit Recht konnte der gleichzeitige Dichter Hieronymus Balbus in seinem Briefe an den Phönix Böhmens den geistreichen Bohuslaw von Lobkowic schreiben:

Dives inexhaustis resonat mons Cuttna metallis,
Argentoque fluens tota liquescit humus. [1]

Das mächtige Anwachsen der Bevölkerung und der Reichthum der Bürger und Gewerken, die freudig ihr Scherflein zur Fortsetzung des Kirchenbaues darbrachten, macht es erklärbar, dass man nicht zufrieden mit der ursprünglichen einfachen Anlage, die kolossale Erweiterung des Kirchenraumes vornahm und ausser dem Anbaue neuer Seitenschiffe noch zwei breite Emporhallen, die eine ansehnliche Menschenmenge fassen konnten, über den innern Seitenschiffen anordnete. Im Baue dieser Emporen giebt sich aber nicht mehr der Ideenreichthum und die Meisterschaft Raisek's kund, welche, zumal im Prachtbaue des Chorraumes so grossartig sich offenbart. Die Brüstungen der Emporen sind zwar solid, theils von Hausteinen, theils von Ziegeln aufgeführt, die Riesenfenster, welche die beiden Emporhallen beleuchten, sind mit reichem Masswerk geziert und kolossale Bildsäulen an den Pfeilern, die sich über die Balustraden der Galerien erheben, angebracht: aber die Behandlung des Masswerks, wiewohl in jedem Fenster ein eigenthümliches von den übrigen durchaus verschiedenes Motiv sich darstellt, vornehmlich aber die Ausführung der Heiligenstatuen geben Zeugniss von der gesunkenen Technik und dem Verfalle des gothischen Styles. Vergleicht man mit diesen Arbeiten die tüchtigen Leistungen des Beneš von Laun in der Hauptkirche seines Geburtsortes, so fühlt man sich zur Annahme bewogen, dass die Anlage der Emporhallen und der damit zusammenhängenden Bestandtheile der Kirche zwar nach den Plänen des Launer Meisters bewerkstelligt, die Detailausführung aber einem Steinmetzen von untergeordneter Bedeutung anvertraut und das Ganze von dem letzten Baumeister der Kirche, Niklas ausgeführt worden war. Die über die Emporhallen sich fortsetzenden Pfeiler des Mittelschiffes verjüngen sich sehr bedeutend und unterscheiden sich, wie das Profil Taf. XXIX. Fig. *a* zeigt, durch ihre Gliederung auffallend von den untern, zur Höhe der Galerien reichenden Theilen derselben. Diese Gewölbstützen sind in der Höhe durch starke eiserne Schliessen zusammengehalten und befestigt.

Die Deckenwölbung der Kirchenhalle ist auf eine überkünstliche fantastische Weise gebildet. Die Gewölbrippen wickeln sich nämlich in eigenthümlichen Krümmungen von den Diensten der schlanken Pfeiler los und bilden, in weiten Kreisbogen sich spannend und mannigfach durchschneidend, ein sternförmiges Netzwerk, welches durch seine Grossartigkeit allerdings eine bedeutende Wirkung macht. In dem Ecke, das durch die Brustwehr der Emporen und die in einem stumpfen Winkel gegen den Chor sich hinziehende Mauer, welche hohe Prachtfenster durchbrechen, gebildet wird, ist eine schmale Oeffnung angebracht, durch welche man auf das den Chor umgebende Triforium gelangt. Dasselbe ist, wie der Grundriss Taf. XXVIII. weiset, durch die emporstrebenden Pfeiler in neun Abtheilungen geschieden, zu welchen die Zugänge vom Dache der Kirche sich öffnen. Von diesen Galerien stellt sich das Innere des Kirchenraumes dem Auge am imposantesten dar. Der herrliche Bau des Presbyteriums mit seinen gewaltigen reichgeschmückten Fenstern und Galerien erscheint hier in seiner ganzen Grossartigkeit, und der mächtige Eindruck dieses Bildes wird noch erhöht durch die perspektivische Wirkung, welche die Durchblicke zwischen den riesigen Pfeilern in die Seitenschiffe und Emporen des Langhauses üben. Nicht minder überraschend ist der Anblick der Deckenwölbung des Presbyteriums, welches hier mit seinen kunstvollen Sternenstrahlen dem Auge näher gerückt erscheint.

Der Schmuck der Deckenwölbung. Vor allem sind es die Materien und Aufschriften an der Wölbung des Chores, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers fesseln. Man denke sich durch die Mitte des Presbyterium-Gewölbes der Länge nach eine Linie gezogen, welche den Deckenraum in zwei Hälften

[1]) Der Reichthum und das hohe Ansehen der Stadt Kuttenberg in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. wird in folgender Stelle des Majestätsbriefes König Georgs v. Podebrad vom J. 1459 hervorgehoben: „Unter den Dingen, welche den erhabenen Stand unserer königlichen Würde am meisten verherrlichen, ist uns der Reichthum an kostbaren Erzen zu Kuttenberg von dem unsterblichen Gotte als ein vorzügliches Geschenk verliehen worden. Die von Silber strotzenden Felsen haben einen grossen Wohlstand über die Könige und ihre Unterthanen bis auf unsere Zeiten verbreitet, und lassen dasselbe auch für die Zukunft hoffen. Deswegen haben unsere Vorfahren auch diesen Ort, der von der Huld des Himmels so ausgezeichnet war, mit wichtigen Privilegien beschenkt, und mit vielen Gnadenbezeugungen überhäuft. Auch wir wollen daher keine geringere Sorgfalt anwenden, damit durch das Glück dieser Stadt alles Uebrige beglückt und was verwüstet liegt, emporgebracht werden möge."

theilt und, wie der Grundriss der Oberkirche Taf. XXVIII. zeigt, die sechs mittleren Schlusssteine der Wölbung durchschneidet. Im zweiten Schlusssteine (vom östlichen Ende) ist das Brustbild Christi, der in einer Hand den Kelch, in der andern eine Schriftrolle hält, auf welcher die Worte mit gothischer Minuskel stehn: Jesus Salvator mundi. Der dritte Schlussstein enthält das Bild des Adlers und dabei die Aufschrift: Joannes. Der vierte das Symbol und daneben den Namen des Apostels Markus; die zwei letzten Schlusssteine umfassen die Symbole der Apostel Lucas und Matthäus, denen gleichfalls ihre Namen beigefügt sind. Zwischen dem zweiten und dritten Schlusssteine liest man das Wort fides, zwischen dem vierten und fünften Spes. Der entsprechende Raum beim sechsten Schlusssteine, wo wahrscheinlich der Name der dritten göttlichen Tugend hingeschrieben war, ist leer. Rings um den ersten östlichen Schlussstein prangen Wappenschilde, und zwar das Wappen Böhmens, ferner die Wappen der böhmischen Kronländer, der Markgrafschaft Mähren, der Ober- und Niederlausitz, des Herzogthums Schlesien, der Fürstenthümer Neusse, Münsterberg, Schweidniz, Troppau, Glogau, Oppeln, Breslau, Teschen, der Grafschaft Glatz u. s. w. Der Schild mit den drei weissen Streifen im rothen Felde stellt das Wappen Ungarns dar, dessen Krone Wladislaw II. trug. Zahlreiche Wappen der Zünfte und Gewerkschaften ziehen sich in weiten Halbkreisen zu beiden Seiten der mittleren Durchschnittslinie der Wölbung hin. Der nördliche Schlussstein nahe am Brustbild Christi enthält das Wort Baptisma, darauf folgt höher hinauf Confirmatio und im äussersten östlichen Schlusssteine liest man: Eucharistia; sodann stellen sich auf der entgegengesetzten Seite die Namen der übrigen heiligen Sakramente dar. Rechts und links von den Zunftwappen stehen zu beiden Seiten der Evangelisten Markus und Lukas die Namen der vier Kardinaltugenden: Sapientia, Fortitudo, Misericordia und Justitia. In den äussersten nördlichen Schlusssteinen sind die Anfangsworte der acht Seligkeiten (Beati persecuti, beati pacifici, beati mites u. s. w.) vertheilt, während auf den entsprechenden Schlusssteinen der Südseite die zehn Gebote Gottes hingeschrieben erscheinen. In der Mitte des Bogens aber, der das Presbyterium vom Mittelschiffe scheidet, ist ein langer Bandstreif angebracht, in welchem die bereits oben angeführte Aufschrift mit eng gedrängter Minuskel steht:

1499 serenissimo regnante Wladislavo testudo hec clausa est Bacalaurei Raiskonis opera.

Hart an diesem Spruchbande prangt gegen das Mittelschiff zugekehrt, das Monogramm König Wladislaw II., das grosse W.

Es ist fürwahr ein deutungsvoller, aus dem heiligen Quell des christlichen Glaubens geschöpfter Schmuck, der, als Schutz und Schirm die Wappen der Krone Böhmens und der Corporationen der Stadt umgebend, gleich einem geweihten Baldachine hoch über dem Hauptaltare des Gotteshauses prangt! — In dem ersten mittleren Schlusssteine des Mittelschiffes gewahrt man das Herzschild des ältern Wappens der Kuttenberger Stadtgemeinde, den Kelch, welchen ein Greif und ein Adler halten und dabei liest man die Worte: Létha 1542 páni šepmistři a páni. Sodann kommen am Gewölbe des Langhauses die Wappen der Patricier Kuttenbergs und der Zünfte vor, auf deren Kosten wahrscheinlich die verschiedenen Gewölbtheile ausgeführt wurden; die beigefügten Jahreszahlen setzen es ausser Zweifel, dass die Ueberwölbung des Langhauses der letzten Periode des Baues vom Jahr 1542—1548 angehört. An der Südseite des Deckengewölbes stellen sich Wappenschilde mit beigefügter Namensbezeichnung in folgender Reihenfolge von Ost nach West dar: Pán z Oliwetu, pán z Diwic, Jiřík z Trnice a na Předním Dwoří 1547,[1] Zywald syn 1547; nahe an der westlichen Schlussmauer kommt das Wappen der Töpferzunft, der aus einem grossen Topfe hervorragende Baum der Erkenntniss, dem zur Seite Adam und Eva stehen, vor, mit der Beischrift: 1548 páni hrnčířowé. Der nördliche Theil des Gewölbes trägt die Wappen und Namen des Herrn von Wlkanowa, Jan Charwát[2] das Wappen des Bergstädtchens Kank (den Erzengel

[1] Dieser Georg von Trnic hatte das Turnir, welches nach der Königskrönung Maximilian's im Jahr 1562 im Hofe der Prager Burg abgehalten wurde, und bei welcher Gelegenheit die herrliche Bronzestatue des heil. Georg unter der Last der Zuschauer zusammenbrach, in einem böhmischen Gedicht besungen.

[2] Der reiche Bürger Joh. Charwát liess die Schule an der St. Barbarakirche auf eigene Kosten von Neuem aufbauen. Aus Dankbarkeit wurden seine fünf in dem Bezirke der Stadt gelegenen Häuser bis an seinen Tod von allen Abgaben befreit. Megerle von Mühlfeld, Denkwürd. der k. freien Bergst. Kuttenberg. S. 120.

Gabriel, der ein Schild mit dem kreuzweis gelegten Hammer und Fäustel hält, und dabei die Aufschrift Všech pánu Kankowskych hor), ferner die Zunftwappen der Kirschner, Fleischhauer u. s. w. Sämmtliche Wappen und Aufschriften wurden im Jahr 1681 erneuert und sind wohl erhalten.

Die oberen Partieen der westlichen Nothmauer sind gleichfalls mit Malereien und mit Aufschriften bedeckt, welche aus der Zeit herrühren, da die Jesuiten in dieser Kirche walteten. Ganz oben liest man in einem grossen Spruchbande das Chronostikon:

AVgVsta DIVae barbarae
VIrgInIs basILICa
J. H. S.
saCro IpsIVs honorI
abInCoLIs eXeDIfICata. (1548)

Ueber der Orgel zur linken Hand:

A FerDInanDo II
soCIetatI IesV
faVente VotIs Vrbe kVtna
Donata. (1630)

Rechts von der Orgel:

IMperantIbVs
LeopoLDI
aVgVstIs aqVILIs
renoVata. (1681.)

Aus dem letzten Chronostikon ersieht man somit, dass die Restaurirung der Inschriften und der Malereien der Decke in dem oben angeführten Jahre 1681 stattgefunden habe. [1]

Altäre, Kanzel und Chorstühle. Das Innere der Kirche stellt sich mit Ausnahme des Einbaues der Obitecky'schen Kapelle in seinen ursprünglichen Formen wohl erhalten dar. Die Altäre aber rühren durchgängig aus der Periode her, wo die Verwaltung der Kirche dem Jesuitenorden anvertraut war. Das Bild am Hochaltare hat, wie die meisten übrigen Bilder der Kirche einen geringen Kunstwerth und stellt die heil. Barbara in Wolken schwebend dar. Im Hintergrunde des Gemäldes ist die St. Barbarakirche mit ihren drei ursprünglichen hohen Zeltdächern dargestellt. [2] Rechts vom Hochaltare ist in die Mauer

[1] Mit Dank muss ich des Beistandes erwähnen, den mir bei der Entzifferung der Inschriften der Deckenwölbung Herr Springer, Lehrer an der Realschule zu Kuttenberg gewährte; insbesondere aber fühle ich mich Herrn Pr. Grueber für manche wichtige, die Gesammtanlage der Kirche betreffende Aufklärung zum Danke verpflichtet.

[2] Dieses Altarblatt wurde im Jahr 1673 an die Stelle des herrlichen geschnitzten Flügelaltars aufgestellt, welches Kořinek auf folgende Weise schildert: „Eine Merkwürdigkeit dieser Kirche war der prachtvolle, von der Meisterhand eines gewissen Bildschnitzers Jakob verfertigte, im Jahr 1502 auf dem Hochaltare aufgestellte Flügelaltar (archa). Dieser Altar stellte eine königliche Prunkhalle dar. In der Mitte war der Tisch, an dem der Gottessohn, seinen Liebling Johannes im Schosse haltend, mit den Aposteln beim Ostermale sass; an dem einen Ende des Tisches langte der Apostel Philipp aus dem zusammengefalteten Mantel Brodlaibe hervor und der heil. Bartholomäus goss aus einem grossen Gefässe den Trank in die Becher. Jede Gestalt war so lebenswahr dargestellt, dass ihr zum Leben nur der Athem zu fehlen schien. — Die Decke der Halle stellte ein mit ausgezeichnetem Schnitzwerk geziertes Gewölbe dar; über dem Tische hing eine grosse, auf acht weiten Bogen schwebende, kunstvoll geschnitzte Rose herab. Unter dieser Abendmahlshalle (in der Predella) waren vier mit überaus zarten Schnitzereien geschmückte Nieschen sichtbar, in welchen man die sitzenden Gestalten der vier Kirchenlehrer erblickte. — Auf den Seitenflügeln der Arche befanden sich inmitten der kunstvollsten Zierraten zwei halberhabene Bildwerke, und zwar rechts die Mutter Gottes und unter derselben die heil. Katharina; links die heil. Barbara und unter dieser die heil. Dorothea. Treten wir nun hinter den Hochaltar und betrachten wir, was jener Meister auf der Rückseite der Arche geschnitzt hatte. Da erblicken wir nun einen Weinstock, der über das Täfelwerk seine Zweige ausbreitete. Wir gewahren, wie die mit Blättern und Weintrauben behängten Zweige sich laubenförmig wölben und in der Laube sitzen, wie in einem Haine Vögelchen, einige in ihre Nestchen sich bergend, andere die Trauben pickend und wieder andere ihre Schnäbelchen zum Gesange öffnend. — — Damit ich mich kurz fasse, es war alles an dieser Arche so kunst- und sinnreich geschnitzt, dass die Feder zu schildern nicht vermag, was sich dem Menschenauge darbot. Wo aber kam diese Arche hin? In der Faste dieses Jahres (1675) waren zwei Jahre verflossen, dass dieser Flügelaltar einem neuen nach dem Muster und Geschmacke der gegenwärtigen Zeit verfertigten Bilde den Platz räumen musste.“ Koř. Staré paměti Kutno-Horské p. 204. — Weleslawina, einer der vorzüglichsten böhmischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts berichtet in seinem historischen Kalender, jener Meister Jakob,

ein gothisches Sakramentshäuschen eingelassen, dessen oberer Theil oder die Bekrönung jedoch fehlt. — In der Nähe der Sakristei hängt an der Wand ein altes, die Heimsuchung der h. Jungfrau Maria darstellendes Altargemälde.

Im Kapellenkranze reihen sich von Nord nach Süd folgende Kapellen an einander, die nach den Altargemälden ihre Namen führen: 1) die Kapelle der heil. Katharina. Auf einer Seitenwand derselben hängt ein auf Holz gemaltes Bild aus dem XV. Jahrh., welches die Madonna mit dem Jesuskinde darstellt, das einer knieenden Heiligen aus einem Körbchen Aepfel reicht; im Vordergrunde kniet eine zweite Jungfrauengestalt, deren Haupt der Heiligenschein umgiebt; im Hintergrunde stehen noch fünf Gestalten heiliger Jungfrauen. Das Hauptbild ist ringsum von kleinen Bildern eingefasst, welche die Vermählung Maria's, die Verkündigung, die Geburt des Heilands, die Anbetung der Könige u. s. w. darstellen. Dieses Bild gehört unstreitig zu den vorzüglichern Denkmalen der Malerei, welche sich aus jener Periode in Böhmen erhalten hatten. Sodann folgt 2) die Kapelle des heil. Blasius, 3) des heil. Kreuzes, 4) des heil. Eligius und Antonius von Padua; die darauf folgende fünfte Kapelle ist leer; 6) der heil. Apollonia, 7) des heil. Franciskus Borgias, 8) des heil. Wenzels. Blos die Kapellen der heil. Katharina, des heil. Kreuzes und des heil. Eligius haben die Namen ihrer ursprünglichen Einweihung beibehalten. Am zweiten Pfeiler des Mittelschiffes, der Sakristei gegenüber, ist der Altar der heil. Anna angebracht, an dessen Rückseite man ein altes, die heil. Barbara darstellendes Holzschnitzwerk gewahrt. Am gegenüberstehenden Pfeiler befindet sich der Altar des heil. Basilius; ferner steht an dem fünften Pfeiler des Mittelschiffes zur rechten Hand der Altar der vierzehn heil. Nothhelfer, und an der Wand, welche die Sakristei vom linken äussern Seitenschiffe trennt, befindet sich der Altar des heil. Ignatius. Diesem gegenüber gewahrt man an der Schlussmauer der Westseite ein riesiges Freskogemälde, welches bei allen Mängeln der Ausführung durch seine kühne Conception und Anordnung das Auge mächtig fesselt. Dasselbe stellt die Vision des heil. Ignatius dar, in welcher derselbe den Ruf zur Bekehrung der Heiden erhielt, wie die Worte in dem verschlungenen Spruchbande: Convertentur ad Dominum omnes fines terrae, andeuten. Den Namen des Malers J. C. Kowár und die Jahreszahl 1746 liest man im untern linken Ecke des Freskogemäldes. — Des Altarblattes in der Obitecky'schen Kapelle und jenes der angränzenden St. Franciscuskapelle wurde bereits oben erwähnt.

Die Kanzel ist am dritten nördlichen Pfeiler des Mittelschiffes angebracht und stellt sich als ein tüchtiges in Stein ausgeführtes Werk dar, in welchem Motive der Rennaissance und Gothik in wunderlicher Mischung vorkommen, das aber im Ganzen imponirend und nicht ohne Kunstwerth ist. Dasselbe wurde im Jahr 1665 auf Kosten der Frau Margaretha von Kammberg verfertigt, wie die Aufschrift berichtet: Margaretha Kamberská, nata Dobrzenská de Dobrzenic A. D. MDCLXV.

Durch hohen Kunstwerth ausgezeichnet sind die Chorstühle, welche den Raum in der Mitte der westlichen Schlussmauer unter dem Orgelchore einnehmen. Dieselben bilden eine Reihe von zwölf Stühlen, welche durch Wände, die dem Sitzenden an die Schultern reichen, geschieden sind. Ueber der hohen Rücklehne jedes einzelnen Sitzes schwebt ein Baldachin, welcher in der Form eines schlanken, reichgezierten, von Phialen flankirten Spitzgiebels sich emporhebt Taf. XXXIII. Das Masswerk dieser Baldachine ist constructiv in lebendiger Wechselwirkung gefügt; die Schenkel der Giebel sind mit Blumen und die Gipfel derselben mit doppelten Kreuzblumen geziert. An den Säulen welche die Sitze von einander scheiden, standen auf zierlichen Postamenten geschnitzte Statuen, von denen sich jedoch nur drei erhalten haben, die man als wahre Meisterwerke der Bildschnitzerei bewundert. Reich ornamentirte Bekrönungen erheben sich über den Statuen und den leeren Stellen, welche ehemals von ähnlichen Figuren ausgefüllt waren. Die äusseren Seitenflächen der Chorstühle sind nach Art der Prachtfenster im Chorraume der Kirche geschmückt. Nicht minder ausgezeichnet ist das Schnitzwerk, welches die beiden Seitenflächen und die Brustwehr der Bethpulte ziert. Die originellen sinnreichen Motive des Masswerkes

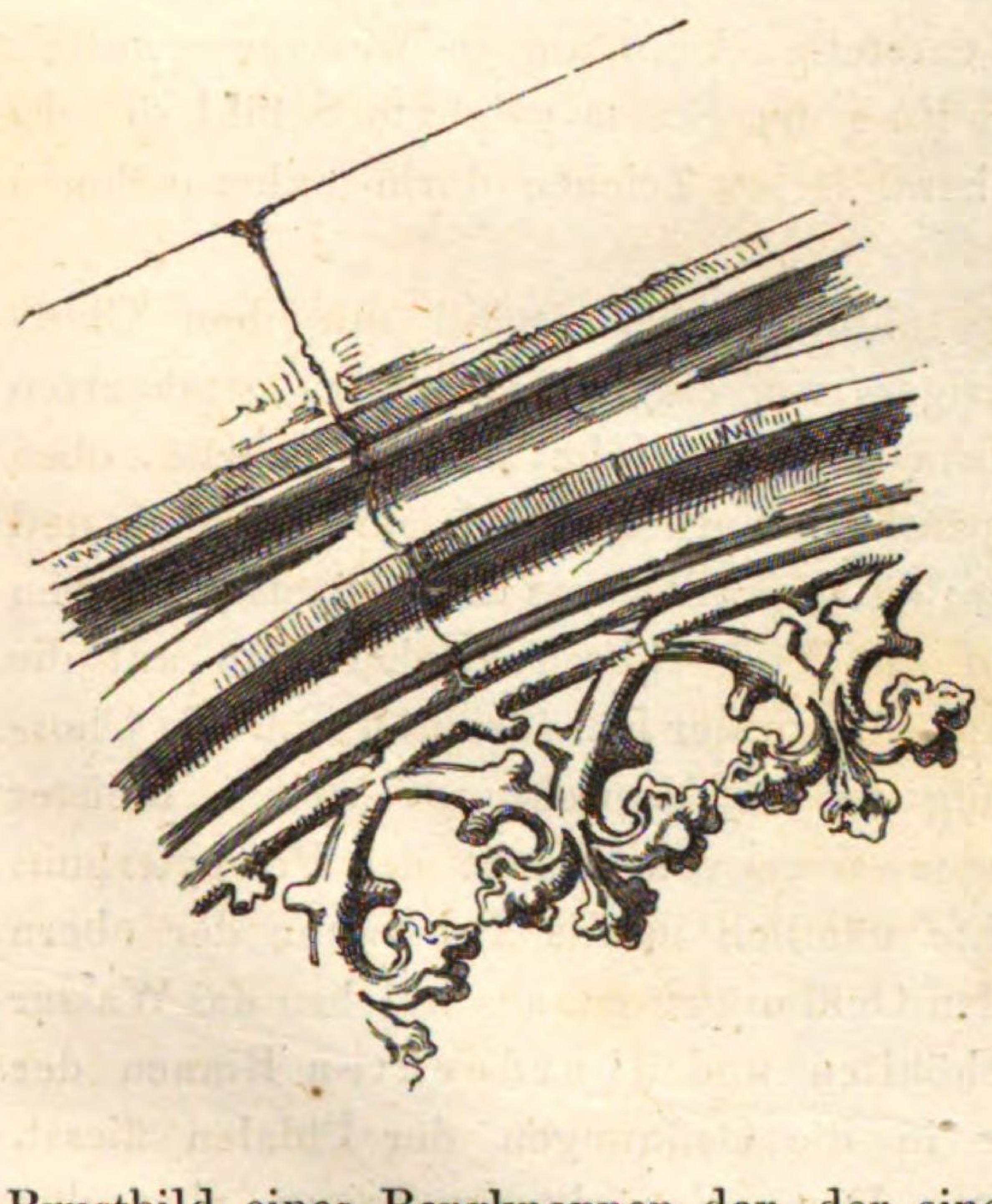
der den gepriesenen Flügelaltar der St. Barbarakirche verfertigt, wäre sein Grossvater von mütterlicher Seite gewesen. Derselbe hatte auch den prachtvollen Saal im alten Rathhause Kuttenbergs, welches im Jahr 1770 niederbrannte, mit seiner kunstreichen Hand ausgeschmückt. Das einzige Denkmal jenes Rathssaales ist die lebensgrosse Statue des Heilands, welche aus den Flammen gerettet, im gegenwärtigen Rathhause der Stadt bewahrt wird und als ein Meisterwerk der Bildschnitzerei sich darstellt. Dieses herrliche Bildwerk lässt uns um so mehr die barbarische Vernichtung des Flügelaltars und die Einäscherung der alten Rathsstube, deren Pracht Kořinek mit Begeisterung schildert, bedauern.

welches die Felder der Brüstung füllt, gehören ohne Zweifel zu den schönsten, welche die gothische Ornamentik des XV. Jahrh. aufzuweisen vermag. Diese Chorstühle, wahrscheinlich Werke des gepriesenen Meisters Jakob, entsprechen in ihrer Anlage, Ornamentik und künstlerischen Ausführung vollkommen den wohlerhaltenen Stühlen, welche den Chor der ehrwürdigen Erzdechanteikirche Kuttenbergs schmücken, wiewohl sich an den letztern keine Statuen befinden.

Zwei hohe steinerne Weihwasserbecken, deren einer in der Sakristei, der andere nahe an der westlichen Schlussmauer steht, sind wegen ihrer alterthümlichen Basreliefverzierung beachtenswerth. [1] Von den 13 Grabsteinen, welche man im Pflaster der Kirche gewahrt, sind bloss zwei mit Aufschriften versehen; und zwar jener des Chrudimer Kreishauptmannes Wenzel Wrabsky und seiner Gattin Katharina, geb. v. Aujezdec mit der Jahreszahl 1638, und sodann die Gruft des kais. Raths und Stadtrichters Bernhard Dačicky von Heslowa († 1742), eines Nachkommen des Nikolaus Dačicky, dessen Aufzeichnungen in dieser Schrift mehrmal angeführt wurden. Höchst wahrscheinlich sind bei der letzten Ueberpflasterung der Kirche viele alten Grabsteine wegen ihrer utraquistischen Reminiscenz von den Jesuiten beseitigt worden.

Der äussere Kirchenbau. In seiner ganzen imposanten Grösse steigt der Bau, das Thal des wilden Baches beherrschend, von der massiven Schutzmauer gleich einem Bollwerke umgeben, vor unseren Blicken frei in die Höhe. Der Chor Taf. XXXII. im weiten Halbkreise vortretend, ist in der Höhe von 7° 4′ von einer Galerie umgeben, deren Felder mit durchbrochenem Masswerk der mannigfachsten Art ausgefüllt sind. Neun Strebepfeiler schwingen sich gleich schlanken Obelisken in die Lüfte, von denen der mittlere an Grösse und Pracht die übrigen übertrifft. Die Einzelnheiten dieses Prachtpfeilers veranschaulicht unsere Abbildung; beiläufig in der Mitte desselben ist das alte Wappen Kuttenbergs, zwei kreuzweis gelegte Hämmer (Eisen und Schlägel) und über demselben die Statue der heil. Barbara angebracht. Dieser Pfeiler wurde, wie wir bereits in der Baugeschichte der Kirche berichtet, auf Anordnung des Jesuiten-Rektors P. Wesely durch den Prager Steinmetzmeister Johann Baumgartner um das Jahr 1733 auf stilgemässe, überaus tüchtige Weise restaurirt, — ja grossentheils neu aufgeführt. [2] Zwischen den Pfeilern ragen die Dächer hervor, mit welchen die einzelnen Chorkapellen überdeckt sind. Von diesem Mittelpfeiler sind zwei mit Giebelblumen reichgezierte Strebebogen hinübergeschlagen, und von jeder der übrigen Spitzsäulen strecken sich gleichfalls zwei Strebungen, deren tüchtige und zierliche Bildung *Fig. 2* veranschaulicht, zum Hochbau hinüber. Die Prachtfenster des Chores, von den Pfeilerobelisken und ihren Strebebögen eingerahmt, und oben von der breiten Attika und der zierlichen Galeriebalustrade, in welche, wie *Fig. 3* zeigt, die Giebelblumen der Fensterbogen hineinragen, eingefasst, gewähren einen herrlichen Anblick. Tritt man an das südliche Ende der untern Galerie, so erblickt man an dem zunächststehenden, schräg vortretenden Strebepfeiler des Seitenschiffes Sculpturen, welche die Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen. Man gewahrt nämlich an der vorspringenden Kante des schiefen Pfeilers auf einem Tragsteine stehend, die lebensgrosse Statue eines gepanzerten Ritters mit gekröntem Haupte, dessen Hände den Schwertgriff umfassen, und näher gegen den Rand der Galerie stellt sich das Brustbild eines Bergknappen dar, der eine breite Schriftrolle vor sich hält, auf welcher die ziemlich schwer lesbare, weil bedeutend verwitterte, Aufschrift steht:

Fig. 2.



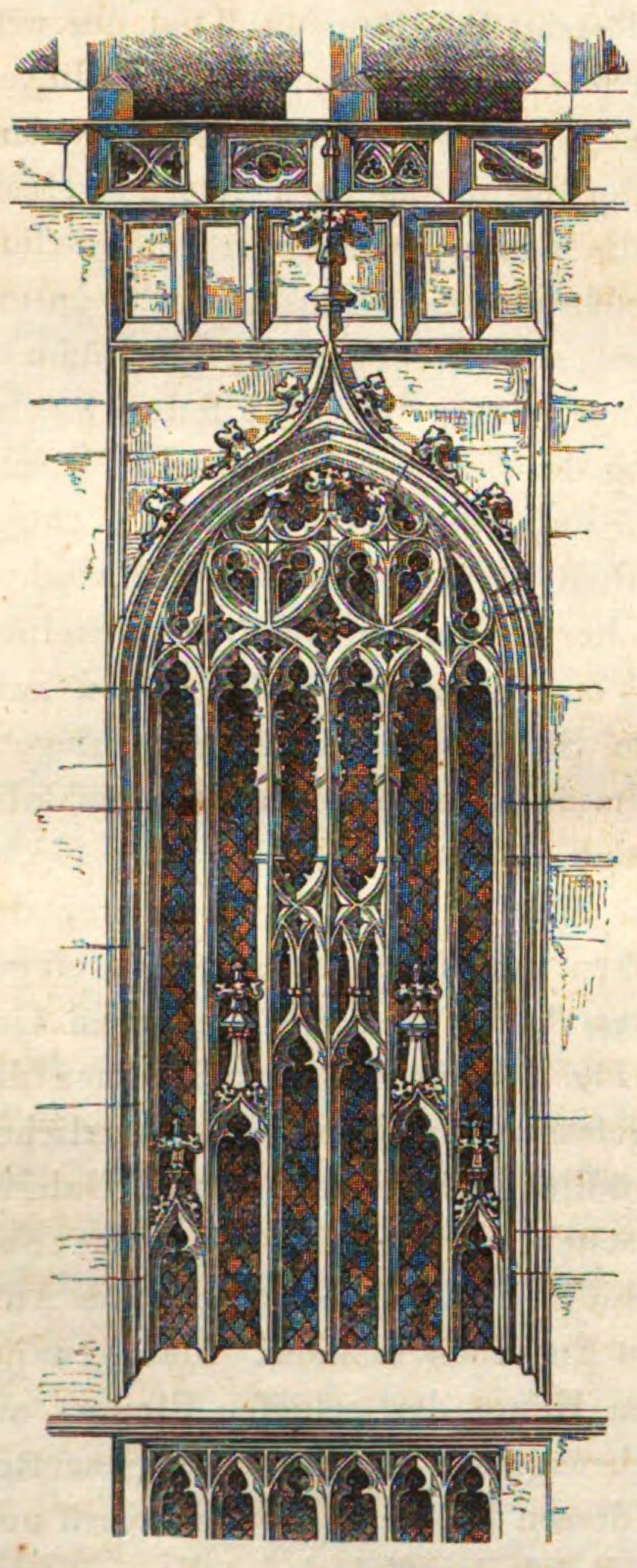
[1] Diese Weihwasserbecken, sowie die mit prismatischen Figuren gezierten Ständer zweier anderer Becken (oder Opferstöcke) der Kirche sind nicht aus dem bei Kuttenberg brechenden Sandstein, sondern aus dem in der Umgegend von Prag vorkommenden Plänerkalkstein (opuka) gebildet.

[2] Die Höhe dieses mächtigen Pfeilers, unter dem nach Kořinek's Berichte der Grundstein zur Fortsetzung des Baues im Jahr 1483 gelegt wurde, beträgt 10°; die das Presbyterium und die Seitenschiffe umgebenden Pfeiler erheben sich zu einer Höhe von 9° 1′; die kürzeren an der unteren Chorgalerie vortretenden Fialen, sowie jene, die über dem Portal emporragen, sind bloss 7° 3′ hoch.

honorabilis dnii michaelis de
wrchowissst tuc tepor moetr...
i motibus kuthis q q diret fabri ...
(Honorabilis domini Michaelis de
Wrchowisst tunc temporis monetarii (?)
in Montibus Kuthnis (quoque) directoris fabricae.

Michael von Wrchowist, der im Jahr 1491 wie oben erwähnt wurde, die Glocke Michael für die Barbarakirche hatte giessen lassen, war bereits vor dem Jahr 1490 Berghofmeister wie auch Primator zu Kuttenberg. [1] Wiewohl nun diese Aufschrift keine Jahreszahl angiebt, so kann man aus derselben doch entnehmen, dass Michael von Wrchowišt, Leiter des Baues (director fabricae) im Anfange der zweiten Bauperiode der Kirche gewesen war. Ueber der an der Scheidegränze des alten untern und des neueren Oberbaues angebrachten Aufschriftsrolle ist unter einer halbzerstörten Wimberge das Wappen der Familie Wrchowist, ein springendes Einhorn in einem Schilde angebracht, auf welchem ein geschlossener Turnierhelm ruht. Ohne Zweifel bezieht sich jene Inscription auf dieses Wappen und ist zu ergänzen durch das Wort: **Insigne** honorabilis domini etc. Zu dieser Annahme berechtigt die Analogie mit einigen Aufschriften am Deckengewölbe des Langhauses der Kirche, wo z. B. neben dem Wappen des Bergstädtchens Kank die Worte in böhmischer Sprache stehen: der Herrn der Kanker Berge. Wahrscheinlich liess Michael von Wrchowišt den ersten Pfeilerobelisk des Chorschiffes auf eigene Kosten aufführen und sein Wappen mit der Aufschrift hinsetzen. Ob die in der Nähe stehende gekrönte Ritterstatue eine historische Person, etwa den heil. Wenzel, oder wie einige vermuthen, Georg von Poděbrad darstelle, kann um so weniger ermittelt werden, da der an den rechten Fuss der Statue gelehnte Schild so sehr beschädigt ist, dass man kein heraldisches Zeichen darin wahrzunehmen vermag.

Fig. 3.



In dem Winkel, den das nördliche Seitenschiff mit dem Chorschlusse bildet, steigt ein niedriger, viereckiger, mit einem gemauerten Zeltdach gedeckter Treppenthurm empor. Hohe, durchbrochene, oben mit Wimbergen gekrönte Treppenthürme erheben sich am südlichen und nördlichen Ecke der Seitenschiffe; die innern Räume der Thürme schliessen Wendeltreppen ein, welche auf das Dach führen, woher man auf die obere Galerie des Chores gelangt, die in der Höhe von 99′ um die Choranlage geführt ist. Merkwürdig ist die Vorrichtung, welche Meister Raisek anbrachte, um das Regenwasser vom Dache des Presbyteriums hinabzuleiten. Derselbe brachte nämlich in die Brustwehr der obern Galerie an entsprechenden Stellen Oeffnungen an, aus welchen das Wasser in die zu diesem Zwecke ausgehöhlten und überdeckten Rinnen der Strebebogen, aus diesen aber in die Oeffnungen der Phialen fliesst, und durch den geöffneten Rachen der Wasserspeier hinausstürzt. Diese Vorrichtung bringt aber den Nachtheil hervor, dass in den verdeckten röhrenförmigen Rinnen häufig Stauungen und Eisanhäufungen stattfinden, welchen zum Theil der schadhafte Zustand dieses Bautheiles zuzuschreiben ist. Von der zierlichen Ornamentik und Struktur der obern Galerie gewährt die Choransicht Taf. XXXII. einen, wenn auch nur flüchtigen

[1] Nach den Memoiren des Dačicky (Bl. XLV) starb Michael von Wrchowišt hochbejahrt im Jahr 1511 und wurde in seiner Kapelle in der St. Barbarakirche begraben. Wahrscheinlich ist es die an jenen Aufschriftspfeiler anstossende St. Wenzelskapelle, in welcher die sterblichen Reste jenes um Kuttenberg hochverdienten Mannes ruhten.

Begriff. Von dieser Galerie eröffnet sich die herrlichste Aussicht über die auf sanftem Bergabhange gelagerte Stadt, hinter der die imposante Sedlecer Marienkirche sich erhebt; das Auge schweift weithin über die fruchtbaren parkähnlichen Fluren, aus deren Baumdunkel das Städtchen Neuhof und weiterhin die Façade des schönen Schlosses Kačina herüberglänzt. Zahllose Ortschaften tauchen in allen Richtungen hervor, vor allen fesselt aber den Blick die Kreisstadt Cáslau mit ihrem hohen Thurme, und weiterhin in nebelblauer Ferne wird der Horizont durch den waldigen Gebirgszug begränzt, auf den sich in östlicher Richtung die Konturen der Ruine Lichtenburg abzeichnen. Das Thal des wilden Baches, das tief unter der Kirche sich bedeutend ausbreitet, verengt sich plötzlich gegen Süden und durchschneidet mit seinen schroffen Felsenwänden die Hochebene, auf welcher zwischen Saatfeldern zahlreiche Halden von Schlacken, die stummen Zeugen des ehemaligen reichen Bergsegens emporragen. Von Schlackenhügeln umgeben erhebt sich einsam ein einfacher gothischer Bau, die Kirche der allerheil. Dreifaltigkeit, welche ein schönes Denkmal der Sculptur des XV. Jahrh., ein kunstreich ausgeführtes Sakramentshäuschen birgt.

Aus den Strebepfeilern der beiden Seitenschiffe der St. Barbarakirche steigen, wie die Seitenansicht Taf. XXXI. zeigt, mächtige Phialen empor, deren mit Wimbergen, Baldachinen, Giebel- und Kreuzblumen geschmückte Riesen die kräftigen doppelten Strebebogen zum Hochbaue hinüberstrecken. Das allerdings schwerfällige Ornament eines dieser Strebebogen, welches der letzten Bauperiode angehört, und mit der leichten lebendigen Verzierung im Chorschlusse keinen Vergleich aushält, stellt *Fig. 4* dar; *Fig. 5* ist die Abbildung der Kreuzblume einer Phiale des Seitenschiffes. Die Strebebogen des Langhauses sind ohne Wasserzungen und durchaus gut erhalten. Der gute Zustand dieser ganzen spätern Partie des Baues wird

Fig. 4.

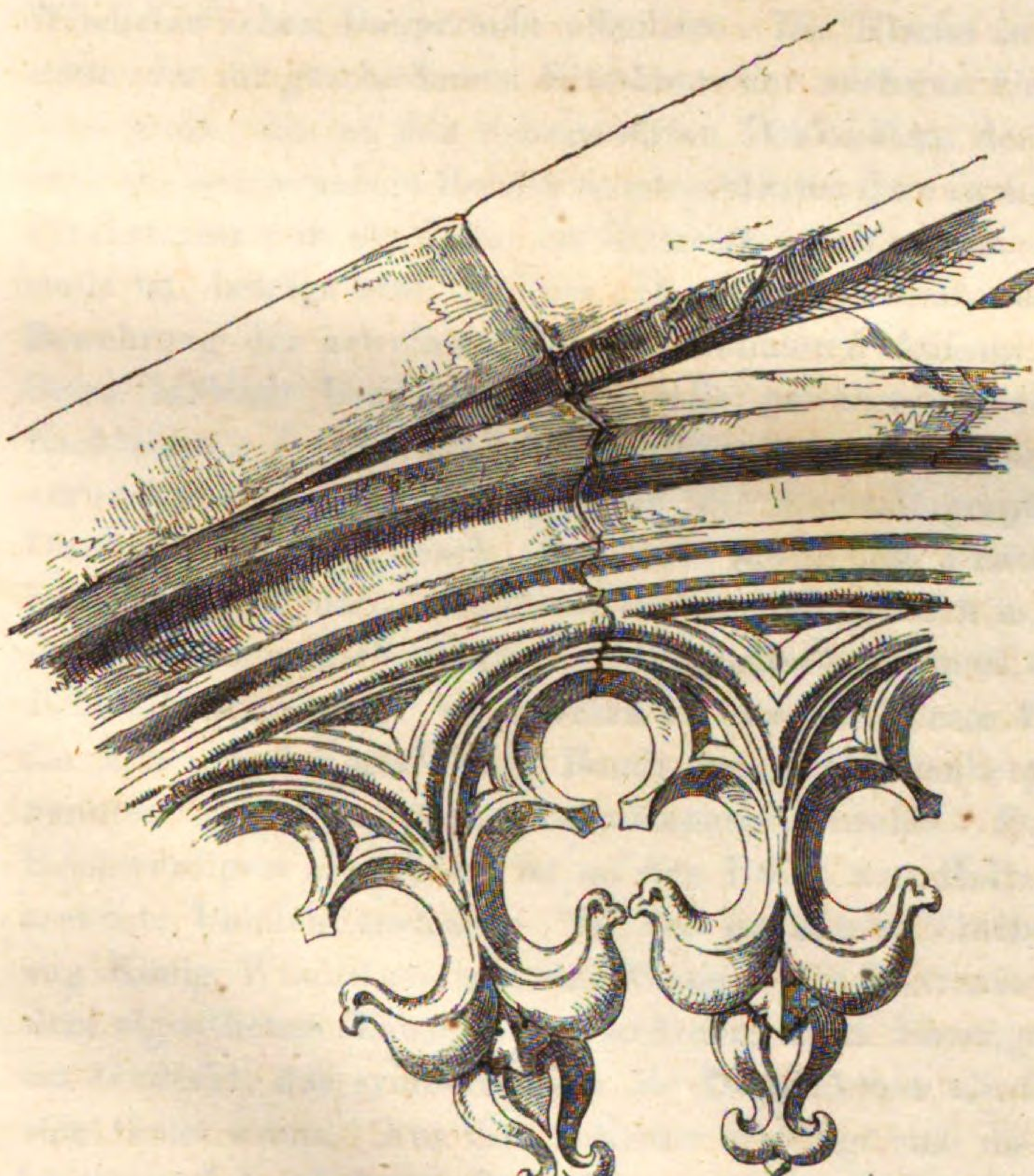
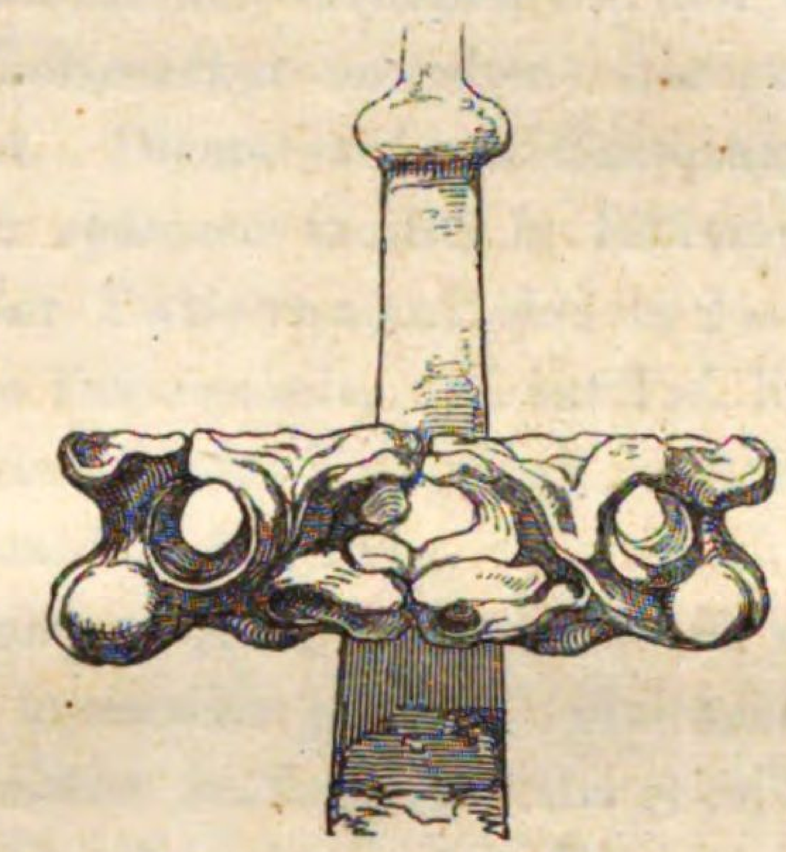


Fig. 5.



auch dadurch erklärbar, dass die Quadern dazu aus dem Bruche bei Mezholez, welcher einen dauerhaften Stein lieferte, hergeschafft wurden, während der ältere Chorbau aus dem am Pták gebrochenen Steinen, welche zwar anfangs hart sind, aber später auswittern, aufgeführt worden war.

Mehrmals ist an der Aussenseite der Kirche das alte Stadtwappen, die kreuzweisgelegten Hämmer im Schilde, den ein Bergmann trägt, angebracht; überdies kommen noch hie und da Figuren und Thiergestalten vor. Ueber dem Renaisanceportale, das gegenwärtig den Eingang in die Kirche bildet, ist das neue Wappen der Stadt Kuttenberg zu schauen.

Die St. Barbarakirche zu Kuttenberg ist nicht bloss ein würdiger Tempel des Herrn, sondern auch ein historisches Baudenkmal im vollen Sinne des Wortes. An dieselbe knüpfen sich Erinnerungen an die ferne Vergangenheit Böhmens, Erinnerungen an die fromme thatkräftige Gesinnung der mächtigen Patricier der Stadt am Schluss des XIV. Jahrhunderts, Erinnerungen an unheilvolle Glaubenskämpfe und furchtbare

Kriegsstürme und an das abermalige Aufblühen des Wohlstandes und der Künste in der Friedensperiode König Wladislaw II., wie auch an den opferwilligen Bürgersinn, der mit freudiger Begeisterung die grandiose Erweiterung des Baues, wie er sich unserem Auge gegenwärtig darstellt, unternahm. Es ist ein Denkmal, dessen einzelne Partien als monumentale Urkunden dastehen, die nicht bloss von den wechselnden Schicksalen Kuttenbergs, sondern auch des ganzen Landes Zeugniss geben!

Mit Ernst und Liebe gieng ich an's Werk bei der historischen Darstellung und der Schilderung dieses Gotteshauses, in dessen geweihten Räumen ich die ersten dauernden Jugendeindrücke empfing, aus denen die Begeisterung für Kunst und Alterthum in mir erwuchs; doch verhehle ich es mir nicht, dass in meiner Arbeit noch Mängel und Lücken vorkommen, die zu beseitigen und zu ergänzen eine Aufgabe der Forscher ist, welche die gereifte historische Kritik und die rasch aufblühende Alterthumskunde in Oestreich heranbildet.

Das Tabernakel in der Kirche der allerheiligsten Dreifaltigkeit bei Kuttenberg.

Von

Professor E. Wocel.

(Taf. XXXIV.)

Etwa eine Viertelstunde südwestlich von der Stadt Kuttenberg erhebt sich auf der Hochebene, die in das Thal des wilden Baches schroff abfällt, in öder Einsamkeit von Schlackenhügeln umgeben, die Kirche der allerh. Dreifaltigkeit. Es ist ein einfacher gothischer Bau von geringer Ausdehnung, der in seiner Struktur, im Masswerk der Fenster und in den wenigen architektonischen Ornamenten den Charakter der Wladislaw'schen Bauperiode offenbart. Die Kirche ist von einem Gottesacker umgeben, der zur Begräbnissstätte der hingeschiedenen Bewohner der nächsten Umgegend dient. Dieses verödete Gottęshaus enthält ein Kunstwerk, das zu den bedeutendsten Denkmälern der Skulptur der späteren Gothik in Böhmen gehört, und zwar ein meisterhaft in Sandstein ausgeführtes Sacramentshaus oder Tabernakel, das an der Nordseite des Presbyteriums in der Nähe des Hochaltars sich erhebt. Die Höhe des Tabernakels, das auf Taf. XXXIV dargestellt ist, beträgt etwa 22 Fuss. Das Ganze sondert sich in drei Theile ab: das Fussgestell, den vierseitigen zur Bewahrung der geweihten Hostien bestimmten Aufsatz und die pyramidale Krönung. Die einen achtstrahligen Stern bildende Basis des Fussgestells gewährt ein interessantes Beispiel jener in der Gothik vorkommenden Nachbildung der Formen der Zwillingskrystalle, indem hier zwei kreuzweis gelegte, gleichsam in einander verwachsene Prismen, dergleichen die Krystallographie am Staurolithe nachweiset, dargestellt erscheinen. Durch schwächere, nach oben sich abstufende Platten wird die Querkreuzung der Prismen noch zweimal leichthin angedeutet. Aus dieser Basis schwingen sich in leichter Krümmung Rundstäbe empor, die zwei einander durchschlingende Bündelpfeiler bilden, deren Kapitäl die Unterlage des mittleren Aufsatzes trägt. Der zierliche Blätterschmuck im unteren Bandstreife dieser Unterlage erinnert lebhaft an ähnliche Blattornamente, die man an den gothischen Baudenkmalen Kuttenbergs, namentlich an dem vorspringenden Erker des sogenannten steinernen oder Bischofshauses gewahrt. Der vierseitige Aufsatz selbst, dessen innerer Raum das Hochwürdigste einschloss, ist an den Ecken von Halbsäulchen flankirt, deren Gipfel in schlanke reich ornamentirte Phialen auslaufen. In den im untern Theile der Säulchen angebrachten Schilden ist der Namenszug König Wladislaws und das Wappen der Kuttenberger Bergleute, Hammer und Fäustel sichtbar. Ueber dem eigentlichen Tabernakel durckreuzen sich knorrige, mit Krabben gezierte Aeste, und bilden ringsumher ein Geflecht, das symbolisch an die Dornenkrone Christi mahnt, welche den Bewahrungsort des hochwürdigsten Gutes krönt. Aus dieser Krone schwingt sich die mächtige Phiale empor, deren Leib ganz einfach gehalten und durch kurze Strebebogen an vier kleine Seitenstreben befestigt erscheint; der Riese der Phiale ist hingegen mit Krabben und ausgeschweiften Bogen, deren Arme sich auf Thierköpfe stützen, geziert; eine schöne Kreuzblume bildet die äusserste Bekrönung des Ganzen.

Wiewohl dieses Tabernakel dem aus derselben Periode herrührenden Sakramentshause der Kathedrale zu Königgrätz, welches mit Standbildern von Heiligen und Basrelieffiguren bedeutsam geschmückt ist, an Höhe wie auch an Manigfaltigkeit der dekorativen Elemente nachsteht, so muss demselben doch der Vorzug der

organischen Einheit, der gelungenen Conzeption und Ausführung zugestanden werden. Man kann zwar nicht verkennen, dass in den gebogenen Rundstäben unseres Tabernakels, in der Verschlingung der Glieder und dem weit vom Körper des Ganzen vorspringenden, dem Wesen des Steinmaterials widersprechenden Ornamenten die Kennzeichen des Verfalls der Gothik, der am Schlusse des XV. Jahrhunderts allgemein herrschte, sich ankündigen: dessen ungeachtet muss an diesem Skulpturwerke die Phantasie des Künstlers der dasselbe mit wechselnden Formen so reich und anmuthig belebte, die Harmonie der Verhältnisse, die Eleganz und der freie Schwung des Ganzen, das einen ästhetisch befriedigenden Eindruck übt, bewundert werden. Höchst wahrscheinlich haben wir ein Werk vor uns, das nach der Idee Raisek's ausgeführt war, dessen künstlerische Thätigkeit zu Kuttenberg in voller Blüthe stand, als die Kirche der allerh. Dreifaltigkeit aufgebaut wurde.

Ueber die Erbauung der Dreifaltigkeitskirche geben unsere Lokalquellen folgende Aufschlüsse. Kořinek berichtet (S. 297) nach einer alten Handschrift, dass diese Kirche im J. 1417 von den Gewerken Kuttenbergs gegründet worden und dass die letzteren, als man die Gründe grub, für Gottes Lohn grosse silberne Handsteine und körniges Erz herbeitrugen und in die Grundfesten legten; dass aber, als bald darauf das ganze Land in Aufruhr gerathen, der Bau eingestellt wurde, bis endlich ein reicher Gewerke, Johann Smišek von Wrchowišt im J. 1490 sich der Kirche erbarmte und dieselbe auf seine Kosten ausbauen liess. — Eine alte böhmische Aufschrift an der nördlichen Wand der Kirche berichtet hingegen, dass dieselbe im J. 1488 gegründet und im J. 1504 geweiht worden sei von dem Bischof von Sidon, einem Italiener. Die letzte Angabe stimmt mit dem Berichte der Dačicky'schen Memoiren vollkommen überein, welche (Fol. XXVIII) erwähnen: „Im Jahr 1504 dem Sonntag vor dem Gedächtniss des heil. Apostels Matthäus weihte Philipp Bischof von Sidon den Hochalter in der St. Barbarakirche wie auch den Altar in der Kirche der heil. Dreifaltigkeit vor der Stadt Kuttenberg.“ *

Der Grabstein des von Kořinek angeführten Erbauers der Dreifaltigkeitskirche, Johann Smišek v. Wrchowišt befindet sich an der Mauer nahe an der Thüre dieses Gotteshauses. Die schwer zu lesende Inschrift auf demselben lautet: Milesimo quingentesimo primo . . . Joannis festo . . . sabati . . . Generosus dominus Joannes Smissko . . . extruct . . . hu . . . ecclesie honori sanctisime Trinitatis. In der Mitte des Grabsteines stellt sich das Wappen der Familie Wrchowišt, das Einhorn, dar. Wahrscheinlich war Johann v. Wrchowišt ein Bruder des verdienstvollen Baurektors der St. Barbarakirche, Michael Smišek v. Wrchowišt, der nach dem Berichte der Dačicky'schen Gedenkbücher (Fol. XLV.) im J. 1511 in der Barbarakirche seine Ruhestätte gefunden hatte.

* Die Anwesenheit in Böhmen und die Wirksamkeit daselbst der beiden Italiener Augustinus Bischofs von Sanctuarien und Philippus de Villa nova Bischofs von Sidon, welche sich bewegen liessen die Priesterweihe den utraquistischen Theologen zu ertheilen, bildet eine interessante Episode in der Kirchengeschichte Böhmens. Aufschlüsse darüber enthalten die Stasi Letopisowé (herausgeg. von Palacky, Prag 1829) wie auch die hochwichtigen Mémoiren des Dacicky von Heslowa. Eine Zusammenstellung dieser Nachrichten findet man in meinem Aufsatze: „Das Bischofshaus zu Kuttenberg“ in Schmiedels Oesterr. Blättern 1845, Nr. 78. In neuerer Zeit hatte Herr Weselsky im Kuttenberger Archiv das lateinische Tagebuch des Bischofs Ph. v. Sidon aufgefunden, worin verzeichnet ist, wann wo und wem Bischof Philipp vom J. 1504 bis 1506 die Priesterweihe ertheilte, und welche kirchlichen Funktionen derselbe ausgeübt katte. Ueberdies fand derselbe Forscher in dem genannten Archive eine Handschrift, welche ausführliche Nachrichten über die Entstehung, Organisation und Ausdehnung der Wirksamkeit des zu jener Zeit in Kuttenberg bestandenen utraquistischen Consistoriums enthält.

Der romanische Leuchterfuss im St. Veitsdome zu Prag.

von

Carl Weiss.

Taf. XXXV.

Unter den kirchlichen Geräthen, welche aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind, gehören die Leuchter zu den selteneren Erscheinungen; weder Frankreich noch Deutschland haben davon viele besonders hervorragende Beispiele aufzuweisen und es konnten aus diesem Grunde auch über die Kunstentwicklung dieses interessanten Mobilars bisher noch nicht völlig befriedigende Untersuchungen angestellt werden. Die Ursache der selteneren Auffindung von alten Ceroferarien scheint auf folgenden Umständen zu beruhen:

Die Altarleuchter des Mittelalters waren in der Regel sehr einfach, ohne grossen Prunk und auch nach ihrem Metallwerthe minder kostspielig. Nach ihrer Bestimmung als Hälter für die Wachslichter erreichten sie gewöhnlich nur eine Höhe von höchstens 10 Zoll und wurden fast durchgehends in Messing und Bronce gegossen; es sind wenig Fälle bekannt, dass sie vergoldet oder in Silber und Gold angefertigt wurden. Als später im XVI. Jahrhundert die Leuchter aus ihrer ganz untergeordneten Stellung traten, welche sie bisher unter den kirchlichen Geräthen eingenommen und einen besondern Altarschmuck zu bilden anfingen, wurden die früheren Leuchter als unbrauchbar bei Seite geschoben und mit der veränderten Geschmacksrichtung theils umgegossen theils verworfen. Nur der Zufall hat an einigen Orten Ueberreste dieser mittelalterlichen Kunsttechnik gerettet, welche nun in Museen und Sammlungen aufgestellt das Interesse des Archäologen fesseln.

Nebst diesen Leuchtern, die unmittelbar auf der Mensa des Altares aufgestellt waren und täglich bei der Feier des heil. Messopfers im Gebrauche standen, kannte übrigens das Mittelalter auch Leuchter von grösseren Dimensionen und kunstreicherer Gestaltung, die im Presbyterium zur Seite des Altars oder zuweilen auch vor demselben standen und entweder zu Trägern der geweihten Osterkerze oder bei hohen kirchlichen Festen verwendet wurden. Solche Leuchter, die — weil sie häufig mehrere Arme besassen, Polykandellen genannt wurden — sind noch seltener und nebst jenen, die sich in einigen Basiliken Roms in Marmor mit eingelegten musivischen Ornamenten finden, [1] werden solche nur an wenigen Orten, wie beispielsweise in den Kirchen zu Essen, [2] Braunschweig [3] und Paderborn, [4] im städtischen Museum zu Rheims [5] u. s. w. wie auch im Privatbesitze mehrerer französischen Sammler aufbewahrt.

In Oesterreich haben sich an Leuchtern aus der mittelalterlichen Kunstepoche mehrere Beispiele erhalten. So viel uns bekannt, besitzen aus der romanischen Zeit die Stifte Kremsmünster und Göttweih noch eigentliche Altarleuchter, der Dom zu Mailand, das Stift Kloster Neuburg und der Veitsdom zu Prag vollständige Exemplare oder doch umfangreiche Theile von prachtvollen mehrarmigen Candelabern.

Der prachtvolle Mailänder Leuchter, auch der „Baum der Jungfrau“ genannt, ist gegenwärtig in Didrons „Annales archéologiques“ Gegenstand einer ausführlichen Abhandlung; der Candelaber des Stiftes Kloster

[1] Knapp und Gutensohn in dem Werke über die christlichen Basiliken Roms 1822—1827. — [2] Organ für christl. Kunst. Jahrg. 1852. Nr. 3. — [3] Schiller: Mittl. Architektur in Braunschweig. S. 23. — [4] Lübke: Mittl. Kunst in Westfalen. S. 224. — [5] Martin: Melanges d'Archéologie, tom I. und III.

Neuburg, von dem sich leider nur der Schaft erhalten hat, wurde noch nicht entsprechend gewürdigt und abgebildet; jener des Domes von Prag, von dem sich aus alter Zeit nur noch das Fussgestelle erhalten hat, ist Gegenstand der vorliegenden Beschreibung und Abbildung. [1]

Die geschichltichen Nachrichten über die Entstehung und Anfertigung des Prager Leuchterfusses sind nicht blos sehr dürftig, sondern auch in sich widersprechend. Die Widersprüche der Geschichtsschreiber rührten aber nicht daher, dass Zweifel über die Abstammung des Leuchters aus dem Jerusalem'schen Tempel angeregt wurden. Diese Tradition hatte nur den Zweck, diesem Kirchengeräthe die erhöhte Theilnahme der Gläubigen zu sichern, wie sich auch in ihr die fromme Gesinnung für Alles aussprach, was als eine Reliquie der heiligen Stätten betrachtet werden durfte. Nur über die Zeit und die Veranlassung, wodurch der Leuchter den Weg nach Mailand und Prag gefunden hat, wurden wegen Mangel an gleichzeitigen oder andern verlässigen Aufzeichnungen unsichere Behauptungen aufgestellt und die bisherigen Forschungen konnten nur so viel mit Bestimmtheit nachweisen, dass das Kunstwerk in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts durch König Wladislaw I. oder einen seiner nächsten Nachfolger in die an der Stelle des gegenwärtigen Domes bestandene Kirche gestiftet wurde. [2]

Auf welche Weise der obere Theil des Leuchters in Verlust gerathen ist, kann gleichfalls nicht angegeben werden. Der gegenwärtige Obertheil d. i. der Träger mit den Armen kam im J. 1641 unter Erzherzog Leopold Bischof von Breslau dazu, wie es dessen darauf angebrachter Schild mit der Inschrift: Leopoldus Guilielmus Archidux Austriae f. f. 1641 bezeugt.

Ebenso gehört der weisse marmorne Untersatz, worauf gegenwärtig der Leuchterfuss angebracht ist, der Zeit des Königs Wenzel IV. an, wie die an demselben umlaufende Inschrift: „Istut est candelabrum de templo Salomonis in jherusalem vi armata receptum in Medlioano per ducem et Barones Boemiae. Ao. Di. M⁰CCC⁰XCV hic locatum“ beurkundet.

Aus den vorhandenen gechichtlichen Aufzeichnungen lässt sich weiters entnehmen, dass der Standplatz des Leuchters zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener war. Im J. 1310 — mithin noch in der alten Kirche — war sein Platz vor dem Hochaltar. Im J. 1700 befand er sich ober dem Grabe des h. Johann von Nepomuk. Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts nahm man darauf Bedacht, ihn gänzlich den Blicken der Menge zu entziehen und stellte ihn unter den Altartisch der dem Grabe des h. Johann von Nepomuk gegenüber gelegenen Seitenkapelle, bis er sammt diesem Altare in die Sigismundskapelle übertragen und hinter einem Eisengitter verwahrt wurde. Gegenwärtig steht er in der St. Anna- oder Nostitz'schen Kapelle.

Nach diesen Erörterungen wollen wir auf den Kunstcharakter dieses interessanten Leuchterfusses eingehen, um vielleicht die Lücken der Geschichte vom archäologischen Standpunkte aus annäherungsweise ergänzen zu können.

Den Untersatz desselben bildet, wie schon erwähnt, eine weisse marmorne Platte von runder Gestalt, die viel später — nämlich im XV. Jahrhundert angebracht wurde. Erst auf dieser Platte ruht das Fussgestelle, welches bis zum Knaufe eine Höhe von 1 Schuh 10 Linien und an der Stelle, wo die beiden Thierköpfe ausmünden, eine Breite von 2′ 2″ ²/₅‴ besitzt.

Dem ältesten christlichen Ritus entsprechend und in Uebereinstimmung mit dem auf den Leuchtern der romanischen Kunstepoche sich wiederholenden Ornamenten hat das Fussgestell die Form eines Tripediums, welches nach den drei Seiten hin in den Vordertheil eines drachenähnlichen Ungethüms ausmündet, nach oben hin sich verjüngt und mit einem Knaufe bekrönt ist.

In den Figuren, welche an dem oberen Theile des Leuchters zwischen Pflanzenornamenten bemerkbar sind, glauben wir zwei Hauptgruppen unterscheiden zu können. Die eine derselben erblicken wir über den drei Stützen des Leuchters, welche demselben wie schon erwähnt die Form eines Trepidiums geben. Die Stützen erscheinen in Gestalt von Drachen mit abwärts gebogenen Körpern und über die Grundfläche hinausragenden Köpfen. Auf dem Obertheile des lang gestreckten Körpers einer jeden Drachengestalt sitzt eine

[1] Berichtigen müssen wir hier eine irrthümliche Ansicht, welche über die Leuchter von Kloster Neuburg und Prag sich geltend zu machen suchte. Man hatte nämlich die Behauptung aufgestellt, dass der im Kloster Neuburg befindliche Schaft ursprünglich dem Prager Leuchterfusse angehörte. Eine einfache Vergleichung beider Kirchengeräthe führt zur Ueberzeugung, dass ein so dicker und grosser Schaft nie dem Fussgestelle angehört haben kann, welches im Prager Dome aufbewahrt ist.

[2] Dr. Legis Glückselig: Der Prager Veitsdom in historisch-archäologischer Hinsicht. Prag. Medau, 1856.

nackte männliche Figur, welche vorne von einem Ungethüme, rückwärts von einem Löwen bedrohtist. Jede der Figuren unterscheidet sich durch ihre Haltung und Gesichtsbildung. Die Eine derselben, welche auf unserer Abbildung ersichtlich ist, wehrt mit der einen Hand den Löwen und mit der zweiten das Ungethüm ab. Die zweite und dritte Figur haben den einen Arm in dem Rachen des Löwen, während der zweite der Drachengestalt zugewendet ist.

Als zweite Hauptgruppe betrachten wir die drei männlichen Gestalten, welche zwischen den Füssen des Leuchters und von durchbrochenen Pflanzenverschlingungen umgeben, ersichtlich sind. Die eine derselben, mit starkem Barthaar und einer Toga bekleidet, hält in jeder Hand einen Zweig; (*Fig. 1.*) die zweite der Figuren mit einem ähnlichen Gewande bedeckt, jedoch ohne Bart und mit dem Gesichtsausdruck eines Jünglings hat beide Arme ausgestreckt (Taf. XXXV), und die dritte derselben in eine Toga gehüllt mit starkem Barthaar und der

Fig. 1.



Fig. 2.



Physiognomie eines ältern Mannes hält gleichfalls in beiden Händen einen Zweig. (*Fig. 2.*) Die Füsse einer jeden Gestalt sind von dem Rachen zweier drachenähnlicher Ungethüme angefasst.

Indem wir von jenen allgemeinen Deutungsversuchen abgehen, welche in dieser wie in einer Reihe ähnlicher Darstellungen eben nur den Kampf des guten mit dem bösen Principe und somit das Ringen zweier feindseligen Elemente erblicken wollen, lenken wir unter den figuralischen Darstellungen unseres Leuchters, womit die drei Fussstützen in ihrem ornamentalen Aufbaue geschmückt sind, die Aufmerksamkeit auf jene männlichen Gestalten, deren Hand von dem Rachen eines Ungeheuers erfasst ist. Da dieselbe Vorstellungsweise auch in vielen andern Ceroferarien wiederkehrt und bei einem derselben diese männliche Figur im Kampfe mit dem Ungeheuer begriffen nur mehr den Stumpf des Armes aufweist, so konnte das Gemeinsame dieser Kampfscene dem Augenmerke der Archäologen nicht entgehen, und ihr Bemühen war dahin gerichtet, den symbolischen Grundgedanken zu erforschen und festzustellen, wodurch Sinn und Bedeutung in diese phantasiereiche Composition gebracht werden könnte. Um unsere Leser mit einer der gewichtigsten Stimmen bekannt zu machen, wollen wir des zwar geistreichen, aber wie uns dünkt nicht stichhaltigen Deutungsversuches erwähnen, den der berühmte Forscher auf dem Gebiete christlicher Archälogie, Arthur Martin erst kürzlich angestellt hat.[1] Er bezieht diese Kampfscene auf die nordische Sage von „Lockis böser Nachkommenschaft und Fenriers Fesselung." Wie wir K. Simrocks[2] Darstellung dieser Mythe entnehmen, sind unter Lockis (dem Urheber alles Verderblichen in der Welt) böser Abstammung die drei Söhne zu verstehen, welche ihm von Angurboda, einem Riesenweibe in Jötunheim geboren und von dem Allvater zu sich genommen wurden, weil die Götter durch Weissagung erkannten, dass ihnen von diesen Geschwistern Verrath und grosses Unheil bevorstände. Das eine Kind, die Midgardschlange, warf er in die tiefe See, welche alle Länder umgibt, wo die Schlange zu solcher Grösse erwuchs, dass sie mitten im Meer um alle Länder liegt und sich in den Schwanz beisst; das zweite Kind „Hel" warf er hinab nach Niflheim und gab ihm Gewalt über neun Welten; das dritte Kind, „Fenriswolf" erzogen die Götter bei sich, von denen nur Tyr der Kriegsgott den Muth hatte zu ihm zu gehen und ihn zu füttern. Als der Wolf mit jedem Tage wuchs und alle Vorhersagungen meldeten, dass er zu ihrem Verderben bestimmt sei, da fassten die Asen den Beschluss eine sehr starke Fessel zu machen

[1] Melanges, d'Archéologie a. a. O. — [2] Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen. Bonn, Ad. Marcus, 1855. S. 14.

und baten den Wolf seine Kraft an dieser Fessel zu versuchen. Er liess sich dieselbe anlegen, brach sie aber das erste Mal, als er sie streckte. Und als die Asen dasselbe mit einer halbmal stärkeren Fessel versuchten, und diese, nachdem der Wolf sie auf den Boden geworfen, in Stücke zerbrach, da fürchteten die Götter, dass sie Fenrirs nicht binden könnten. Hierauf liess der Allvater von einigen Zwergen in Swerthalfaheim eine Fessel aus sechserlei Dingen verfertigen, die schlicht und weich wie ein Seidenband, aber doch stark und fest war. Die Asen suchten den Fenriswolf zu bereden, sich damit fesseln zu lassen. Nach langem Zögern willigte der Wolf, weil er Hinterlist fürchtete, unter der Bedingung ein, dass Einer von den Asen zum Unterpfand die Hand in seinen Mund lege, zum Zeichen, dass es ohne Falsch hergeht. Da sah ein Ase den andern an, und keiner wollte seine Hand herleihen, bie endlich Tyr seine Rechte darbot und sie dem Wolf in den Mund legte. Und da der Wolf sich reckte, erhärtete das Bund, und je mehr er sich anstrengte, desto stärker wurde dasselbe. Alle lachten ausser Tyr, denn er verlor seine Hand. Den gefesselten Wolf zogen sie am Ende des Strickes durch einen grossen Felsen und befestigten den Felsen tief im Grunde der Erde.

An diese Mythe knüpft Martin die Deutung der erwähnten Kampfscenen auf romanischen Leuchtern; er erklärt die Gestalt, welche die Hand im Rachen des Ungethüms hat, für den Asen Tyr und bezieht den Mythos auf die Naturerscheinungen und die Lichtphänomene des Tages und der Nacht, die Umwandlung des Wolfes Fenris in die Drachengestalt, in welcher Form auf den von ihm erwähnten Ceroferarien das feindliche Ungethüm auftritt, erklärt er durch die mythologische Anreihung dieses Wolfen an den Drachen Nidoggr, welcher gleichfalls in diesem Mythos eine bedeutungsvolle Rolle spielt und auch in Baumgestalt und mannigfachen Verzweigungen bis in die Höhen des Himmels und die Tiefen des Abgrundes reichend, Alles mit seinem Geäste umschlungen hält. Wir verkennen nicht, dass dieser sinnvolle Mythos sich auf alle derartigen Darstellungen der romanischen Leuchter leicht anwenden lasse; demungeachtet vermögen wir dieser Hypothese nicht beizustimmen. Es leitet uns hiebei die Betrachtung, dass weder auf die Kunstformen des frühen Mittelalters noch auf deren geistigen Gehalt ein Einfluss nordischer Sagen nachweisbar ist. Wie sollten auch die poetischen Klänge der Edda hinübergedrungen sein über Land und Meer an die Kunststätten, von denen die Formenanregung für das romanische Kunstgebiet mehr oder weniger ausging? Und welche weit gegliederte Verbreitung müsste dieser Mythos gefunden haben, dass er aus seiner unbefangenen Objectivität gelöst und für christliche Lehren hätte ausgedeutet und umgebildet werden können. Selbst auf die Gefahr hin, dass eine Reihe symbolischer Gestaltungen des Mittelalters für lange hinaus, ja auch für immer ungedeutet bleibe, geben wir desshalb eine Hypothese auf, die im Widerspruche mit den Grundlagen aller bisherigen Forschungen auf dem Gebiete christlicher Symbolik steht, den mühsam errungenen wissenschaftlichen Resultaten argen Zwang anthun und völlig fremde Gebiete in die feststehenden Anschauungskreise christlicher Denkmale einführen würde. Was die figuralischen und ornamentalen Gestaltungen der romanischen Leuchterfüsse anbelangt, so werden sie ohnehin Jenen nicht fremdartig erscheinen, welche einerseits mit den wechselvollen Verzierungsweisen von Miniaturen, anderseits mit den phantastischen Formbildungen der orientalischen Kunst vertraut geworden sind, deren Zug ins Abendland noch immer der Aufklärung harrt; er wird im Stande sein, die Elemente derselben auf die ihnen zu Grunde liegenden Anregungen zurückzuführen, wobei aber freilich in den meisten Fällen auf den Versuch einer Deutung im christlichen Sinne verzichtet werden muss.

Was den Zeitpunkt der Anfertigung des Prager Leuchterfusses anbelangt, so weisen der Charakter der Figuren und der Ornamente, sowie überhaupt die Kunstformen mit ziemlicher Bestimmtheit auf die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts hin, so dass wir nicht Anstand nehmen, die Zeit der Anfertigung desselben in jene Epoche zu setzen.

Wir haben noch einige Worte über den gegenwärtig auf unserem Leuchterfuss gestellten Candelaber beizufügen. Derselbe ist, wiewohl mit den Formen des Fusses nicht zusammenstimmend, ein gelungenes Werk der Renaissance und aus Erz geformt. Die Ornamente sind flach gearbeitet. Auf den vier Trägern wurden in ganz barockem Geschmacke vier Brustbilder angebracht, von denen zwei Bischöfe und die andern zwei Herzoge darstellen, von letzteren dürfte vermuthlich eines das Brustbild des Herzogs Leopold Wilhelm sein. Auf den Trichter wurde das Lamm Gottes mit der Fahne gestellt.

INHALTS-VERZEICHNISS DES ERSTEN BANDES.

Vorwort.
Heiligenkreuz. Seite
a) Historische Einleitung von Joseph Feil 3 bis 41
b) Beschreibung des Stiftes von Dr. G. Heider 42 „ 54
Gothische Monstranze zu Sedletz in Böhmen von Dr. G. Heider 55 „ 57
Gothischer Altarschrank zu Cilli in Steiermark 58 „ 68
Die romanische Kirche St. Ják in Ungarn von Professor R. von Eitelberger 69 „ 76
Fünfkirchen . 76 „ 80
Felsö-Öers . 80
Tichany . 81
Ocza . 81
St. Ják . 82 bis 89
Horpácz . 90 „ 91
Martinsberg . 92
Zsámbúk . 93 „ 94
Die Domkirche zu Parenzo in Istrien von Professor R. v. Eitelberger 95 „ 113
Der Patriarchensitz und die Kanzel zu Grado und das Baptisterium zu Aquileja von Professor R. v. Eitelberger . 114 „ 124
Der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken 125 „ 135
Der Reliquienschrein zu Salzburg von Fr. Bock 136 „ 140
Die gothische Kirche zu Bruck an der Mur von Fr. Bock 141 „ 151
Die Domkirche zum heiligen Vigilius in Trient.
a) Historische Einleitung von R. Kink . 152 „ 155
b) Baubeschreibung von Prof. A. Messmer 156 „ 165
Der Taufbrunnen der erzbischöflichen Metropolitankirche zu Salzburg von Fr. Bock 166 „ 170
Die Kirche der heil. Barbara zu Kuttenberg von Prof. J. E. Wocel 171 „ 194
Das Tabernakel in der Kirche der Dreifaltigkeit von Prof. J. E. Wocel 195 „ 196
Der romanische Leuchterfuss im Dome zu Prag von C. Weiss 197 „ 200

VERZEICHNISS DER TAFELN.

Titel in Farbendruck.
Dedicationsblatt in Farbendruck.
Taf. I. Grundriss des Stiftes Heiligenkreuz.
„ II. Vordere Ansicht der Stiftskirche zu Heiligenkreuz.
„ III. Zwei Travées aus der Stiftskirche zu Heiligenkreuz.
„ IV. Perspectivische Ansicht des Kreuzganges zu Heiligenkreuz.
„ V. Farbige Glasfenster aus dem Brunnenhause zu Heiligenkreuz.
„ VI. Glasfenster aus dem Stiftskreuzgange zu Heiligenkreuz.
„ VII. Gothische Monstranz aus der Kirche zu Sedletz in Böhmen.
„ VIII. Gothischer Altarschrank aus der Pfarrkirche zu Cilli in Steiermark.
„ IX. Grundriss von St. Ják.
„ X. Perspectivische Ansicht der Vorderseite der Kirche zu St. Ják.
„ XI. Ansicht des Portals zu St. Ják.
„ XII. Perspectivische Ansicht der Rückseite der Kirche zu St. Ják.
„ XIII. Aeussere Ansicht der Domkirche zu Parenzo in Istrien.
„ XIV. Einzelne Säulen und Kapitäle aus derselben.
„ XV. Innere Ansicht der Domkirche.
„ XVI. Abbildung der Steinmosaik oberhalb des Bischofsitzes in derselben.
„ XVII. Patriarchensitz zu Grado.
„ XVIII. Kanzel daselbst.
„ XIX. Der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich.
„ XX. Reliquienschrein zu Salzburg.
„ XXI. u. XXII. Die gothische Thüre zu Bruck an der Mur.
„ XXIII. Grundriss der Domkirche zum heiligen Vigilius in Trient.
„ XXIV. Innere Ansicht derselben.
„ XXV. Aeussere Ansicht derselben.
„ XXVI. Portal derselben.
„ XXVII. Taufbrunnen im Dome von Salzburg.
„ XXVIII. Grundriss der Barbarakirche zu Kuttenberg.
„ XXIX. Profile der Barbarakirche.
„ XXX. Durchschnitt derselben.
„ XXXI. Seitenansicht derselben.
„ XXXII. Choransicht derselben.
„ XXXIII. Chorstühle aus derselben.
„ XXXIV. Tabernakel aus Kuttenberg.
„ XXXV. Leuchterfuss aus dem Dome zu Prag.

Staatl. Bibliothek Passau

2°OS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heider, Gustav Adolph, 1819-1897 / Heider, Gustav Adolph, / Eitelberger von Edelberg, Rudolf,

Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates

Bd.: 1,1

Stuttgart 1858

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/a OS 184-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11348668-3